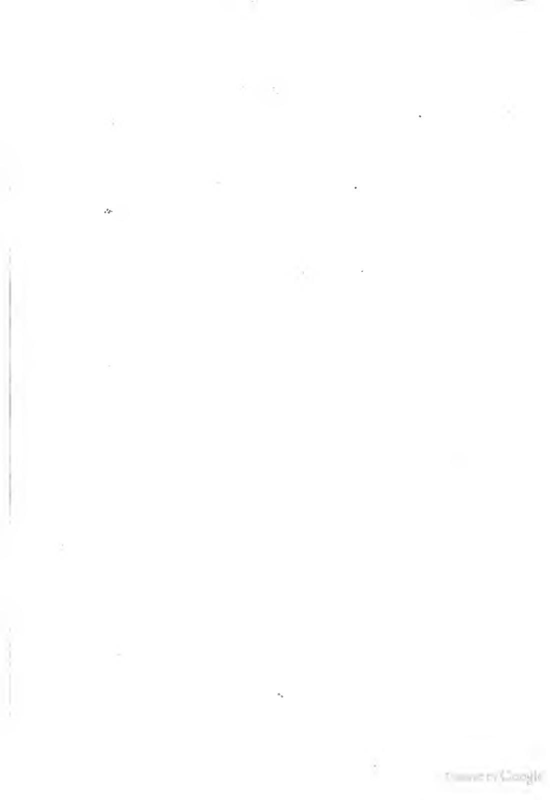


Tausend und eine nacht

August Lewald, Gustav Weil







Tausend und eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum ersten Male

aus dem arabischen Urtext

treu übersetzt

von

Dr. Gustav Weil.

Mit 2000 Bildern und Vignetten von F. Groß.

Zweiter Band.

Pforzheim.
Dennig, Finck & C°
1839.



Zweihundert und fünfzigste Nacht.

Die Sultanin Scheherſad fuhr fort, den Sultan mit ihren ſchönen Geſchichten zu unterhalten, und begann nun die

Geſchichte vom Zauberpferde.

Herr! man erzählt: Es herrſchte einmal vor undenklichen Zeiten ein König in Perſien, Namens Sabur, der war der größte und mächtigſte unter allen Herrſchern ſeiner Zeit, und beſaß unermeßliche Länder und Reichthümer, die von einer zahlloſen Armee vertheidigt wurden. Er war aber eben ſo berühmt wegen ſeiner ſchönen Tugenden, als wegen ſeiner

furchtbaren Macht und Größe, denn er war nicht allein ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, gewandt und voll Unternehmungsgeist, sondern sein Herz war auch eben so weich und theilnahmsvoll, als sein Verstand scharf und durchdringend; seine Hand war eben so mildthätig und freigebig gegen die Armen, als für den Bösen furchtbar und strafend. Er war ein Trost für den Unglücklichen und Beladenen, und der Verstoßene und Verfolgte fand stets eine Freistätte bei ihm. Seine Verwandten liebte er zärtlich, gegen die Fremden war er milde, und nie wurde ein Fall bekannt, daß ein Unterdrückter ihn vergebens um Recht gegen die Gewalt angefleht hätte. Er war Vater von drei Mädchen und einem Sohne, deren Besitz ihn noch glücklicher machte, als die Bewunderung der Welt und die fast an Anbetung grenzende Liebe seines Volkes.

Dieser König feierte jährlich zwei Feste, Niradj und Murhadjam, die über sein unermeßliches Reich bis in die kleinste Hütte des kleinsten Dörfchens hinein Freude und Jubel verbreiteten. Was nur gehen konnte kam herbei, und mehr als einen Monat vor den Festen waren schon alle Landstraßen voll Reisender, die zu Wagen, zu Pferde und zu Fuße nach der Hauptstadt eilten, wo der König sein ganzes Volk in den Straßen und Plätzen der Stadt und auf einer unübersehbaren Ebene außerhalb derselben bewirthete.

Tausende von Gold- und Silbermünzen, kostbare Stoffe und Waaren aller Art wurden unter das Volk vertheilt, und alle Gefangene begnadigt und freigelassen. Alle Wachen wurden eingezogen, ja nicht einmal im Palaste blieb ein Aufseher oder Wachoffizier stehen, so daß Jedermann durch die herrlichen Säle und Gänge, durch die Gärten und selbst die Schatzkammer, wo die Reichthümer ganzer Welten aufgehäuft lagen, ohne Hinderniß gehen konnte. Nur der Harem allein blieb nach Gottes Gebot verschlossen; aber die Verschnittenen davor hatten ihre Schwerter in der Scheide und trugen silberne Stäbe mit goldenen Knöpfen in den Händen. Der König selbst saß in dem kostbarsten Saale auf seinem goldenen Throne, und das Volk ging in langen Reihen vom Morgen bis zum Abend zu ihm hinein, um ihn zu begrüßen und ihm Glück zu wünschen zu dem Feste und der Gnade Gottes. Wer es vermochte, brachte ihm ein Geschenk, sey es ein kostbares Erzeugniß des Bodens oder der Kunst, oder auch nur eine besonders schöne Blume und dergleichen. Der König nahm Alles, auch das Unbedeutendste, mit Güte und freundlicher Herablassung an, vorzüglich aber war er erfreut, wenn man ihm schöne Erfindungen und andere von Nachdenken und Geist zeugende Dinge überreichte; denn er war ein sehr großer Freund der Philosophie, Mathematik, Astrologie und anderer schönen Wissenschaften.

Nun traf es sich an einem dieser Festtage, daß drei äußerst gelehrte und erstaunlich weise Männer in seine Stadt kamen. Sie waren alle Drei aus verschiedenen Ländern und sprachen auch verschiedene Sprachen. Der Eine war ein Indier, der Andere ein Grieche und der Dritte ein Perser.

Der Indier war ein Mann in den besten Jahren, jedoch von schmächtigem Körperbau, und in seiner ganzen Gestalt prägte sich die Ruhe und der Gleichmuth aus, die das Merkmal dieser Stämme sind. Seine Kleidung bestand aus einem Gewand, das wenig von dem unsrigen abwich, nur war es eher etwas einfacher; dagegen trug er auf der Brust ein Amulet, das von der größten Kunst zeugte, und dem der wunderhafteste Einfluß zugeschrieben ward.

Der Grieche war etwas älter und schien verschlagener zu seyn, als die beiden Andern; denn während Jeder von ihnen einen gewissen Ernst und Selbstgefühl zeigte, sprach aus jedem Zuge seines Antlitzes List, Neid und Bosheit.

Was jedoch den Perser betraf, so war er zwar ein Mann von ausgezeichneter Häßlichkeit, aber doch der Klügste von ihnen. Auch ward seine Häßlichkeit noch durch den Anzug vermehrt; denn er trug eine hohe schwarze Mütze, die mit Bändern an seinen Kopf festgebunden war. Außerdem hatte er noch einen langen dunkeln Kaftan an und trug einen Zauberstab in der Hand, so daß seine Erscheinung der merkwürdigsten Art war.

Der Indier ging zuerst zum König, warf sich vor dem Fuße des Thrones nieder und übergab ihm, indem er zum Feste Glück wünschte, ein höchst bewunderungswürdiges Geschenk. Es war eine mit kostbaren Edelsteinen verzierte goldene Bildsäule, die ein goldenes Horn in der Hand hielt. Alle Anwesende brachen in laute Bewunderungsrufe aus über die Pracht und die Schönheit dieses Geschenkes, und nachdem der König dasselbe von allen Seiten genau betrachtet hatte, sagte er zu dem Indier: „Höchst weiser Mann, so wunderbar schön auch dieses Bildniß ist, so kann ich doch nicht einsehen, zu welchem Zwecke es dienen soll, und Schönheit ohne Nutzen ist eine todte Geburt.“ — „Großer Herr und König!“ antwortete der Weise: „In diesem Bildnisse ist eine Kraft, die dir Tausende von Soldaten und Polizeibeamten erspart und dein Leben viel besser beschützen wird, als sie. Denn dieser goldene Mann zeigt dir die entfernteste Gefahr an, ehe ein Mensch sie nur ahnen kann; ja, er thut noch viel mehr als dies, er vernichtet die Gefahr, ehe die Bösen an die Ausführung ihres Planes kommen.“ Die Hofleute sahen bei diesen Worten des Indiers zuerst sich unter einander, dann den König, dann den Weisen an, dann lachten sie und

winkten einander zu, als wollten sie sagen: der gelehrte Mann da ist verrückt und weiß nicht, was er redet. Der König aber beugte den Kopf zur Erde und nach einigem Bedenken schüttelte er ihn ungläubig und fragte den Weisen, wie das zu verstehen sey? „Herr," erwiderte der Indier lächelnd, indem er im Kreise um sich sah, „dieses Bildniß hat die für dich unbezahlbare Eigenschaft, daß, wenn ein Spion in die Stadt kommt, oder irgendwer einen Entschluß gegen dein Leben faßt, es sogleich in das goldne Horn stößt, und der Schall dieses Horns wird in dem Herzen des Bösewichts, sey er auch eine Stunde von hier, am entferntesten Thore, so furchtbar widerhallen, daß er sogleich zu zittern anfangen und unter brennenden Schmerzen todt niederfallen wird." Manche der Hofleute wurden bleich bei diesen Worten, und als der Indier sie lächelnd fragte, ob sie einen Versuch machen wollten, entschuldigten sie sich, wie es guten Hofleuten ziemt, mit der Versicherung, es sey ihnen, selbst wenn sie wollten, rein unmöglich, einem Gedanken in ihrem treuen Herzen Raum zu geben, der nicht für das Wohl ihres Herrn und Gebieters sey. Der König, selbst im höchsten Grade überrascht von den Worten des Indiers, sagte zu ihm: „Ob ich gleich zu Gott hoffe, daß ich nie den Ton des goldnen Hornes hören werde, so nehme ich doch dein Geschenk an, und da ich nicht weiß, womit ich ein solches Geschenk erwidern soll, so gebe ich dir mein königliches Wort, daß ich dir im Voraus Alles gewähre, um was du mich auch bitten magst." Ehe der Indier aber antworten konnte, drängte sich der griechische Weise durch den Kreis der Umstehenden, warf sich dem König zu Füßen und überreichte ihm ein kunstreich gearbeitetes silbernes Becken, in dessen Mitte ein goldner Pfau saß, rundherum umgeben von 24 Jungen. Die Federn waren aus wunderfein gesponnenem Golde, das mit unendlich kleinen Diamanten und andern Edelsteinen wie übersät war; die Augen an den Schwanzfedern waren aus größern, äußerst werthvollen Edelsteinen zusammengesetzt. Die täuschende Nachahmung der Natur und die fast unbegreifliche Feinheit und Pracht dieser Arbeit erregten ein eben so großes Staunen, als der Mann mit dem goldnen Horn, und nachdem der König es lange in stummer Bewunderung betrachtet hatte, fragte er den Weisen, was der Zweck dieses Werkes sey, zu dessen Ausführung ein Menschenalter kaum hinreichend scheine. „Mächtiger Herr und König!" erwiderte der Grieche, „wär' ein Menschenalter auch dreimal so lang, als es ist, es würde dennoch nicht vergeblich geopfert für das Schaffen eines Werks, das, wie dieser Vogel, die Zeit des Menschenlebens verlängert, indem es uns den unaufhaltsamen Flug desselben vor die Augen führt, und uns dadurch mahnt, sie zu benutzen. Dieser Pfau hier wird nach Verfluß jeder Stunde eins seiner Jungen verschlingen und so die Tageszeit anzeigen.

Hat er aber alle verschlungen, so darf man nur an diesem diamantnen Knopfe drücken, dann kommen sie alle wieder hervor. Nach 24 Stunden aber wird er jedesmal den Schnabel öffnen, und darinnen wird der Mond erscheinen, wie er gerade am Himmel steht." Als der König das hörte, sagte er: „Gott ist ewig, aber der Mensch ist sterblich und kurz die Zeit seines Lebens. Dein Werk, o Weiser, ist eine Gabe, die ich nicht nach ihrem Werthe zu belohnen vermag; wähle aber, wonach dein Herz gelüstet, und jeder deiner Wünsche soll erfüllt werden." Während aber der Grieche sich noch besann, was er sich erbitten solle, trat der persische Weise hervor, beugte sich zur Erde und überreichte dem König ein Pferd, das er an goldnen Zügeln führte. Jedermann war entzückt über das Ebenmaß und die Schönheit dieses Pferdes, das, mit Gold und Edelsteinen beschlagen, vollkommen ausgerüstet war mit prächtigem königlichen Sattel, Zaum und Steigbügeln. Als aber die Hofleute es befühlten und entdeckten, daß es kein natürliches, sondern ein aus Ebenholz verfertigtes Pferd war, da wollten ihre Ausrufe der Bewunderung und Freude gar kein Ende mehr nehmen. Der König aber sah sie zornig an und sagte: „Ihr Thoren, ein Stück Holz gilt euch mehr als das Leben, und das Werk eines Menschen verwirrt euern blöden Verstand mehr als die Werke des Allmächtigen. Ich sage euch, der schlechteste Karrengaul des ärmsten Bauern ist mehr werth, als das prachtvolle, aber unnütze Ding da, das nur ein kunstreich gearbeitetes Stück Holz ist." Der Weise aber nahm das Wort und sprach: „Ob ich es gleich nicht wage, o Herr der Erde, mein Geschenk denen der beiden andern Weisen, die mir zuvorgekommen, gleichzustellen, so hat dennoch dieses Pferd Eigenschaften, die es weit über alle natürliche Pferde setzt. Der goldne Mann des Indiers beschützt dein Leben; der Pfau des Griechen warnt dich, es ungenützt verfliegen zu lassen, mein Pferd aber setzt dich in Stand, dein Leben wirklich zu benützen, und in einem Tage das zu thun, wozu Andere ein Jahr brauchen. Dieses hölzerne Pferd hier trägt dich in einem Tage weiter als ein wirkliches in einem Jahre; denn es fliegt in der Luft wie ein Adler. Kein Meer ist zu groß und zu stürmisch, kein Gebirge zu hoch und zu unwegsam, du kannst es überfliegen auf diesem Rosse. Wozu jedoch Worte, wo ich Beweise geben kann. Befehle nur, o Herr, und ich erhebe mich vor deinen Augen in die Luft und jage durch die Wolken dahin, wie keiner deiner besten Renner auf der ebensten Bahn." Der König war im höchsten Grade erstaunt über das Zusammentreffen dieser drei Wunder an einem Tage und sagte zu dem Perser: „Bei dem erhabenen Gott, dem milden Schöpfer und Erhalter der Menschen, wenn du die Wahrheit gesprochen hast und deine Rede sich bewährt, so gewähre ich dir im Voraus jede Bitte, die du an mich stellen magst." Dann setzte er,

sich zu den beiden andern Weisen wendend, hinzu: „Kommt morgen wieder zu mir, ihr Gelehrten und weisen Männer, um mir den Mechanismus eurer wunderbaren Erfindungen zu zeigen und eure im Voraus gewährten Bitten mitzutheilen."

Am andern Morgen kamen also die drei Weisen in den Palast, wo sie der König mit seinem ganzen Hofstaate auf einer Terrasse erwartete. Nachdem der Grieche und der Indier ihre Werke wiederholt gezeigt und in Bewegung gesetzt hatten, setzte der persische Weise den Fuß in den Steigbügel, schwang sich auf das Pferd und fragte den König, ob es ihm gefällig sey, sich nun auch von der Wahrhaftigkeit seiner Worte zu überzeugen. Der König winkte ihm mit der Hand, und nachdem der Perser einen Wirbel am Halse des Pferdes umgedreht hatte, erhob sich das Pferd mit unglaublicher Schnelligkeit in die Höhe. Der König und sein Hofstaat blickten sprachlos vor Erstaunen dem wunderbaren Reiter nach, der bald nur noch wie ein Adler, dann wie ein Sperling und endlich klein wie eine Mücke erschien, bis er ganz im Azur verschwand. Nach einer Weile erschien er wieder und ließ sich langsam bis zur Höhe der Zinnen des Palastes herab, flog um dieselben in den kunstreichsten Wendungen, brach von der Spitze der höchsten Palme einen Zweig ab und ließ sich dann wieder auf der Terrasse vor dem König nieder, dem er den Palmzweig überreichte. Der König gerieth beinahe außer sich vor Freude und sagte zu den Weisen: „Ihr habt eure Versprechen erfüllt und die Wahrheit eurer Worte durch die That bewiesen; nun ist es an mir, auch mein Versprechen in Erfüllung gehen zu lassen. Fordre Jeder von mir, was er will, er soll es auf der Stelle haben." — Die Weisen hatten aber schon den Abend vorher unter einander berathen, welche Bitte sie an den König stellen sollten. Der Indier hatte gerathen, eine Statthalterschaft zu fordern; der Grieche hatte vorgeschlagen, hundert Kameele voll Waaren und Gold zu verlangen; der Perser aber schüttelte zu alle dem den Kopf und meinte: „Statthalterschaften kann uns der König wieder nehmen, Güter und Geld können uns Räuber unterwegs entreißen; wir müssen aber Eines wie das Andere vermeiden, und uns den wohlverdienten Lohn durch ein Mittel sichern, das ich wohl überlegt habe und euch nun mittheilen werde. Der König hat drei Töchter, eine schöner als die andere, diese wollen wir zu Gemahlinnen verlangen, so wird er uns Statthalterschaften und Gold noch obendrein geben und erhalten müssen. Ich nehme die Jüngste, ihr könnt euch in die beiden Andern theilen." Nach einigem Bedenken gingen der Indier und der Grieche auf diesen Vorschlag ein, und so sprach denn der Perser zu dem König: „Wenn der König, unser Herr, mit uns zufrieden ist, unsere Geschenke annimmt und uns erlaubt, etwas zu erbitten, so möchten wir, daß der König, der doch gewiß sein Wort nicht brechen wird, uns seine



drei Töchter gebe und uns zu seinen Schwiegersöhnen annehme." Der König runzelte zwar die Stirne, als er diese freche Bitte hörte, doch faßte er sich gleich wieder und sagte: „Ich werde mein königliches Wort halten und eurer Bitte willfahren. Man rufe sogleich den Kadhi zu Abfassung der Ehecontracte!"

Die Prinzessinnen hatten aber hinter einem Vorhange dem Schauspiele zugesehen, und als sie hörten, welche Wendung die Sache nahm, blickten sie nach den Weisen, ihren bestimmten Gemahlen. Die beiden Aeltern waren mit ihrer Untersuchung nicht sehr unzufrieden, der Grieche und der Indier waren hübsche, noch nicht allzu alte Männer; als aber die Jüngste ihren künftigen Gemahl, den Perser, betrachtete, entdeckte sie mit Schaudern, daß es ein hundertjähriger Greis war, mit einer Stirne voll Runzeln und Falten, dem alle Haare des Hauptes, der Augenbrauen und des Bartes ausgefallen waren. Seine Augen waren roth und triefend, und seine Wangen so abscheulich gelb und eingefallen, daß man jeden Knochen seines Gesichts sehen konnte. Er hatte eine Nase wie Bedindjan;[1] seine paar Zähne waren braun und locker; seine Lippen blau und lappig, wie Kameelnieren, und seine ganze Haut eingeschrumpft und lederfarben. In der That, er war ein Wunder von Häßlichkeit und von einer ganz unbekannten Raçe; der Abscheulichste unter allen Menschen, glich er ganz und gar einem Teufel, so daß selbst die Vögel vor ihm in ihr Nest flohen. Und dieses Ungethüm sollte der Gatte eines Mädchens werden, das das schönste und liebenswürdigste ihrer Zeit war; flinker

[1] Ein Gemüse in der Form von Gurken.

als eine Gazelle, zarter als ein Zephyr, übertraf sie den Mond an Glanz und milder Schönheit; sie beschämte alle Baumzweige, wenn sie sich sanft neigte, und keine Gazelle kam ihr gleich in der Geschwindigkeit und Kühnheit der Wendungen. Wie schön auch ihre Schwestern waren, sie verschwanden vor ihrer Schönheit, wie die Sterne vor der Sonne.

Hier schloß die Sultanin Scheherfad ihre Erzählung, die sie in der folgenden Nacht mit diesen Worten fortsetzte:





Zweihundert

und

einundfünfzigste Nacht.

Als diese Prinzessin nun ihren Bräutigam sah, eilte sie jammernd in ihr Gemach, streute Erde auf ihr Haupt, zerriß ihre Kleider und fing an unter lautem Weinen und Wehklagen sich Gesicht und Brust zu zerschlagen. Ihr Bruder, der sie weit mehr als seine andern Schwestern liebte, kam eben von der Jagd zurück. Wie er nun ihr herzzerreißendes Geschrei und Weinen hörte, eilte er schnell zu ihr hinein, hob sie auf und fragte sie, was ihr denn zugestoßen sey, sie solle ihm doch die Wahrheit sagen und nichts verhehlen. Sie schluchzte aber in Einem fort und erst auf vieles und zärtliches Bitten brach sie in die Worte aus: „Mein theurer Bruder! Gewiß, wenn deinem Vater das Schloß zu eng geworden, will ich es gerne verlassen. Hat er an mir etwas seiner Tochter Unwürdiges gesehen, will ich mich von ihm entfernen, oder will er nicht länger

mehr für mich sorgen, so gibt es für mich ja einen Gott, der mich führen und nicht verlassen wird." Ihr Bruder, der den Sinn dieser leidenschaftlichen Reden nicht recht begreifen konnte, suchte sie zu beruhigen und bat sie dann, ihm das Alles deutlicher zu sagen, denn noch wisse er den Grund nicht, warum sie so bewegt und betrübt sey. Sie antwortete: „Wisse, theurer Bruder! mein Vater hat mich mit einem Zauberer, einem wahren Teufel, verlobt, der ihm ein schwarzes hölzernes Pferd geschenkt und ihn mit seiner Zauberkunst überlistet hat. Ich aber mag diesen hundertjährigen Alten mit garstigem Gesichte und verkrüppeltem Körper nicht; ich will nicht seinetwillen auf die Welt gekommen seyn." Und mit diesen Worten brach die unglückliche Prinzessin wieder in lautes Weinen aus und rang verzweiflungsvoll ihre schönen Hände. Ihr Bruder nahm sie in die Arme und sprach ihr mit liebreichen Worten Trost und Muth ein, verließ sie dann und eilte zu seinem Vater, den er fragte: „Wer ist der Zauberer, mit welchem du meine jüngste Schwester verlobt hast, und was hat er dir für ein Geschenk gebracht, daß du seinetwillen deine Tochter vor Gram sterben lassen willst? Das soll bei Gott nicht seyn; sie, die würdig ist, einen Engel des Himmels zu heirathen, soll nicht die Gattin eines abscheulichen Zauberers werden!" Der Weise, der diese Rede mit anhörte, ergrimmte in seinem Herzen über den Prinzen und dachte auf Mittel, sich zu rächen und ihn zu verderben. Der König aber sprach zu seinem Sohne: „Wenn du das Pferd und seine Kunst gesehen haben wirst, so wirst du vor Erstaunen fast den Verstand verlieren und dich über meine Handlungsweise nicht mehr verwundern. Er befahl dann einem Diener, es herbeizuführen, und als der Prinz es sah, war er in der That von der außerordentlichen Schönheit desselben überrascht." Als ihm sein Vater sagte, daß es schneller sey, als ein natürliches, schwang er sich sogleich in den Sattel und stieß ihm die Steigbügel in den Leib. [1] Als sich aber das Pferd nicht von der Stelle bewegte, sprach der König zu dem Weisen: „Geh und zeige ihm, wie man es in Bewegung setzt, dann wird er sich wohl meinem Willen und deinem Wunsche nicht mehr widersetzen." Der Weise, der schon einen tödtlichen Haß auf den Prinzen geworfen hatte, ging mit einem Blicke voll Bosheit und Schadenfreude zu ihm hin, beugte sich zur Erde und sagte: „Gebe sich der edle Prinz, der mir seine Schwester nicht zur Frau geben will, nur die kleine Mühe, diesen Wirbel am Nacken des Pferdes umzudrehen, so wird das Pferd alle seine Wünsche befriedigen." Der Prinz, ungestüm wie er war, drehte den Wirbel um, ohne den Alten zu betrachten oder sonst noch etwas

[1] Bekanntlich dienen im Orient die spitzigen Steigbügel auch als Sporen.



zu fragen; und nun stieg das Pferd mit ihm in die Höhe und flog mit so reißender Schnelligkeit dahin, daß er bald nur wie ein kleines schwarzes Pünktchen am Himmel erschien und dann gar nicht mehr gesehen wurde. Das Alles war das Werk eines einzigen Augenblicks. Der König ward, nachdem er sich von seiner Ueberraschung etwas erholt hatte, besorgt um seinen Sohn und fragte den Weisen: „Wie kann er aber nun das Pferd wieder zur Erde lenken, oder kannst du das bewirken?" — „Herr," versetzte der Weise mit schlecht verhehlter Schadenfreude, „diese Kunst besitze ich nicht, auch ist's seine und nicht meine Schuld, wenn du ihn bis zum Auferstehungstage nicht mehr wiedersiehst. Aus Dünkel und Hochmuth verschmähte er, mich zu fragen, auf welche Weise das Pferd dahin gebracht wird, wieder niederwärts zu fliegen, und ich selbst dachte im Augenblicke nicht daran, es ihm zu sagen." Der König gerieth über diese Worte in so heftigen Zorn, daß er den Weisen schlagen und einsperren ließ. Er selbst überließ sich seinem Schmerze, schlug sich in's Gesicht und auf die Brust, jammerte und weinte. Die Thore des Palastes wurden geschlossen und alle Festlichkeiten eingestellt; nicht allein der König, seine Gemahlin und Töchter waren von diesem großen Unglück so schmerzlich berührt, sondern auch alle Stadtbewohner theilten ihren Kummer über den Verlust des Prinzen. So war auf einmal Lust in Trauer und Glück in Unglück verwandelt, und aus einem Freudentage ein Trauertag geworden.

Der Prinz, um den so viele Thränen flossen und so viele Gebete zum Himmel emporstiegen, ward indessen von dem Pferde mit unaufhaltsamer Schnelligkeit emporgetragen. Die Erde war schon längst seinen Blicken entschwunden; er fühlte sich höchst ermattet von dem reißenden Flug und machte sich schon auf seinen Tod bereit. Klug und unerschrocken aber, wie er war, raffte er noch einmal seine Kräfte zusammen und untersuchte das Pferd zu wiederholten Malen; denn, sagte er zu sich selbst, wenn ich auch sterben muß, so will ich doch vorher Alles versuchen, um mich zu retten. Es muß doch nothwendig an dem Pferde eine Vorrichtung seyn, durch die es wieder zur Erde gebracht werden kann. So untersuchte er denn das Pferd mit der größten Aufmerksamkeit, und endlich fand er auf der linken Seite des Nackens einen zweiten kleinern Wirbel, den er sogleich umdrehte. Augenblicklich bemerkte er auch, daß das Pferd in seinem Fluge inne halte und sich dann zur Erde niedersenke; wirklich sah er auch bald zu seiner großen Freude das Meer und die höchsten Gebirge im Glanze der Sonne: so näherte er sich der Erdoberfläche immer mehr und flog dann in nicht großer Entfernung darüber hin, doch kannte er keines der Länder, über welche er hinschweifte. Als es Abend ward, erblickte er ein hohes, prachtvolles Schloß mitten in einer blühenden Ebene, durch die murmelnde, silberklare Bäche flossen, wo herrliche Blumen standen und muntere Gazellen umhersprangen. Gleich darauf sah er eine große Stadt, mit einer festen Citadelle, Thürmen und hohen Mauern, und auf der andern Seite der Stadt war ein sehr hohes, großes und festes Schloß, auf dessen Zinnen er vierzig bepanzerte Sklaven, mit Schwertern, Bogen und Lanzen bewaffnet, umhergehen sah. Er dachte bei sich selbst: o wüßte ich doch nur, in welchem Lande ich mich befinde; denn die Nacht bricht an und ich finde kein Obdach! Nach einigem Nachdenken aber entschloß er sich, die Nacht auf der Terrasse des Schlosses zuzubringen und sich dann den Bewohnern desselben zu erkennen zu geben und sie um Schutz und Hülfe anzusprechen. Sogleich bemühte er sich nun, das Pferd nach dem Schlosse hinzulenken und es auf die Terrasse niederzulassen. Die Nacht war schon hereingebrochen, als ihm dies gelang und er, äußerst hungrig und durstig, abstieg. Er untersuchte, so gut es die Dunkelheit erlaubte, die Terrasse von allen Seiten, bis er endlich eine Treppe fand, die in das Innere des Schlosses hinabführte. Langsam und vorsichtig stieg er die Treppe hinunter, die sich nach und nach erhellte. Er kam auf einen breitern Gang, dessen Boden mit weißem Marmor gepflastert war und wie der Mond leuchtete; hier sah er sich überall um und bemerkte ein Licht, das aus dem Innern des Schlosses schimmerte. Als er darauf zuging, kam er an eine Thüre, vor welcher ein Sklave schlief, gleich einem von Solimans Geistern, lang wie ein

Baum und breit wie eine Matraze. Zu seiner Seite brannte ein Licht und lag ein Schwert, das wie eine Feuerflamme funkelte; nebenan aber stand ein Tischchen voll Speisen und Getränken, was dem erschöpften Prinzen ein sehr angenehmer Anblick war. Der Sklave mit dem großen Schwerte hätte wohl jeden Andern erschreckt; auch zauderte der Prinz einige Augenblicke, ob er bleiben oder zurückgehen solle, bald aber faßte er sich und sprach: „Ich rufe Gott um Hülfe an! Du, o Gott, der du mich so eben vom Untergange befreit hast, gib mir nun auch die Kraft, mein Abenteuer glücklich zu Ende zu führen!“ Mit diesen Worten streckte er die Hand nach dem Tische aus, ergriff ihn und ging damit auf die Seite, wo er sich sogleich über die herrlichen Speisen, die darauf waren, hermachte und aß und trank, bis er satt war. Dann ruhte er ein wenig aus, trug den Tisch wieder an seinen vorigen Platz, nahte sich dann auf den Zehen dem Schlafenden und zog ihm das Schwert aus der Scheide. Damit ging er vorwärts, ohne zu wissen, was die Bestimmung über ihn verhängen werde; bald erblickte er wieder ein Licht, das aus einer Thüre schimmerte, welche mit einem dünnen, durchsichtigen Vorhang bedeckt war. Er ging darauf zu, hob leise den Vorhang auf und trat in das Zimmer, wo sich ihm ein eben so überraschender als schöner Anblick darbot. In der Mitte des herrlich ausgeschmückten Zimmers stand ein Thron aus weißem Elfenbein, mit Perlen, Rubinen und andern Edelsteinen besetzt, und an dem Fuße desselben lagen vier schlafende Sklavinnen, blühend und schön wie frische Rosen. Vorsichtig näherte er sich dem Throne, um zu sehen, wer auf ihm liege, und fand ein schlafendes Mädchen, schön wie der leuchtende Mond. Ihre langen, schwarzen Haare rollten aufgelöst über die blendend weißen Schultern auf die reichen Polster, worauf sie ruhte. Nie, sagte er bei sich selbst, habe ich solche Schönheit und Anmuth, solchen Wuchs und solches Ebenmaß gesehen. In der That leuchtete ihre Stirne heller fast als der Mond, aus den halb geöffneten purpurnen Lippen blitzten Zähne hervor, so groß und zart, wie man keine Perlen in dem ganzen unermeßlichen Meere findet, ihre Nase war fein gestaltet und ihre Wangen wie Anemonen. Ueber ihrer ganzen Gestalt lag ein Liebreiz ausgegossen, daß des Prinzen Herz ganz von Liebe entbrannte und er sich nicht mehr um Gefahr und Tod kümmerte. Er näherte sich ihr zitternd und bebend, und ohne fast zu wissen, was er that, neigte er sich zu ihr und küßte sie auf ihre rechte Wange. Sie erwachte sogleich und öffnete ihre Augen, deren Blicke wie Strahlen eines Sternes auf den Prinzen fielen und ihn gänzlich verwirrten. Nachdem sie ihn einen Augenblick mit stummer Verwunderung, aber nicht ohne Wohlgefallen, betrachtet hatte, denn der Prinz war der schönste Jüngling seiner Zeit, sagte sie zu ihm: „Wer bist du, Jüngling,

und wie kommst du hieher?" Er antwortete, indem er sich auf ein Knie vor ihr niederließ und den Saum ihres Kleides küßte: „Schönste Prinzessin, ich bin dein Sklave und liebe dich mehr als mein Leben!" — „Wer aber hat dich hieher gebracht?" fragte die Prinzessin weiter, indem sie erröthete, aber nicht vor Unwillen. „Mein Gott und mein Schicksal," erwiderte der Prinz.

Bei diesen Worten bemerkte Scheherſad den Anbruch des Tages und schwieg. In der nächsten Nacht fuhr sie folgendermaßen fort:





Zweihundert und zweiundfünfzigste Nacht.

Die Prinzessin, welche mit einem der vornehmsten Männer der Stadt verlobt war, glaubte, der Prinz sey ihr Verlobter, den sie noch nie gesehen hatte; sie fragte ihn deßhalb: „Bist du der Mann, mit dem mich mein Vater verlobt hat?“ und der Prinz antwortete ohne Bedenken: „Ja, ich bin's!“ Dies erfüllte die Prinzessin mit großer Freude, denn die außerordentliche Schönheit des Prinzen hatte bereits über ihr Herz das Netz der Liebe wie ein flammendes Feuer geworfen, und es kostete sie viel Ueberwindung, die Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen zu mäßigen und die Würde zu beobachten, welche ihr königlicher Stand ihr gebot. Sie lud den Prinzen ein, sich neben ihr auf dem Throne niederzulassen, und begann erst ein gleichgültiges Gespräch, das aber bald auf die Gefühle, von welchen sie Beide überwältigt waren, überging, und so lebhaft und leidenschaftlich wurde, daß die Sklavinnen davon erwachten. Als diese den Prinzen neben ihrer Herrin sitzen sahen, erstaunten sie sehr und konnten kaum ihren Augen trauen. „O Herrin!“ fragten sie dann, „wer ist denn der junge Mann, der bei dir ist?“ — „Ich weiß es nicht,“ antwortete die Prinzessin mit einiger Verlegenheit; „ich habe ihn so bei mir gefunden, als ich erwachte. Ohne Zweifel ist es mein Verlobter, denn wie hätte er sonst gewagt, in den Harem zu dringen?“ Die Sklavinnen aber schüttelten den Kopf und sagten: „O Herrin, beim erhabenen Gott! dein Verlobter kann mit diesem jungen Manne nicht im Geringsten verglichen werden.“ Und mit diesen Worten sprangen sie auf und eilten, ehe es die überraschte Prinzessin hindern konnte, zu dem noch immer schlafenden Sklaven, weckten ihn auf und riefen ihm zu: „So bewachst du das Schloß, daß Leute hereinkommen, während wir schlafen?“ Als der

Sklave das hörte, sprang er erschrocken auf und wollte nach seinem Schwerte greifen, da er es aber nimmer fand, ging er voll Angst und Betäubung zu seiner Herrin. So wie er den Prinzen neben der Prinzessin sitzen sah, rief er ihm voll Zorn und Wuth entgegen: „Wer hat dich hieher gebracht, du Betrüger! du Dieb! du Landstreicher! Das sollst du mit deinem Leben büßen, elender Räuber!“ Bei diesen und andern Schimpfreden ergrimmte der Prinz so sehr, daß er mit dem Schwerte in der Faust wie ein Löwe aufsprang und auf den Sklaven losstürzte; dieser aber entfloh und eilte laut schreiend in die Gemächer des Königs. Die Wachen und die dienstthuenden Offiziere geboten ihm Stillschweigen und sagten ihm, der König schlafe und man dürfe ihn ohne Gefahr für sein Leben nie in seinem Schlummer stören. Der Sklave aber, ganz außer sich vor Wuth, schrie immer lauter: „Führt mich zum König, seine Ehre und sein Leben sind in Gefahr; es sind Räuber im Schloß.“ So entstand nach und nach ein solches Getöse und Hin- und Herlaufen, daß der König davon erwachte und sogleich den Hauptmann der Verschnittenen rufen ließ, um sich nach der Ursache dieses Lärmens zu erkundigen. Sobald ihm dieser gesagt hatte, daß der Sklave der Prinzessin herbeigelaufen sey und immer rufe, es seyen Räuber im Schloß, und er wolle zum König, machte er sich auf, ergriff sein Schwert und trat zu dem Sklaven hinaus, den er voll Zorn anredete: „Wehe dir! du Hund, was ist das für eine schlimme Nachricht, womit du das ganze Schloß in Aufruhr bringst und selbst meine Ruhe störst?“ — „Herr und König,“ erwiderte der Sklave, „ich schlief vor der Thüre der Prinzessin, und als ich erwachte, sah ich auf einmal einen Mann von vornehmem Aussehen und schöner Gestalt neben meiner Gebieterin sitzen; weder ich noch eine der Sklavinnen konnten begreifen, wie er hereingekommen, ob er von oben oder von unten gekommen ist.“ Ohne ein Wort zu sagen, eilte der König selbst in die Gemächer der Prinzessin, um diesen ungewöhnlichen Vorfall zu untersuchen. Als er in ihr Zimmer trat und den Prinzen neben seiner Tochter sitzen sah, gerieth er in eine unglaubliche Wuth; er zog sein Schwert, drang auf ihn ein und wollte ihm den Kopf spalten. Der Prinz aber erhob sich von dem Throne, streckte ihm sein Schwert entgegen und sagte: „Beim erhabenen Gott! wäre mir dies Haus nicht durch meinen Eintritt heilig, so würde ich dich denen, die in deiner Väter Gruft liegen, nachsenden!“

Der König, voll Ueberraschung über den Widerstand, den er fand, und die kecken Worte, die der Prinz ihm zu sagen wagte, ließ sein Schwert sinken und sagte: „Wer bist du, Betrüger? und wer ist dein Vater, daß du es wagen darfst, in solchem Tone mit mir zu reden und meine Tochter in ihrem Schlosse zu überfallen? Weißt du nicht,

Elender! daß ich der größte König der Erde bin? Bei dem erhabenen Gott, ich will dich der Welt zum Beispiel und Schrecken den martervollsten Tod sterben lassen, du Dieb! du Landstreicher!" Der Prinz lächelte mitleidig über diese Drohungen und sagte: „Herr! du setzest mich in Erstaunen durch deinen schwachen Verstand und dein grobes Benehmen! Könntest du dich auch meiner bemächtigen und mich umbringen lassen, was würde es dir nützen? Würden da die Leute nicht sagen, der König hat einen jungen Mann bei seiner Tochter gefunden und ihn tödten lassen. So würde Spott und Schande über dich kommen, und kein Mensch mehr Ehrfurcht vor dir haben. Uebrigens sind wir auch Könige, und Söhne von Königen, und wenn wir wollten, wäre es uns ein Leichtes, dich vom Throne in's Verderben zu stürzen! Doch Gott sey davor, daß je etwas Böses von mir bekannt und meine Ehre befleckt werde. Sieh mich an, und entscheide, ob du deiner Tochter einen bessern Mann wünschen kannst? Und wenn sie Prinzessin ist, so bin ich ein Sohn des Königs von Persien!" Der König, wankend gemacht durch die Festigkeit und das herrische Aussehen des Prinzen, fragte ihn: „Warum aber, wenn du ein Prinz bist, schleichst du dich in das Schlafgemach meiner Tochter, und bist nicht, wie es Sitte ist, zu mir gekommen und hast um sie angehalten?" Der Prinz hielt es bei dem augenscheinlichen Mißtrauen des Königs nicht für räthlich, ihm sein Abenteuer und das Geheimniß mit dem Pferde anzuvertrauen; er sagte daher in stolzem Tone zu ihm: „Was geschehen ist, ist geschehen, und ich bin dir keine Rechenschaft schuldig über mein Benehmen. Doch will ich dir einen Vorschlag machen, der dir zugleich Genugthuung und den Beweis geben wird, daß ich kein Landstreicher bin. Laß von deinen Truppen versammeln so viel du willst, und ich will ganz allein gegen sie kämpfen; werde ich besiegt, so magst du mich immerhin als einen Räuber behandeln lassen." Der König war sehr zufrieden mit dem Vorschlag, der ihn aus der Verlegenheit riß, wie er den Prinzen tödten lassen solle, ohne sich und seine Tochter in Schande zu bringen. „Es sey so!" sprach er, versammelte, sobald der Tag anbrach, seine Truppen auf einer Ebene vor dem Schlosse und befahl, den Prinzen, der eingeschlossen war, herbeizuführen und ihm ein Pferd und Waffen zu bringen. Der Prinz aber wies das Pferd zurück und sagte: „Nein, o König, ich will mein eigenes Pferd besteigen; befehle nur, daß man es mir von der Terrasse, wo es angebunden ist, herabhole." Der König war zwar höchst erstaunt, als er in der That oben auf der höchsten Terrasse das Pferd stehen sah, aber so sehr überwog sein Durst nach des Prinzen Blut seine sonst sehr große Neugierde, daß er, ohne weitere Fragen an den Prinzen zu richten, befahl, es sogleich herabzuholen. Das geschah, und als das Pferd von einem Jungen herbeigeführt

wurde, bewunderte der König und Jedermann die Schönheit und Stärke seiner Gestalt. Der Prinz bestieg es und winkte mit stolzer Miene dem König, seinen Truppen das Zeichen zum Angriff zu geben. Diese umringten ihn von allen Seiten und sprengten mit entblößten Waffen heran, um ihn gefangen zu nehmen oder zu erschlagen. Der Prinz ließ sie bis auf zwei Schritte heran, dann drehte er den Wirbel an der rechten Seite des Pferds, und augenblicklich erhob es sich in die Luft wie ein Vogel. Die Reiter und der König bemerkten sein Verschwinden wegen des großen Staubes nicht sogleich, und der Letztere rief immer: „Ergreift ihn, und schleppt ihn gebunden vor meine Füße." Die Soldaten aber trafen auf einander und rannten hin und her mit Schreien und Rufen, und keiner wußte, wo der Prinz hingekommen. Da sagten sie: „O König, wen sollen wir ergreifen? bei dem erhabenen Gotte! der ist ein Teufel, ein abtrünniger Geist! Gelobt sey Gott, der dich von ihm befreit hat." Der König sah voll Verwirrung und Erbitterung gen Himmel, da sah er den Prinzen hoch oben in den Lüften dahinschweben. Er hob sprachlos vor Erstaunen die Hände in die Höhe und



zeigte das Wunder seinen Offizieren und Sklaven. Keiner wußte, was er dazu sagen sollte, und so kehrten sie verwirrt und betäubt in's Schloß zurück. Der König ging in die Gemächer der Prinzessin, die indessen unter heißen Thränen für die Rettung ihres Geliebten gebetet hatte und mit Schmerzen die Nachricht über den Ausgang des Kampfes erwartete. Als ihr aber ihr Vater das Vorgefallene erzählte, da hüpfte ihr das Herz in der Brust vor Freude und sie wandte ihr Gesicht ab, um ihr Lächeln und Erröthen zu verbergen; sie hörte es kaum, als der König über den Prinzen schimpfte und sagte: „Gott verdamme diesen schlechten, betrügerischen Zauberer!“ Der König glaubte nämlich, durch solche und ähnliche Reden seine Tochter über den ihr seiner Meinung nach widerfahrenen Schimpf trösten zu müssen, und ahnte freilich nicht, daß ihr Herz für den Prinzen in Liebe entbrannt war, und die Thränen, die ihren schönen Augen jetzt entquollen, nur dem Schmerze der Trennung und der Sehnsucht nach Wiedervereinigung flossen. Nachdem er eine geraume Zeit so zu ihr gesprochen hatte, verließ er sie und kehrte in seinen Palast zurück; die Prinzessin aber brach nun in lautes Weinen und Jammern aus und konnte weder essen, noch trinken, noch schlafen.

Der Prinz Kamr al Akmar (Mond der Monde, so hieß er) durchflog indessen die Luft, bis er in das Land seines Vaters kam. Er ließ sich auf der Terrasse seines väterlichen Schlosses nieder und stieg vom Pferde; wie er die Treppe in das Schloß hinunter ging, fand er zu seinem Schrecken Asche auf die Pfosten des Schlosses gestreut, so daß er glauben mußte, es sey jemand von seinen Verwandten gestorben; er eilte in die innern Gemächer, um den Grund dieser Trauer zu erfahren, und hier fand er seinen Vater, seine Mutter und Schwestern in Trauerkleider gehüllt, mit bleichen, schmerzentstellten Gesichtern. Sein Vater sah ihn zuerst; er stieß einen lauten Schrei aus und fiel in Ohnmacht; und als er nach einer Weile in den Armen seines Sohnes wieder zu sich kam, drückte er ihn laut weinend an seine Brust. Die Königin und die Prinzessinnen, welche bis jetzt in Schmerz versunken nichts gehört noch gesehen hatten, erwachten durch die Freudenrufe des Königs aus ihrer Betäubung, und als sie aufblickten, sahen sie ihn in den Armen seines todtgeglaubten Sohnes. Sie stürzten auf ihn zu, umarmten und küßten ihn und fragten ihn unter Thränen, wie es ihm ergangen sey? Er erzählte ihnen Alles, was ihm begegnet war, von Anfang an bis zum Ende. Als er seine Erzählung geschlossen hatte, hob sein Vater die Augen gen Himmel und sagte: „Gelobt sey Gott, der Erhabene, für deine Rettung, du Freude meines Auges und Leben meines Herzens!“ Die Nachricht durchflog schnell die Stadt und verbreitete überall Jubel und Freude; man schlug Trommeln und Pauken und verwechselte die

Trauerkleider mit Freudenkleidern; die Stadt ward illuminirt und die Leute drängten sich herbei, um dem König Glück zu wünschen. Dieser ließ große Festlichkeiten anordnen, erließ alle Strafen, gab alle Gefangene frei und gab sieben Tage und sieben Nächte lang Mahlzeiten, bei denen Jedermann essen und trinken konnte, was er mochte. Dann ritt der König mit seinem Sohne durch die Straßen, damit alle Leute ihn sehen und sich seiner erfreuen konnten. Als die öffentlichen Festlichkeiten zu Ende waren, gingen die Stadtbewohner wieder nach Hause ihren Geschäften nach, der König aber begab sich mit seinem Sohne in's Schloß und feierte das glückliche Ereigniß nun auch im Kreise seiner Familie. Da sie nun so bei Tische saßen und aßen und tranken und sich belustigten, befahl der König einer sehr schönen Sklavin, die Meisterin im Lautenspiele war, etwas zu singen. Sie ergriff die Laute, schlug die Saiten und sang folgende Verse:

„Glaube nicht, daß ich in der Ferne deiner vergesse; denn was könnte ich noch denken, wenn ich dich vergäße? Die Zeit vergeht, aber meine Liebe zu dir ist ewig. Mit ihr werde ich sterben, und mit ihr werde ich wieder auferstehen!"

Bei der Recitation dieser Verse bemerkte die Sultanin Schehersad, daß der Tag angebrochen war; sie schloß daher für heute ihre Erzählung und setzte sie in der nächsten Nacht mit diesen Worten fort:





Zweihundert

und

dreiundfünfzigste Nacht.

Als der Prinz diese Verse hörte, ward sein Herz ganz entzündet von der Flamme der Sehnsucht; Schmerz und Trauer überwältigten seine Seele, und da er nicht hoffen durfte, die Einwilligung seines Vaters zur Abreise zu erhalten, so verließ er ihn heimlich, bestieg das Pferd aus Ebenholz und flog auf ihm in Einem fort, bis er das Schloß der Prinzessin erblickte. Er ließ sich wieder auf der Terrasse nieder und stieg dieselbe Treppe wie früher hinab, wo er auch den Sklaven, wie das erste Mal, schlafend fand; leise ging er an ihm vorbei auf den Vorhang zu, der die Thüre des Schlafgemaches der Prinzessin bedeckte; er trat aber nicht sogleich hinein, sondern blieb hinter dem Vorhange stehen und blickte nach seiner geliebten Prinzessin. Diese sah er wie das erste Mal auf dem Throne liegen, aber nicht schlafend, sondern laut weinend und jammernd, bald rang sie verzweiflungsvoll ihre zarten Hände und drückte ihre rothgeweinten Augen in die Kissen, bald richtete sie sich wie im Fieber wieder auf und recitirte Verse, welche die Qualen der Liebe und der Trennung schilderten, so daß dem Prinzen selbst die Thränen aus den Augen drangen und er sich halb ohnmächtig an die Thürpfosten lehnen mußte. Die Mädchen wurden durch das laute Schluchzen und Weinen der Prinzessin aus

dem Schlafe aufgeweckt und sagten zu ihr: „O Gebieterin, warum doch grämst du dich so über Einen, der deinen Gram nicht mit dir theilt und dich vergißt. Behandle ihn doch ebenso und suche sein Bild aus deinem Gedächtnisse zu verdrängen." Die Prinzessin aber ward unwillig über diese Worte und sagte: „O ihr unverständigen Mädchen, ist das ein Mann, den man wieder vergessen kann, wenn man ihn auch nur ein einziges Mal gesehen hat?" Und nun brach sie wieder von Neuem in Jammern und Weinen aus, bis sie endlich vor Ermattung einschlief. Der Prinz hörte und sah das Alles von der Thüre aus mit an, aber sein Herz pochte so heftig und seine Brust war so beklommen, daß er weder einen Schritt vorwärts thun, noch einen Laut von sich geben konnte. Sobald er wieder seiner Kräfte Herr wurde, trat er in das Zimmer und ging zu dem Throne, wo die Prinzessin mit verwirrten Haaren und zerrissenen Kleidern lag. Er weinte, wie er ihre bleichen Wangen und den schmerzlichen Ausdruck ihrer Züge sah, und zitternd beugte er sich auf ihre herabhängende Hand und drückte seine Lippen darauf. Die Prinzessin erwachte sogleich bei dieser Berührung, und wie sie die Augen aufschlug, sah sie den Prinzen vor ihr auf den Knien liegen. Sie traute ihren Augen nicht und glaubte ein Traumgesicht zu erblicken, bis der Prinz mit flehender Stimme zu ihr sagte: „Warum weinst du und bist so traurig?" Bei diesen Worten sprang sie auf, fiel ihm um den Hals, und unter Thränen und Küssen sagte sie: „Deinetwegen, weil ich von dir getrennt bin." Der Prinz tröstete sie und erzählte ihr nun seine Geschichte, und als sie immer wieder in Thränen ausbrach bei dem Gedanken an die Gefahren, denen er entgangen war, sagte der Prinz endlich lächelnd: „Laß das Geschehene und denke an das gegenwärtige Uebel, denn ich bin sehr hungrig und durstig." Sie ließ sogleich Speisen und Getränke auftragen und unterhielt sich dann mit ihm bis in die Nacht hinein. Als der Morgen anbrach, stund er auf, um Abschied von ihr zu nehmen. Schemsulnahar (so hieß sie) fragte ihn: „Wohin gehst du?" — „Zu meinem Vater," sagte er, „doch verspreche ich dir, jede Woche einmal zu dir zu kommen." Sie aber umschlang ihn mit den Armen und sagte: „Ich beschwöre dich bei dem erhabenen Gotte, nimm mich mit dir, wohin du auch gehen magst, und laß mich nicht ein zweites Mal die Bitterkeit der Trennung kosten." Der Prinz suchte sie zu trösten und stellte ihr Alles vor, um sie von ihrem Vorsatze abzubringen, er schilderte ihr den Schmerz ihres Vaters, die Gefahren der Reise und schwor ihr es bei Gott dem Erhabenen zu, keine Woche vorübergehen zu lassen, ohne sie zu besuchen. Sie aber antwortete immer: „Nimm mich mit, ich kann nicht ohne dich leben und will auch nicht ohne dich sterben." Als er sah, daß Alles vergeblich sey, ihren Entschluß wankend zu machen, und da er selbst

nur mit blutendem Herzen sich von ihr hätte losreißen können, so gab er ihren Bitten nach und sagte: sie solle sich zur Reise vorbereiten. Schems ulnahar eilte sogleich nach ihrem Kleiderschrank und zog die kostbarsten mit Gold und Juwelen besetzten Gewänder an. Dann gingen sie leise an den wieder eingeschlafenen Mädchen vorüber zur Thüre hinaus, und kamen so, ohne den Sklaven aufzuwecken, auf die Terrasse, wo der Prinz sein Pferd stehen hatte. Der Prinz hob die Prinzessin in den Sattel, schwang sich hinter ihr auf und drehte den Wirbel um, worauf das Pferd wie ein Pfeil durch die Lüfte flog. Die Prinzessin war wohl anfangs etwas erschrocken, da sie aber bald



sah, daß das Pferd ruhig und ohne alle Erschütterung dahinflog, so machte ihr diese Art zu reisen nicht nur nicht mehr bang, sondern sie fand auch ein großes Vergnügen daran, besonders weil ihr geliebter Prinz bei ihr war und sie nun nicht mehr befürchten mußten, von Spähern belauscht und überfallen zu werden. Es ging auch nach dem Willen Gottes Alles gut von statten, und in sehr kurzer Frist kamen die Liebenden über der Hauptstadt des Königs von Persien an. Der Prinz flog zuerst um dieselbe herum, um der Prinzessin zu zeigen, welch ein mächtiger und reicher König sein Vater sey, dann ließ er das Pferd in einem herrlichen königlichen Garten außerhalb der Stadt langsam nieder, hob die Prinzessin herab und führte sie in ein äußerst geschmackvoll und reich verziertes Lusthaus. Nachdem sie hier eine Weile mit einander gesprochen und ausgeruht hatten, stand er auf und sagte: „Bleibe du einstweilen hier, ich will zu meinen Eltern gehen und sie von deiner Ankunft benachrichtigen, damit sie alles zu deinem Empfange Nöthige bereiten können, denn du sollst als Tochter eines Königs und Braut eines Prinzen

in das Schloß meines Vaters einziehen. Die Veziere und die ganze Armee sollen dir entgegeneilen und Pracht und Glanz sollen jeden deiner Schritte begleiten." Hierauf umarmte und küßte er sie auf's zärtlichste und eilte dann zu seinem Vater, der schon wieder anfing unruhig zu werden über sein langes Ausbleiben, und deshalb sehr erfreut war, wie er seinen Sohn wieder gesund und strahlend vor Vergnügen eintreten sah. Als ihm aber dieser sein ganzes Abenteuer mit der Prinzessin erzählt hatte und hinzusetzte, daß seine Geliebte im Lusthaus seiner harre, da kannte er sich gar nicht mehr vor Freude, er rief die Königin und die Prinzessinnen herbei, theilte ihnen das glückliche Ereigniß mit und gab sogleich Befehl, alle Offiziere und Hofbeamten zusammenzurufen und große Festlichkeiten zu veranstalten. Die Nachricht von der wunderbaren Ankunft der königlichen Braut verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt, und alle Leute strömten hinaus nach dem Garten, um ihren Einzug in den Palast zu sehen.

Der persische Weise, den der König bei der ersten Rückkehr des Prinzen wieder in Freiheit gesetzt hatte, hielt sich gewöhnlich beim Gärtner auf und ging oft in dem Garten ein und aus. Nun traf es sich aber, daß er gerade an dem Tage, wo der Prinz mit der Prinzessin ankam, unter einem Baume des Gartens saß und voll Zorn, daß er die Prinzessin nicht zur Frau bekommen, allerlei Pläne zur Rache sich ausdachte; da sah er plötzlich den Prinzen auf seinem Pferde herabfliegen, der dann ein wunderschönes Mädchen aus dem Sattel hob und mit ihr in das Lusthaus ging. Der persische Weise näherte sich vorsichtig einem offenen Fenster, vor welchem ein dichtes Gebüsch stand, wodurch er so geschützt wurde, daß er Alles beobachten konnte, was in dem Gemache vorging, ohne selbst gesehen zu werden. Den Prinzen hatte er zwar sogleich erkannt, nun aber sah er die entschleierte Prinzessin, deren Schönheit ihn ganz außer sich brachte. Er hörte ihre ganze Unterhaltung mit an, trat, sobald der Prinz Schems ulnahar verlassen hatte, um in den Palast zu gehen, aus dem Gebüsche und zauderte nicht länger, seinen höllischen Plan auszuführen und seine Rache zu kühlen. Bei dem erhabenen Gott, sagte er zu sich selbst, dieser junge Mann hat mein Herz in Flammen gesetzt wegen seiner Schwester, ich will ihm jetzt Gleiches mit Gleichem vergelten und dieses Mädchen, das die leuchtende Sonne überstrahlt, mit meinem Pferde zugleich entführen. Er klopfte dann an die Thüre des Gemaches, und als die Prinzessin fragte, wer da sey? antwortete er: „Dein Sklave und dein Diener. Dein Herr schickt mich zu dir und läßt dich bitten, mir zu folgen; ich soll dich auf dem Pferde in ein Haus näher an der Stadt bringen, weil meine Herrin, die Königin, nicht so weit gehen kann und sich doch so sehr darauf freut, dich zu sehen und zu begrüßen, daß sie

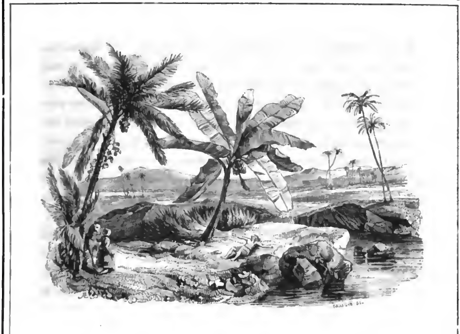
sich Niemand zuvorkommen lassen will." Die Prinzessin zweifelte nicht im Mindesten an der Wahrheit dieser Botschaft und öffnete die Thüre; wie sie aber seine häßliche Gestalt, seine abscheuliche Gesichtsfarbe und Züge sah, erschrack sie etwas und sagte: „Hat meine Herrin keinen feinern Diener, als dich, um mich zu ihr zu bringen?" Der Perser ergrimmte in seinem Herzen über diesen Hohn, und mit einem giftigen Blicke sagte er zu ihr: „Meines Herrn Sklaven sind alle Einer schöner als der Andere, aber aus Eifersucht wählte er mich aus den Sklaven, den du hier zu deinen Füßen siehst und der zwar häßlich, aber ein treuer Diener seines Herrn ist." Die Prinzessin fand dies Alles wahrscheinlich und schämte sich fast, so lange gezaudert zu haben, den Wunsch ihres geliebten Bräutigams zu erfüllen. Sie schwang sich schnell auf's Pferd und trieb den Perser zur Eile an; dieser säumte auch nicht, hinter ihr aufzusitzen, drehte dann unverzüglich den Wirbel um, so daß sich das Pferd mit reißender Schnelligkeit in die Lüfte schwang. Die Prinzessin hatte kaum soviel Athem, ihn zu fragen, was diese Frechheit bedeute; der Weise aber umfaßte sie laut auflachend mit den Armen und flog immer weiter in der Richtung nach China.

Zur gleichen Zeit, wo der Weise die Prinzessin entführte, brach der Zug zu ihrem Empfang von dem Palaste auf. Unter dem Schall von Trommeln, Pauken und Trompeten zog der Prinz mit dem König, seinem Vater, und allen Offizieren und Hofbeamten an der Spitze herrlich gekleideter Truppen in den Garten ein. Kostbare Tücher wurden auf dem ganzen Wege ausgebreitet, daß der Prinzessin Fuß nur auf Gold und Seide trete. Der Prinz selbst in seiner reichsten Kleidung trat zuerst in das Lusthaus, um seine geliebte Prinzessin dem König, seinem Vater, vorzustellen; aber starr und sprachlos vor Schrecken blieb er stehen, als er das Gemach leer fand und auch das hölzerne Pferd nicht mehr darin sah. Dann schrie er laut auf vor Schmerz, warf seinen Turban auf die Erde und schlug sich in's Gesicht und auf die Brust. Der König und seine Veziere stürzten voll Schrecken in das Gemach und fanden da Niemanden als den Prinzen, der im Uebermaß seines Schmerzes gegen sich selbst wüthete und keine ihrer Fragen beantwortete. Als er aber unter den Umstehenden auch den Gärtner bemerkte, sprang er auf ihn zu, packte ihn an der Brust und schüttelte ihn, daß er beinahe sein Leben aushauchte. „Du Betrüger," schrie er ihn an, „wo ist die Prinzessin, was hast du mit ihr begonnen? sage mir die Wahrheit oder ich schlage dir den Kopf vom Rumpfe!" Der Gärtner, der an allen Gliedern zitterte, sagte: „Mein Herr! Du sprichst da von etwas, wovon ich gar nichts weiß. Bei meinem Leben und dem geehrten Barte deines Vaters! ich weiß nicht, was du meinst und habe nichts gesehen von dem, weßhalb du

mich in Verdacht hast." Der König selbst suchte jetzt den Prinzen zu beruhigen und ihm die Hoffnung zu geben, daß das Ganze sich noch zur Zufriedenheit Aller lösen werde. Der Prinz aber, dessen wildes Ungestüm sich etwas gelegt hatte, schüttelte traurig das Haupt, denn er ahnete den Zusammenhang der ganzen Sache und fragte den Gärtner nur noch, wer heute in den Garten gekommen sey? Dieser antwortete: „Niemand als der persische Weise." Der Prinz erwiderte kein Wort darauf, aber Wuth und Scham, sich so überlistet zu sehen, zersprengten ihm fast das Herz; er ballte seine Fäuste und knirschte mit den Zähnen, daß alle Leute erschracken und ihm aus dem Wege gingen, wie einem verwundeten Löwen. Sein Vater blieb allein bei ihm in dem Gemach und erschöpfte sich mit Bitten und Trostgründen; allein Alles war vergeblich, der Prinz hörte nicht darauf und sagte endlich zu ihm: „Mein Vater! gehe du mit den Truppen in die Stadt zurück, ich weiche nicht von hinnen, bis ich im Klaren mit mir bin und einen Entschluß gefaßt habe." Sein Vater schlug sich weinend auf die Brust und sagte: „Mein Sohn! Folge dem Triebe deines guten Herzens und verlaß deinen Vater nicht! Komm mit uns und wähle dir eine Prinzessin zur Gattin von allen Prinzessinnen der Erde." Der Prinz aber antwortete nicht hierauf, sondern drückte seinen Vater an die Brust, nahm Abschied von ihm und ließ ihn allein und betrübt in die Stadt zurückkehren. Und so ward die Freude wieder in Trauer verwandelt.

Die Sultanin ScheherSad bemerkte hier den Anbruch des Tags und brach in ihrer Erzählung ab, um den Sultan von Indien aufstehen und an seine gewöhnlichen Geschäfte gehen zu lassen. In der nächsten Nacht fuhr sie aber folgendermaßen fort:





Zweihundert und vierundfünfzigste Nacht.

Um aber wieder auf den persischen Weisen zurückzukommen, so lenkte dieser das Zauberpferd in China zur Erde und stieg mit der Prinzessin unter einem Baume an einer kühlen, silberhellen Quelle ab; hier ließ er sie auf den grünen Rasen sitzen und entfernte sich mit dem Pferde, um Früchte und Nahrungsmittel zu holen; denn er war eben so hungrig als die Prinzessin. Diese dachte nach seiner Entfernung wohl daran, die Flucht zu ergreifen, allein sie wußte nicht, wo sie sich befand und wohin sie sich wenden solle, um zu Menschen zu kommen, und dann bedachte sie auch, daß der schändliche Alte auf seinem Pferde von der Luft herab sie leicht entdecken, einholen und mißhandeln würde; zu alle dem war sie auch so müde und hungrig, daß sie kaum einen Schritt weit zu gehen vermochte. So beschloß sie denn, auf Gott zu vertrauen und die Rückkehr ihres Entführers abzuwarten. Dieser kam auch nach kurzer Zeit mit Lebensmitteln zurück, setzte sich zu ihr nieder und lud sie mit schmeichelnden Bitten ein, mit ihm zu

essen. Nach der Mahlzeit sagte die Prinzessin zu dem Perser: „O Diener, gedenke deiner Pflichten und bringe mich zurück zu deinem Herrn und seinen Eltern. Ich verspreche dir nicht allein Straflosigkeit für dein frevelhaftes Beginnen, sondern werde dich auch mit Geschenken überhäufen." Der Weise aber lachte sie aus und sagte: „Gott verdamme sie alle; jetzt bin ich dein Herr und du bist Sklavin. Dies Pferd hier gehört mir, ich habe es gemacht und bin dadurch reicher, als alle Könige der Welt. Glaube nur nicht, daß du diesen Elenden, den Prinzen, je wiedersehen wirst. Mein bist du, schöne Prinzessin; aber ich liebe dich auch mehr als er und werde jeden deiner Wünsche befriedigen. Sklaven und Sklavinnen, Kleider, Geld, Schlösser und Gärten, Alles, was du nur willst, sollst du bekommen. Aber weigere dich nicht, meine Liebe zu erwidern, sonst werde ich dich peitschen und bei Wasser und Brod einsperren, bis du vor Elend umkommst." Der Perser, der etwas viel Wein getrunken hatte, wollte sie nun umarmen und küssen, sie aber schlug ihn so heftig auf die Brust, daß er fünf Schritte von ihr hinfiel. Wüthend über diesen Schimpf, erhob sich der abscheuliche Alte und stürzte von Neuem auf sie los. Durch die Bestimmung des erhabenen Gottes aber traf es sich, daß der König von China gerade in jener Gegend jagte, und angelockt von dem Hülferufen der Prinzessin, eilte er an den Ort, von wo es herkam. Als er hier das wunderbar schöne, zornglühende Mädchen mit einem über alle Beschreibung häßlichen Alten ringen sah, sprang er schnell vom Pferde, riß den Perser an der Schulter zurück und fragte ihn, was er da für ein Mädchen habe und warum er sie so mißhandle. Der Weise, der den König an seinem Turban erkannte, warf sich auf die Knie nieder und sagte: „Mächtiger Herr und König, das undankbare Geschöpf hier, das ich aus dem Staube zu mir emporgehoben und zu meiner Gattin angenommen habe, ist mir entlaufen, um einen elenden Landstreicher aufzusuchen, und nachdem ich sie nun eingeholt und ihr mit milden Worten ihr Vergehen vorgehalten und Verzeihung zugesagt habe, fiel sie in ihrer Wuth über mich mit Kratzen und Schlagen her, so daß ich genöthigt war, sie zu züchtigen. Ich bitte dich nun, großer und gerechter König, laß diese Hündin von deinen Dienern fesseln, damit ich sie nach Hause bringen und dort bestrafen kann, wie sie es verdient." Die Prinzessin, welche halb ohnmächtig auf den Rasen niedergesunken war, sprang bei diesen schamlosen Lügen des Alten mit funkelnden Augen und glühenden Wangen auf, warf sich dann zu den Füßen des Königs, küßte den Saum seines Kleides und sagte: „O Herr, wer du auch seyn magst, den mir der erhabene Gott zur Rettung gesendet hat, sehe mitleidig herab auf eine unglückliche Prinzessin und glaube diesem Elenden nicht. Er lügt, o Herr! und ist ein listiger Zauberer, der mich aus den Armen

meines Bräutigams entführt hat aus Rache, weil er ihm seine Schwester nicht zur Frau geben wollte."

Der König von China, entzückt über die Schönheit und den Anstand der Prinzessin, hob sie auf und sagte: „Es bedarf nur eines Blickes auf euch Beide, um zu entscheiden, wer Recht und Unrecht hat. Gebt diesem schändlichen Alten sogleich die Bastonade und führt ihn gefesselt in's Gefängniß bis auf weitere Befehle." Die Diener des Königs vollstreckten diesen Befehl vor den Augen der Prinzessin, der dies zu großer Genugthuung gereichte.

Der König ließ sie dann auf ein Pferd setzen und kehrte an ihrer Seite nach der Stadt zurück. Unterwegs fragte er sie, was denn das für ein Pferd sey, das der Alte bei sich gehabt und ein Diener hintennach führte. Die Prinzessin war vorsichtig genug, das Geheimniß mit dem Pferde nicht zu entdecken, und sagte deßhalb nur: „O Herr! auf diesem hölzernen Pferde ritt er vor den Leuten und machte allerlei Kunststücke darauf." Wie der König das hörte, befahl er seinen Dienern, als sie im Schloß ankamen, das Pferd in die Schatzkammer zu führen. Er war voll Vergnügen über die Schönheit der Prinzessin, die er sogleich in eines seiner Zimmer hatte bringen lassen, und sagte lächelnd zu seinem Vezier: „Wir sind ausgegangen, um wilde Thiere zu jagen, und haben dafür eine menschliche Gazelle gefangen." Sein Herz war voll von ihren Reizen, und so heiß war seine Liebe, daß er noch am selben Abend, nachdem er die Prinzessin hatte in's Bad führen und auf's prächtigste schmücken lassen, zu ihr ging, um ihr seine Hand anzubieten. Er hatte schon Befehl gegeben zur Beleuchtung der Gärten und der Stadt, prachtvolle Festlichkeiten wurden angeordnet und eine große Anzahl königlich gekleideter Diener und schöner Sklavinnen zogen unter Musik und Gesang vor ihm her. Die Prinzessin, im Glauben, nun allen Nachstellungen entgangen zu seyn, hatte sich nach dem Bade ein wenig niedergelegt und schlief mit dem frohen Gedanken ein, ihren Prinzen, dem sie unverbrüchliche Treue geschworen hatte, bald wieder zu sehen, denn sie zweifelte gar nicht daran, daß der König sie, die Tochter eines so mächtigen Königs, sicher in ihre Heimath oder nach Persien werde geleiten lassen. Wie war sie aber erstaunt, als sie, von dem Klange von Pauken, Trommeln und Trompeten aufgeweckt, den König vor sich stehen sah und seinen Antrag vernahm. Ihre Ueberraschung und Bestürzung war so groß, die Wirklichkeit nach einem so süßen Traume war für sie so bitter, daß sie in Ohnmacht fiel und, als man sie durch Essenzen wieder in's Leben gerufen hatte, einen Anfall von Wahnsinn bekam. Sie schlug die Hände zusammen, stampfte mit den Füßen, zerriß unter wildem Schreien ihre Kleider und versuchte, sich den Kopf an

der Wand zu zerschmettern. Die Frauen, welche ihr der Sultan zur Bedienung gegeben, eilten auf sie zu, hoben sie an Armen und Füßen und trugen sie auf ein Polster; der Sultan selbst verließ höchst verwirrt und betrübt über diesen Krankheitsanfall ihr Gemach, befahl, alle Aerzte und Astrologen in seinem Reiche zusammenzurufen und dem eine große Belohnung zu versprechen, der die Prinzessin von ihrer Verstandesverwirrung heile. Diese kam indessen wohl wieder zu sich, da sie aber in der Stille der Nacht Alles wohl überlegte, so sah sie ein, daß sie den Bewerbungen des Königs nur dann entgehen könne, wenn sie sich fortwährend verrückt stelle. Auf diese Weise hoffte sie dem Prinzen ihre Treue zu bewahren und Gelegenheit zur Flucht zu bekommen. Sie war auch so geistreich und schlau, daß Niemand ihre Verstellung merkte, und da sie, so oft der König zu ihr kam, sich immer wüthender stellte, die seltsamsten Reden ausstieß, ja auf ihn selbst loszustürzen suchte, so stellte er seine Besuche, wie viel Schmerz es ihm auch machte, beinahe ganz ein, und begnügte sich damit, für alle ihre Bedürfnisse zu sorgen und alle Weisen und Aerzte aufsuchen zu lassen. Alle Tage ließ er sich nach ihrem Befinden erkundigen, aber jedesmal meldete man ihm entweder, es sey beim Alten, oder das Uebel habe eher zu- als abgenommen. Nun kamen nach und nach die Aerzte an, von denen jeder behauptete, ein Mittel gegen diese Krankheit zu besitzen, und der König ließ einen um den andern zu der Prinzessin führen. Diese aber, welche das vorausgesehen hatte und fürchtete, wenn sie sich den Puls fühlen lasse, könnte der eine oder der andere auf den Gedanken kommen, daß sie ganz gesund und ihre Krankheit nur Verstellung sey, stellte sich, so oft einer zu ihr wollte, so wüthend, schlug mit Händen und Füßen so um sich, daß keiner ihr zu nahen wagte, aus Furcht, sie möchte ihm die Augen auskratzen und die Zähne einschlagen. Einige zwar ließen sie halten und gingen zu ihr hin, diese aber brachte sie durch ihre Reden, ihre wüthenden Geberden und Anstrengungen, sich loszumachen, ganz in Verwirrung, so daß auch sie nichts zu sagen und zu thun wußten.

Während das mit der Prinzessin vorfiel, wanderte der Prinz, ihr Geliebter, der seinen Vater verlassen hatte, kummervoll von einem Land zum andern und durchstreifte alle Städte und Dörfer, wo er alle Quartiere und Bazare besuchte, sich mit allen Kaufleuten und Reisenden in Gespräche einließ, um irgend eine Nachricht von der Prinzessin, seiner Braut, zu erfahren. Aber nie hörte er auch nur das Geringste, was ihn hätte auf ihre Spur führen können, und schon überließ er sich dem quälenden Gedanken, er habe eine ganz entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, da führte ihn der Allwissende und Allhörende wie durch einen Zufall nach China. Er kam, ohne zu

wissen, in welchem Lande er sich befinde, in die Hauptstadt und hier hörte er schon am ersten Abend seiner Ankunft mehrere Leute auf dem Bazar von dem König und einem Mädchen sprechen, das man allgemein ebenso bedaure wegen seines Unglücks, als bewundere wegen seiner Schönheit. Er näherte sich den Leuten mit Anstand und Höflichkeit und ersuchte sie, ihm diese Begebenheit, von welcher sie mit soviel Theilnahme sprächen, auch mitzutheilen. „Wisse," sagte der Eine von ihnen, „unser König ging vor einiger Zeit auf die Jagd, da hörte er ein Hülferufen, und wie er hinkam, war es ein schönes Mädchen, das mit einem alten Manne rang, und neben ihnen stand ein merkwürdiges Pferd, das war von schwarzem Holze sehr kunstreich gearbeitet. Als der König den Alten fragte, was er mit dem Mädchen habe, sagte dieser: sie ist meine Frau und ich züchtige sie wegen Untreue. Das Mädchen aber fiel dem König zu Füßen und schrie: Beim erhabenen Gott schwöre ich, daß er lügt und ein Zauberer ist, der mich listiger Weise aus meines Vaters Hause entfernt hat. Der König glaubte ihren Worten, denn sie hatte ein sehr vornehmes, anständiges Aussehen und war über alle Maßen schön. Er ließ den Alten prügeln und in's Gefängniß werfen; das hölzerne Pferd befahl er in seine Schatzkammer zu führen; das Mädchen aber nahm er mit sich in's Schloß und so bezaubert war er von ihren Reizen, daß er sie noch am selben Abend heirathen wollte. Schon war der Kadhi und Alles bereit, die Gärten illuminirt und große, nie gesehene Festlichkeiten veranstaltet, da ward das Mädchen plötzlich verrückt und raste, daß vier Sklavinnen sie nicht halten können. Seit der Zeit wendet der König, der vor Liebe und Gram ganz krank geworden ist, Alles für Aerzte und Astrologen auf, aber noch hat sich keiner gefunden, der ihr hätte helfen können, so große Preise auch der König darauf gesetzt hat." Der Prinz hörte diese Erzählung mit wechselnden Gefühlen an, als er aber das Ende vernahm und die Gewißheit hatte, daß die Prinzessin den König nicht geheirathet habe, da war seine Freude außerordentlich und er rief laut aus: „Gott sey gelobt und gepriesen! Es bringt dir Jemand Neuigkeiten, die du nicht erwartet hast." Die Leute wichen vor ihm zurück und sagten: „Der hat auch den Verstand verloren und wird noch sein Leben dazu verlieren, wenn der König erfährt, daß er sich über den Wahnsinn des schönen Mädchens freut." Der Prinz aber hörte nicht mehr auf sie, sondern sprang mehr, als er ging, in das Gemach, das er gemiethet hatte, und kleidete sich als Astrolog, machte sich weite herabhängende Aermel, setzte einen großen Turban auf, färbte seine Augenbrauen und kämmte seinen Bart. Dann nahm er eine Schachtel mit zwei Händen voll Sand und zwei Bücher unter den Arm, wovon das eine alt und zerrissen, das andere aber köstlich fein eingebunden war; in die eine

Hand nahm er einen Stock, in die andere einen Rosenkranz und ging, wie die Astrologen pflegen, die Perlen des Rosenkranzes abzählend, langsam einher. Auf der Straße schrie er von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme: „Glück unserm Quartier und dem eurigen!“ So kam er an das Thor des Palastes, wo er zu dem Pförtner sagte: „Ich möchte, daß du dem König sagest: Ein weiser Sterndeuter ist aus Persien gekommen, hat die Geschichte deiner Sklavin gehört und will sie heilen.“ Der Pförtner ließ sogleich dem Vezier sagen, es sey ein Sterndeuter aus Persien gekommen, der sehr gelehrt aussehe und das Mädchen zu heilen verspreche. Der Vezier eilte schnell an's Thor und führte den Prinzen zum König, der ihm mit viel Achtung begegnete und große Belohnung versprach, wenn er dies Mädchen wirklich heilen könne. Der Prinz benahm sich ganz wie ein echter Sterndeuter, sprach vieles Vernünftige und Verständliche, und murmelte eine Menge Worte und Phrasen unter einander her, die keiner der Anwesenden verstehen konnte. Der König und der ganze Hof waren erstaunt über die Wunder und die große Gelehrsamkeit des Prinzen, und der König sagte nach einer Weile zu ihm: „O Weiser, wenn es dir gefällig ist und die Zeit günstig dazu, so verfüge dich zu dem wahnsinnigen Mädchen, um deine Kur zu beginnen.“ — „Es sey so!“ antwortete der Prinz, nachdem er etwas in dem alten Buche aufgeschlagen und gelesen hatte; „führe mich zu ihr, daß ich die Ursache ihrer Krankheit erforsche und sehen kann, zu welcher Klasse von Geistern der gehört, der in ihr haust.“ Der König befahl sogleich dem Hauptmann der Verschnittenen, den verkleideten Prinzen in die Gemächer der Prinzessin zu führen. Als der Prinz vor die Thüre ihres Zimmers kam, hörte er, wie sie unter vielen Thränen Verse recitirte, worin sie ihr unglückliches Loos beklagte, welches sie von dem Gegenstand ihrer Liebe getrennt. Sein Herz entbrannte und seine Augen wurden feucht; er winkte dem Hauptmann der Verschnittenen, zurückzukehren, und trat schnell in das Zimmer. Zitternd beugte er sich über die Prinzessin, die mit geschlossenen Augen und glühenden Wangen dalag, und er sah mit Rührung und Schmerz, wie der Kummer um ihn ihre Züge entstellt hatte. Er küßte sie dann auf die Stirne und sagte: „Gott möge dich aus diesem Zustande retten, Schems ulnahar! mit der Hülfe des Allmächtigen ist die Erlösung da! Ich bin Kamr al Akmar!“ Sie schlug die Augen auf und, ohne zu wissen, ob sie träume oder wache, schlang sie ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn unter Lachen und Weinen. Nachdem sie sich Beide von der Ueberraschung wieder erholt hatten, fragte sie den Prinzen, wie er denn ihren Aufenthaltsort erfahren habe und zu ihr habe kommen können. Er aber antwortete ihr: „Beruhige dich nur und zähme deine Neugierde; es ist jetzt keine Zeit zu langen



Gesprächen, denn der Hauptmann der Verschnittenen steht im Vorgemache und noch weiß ich nicht, auf welche Weise ich dich befreien soll. Indessen will ich einen Versuch machen, ob es nicht durch List geschehen kann; ist das nicht möglich, so eile ich zu meinem Vater zurück und werde dann an der Spitze aller Truppen nach China kommen und dich von dem König zurückverlangen; will er es dann auf den Krieg ankommen lassen, so ist es gut und Gott wird den Gerechten nicht verlassen. Sage mir jetzt nur Alles, wie es dir ergangen und wo das hölzerne Pferd mit dem persischen Weisen hingekommen ist, damit ich meine Maßregeln darnach nehmen kann." Die Prinzessin erzählte ihm nun Alles, wie der Weise sie entführt und nach China gebracht, wie er ihr Gewalt habe anthun wollen und der König sie befreit und dann zur Gemahlin verlangt habe; als sie dann hinzusetzte, daß ihr Wahnsinn nur Verstellung sey, lächelte der Prinz, denn er hatte das schon vorher geahnt. Er lobte sie wegen ihres Scharfsinnes und der Klugheit, daß sie das Geheimniß des Pferdes dem König nicht entdeckt habe, und verließ sie dann, nachdem er ihr Muth und Trost zugesprochen und Alles mit ihr verabredet hatte. Er ging zu dem König zurück und sagte: „Herr! ich will dir ein Wunder zeigen, wenn du mit mir zu dem Mädchen kommen willst!" Der König erhob sich sogleich von seinem Throne und ging voll gespannter Erwartung mit Kamr al Akmar zu der Prinzessin. Diese fing sogleich an zu schreien und zu schäumen, wie

gewöhnlich, wenn sie den König sah, stampfte mit den Füßen und schlug mit den Händen nach dem König, der sich schnell an die Thüre zurückzog und zornig zu dem Prinzen sagte: „Lügnerischer Sterndeuter! ist das das Wunder, das du mir zeigen willst? ich werde dir den Kopf abschlagen lassen, du Landstreicher!“ Der Prinz aber winkte ihm mit der Hand, zu schweigen, ging im Kreise um die Prinzessin dreimal herum, murmelte seine Beschwörungen her und schäumte und geberdete sich ärger als die Prinzessin, die ihrerseits fortfuhr zu toben und nun auch nach ihm schlug. Als er aber auf sie zuging und ihr in's Gesicht blies und seine Hände auf die ihrigen legte, da ward sie nach und nach still und ruhig, und der Prinz biß sie jetzt in's Ohr und flüsterte ihr zu: „Stehe jetzt mit königlicher Würde auf, gehe zum König hin, küsse ihm die Hand und zeige dich so reizend und gefällig als möglich.“

Als die Sultanin Scheherſad diese Worte sprach, bemerkte sie den Anbruch des Tages und schloß ihre Erzählung, in welcher sie in der folgenden Nacht also fortfuhr:





Zweihundert und fünfundfünfzigste Nacht.

Herr! Als der verkleidete Prinz das Ohr der Prinzessin losließ, sank sie wie ohnmächtig nieder und blieb einige Augenblicke so liegen, dann stand sie auf wie eine vom Schlaf Erwachte, und mit täuschend nachgeahmter Ueberraschung näherte sie sich dem König, küßte voll Ehrerbietung seine Hand und sagte: „Willkommen, mein Herr und König! Ich bin eben so sehr erstaunt als erfreut darüber, daß du deine Sklavin endlich eines Besuches würdigst und ihr Gelegenheit gibst, ihre Dankbarkeit und Huldigung für dein edles, uneigennütziges Benehmen auszudrücken." Der König flog ihr außer sich vor Freude entgegen, als er diese Worte hörte, welche mit einer entzückend süßen Stimme gesprochen wurden. Ihr anständiges und edles Benehmen gegen ihn, welches so sehr von ihrem bisherigen verschieden war, erfüllte ihn mit Hoffnung auf baldige Erfüllung seiner Wünsche. Mit vor Vergnügen glänzendem Gesichte wendete er sich dann zu dem Prinzen und sagte: „O Astrologe! Du bist der Gelehrteste deiner Zeit und ich kaum reich genug, dich nach Verdienst zu belohnen. Wünsche dir aber etwas, ich gewähre dir deine Bitte im voraus." Der Prinz aber entgegnete mit bescheidener Würde: „Herr! Die Zeit der Wohlthat ist noch nicht da, denn ich fürchte sehr, daß die Krankheit des Mädchens nur augenblicklich gehoben ist und nach kurzer Zeit wieder ausbrechen wird. Darum

muß man die Kur fortsetzen, bis der böse Geist sie ganz verlassen hat." — „Triff nur deine Anstalten," sagte der König, „und wehe dem, der sie nicht buchstäblich ausführt!" — „Ich wünschte," fuhr nun der Prinz fort, „daß sie von zehn Sklavinnen in's Bad getragen werde; sie darf aber nicht mit der Zehenspitze den Boden berühren. Dann laß ihr den kostbarsten Schmuck von Perlen und Edelsteinen umhängen, damit ihr Herz seinen Kummer vergesse und ihr Gemüth sich erfreue. Ist das Alles geschehen, wie ich anordne, so laß sie auf einem Elephanten außerhalb der Stadt bringen, wo du sie gefunden hast; denn dort ist der böse Geist in sie gefahren." Voll Verwunderung darüber, daß der Prinz von allen Umständen so genau unterrichtet war, sagte der König: „O Weiser und Gelehrter, der alle Dinge weiß auf Erden, bei dem erhabenen Gott! einen Mann wie du habe ich noch nie gefunden! Sobald die Prinzessin vollends geheilt ist, werde ich Allem aufbieten, um dich so zu ehren und zu belohnen, wie es deine große Gelehrsamkeit verdient. Alle deine Anordnungen sind mir Befehle, und bei meinem Barte, sie sollen Buchstabe für Buchstabe vollzogen werden." Er ließ nun sogleich die Prinzessin auf die von dem Prinzen verlangte Weise in's Bad tragen und dort mit Rosenwasser und andern köstlichen Essenzen waschen; er selbst aber wählte in eigener Person den reichsten Schmuck, den er in seiner Schatzkammer fand, aus, der ein ganzes Königreich werth war, und schickte ihn der Prinzessin in's Bad. Als diese auf einem Thron von den zehn Sklavinnen wieder aus dem Bade getragen wurde und der König sie erblickte, sprang ihm fast die Brust vor Entzücken über ihre unvergleichliche Schönheit; denn sie strahlte wie der Mond aus der Tiefe des Sees und Frische und Duft, wie von tausend Rosen, strömte von ihr aus und berauschte Jeden, der in ihre Nähe kam. Die Schmetterlinge verließen ihre Blumenkelche und flogen nach ihren Wangen, und die Vögel erhoben sich singend und jubelnd in die Lüfte, als ob die Sonne emporsteige. Als sie den Schleier über ihr erröthendes und lächelndes Gesicht fallen ließ, da war es Jedem, als ob die Erde finster würde und alle Farben ihren Glanz verlören. Auch der Prinz ruhte mit unaussprechlicher Lust auf ihrer Schönheit, und sein Herz brach ihm fast bei dem himmlischen Gedanken, daß der allmächtige Schöpfer diese Reize nur für ihn geschaffen habe. Er dankte ihm in seinem Herzen und flehte ihn an, ihn bei seinem Vorhaben nicht zu verlassen. Die Prinzessin ward nun die Treppen hinabgetragen und auf einen mit seidenen golddurchwirkten Teppichen bedeckten Elephanten gesetzt. Dann setzte sich der Zug, unter Anführung des Königs und des Prinzen, umgeben von den Vezieren mit ihren Truppen, in Bewegung und durchzog die Stadt und die Gärten, bis zu der Stelle, wo die Prinzessin mit dem Alten gerungen hatte. Hier wurden die

Truppen aufgestellt, die Prinzessin herabgehoben und in einen Kreis getragen, den der Prinz unter vielen Ceremonien und Zauberformeln mit seinem Stabe in den Sand gezogen hatte. Der Prinz ging nun um den Kreis herum, streute eine Hand voll Sand nach Osten und Westen und eine nach Norden und Süden, murmelte Beschwörungen aus seinem Buche her, blickte dann wie horchend bald gen Himmel, bald zur Erde, und befahl hierauf, rings um den Kreis goldene Rauchpfannen, eine an die andere, zu stellen. Als das geschehen und das Räucherwerk bereit war, hob er den Kopf wieder in die Höhe, nickte dreimal und trat dann zu dem König, der in schweigender Erwartung seinem Beginnen zusah. „Herr!“ redete er ihn an, „meine Geister haben mir gesagt, daß der Teufel, der in dieses Mädchen gefahren, weil sie die schönste und tugendhafteste auf Erden ist, seinen eigentlichen Sitz im Leibe eines Thieres aus schwarzem Ebenholze hat. Wird nun dieses Thier nicht gefunden, daß ich den Zauber brechen und den Teufel aussagen kann, so wird das Mädchen jeden Monat von ihm befallen und geplagt werden.“ Bei diesen Worten des Prinzen hob der König erst eine Weile sprachlos vor Erstaunen die Hände empor, dann sagte er: „Du bist ein göttlicher Mann und Meister aller Weisen und Philosophen! Du hast bei Gott recht, denn ich sah mit eigenen Augen, wie neben dem Mädchen und dem alten Bösewichte ein Pferd von schwarzem Ebenholze stand, was ohne Zweifel das Thier ist, von dem deine Geister dir sagten.“ — „Es ist so, wie du sagst,“ antwortete der Prinz, „laß es in aller Eile, aber mit Sorgfalt, herholen, damit es nicht beschädigt werde, sonst ist alle unsere Mühe vergebens.“ Der König gab sogleich die nöthigen Befehle und nach kurzer Zeit ward das Pferd herbeigeführt. Der Prinz untersuchte es auf's Genaueste, um sich zu überzeugen, daß es unbeschädigt sey, und als er Alles nach seinen Wünschen fand, führte er es in den Kreis, setzte die Prinzessin hinauf und befahl, alles Räucherwerk zumal anzuzünden. Als die Flammen aufloderten, zog er eine Hand voll zerschnittenes mit allerlei Charakteren bemaltes Papier aus seinem Turban und sagte: „Sobald ich auf dem Pferd hinter dem Mädchen sitze, werfet dies Papier in die Flammen. Wenn dem Pferde dieser Geruch in die Nase kommt, wird es das Maul und die Nüstern aufsperren, um ihn einzusaugen, und dann wird dem Teufel in seinem Leibe so bang werden, daß er ausfahren wird, sobald ich diesen Wirbel drehe. Thut Alles genau, blickt immer auf die Rauchpfannen, daß kein Stückchen Papier auf die Erde fällt, und der Zauber wird gewiß durch die Macht Gottes gelingen.“ Der König selbst trat hinzu, um genau Acht zu geben, daß Alles nach der Angabe des Prinzen geschehe, und bedrohte Jeden mit augenblicklichem Tode, der sich ein Versehen zu Schulden kommen lasse. Der Rauch und der Dampf



stieg nun so dick empor, daß man den Prinzen nicht mehr erblicken konnte, selbst wenn der König und seine Offiziere und Diener auf ihn statt auf die Rauchpfanne gesehen hätten; und dies war der Augenblick, auf welchen der Prinz gewartet hatte; er drehte sogleich den Wirbel und das Pferd erhob sich mit ihm und der Prinzessin wie ein Vogel; zu gleicher Zeit rief der Prinz mit lauter Stimme, daß es Jedermann hören konnte: „König von China! Wenn du ein andermal Mädchen aus königlichem Geblüte findest, so ehre das Gastrecht besser und versuche nicht, sie ohne ihre und ihrer Verwandten Einwilligung zu heirathen!" Bei diesen Worten blickte der König von China in die Höhe, und er und alle Umstehende sahen den Prinzen mit der Prinzessin im Arme und sie zärtlich küssend den Wolken zuschweben. Im ersten Augenblicke war Jedermann so betroffen über diese unerhörte Erscheinung, daß Niemand daran dachte, ihnen einen Pfeil nachzusenden, und als der König, von seiner Erstarrung zu sich gekommen, voll Wuth den Befehl dazu gab, war es zu spät und der Prinz bereits ihren Blicken beinahe gänzlich entschwunden. Verwirrung und Angst bemächtigte sich aller Umstehenden und sie riefen aus: „O Herr und König! was ist da zu thun, das ist ein Teufel oder ein böser Geist!" Der König aber, der noch in die Luft starrte, als schon längst jede Spur von dem Pferde verschwunden war, schrie plötzlich laut auf und fiel in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, konnte er es immer noch nicht begreifen und sein Erstaunen über dieses Wunder war eben so groß, als seine Wuth über den Verlust der Prinzessin, die er heute noch als Gemahlin zu umarmen gehofft hatte. Nachdem er sich nach und nach wieder etwas gefaßt hatte, sagte er: „Es gibt



II. Band. Seite 38.

keine Macht und keinen Schutz außer bei Gott dem Erhabenen! Hat jemals Einer einen Menschen fliegen sehen? Bei Gott, das ist höchst wunderbar!“ Dann knirschte er wieder mit den Zähnen und ballte die Fäuste vor Zorn, wenn er der Schönheit der Prinzessin und der letzten höhnenden Worte des Prinzen gedachte. So kehrte er voll Verwirrung, Scham und Zorn nach der Stadt in seinen Palast zurück, und erbittert, wie er war, wollte er seinem Grimme auf irgend eine Weise Luft machen. Da fiel ihm ein, daß er den Alten noch gefangen habe, und gab Befehl, ihn herbeizuführen. Als der Perser vor ihn gebracht wurde, schrie ihn der König sogleich an: „Elender Betrüger! Warum hast du mir die wunderbare Eigenschaft dieses hölzernen Pferdes nicht gesagt, so daß es einem nichtswürdigen Landstreicher gelungen ist, mir das Mädchen zu entführen? Und dazu hat das Mädchen noch einen ganzen Schatz an ihrem Körper hängen!“

Bei dieser Stelle bemerkte die Sultanin Scheherſad den Anbruch des Tages und verschob den Schluß ihrer Erzählung bis zur folgenden Nacht, wo sie also sprach:





Zweihundert und sechsundfünfzigste Nacht.

Herr! Als der Weise diese Worte hörte, geberdete er sich wie ein Wahnsinniger, schrie und weinte laut, schlug sich in das Gesicht und zerriß seine Kleider. Der König von China, noch mehr erzürnt durch dieses unehrerbietige Benehmen des Alten, befahl, ihn zu prügeln und den Scharfrichter zu holen. Durch diesen Befehl, den die Diener sogleich ausführen wollten, zur Besinnung gebracht, stürzte sich der persische Weise zu den Füßen des Königs und sagte: „O Herr und König, habe Gnade und Erbarmen mit einem unglücklichen betrogenen Manne! Wisse, ich habe dieses kunstreiche Pferd gemacht und es dem König von Persien, meinem Herrn, gebracht, der mir dafür die Hand seiner jüngsten Tochter versprach. Sein Sohn aber, der ohne Zweifel der Astrologe ist, von dem du betrogen wurdest, ein unwissender, hochmüthiger Mensch, brachte mich nicht allein um den wohlverdienten Lohn meiner jahrelangen Anstrengungen, sondern raubte mir jetzt auch noch mein Pferd selbst.“ Der König fragte, wie der Prinz aussehe, und der Alte beschrieb ihn so genau, daß der König gar nicht mehr daran zweifelte, er sey eine und dieselbe Person mit dem Astrologen. Hierauf ließ er sich noch die ganze Geschichte erzählen und ärgerte sich immer mehr darüber, so daß er, nachdem der Alte geendigt hatte, ihm ohne Weiteres den Kopf abschlagen ließ und sich voll Verdruß in seinen Harem zurückzog. Sein ganzes Leben hindurch vergaß er diesen Vorfall nimmer und es kränkte ihn um so tiefer, da er sich dem König von Persien gegenüber zu schwach fühlte, um seiner Rache Luft zu machen und ihn zu bekriegen; ja er durfte von Glück sagen, daß Kamr al Akmar, sich mit dem Besitz seiner geliebten Prinzessin begnügend, nur an die Freuden der Liebe, nicht aber an Krieg und Rache dachte.

Des Prinzen und der Prinzessin Reise aber ging glücklich von statten, und sie kamen ohne irgend einen Unfall in der Hauptstadt Persiens an. Diesmal aber ließ er sich im Schlosse seines Vaters selbst nieder und nicht in einem außerhalb der Stadt gelegenen Garten, wie das erste Mal; denn das Sprichwort sagt: „durch häufiges Fallen lernt man gehen," und wäre er gleich anfangs vorsichtig gewesen, so wären ihm alle diese Unglücksfälle nicht zugestoßen. Seine tiefbetrübten Eltern saßen gerade auf der Terrasse des Schlosses, wo er sich herunterließ, und waren über seine unerwartete Ankunft nicht wenig erfreut. Diese glückliche Nachricht durchflog schnell die ganze Stadt, und Alle, die es hörten, lobten und dankten Gott dem Allmächtigen. Die Hochzeitfeierlichkeiten wurden sogleich vorbereitet und das ganze Volk, die Veziere und die Truppen versammelten sich, um dem König Glück zu wünschen. Auch dem König, dem Vater der Prinzessin, schickte man Boten mit Briefen, um diesem die Ankunft seiner Tochter mit dem Prinzen zu melden und seine Einwilligung zur Heirath zu erbitten. Diese schickte er auch unter Versicherung seiner Freundschaft und begleitet von den herrlichsten Geschenken. Nun ward die Hochzeit vollzogen, sieben Tage und sieben Nächte dauerten die Feierlichkeiten, und eine Menge Geldes ward unter die Armen ausgetheilt. Das Zauberpferd, die Ursache so vieler Leiden und Freuden, ward in die Schatzkammer gestellt und zum ewigen Gedächtniß aufgehoben. Keine Wolke trübte fortan den Himmel ihres Glückes, und ihr ganzes Leben war nur eine fortlaufende Kette der süßesten Annehmlichkeiten, bis auch sie der Zerstörer aller Freuden und der Trenner aller Bündnisse, der Tod, überfiel.

Der Sultan war über diese Geschichte höchst erfreut und gab Schehersad seine Zufriedenheit darüber zu erkennen; diese aber sagte: „O Herr, wenn du mir erlaubtest, die Geschichte Sindbad's des Seefahrers zu erzählen, so würdest du noch viel mehr erstaunen über die wunderbaren Begebenheiten im Leben mancher Menschen." Der Sultan gab ihr gerne die Erlaubniß dazu und Schehersad begann also:

Man behauptet, o glückseliger und verständiger König! daß unter der Regierung des Chalifen Harun Arraschid, Gott erbarme sich seiner! in Bagdad zwei Männer lebten: der eine hieß Sindbad der Seemann und der Andere Sindbad der Lastträger. Sindbad der Lastträger war ein sehr armer Mann, der eine große Familie und einen kleinen Verdienst hatte; Sindbad der Seemann hingegen war ein äußerst angesehener und weiser Kaufmann, der einen eben so ausgebreiteten als einträglichen See- und Landhandel trieb, so daß er am Ende gar nicht mehr wußte, wo er das viele gewonnene Gold und Silber und die mancherlei Waaren aufbewahren sollte. In Bagdad selbst

besaß er einen Palast, der einem Sultan zur Wohnung hätte dienen können. Die Wände waren mit den reizendsten Malereien und Zierrathen bedeckt, und glänzten von Gold und Edelsteinen; alle Zimmer, sogar die mit weißem Marmor belegten Gänge und Höfe, wurden täglich mit dem feinsten Rosenwasser besprengt, köstliche Räucherwerke brannten ohne Unterbrechung auf goldenen Schalen und erfüllten das ganze Haus mit den süßesten Wohlgerüchen, die sich mit dem Dufte der unzähligen Blumen vermischten, welche in den an's Haus grenzenden Gärten wuchsen. Diese Gärten selbst waren mit Springbrunnen, Seen, Lusthäusern und allen Dingen angefüllt, die sich das Herz nur wünschen kann. Viele Sklavinnen, immer eine schöner wie die andere, von allen Nationen und Farben, eine Menge junger und alter Sklaven harrten seiner Winke und kein Tag verging, an dem nicht ein Fest gefeiert wurde. Bis tief in die Nacht hinein erscholl Gesang und die herrlichste Musik von Cymbeln, Harfen und andern Instrumenten. Die angesehensten Leute aus der Stadt waren Sindbads Freunde, das Volk liebte ihn als seinen Wohlthäter, und er genoß alle Freude und Lust eines Sultans, ohne seine Gefahren und Mühen zu theilen. Während der Seemann dies Alles besaß, war der Andere ein armer Teufel, der um Lohn den Leuten ihre Lasten da und dorthin trug, wie ein Lastthier, und er mußte sich noch glücklich schätzen, wenn er nur alle Tage Jemanden fand, der ihn gebrauchte; denn sonst mußte er und seine Familie hungrig zu Bette gehen, was wohl auch vorkam. Eines Tages nun stand dieser geplagte Mann an dem Hafen, wo die Waaren aus- und eingeladen wurden, und harrte, ob er nicht noch etwas verdienen könne, denn er war sehr hungrig. Da kam ein Mann auf ihn zu und sagte: „Willst du mir diese Last da und dahin tragen?" Sindbad erklärte sich bereit dazu, und nachdem ihm der Fremde den geringen Lohn gegeben und gesagt hatte, wo er den Pack hintragen solle, ging er fort. Sindbad lud sich die sehr schwere Bürde auf und verfolgte, triefend von der Last und der drückenden Sonnenhitze, den ihm angegebenen Weg. Dieser führte an dem Hause Sindbads des Seefahrers vorüber, und da der Träger sehr ermüdet war und sich eben ein sanfter Wind erhob, der, verbunden mit den vielen Springbrunnen, diese Stelle zu einem angenehmen und kühlen Ruheorte machte, so legte er seinen Pack auf das rein gekehrte und bespritzte Marmorpflaster und setzte sich nieder, um ein wenig zu ruhen; denn er hatte noch eine tüchtige Strecke zurückzulegen.

Wie er nun so dasaß und sich den Schweiß von der Stirne trocknete, da wurden seine Geruchsnerven plötzlich von einem unendlich süßen Dufte gereizt, der von Aloe und Ambra in kleinen blauen Wolken aus den Fenstern des Hauses wirbelte, und vermischt

mit dem erfrischenden Dufte des Rosenwassers die ganze Umgebung durchbalsamte. Außerdem hörte er aus dem Innern des Hauses muntere Vogelstimmen von Tauben und Nachtigallen, Töne der Laute und Harfe, und entzückenden Gesang von Mädchen. Er sah durch die Säulenhalle in das Haus hinein und erblickte viele Diener und Sklaven, die hin und her eilten und auf goldenen Schüsseln und krystallenen Platten die feinsten Speisen und Gewürze vorübertrugen, wie man es gewöhnlich nur bei Königen und Sultanen findet. Süßer, verlockender noch als der Duft des Räucherwerks und Rosenwassers stieg ihm der Geruch dieser Speisen in die Nase, er sog ihn in langen Zügen ein, drückte die Augen zu und überließ sich den reizenden Vorstellungen seiner Phantasie. Nach kurzer Weile aber weckte ihn sein leerer Magen aus diesen angenehmen Träumen und erinnerte ihn daran, daß er noch viele Hitze und Anstrengung ertragen müsse, um nur mit trocknem schlechten Brode seinen Hunger stillen zu können. Traurig hob er sein Auge zum Himmel empor und sagte:

In diesem Augenblicke sah Scheherſad, daß es schon Tag werde. Sie unterbrach daher ihre Erzählung und setzte sie erst in der nächsten Nacht folgendermaßen fort:





Zweihundert und siebenundfünfzigste Nacht.

Herr! Der Lastträger sagte mit traurigem Blick und Ton: „O Schöpfer! o Erhalter! o allmächtiger Gott! Verzeihe mir meine Sünden, ich kehre von allen meinen Verirrungen zu dir zurück! O Herr! Niemand ist unter den Sterblichen, der etwas einwenden könnte gegen das, was du thust. Niemand darf dich fragen, warum du so handelst und nicht anders! Du weißt alle Geheimnisse im Himmel und auf Erden, und deinen Blicken ist nichts verborgen! Sey gelobt und gepriesen, o Herr! Wie groß und erhaben ist deine Macht, du vertheilst Armuth und Reichthum, Glück und Unglück, wie es dir gefällt! Wie groß, o Herr! wie erhaben ist deine Macht! Du hast diese Diener und diese Jungen und den Herrn dieses Ortes glücklich gemacht; sie leben Tag und Nacht in jeglicher Lust und Freude, während ich vor Anstrengung fast umkomme. Diese haben Ruhe ohne Arbeit, und ich Arbeit ohne Ruhe. Doch ich will nicht murren, o erhabener Gott! denn was du thust, ist wohlgethan, und du vergissest keines deiner Geschöpfe." Nachdem der Lastträger dies gesprochen hatte, stützte er sein Haupt in die Hände und weinte, dann sprach er folgende Verse:

„Wie viele Qual ohne Ruhe! während Andere den Schatten des Glückes genießen. Ich lebe in täglichen Beschwerden und Sorgen, und übergroß ist meine Last. Andere sind selig ohne Leid, und nie gibt ihnen das Schicksal eine Last, wie mir, zu tragen. Sie sind immer vergnügt im Leben, haben Reichthum und Ansehen, Essen und Trinken. Und doch entstehen alle Geschöpfe aus Einem Tropfen, und doch gleichen die Andern mir, und ich bin wie sie. Aber unser Leben und Schicksal ist sehr verschieden, ihre Bürde gleicht der meinigen nicht. Ich erfinde nichts, meine Worte gehen zu dir, o gerechter Richter, dein Spruch ist doch Gerechtigkeit!"

Kaum hatte Sindbad diese Verse geendigt, so sah er einen sehr hübschen reichgekleideten Jungen von feinem, schönem Ansehen zur Thüre herauskommen und auf sich zugehen. Sindbad wollte schnell seinen Pack aufladen und seines Weges gehen, ehe er aber dies thun konnte, war der Junge bei ihm, ergriff ihn an der Hand und sagte: „Mein Gebieter, der Eigenthümer dieses Hauses, schickt mich zu dir, er will dich sprechen." Der Träger suchte sich zuerst damit zu entschuldigen, er könne doch seine Bürde nicht mitten auf der Straße liegen lassen, habe auch keine Zeit zu versäumen, wie ein reicher Mann; allein der Diener drang immer mehr in ihn und versicherte ihn zu wiederholten Malen, er werde es nicht bereuen und solle nur keine Furcht haben, so daß Sindbad zuletzt seine Last aufhob, sie in die Vorhalle des Hauses beim Pförtner legte, und dann dem Jungen in's Haus folgte. Jetzt erst konnte er die Pracht und Schönheit dieses Hauses recht sehen, denn der Diener führte ihn durch Gänge und Zimmer, bis sie in einen großen Saal kamen, der herrlicher ausgeschmückt war, als alle andere Gemächer. An seinen vier Seiten waren Erhöhungen mit kostbaren Divanen angebracht, in der Mitte sprang ein Springbrunnen von Rosenwasser aus einem goldenen Becken bis an die Decke des Saales, die Fenster gingen auf einen schönen Garten, der voll Seen, schöner Lusthäuser und schattiger Wäldchen war; Blüthen und goldene Früchte prangten an den Bäumen und hingen bis in den Saal herein, ein erfrischender Zephyr führte den Duft der Blumen, den Gesang der Vögel und das Murmeln der Springbrunnen und Bäche durch die Fenster zu den Ohren der ehrwürdigen Versammlung, welche in weitem Kreise um den Hausherrn herumsaß. Dieser nahm den Ehrenplatz auf einer Erhöhung ein und war ein ansehnlicher, wohlgestalteter, durch einen großen weißen Bart ehrwürdiger Mann. Eine Menge Sklaven und Bediente aller Art standen hinter ihm, auf seine Befehle wartend. Der Diener führte den erstaunten Lastträger, der dachte, nur im Paradiese gäbe es einen solchen Ort, mitten in diese

Versammlung. Er grüßte sie, küßte die Erde vor den Gästen und dem Hausherrn und blieb dann wie ein wohlgebildeter anständiger Mann ruhig stehen. Alle erwiderten seinen



Gruß und hießen ihn willkommen. Der Hausherr aber grüßte und empfing ihn noch besonders, lud ihn ein, sich neben ihm niederzulassen, und befahl, ihm eine Mahlzeit vorzusetzen. Die Jungen brachten einen Tisch voll der auserlesensten Speisen, und der Lastträger aß mit dem größten Appetit, aber ohne den Anstand zu verletzen oder sich verlegen zu benehmen. Als er gegessen hatte, fragte ihn der Hausherr erst, wie er heiße, wo er her sey und was für ein Geschäft er treibe? Der Lastträger antwortete ihm: „Wisse, mein Herr! ich bin aus Bagdad und heiße Sindbad, der Landmann, Tagelöhner oder Lastträger, denn meine Beschäftigung besteht darin, den Leuten um Lohn ihre Lasten zu tragen. Dies ist mein einziges Geschäft, das mich kümmerlich genug ernährt. Ich bin ein sehr armer Mann, habe Familie und weiß nichts Anderes zu treiben, um mich und

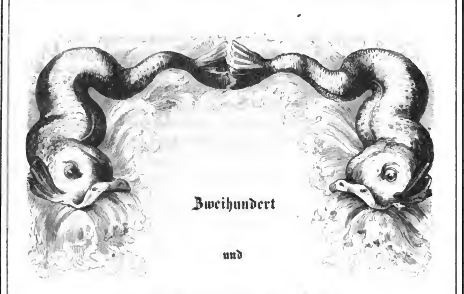
meine Familie vor dem Hungertode zu schützen." Der Hausherr, welcher an der Bescheidenheit und dem Anstande des Lastträgers Gefallen fand, und von seiner unglücklichen Lage gerührt wurde, sagte mit freundlicher Miene zu ihm: „Sey nochmals willkommen, du Lastträger! wisse, auch ich heiße Sindbad wie du, ich bin Sindbad der Seemann, und du Sindbad der Landmann. Ich heiße dich daher als meinen Bruder willkommen. Deine Gesellschaft ist mir sehr angenehm und ich bin überzeugt, daß auch meine Gäste dich mit Vergnügen als Genossen unsers heutigen Festes aufnehmen werden." Die Gäste alle erhoben sich und bezeigten dem Lastträger ihre Freude über seine Gegenwart, worauf der Hausherr fortfuhr: „Ich möchte nun, daß du die Verse wiederholtest, welche ich dich vorhin sprechen hörte, da ich zufällig am Fenster stand." Bei diesen Worten senkte Sindbad, der sich schämte, voll Verlegenheit das Haupt und sagte: „Bei Gott, Herr! nimm mir diese unüberlegten Worte nicht übel! Die große Müdigkeit und die Qual der Armuth führt oft den Menschen zu thörichten und unanständigen Reden!" — „Glaube ja nicht," erwiderte der Hausherr, „daß ich so ungerecht seyn kann, dir darum zu zürnen! Ich betrachte dich nun als meinen Bruder und du hast nur Gutes von mir zu erwarten. Ich bitte dich daher, sage mir ohne Scheu diese Verse noch einmal her." Der Träger trug nun noch einmal diese Verse vor und sie gefielen dem Hausherrn ungemein wegen des darin ausgesprochenen Vertrauens auf Gott. Nachdem er ihm seinen Beifall und Dank ausgedrückt hatte, sagte er zu ihm: „Wisse, o Bruder, daß ich mich recht gut in deine Lage versetzen und mit dir dein Unglück fühlen kann; aber ich will dir einen Irrthum benehmen, in welchem du, was mich betrifft, befangen zu seyn scheinst. Du bildest dir ohne Zweifel ein, daß ich ohne alle Arbeiten und Entbehrungen in die angenehme Lage gekommen, in welcher du mich wirklich siehst, du irrst dich aber hierin sehr; ich bin in diesen glücklichen Zustand erst gekommen, nachdem ich Jahre lang alle Mühseligkeiten des Leibes und der Seele erlitten habe, welche einem Menschen nur immer begegnen können! Ja, ihr Herren," setzte er hinzu, indem er sich an die Gesellschaft wendete, „die Mühseligkeiten und Gefahren, welchen ein Kaufmann sich unterwerfen muß, sind so ungeheuer, daß sie im Stande wären, dem habsüchtigsten Menschen die Lust zu benehmen, Meere und Länder zu durchziehen, um Reichthümer zu erwerben. Ihr habt vielleicht noch nichts als Gerüchte von meinen Reisen und den bestandenen Abenteuern gehört! Darum will ich sie euch selbst erzählen. Ich habe sieben Reisen gemacht, und jede bildet eine wunderbare Erzählung, die mit Gold geschrieben werden sollte, um Jedermann zum Beispiel zu dienen!" Hierauf ließ er Getränke herum reichen und begann dann folgendermaßen: „Wisset, ihr geehrten Herren! mein Vater, der

ein sehr reicher Kaufmann war, starb, als ich noch ein kleiner Junge war, und hinterließ mir ein ungeheures Vermögen an liegenden Gütern, Geld und kostbaren Waaren. Ich ließ mir wohl seyn und verbrachte meine Zeit mit Festen, die ich meinen guten Freunden Tag für Tag gab. Unerfahren und leichtsinnig verpraßte ich ungeheure Summen und dachte gar nicht daran, daß es mir je an irgend etwas fehlen könne. Jahre lang hatte ich so gelebt, bis ich zu meinem Schrecken bemerkte, daß mein Vermögen sinke und meine Freunde kälter zu werden begannen; nun kam ich freilich zur Vernunft, allein es war zu spät. Als ich mit meinen Verwaltern Rechnung hielt, fand sich, daß beinahe Alles durchgebracht war. Ganz betäubt von diesem Schlage warf ich mich zu Boden und aß und trank zwei Tage lang nichts, da dachte ich an meine Freunde und ihre täglichen Versicherungen, ihr Leben für mich zu lassen; und ob ich gleich durch ihre Kälte in der letzten Zeit etwas mißtrauisch geworden war, so faßte ich doch den Entschluß, bei ihnen herumzugehen und von Jedem ein kleines Anlehen zu erbitten. Ich führte meinen Vorsatz sogleich aus, allein ohne den geringsten Erfolg, nicht Einer von ihnen wollte mich anhören, vielweniger unterstützen. Die Einen ließen sich vor mir verleugnen, die Andern machten mir Vorwürfe und die Besten von ihnen begnügten sich mit kaltem Mitleid und leeren Rathschlägen. Mein Verhängniß hatte mich ereilt und ich konnte ihm nicht mehr entfliehen; betrübt und verzweifelnd ging ich auf den Begräbnißplatz und warf mich weinend auf das Grab meines Vaters. Da fielen mir die Worte ein, die ich ihn oft von dem Herrn Suleiman, Friede sey mit ihm! sagen hörte: „Drei Dinge sind drei andern vorzuziehen! Der Sterbetag dem Geburtstag, ein lebendiger Hund einem todten Löwen, und ein Grab dem festesten Palaste!“ Ich klagte mich dann selbst an über meine Verblendung und bedauerte, so viel Zeit mit Nichtigkeiten verloren zu haben. Dann ging ich mit mir zu Rathe, was ich thun sollte, um dem bedauernswerthesten Elende auf Erden, der Armuth im Alter, zu entgehen. Nach einiger Ueberlegung faßte ich den Entschluß, alle meine Kräfte aufzubieten, um die verlorne Zeit wieder zu ersetzen und das, was ich durch Zufall des Glückes gehabt hatte, mir durch eigenes Verdienst zu erwerben. Ich ging nach Hause, und unbekümmert um den Spott der Leute, die sich meines Verfalls freuten, versteigerte ich auf offenem Markte, was ich an Kleidungsstücken, Geräthschaften und liegenden Gütern noch besaß. Ungefähr 3000 Dirham war der Erlös davon, und das war der Rest von den Millionen, die mir mein Vater hinterlassen hatte. In der Stadt, wo ich so glücklich und angesehen, und nun so arm und verachtet war, wollte ich nimmer bleiben; mich trieb es, zu reisen, fremde Länder und Menschen zu sehen, und ich gedachte der Verse eines Dichters, welcher sagt:

„Eine hohe Stufe wird nach dem Maße der Anstrengungen erreicht. Wer hoch steigen will, muß manche Nacht durchwachen. Wer Perlen wünscht, muß in die Tiefe des Meeres tauchen, dann erst kann er Ansehen und Reichthum erwerben. Wer aber Hoheit und Ansehen wünscht, ohne mit Kraft darnach zu streben, der verliert sein Leben in unerfüllbaren Wünschen.“

Da bemerkte die Sultanin Scheherſad den Anbruch des Tages und schwieg; in der folgenden Nacht fuhr sie fort die Abenteuer Sindbads zu erzählen, wie folgt:





Zweihundert und achtundfünfzigste Nacht.

Erste Reise Sindbads.

Ich machte mich also auf, erzählte Sindbad, und kaufte allerlei Waaren ein. Da ich aber besondere Lust zu einer Seereise hatte, ließ ich Alles auf ein Schiff laden, das nach Bassora ging. Das Schiff war sehr groß und es waren viele Kaufleute darauf; wir reisten nun von einer Insel zur andern, von einem Meer in's andere. Ueberall, wo wir ankerten, verkauften oder vertauschten wir unsere Waaren. So ging es lange gut fort auf dem Meere, bis wir an eine schöne Insel kamen mit niederem Gesträuche, in welchem viele Vögel herumflogen und die Einheit Gottes verkündigten. Diese Insel war herrlich grün und schien ein Lustgarten des Paradieses zu seyn. Der Capitän des Schiffes rief seinen Leuten zu, die Segel einzuziehen und vor dieser Insel Anker zu werfen, dann erlaubte er denjenigen der Mannschaft, welche Lust dazu hatten, an's Land zu steigen. Nun verließ Alles das Schiff und lief auf die Insel; es wurden Tische bereitet, Herde aufgerichtet und Pfannen darüber gehängt; der Eine wusch seine Kleider, der Andere kochte, der Dritte ging auf der Insel spazieren, um Gottes Schöpfung zu bewundern. Alle waren munter, aßen und tranken auf der Insel. Während

wir so in der größten Freude waren, schrie auf einmal der Capitän ganz laut vom Schiffe aus uns zu: „Wehe, ihr Reisende! kommt schnell auf das Schiff, laßt alle eure Geräthschaften im Stiche und rettet nur schnell euer Leben vor dem Untergange, denn die Insel, auf der ihr seyd, ist nichts als ein großer Fisch, der nun zu wenig Wasser hat und nicht auf dem Lande leben kann. Auch hat der Wind den Sand von ihm weggeblasen, und da er jetzt das Feuer auf seinem Rücken spürt, fängt er an sich zu bewegen und wird nun mit euch in's Meer tauchen; kommt daher schnell auf's Schiff und rettet euer Leben.“ Aber noch ehe der Capitän ausgeredet hatte, fing die Insel an sich zu bewegen und mitten in's stürmende Meer unterzutauchen, so daß Alle, die darauf waren, untergingen. Auch ich sank in die schäumenden Wellen, aber Gott half mir durch ein großes Brett, auf dem die Reisenden gewaschen hatten. Mit leichtem Herzen bestieg ich es, und der Wind spielte mit mir mitten im Meere. Der Capitän, der die Leute, die auf der Insel waren, untergehen sah, spannte die Segel auf und fuhr mit der Mannschaft, die bei ihm auf dem Schiffe geblieben, davon. Ich sah das Schiff von ferne, konnte es aber nicht mehr einholen. Der Tag war schon vorüber, die Nacht brach herein mit ihrer Dunkelheit, und das Schiff entschwand nun ganz meinen Blicken. So blieb ich den Wellen preisgegeben und kämpfte mit ihnen die ganze Nacht hindurch. Am andern Morgen fühlte ich mich so erschöpft, daß ich mich zum Tode vorbereitete; da warf mich eine große Woge glücklicherweise auf eine Insel. Die Ufer aber waren so abschüssig, daß man nirgends hinaufsteigen konnte, und ich wäre Angesichts derselben untergegangen, wenn nicht einer der Bäume, welche längs der Küste standen, seine Aeste so weit erstreckt hätte, daß ich ihn ergreifen konnte. Ich hing mit aller Kraft und Anstrengung daran fest, kletterte auf den Baum hinauf und von da herunter auf die Insel. Meine Füße schmerzten mich sehr, und als ich sie betrachtete, sah ich, daß die Fische das Innere meiner Zehen abgefressen hatten, ohne daß ich es vor vieler Anstrengung bemerkt hatte. Ich warf mich nun auf den Boden nieder, denn ich war von meinen vielen Leiden bewußtlos wie ein Todter. So blieb ich vom ersten Nachmittag bis zum folgenden Morgen liegen, und erwachte erst, als die Sonne sich schon über die Erde verbreitet und die Insel beschienen hatte. Ich richtete mich auf und versuchte zu gehen, was mir aber bei dem Zustande meiner Füße, die in der Nacht noch angeschwollen waren, sehr schwer wurde; dessenungeachtet schleppte ich mich weiter, um einige Kräuter zur Nahrung zu suchen, aber nur wenige Schritte konnte ich auf den Fersen machen, so mußte ich wieder stehen bleiben und ausruhen. Endlich fand ich einige Früchte und auch einen kleinen Bach, dessen Wasser mich wenig erquickte,



weil es trüb und stinkend war. Mitten in der Insel aber fand ich eine frische süße Wasserquelle, und blieb hier mehrere Tage und Nächte hindurch. Nach vielem Liegen und Ruhen erholte ich mich etwas und kam wieder zu Kräften; ich ging unter den Bäumen spazieren und hielt mich immer an den Aesten im Gehen. Auf einmal leuchtete etwas von der Seite des Meeres her wie ein hoher Hügel; ich ging darauf los, mich immer an den Aesten festhaltend, und erblickte ein Pferd, welches an einen Baum gebunden war. Als es mich sah, wieherte und tobte es so heftig, daß ich erschrack. Schon wollte ich wieder umlenken, da rief auf einmal aus dem Boden eine Stimme und sagte: „Wie kommst du hieher, und woher kommst du? aus welchem Lande bist du?" Gleich darauf kam ein Mann zum Vorschein und ging auf mich zu. Ich sagte: „Wisse, Fragender! ich bin ein fremder Mann, der auf einem Handelsschiffe Schiffbruch erlitt und sich auf diese Insel rettete; nun weiß ich nicht, wohin ich mich wenden soll." Als der Fremde, ein kräftiger starker Mann, mich angehört hatte, ergriff er meine Hand und

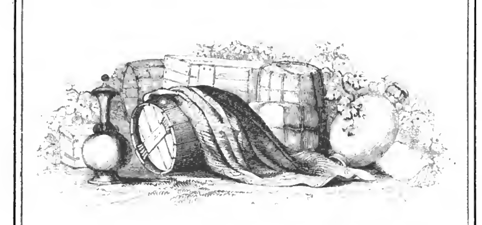
stieg mit mir in eine Höhle hinab, in welcher sich ein schönes großes Zimmer befand, das mit Teppichen bedeckt war. Er ließ mich in diesem Zimmer und brachte mir einige Speisen, von denen ich aß, bis ich ganz satt war. Mein Geist erholte sich und mein Schrecken ließ nach. Als er sah, daß ich meinen Hunger gestillt und ausgeruht hatte, erkundigte er sich nach meinem Zustande und nach meinen Abenteuern. Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte von der frühesten Zeit bis jetzt. Er hörte mit vieler Theilnahme zu und ich sagte zu ihm: „Nimm mir nicht übel, mein Herr! da ich dir nun Alles, was mich betrifft, erzählt habe, willst du mich auch wohl über deine Lage aufklären und mir sagen, wer du bist und warum du hier so abgeschlossen lebst?" Da antwortete er: „Wisse, ich bin der Oberstallmeister des Königs Murdjan, und habe die Aufsicht über seine Stallknechte und andere Diener; wir erziehen ihm echte Racepferde. Zu dieser Zeit nämlich bringen wir eine Stute von echter Race hieher, binden sie an den Ort, den du gesehen hast, und verbergen uns dann in dieser Höhle. Sobald es nun still ist, kömmt ein Meerhengst und bespringt die angebundene Stute, welche er dann mit sich in's Meer nehmen will, weil sie aber angebunden ist und ihm nicht folgen kann, zu zerreißen sucht; sobald er aber mit dem Maul nach ihr greift, um sie umzubringen, stürzen wir bewaffnet aus der Höhle hervor, so daß er sich fürchtet, entflieht und in's Meer zurückkehrt. Die Stute trägt dann von diesem Hengste, und die Jungen werden so gute Pferde, wie man sie nur bei den Sultanen der Inseln und des Meeres trifft. Wir warten eben, daß der Hengst komme, und sind wir mit unserer Arbeit fertig, so gehen wir nach Haus und nehmen dich mit. Es ist ein Glück für dich, daß du uns hier getroffen hast; denn, wärest du einen Tag später gekommen, so hättest du Niemanden gefunden, der dir einen Weg gezeigt hätte, und du wärest nie mehr in ein bewohntes Land gekommen, denn du bist weit davon entfernt. Du wärest hier in Trauer gestorben, und Niemand hätte was von deinem Tode gewußt. Während wir so sprachen, brauste auf einmal das Meer auf, und mitten aus den Wogen stieg ein Pferd hervor wie ein reißender Löwe, es war höher und breiter als gewöhnliche Pferde und hatte stärkere Füße. Wie der Mann mir erzählt hatte, ging es auf die Stute los, belegte sie und wollte sie mitnehmen, und als dies nicht möglich war, verschlingen; da schrie es aber der Mann mit seinem Gefolge an, und sie stürzten mit Lanzen aus der Höhle hervor, so daß es entfloh und in's Meer zurückkehrte. Der Mann band darauf die Stute los und ließ sie eine Weile auf der Insel springen. Es kamen auch noch viele Andere hinzu, die auch mit Stuten auf der andern Seite der Insel waren. Als nun Alle versammelt waren, nahmen sie die Polster aus der Höhle und ließen, was noch von

Lebensmitteln übrig war, zurück. Wir gingen dann immer fort, bis wir zur Stadt des Königs Murdjan kamen, der sich sehr freute, als er die Pferde ankommen sah. Man erzählte ihm mein Abenteuer und stellte mich ihm vor; er hieß mich willkommen, erkundigte sich nach meinem Wohle und ich erzählte ihm Alles, was mich betraf. Der König war sehr erstaunt und sagte: „Bei Gott! du betrittst nun ein neues Leben; gelobt sey Gott, der dich gerettet hat!“ Er befahl dann seinen Dienern, Sorge für mich zu tragen und mich mit allem Nöthigen wohl zu versehen. Sein Befehl wurde sogleich vollzogen, ich bekam Kleider und Nahrung, und seine Großmuth ging so weit, daß er mich zum Aufseher über die Küsten des Meeres machte. Lange genoß ich seine Freigebigkeit, wofür ich ihm seine Geschäfte besorgte, bei denen ich auch meinen eigenen Vortheil fand. So oft Kaufleute oder andere Reisende uns besuchten, erkundigte ich mich nach Bagdad, denn ich hoffte immer, Jemanden zu finden, der dahin reisen würde; aber Niemand war je dort gewesen, Niemand wußte was von Bagdad. Mir ward nun bald unheimlich in der Fremde, nach einer so langen Entfernung vom Vaterland und von meinen Leuten. Einst kam ich zum König und grüßte ihn, da fand ich indische Kaufleute bei ihm; wir grüßten uns gegenseitig, sie fragten mich nach meinem Lande und erzählten mir dafür von Indien, und wie seine Einwohner in verschiedene Stämme eingetheilt wären. Unter diesen seyen die Sukaraba die vornehmsten, weil sie nie ein Unrecht begehen, noch Jemand beneiden; dann das Völkchen der Barahin, das nie Wein trinkt, aber doch immer munter und heiter in Scherz und Freude lebt. In ihrem Lande gibt es Pferde, Kameele und Rindvieh. Sie sagten mir auch, daß die Indier sich in zweiundvierzig Secten theilen. In dem Lande des Königs Murdjan sah ich eine Insel, Kasel genannt, in der man Tag und Nacht Tamburin und andere Instrumente spielen hört; die Seeleute sagten mir, die Einwohner seyen recht wackre und verständige Leute. Auch sah ich in jenem Meere zwei Fische, einen zweihundert Ellen lang, und einen andern hundert Ellen lang, deren Kopf dem einer Nachteule glich. Ueberhaupt begegnete mir auf dieser Reise so viel Wunderbares, daß ich gar nicht Alles beschreiben kann. Nachdem ich wieder in die Hauptstadt zurückgekehrt war, ging ich einst nach meiner Gewohnheit an's Meeresufer; da landete ein Schiff, sehr reich beladen. Ich blieb stehen, bis die ganze Ladung ausgeschifft war, um sie aufzunehmen, und ließ sie dann in die Vorrathshäuser bringen. Da kam der Capitän des Schiffes zu mir und sagte: „Herr! wir haben noch Waaren auf dem Schiff, deren Eigenthümer wir auf einer Insel verloren haben!“ Ich fragte ihn nach seinem Namen und er sagte: „Sein Name steht auf seiner Ladung, er heißt Sindbad, der Seemann, und war von

Bagdad aus auf unser Schiff gekommen.“ Der Capitän erzählte mir dann Alles, was vorgefallen, „und,“ setzte er hinzu, „wir haben ihn nicht mehr gesehen. Wir wollen daher seine Ladung verkaufen, ihren Werth aufnehmen und das Geld seiner Familie bringen.“ Nun erhob ich meine Stimme und sagte dem Capitän: „Ich bin Sindbad, der Seemann, den du aus deinem Schiffe auf jene Insel ausgeschifft, und Dieser und Jener war mit uns; als die Insel sich zu bewegen anfing, riefst du den Reisenden zu, sich zu retten; Einige stiegen schnell auf's Schiff, Andere blieben zurück, zu diesen gehörte auch ich, und so erzählte ich ihm Alles, was mir widerfahren, von Anfang bis zu Ende. Er sagte: „Gelobt sey Gott für deine Rettung!“

Da bemerkte die Sultanin Schehersad den Anbruch des Tages und schwieg. In der nächsten Nacht aber sprach sie:





Zweihundert und neunundfünfzigste Nacht.

Der Capitän neigte nachdenkend seinen Kopf und schwieg, dann sagte er: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen. Es ist keine Redlichkeit und kein Glauben mehr unter den Menschen.“ Ich fragte ihn, warum er dies sage? und er antwortete: „Weil du mich den Namen Sindbads nennen hörtest, und ich dir schon seine ganze Geschichte erzählt habe, gibst du dich für ihn aus, um dich dieser Ladung zu bemächtigen. Bei Gott! das ist eine Sünde; denn ich und Alle, die mit auf dem Schiffe waren, sahen ihn mit eigenen Augen ertrinken.“ Ich sagte ihm: „O Capitän! höre meine Erzählung und merke wohl auf! denn Lüge ist nur Sache der Heuchler.“ Dann erzählte ich ihm Alles, was mich anging und wie ich entkommen war; ich erinnerte ihn auch an das, was zwischen mir und ihm auf dem Schiffe vorgefallen war, ehe wir zur Insel kamen, und an verschiedene Zeichen zwischen uns, von dem Tage an, wo wir von Bassora abreisten. Als er von mir diese Zeichen vernahm und meine Sache ihm klar ward, überzeugte er sich, daß ich wirklich Sindbad sey, und benachrichtigte davon Alle, die auf dem Schiffe waren; sie versammelten sich um mich, grüßten mich, erkannten mich und glaubten mir, so daß nun auch der Capitän von meiner Aufrichtigkeit überzeugt ward. Ich erzählte den Kaufleuten Alles, was ich gelitten und gesehen, und wie ich gerettet worden, und sie waren sehr erstaunt darüber. Der Capitän übergab mir dann Alles, was mir gehörte. Ich öffnete sogleich

einen Ballen, nahm einiges Kostbare heraus, schenkte es dem König Murdjan und sagte ihm, daß dieser Capitän der Herr des Schiffes sey, auf dem ich war, worauf er mich sehr ehrte und mir viele Geschenke machte. Ich verkaufte dann meine Ladung und gewann sehr viel daran; dann kaufte ich andere Waaren von dieser Stadt, packte sie ein und brachte sie auf's Schiff. Nachdem ich vom König Murdjan, der mir noch viele Geschenke machte, Abschied genommen hatte, reisten wir mit Erlaubniß des erhabenen Gottes ab. Die Bestimmung begünstigte uns mit einem guten Wind, und wir reisten glücklich Tag und Nacht, von Insel zu Insel und von Meer zu Meer, bis wir in Bassora ankamen. Freudig über unser Wohl gingen wir in die Stadt, und nach einem kurzen Aufenthalt daselbst wendeten wir uns nach Bagdad, welches wir im besten Wohlseyn erreichten. Ich hatte eine Menge Waaren bei mir, welche ich größtentheils gleich nach meiner Landung mit großem Gewinn verkaufte; ich ging dann in mein Stadtviertel, grüßte meine Nachbarn und Freunde, kaufte mein Haus wieder und bewohnte es mit allen meinen Verwandten, die sich sehr über mein Glück freuten. Dann kaufte ich viele Sklavinnen und Sklaven, Häuser und Güter, schöner als die frühern waren, die ich hatte verkaufen müssen. Ich schaffte mir Alles wieder neu an, und ließ es von damals an bis jetzt an nichts fehlen. Alle meine Leiden vergaß ich in kurzer Zeit, und lebte wieder ganz in der schönsten Freude, in angenehmer Gesellschaft, bei gutem Essen und Trinken. Das ist's, was meine erste Reise betrifft.

Doch die Nacht umgibt uns schon; du hast uns durch deine Besuche viel Freude gemacht; bleibe daher noch bei uns zum Nachtessen. Komme dann morgen wieder, damit ich dir mit Gottes Segen erzählen kann, was mir auf der zweiten Reise begegnet ist. — Als das Nachtessen vorüber war, ließ Sindbad dem Lastträger 100 Dinar auszahlen. Derselbe nahm sie an und ging seines Weges, ganz erstaunt über das, was er gehört hatte; ebenso alle anwesende Freunde Sindbads.

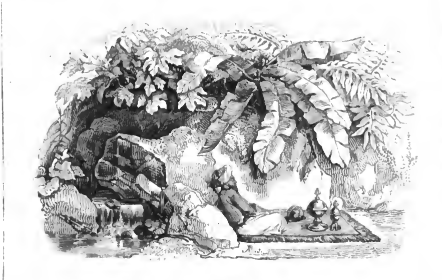
Der Lastträger konnte kaum den Tag erwarten, als er aufstund, sich wusch, sein Morgengebet verrichtete und zu Sindbad dem Seefahrer ging. Er wünschte ihm guten Morgen, küßte die Erde zu seinen Füßen und dankte ihm für seine Wohlthaten. Drauf, da die übrigen Freunde auch schon da waren, bildeten sie einen Kreis um ihn, wie am ersten Tage. Sindbad der Seefahrer bewillkommte den Lastträger und sagte zu ihm: „Deine Gesellschaft ist uns sehr angenehm." Hierauf hieß er sie sich zum Tische, der mit den köstlichsten Speisen bedeckt war, setzen, und sie ließen sich es wohl schmecken. An auserlesenen frischen und trockenen Früchten, Leckerbissen, Wohlgerüchen von Blumen ward nichts gespart. Als sie sich satt gegessen und getrunken hatten, sprach der Seefahrer

zu den Gästen: „Hört mir, Freunde! aufmerksam zu, was ich euch von den Abenteuern meiner zweiten Reise erzählen werde; sie sind weit merkwürdiger als die der ersten.“ Jedermann schwieg und Sindbad begann, wie folgt:

Zweite Reise Sindbads.

Nach meiner ersten Reise war ich entschlossen gewesen, den Rest meiner Tage ruhig in Bagdad zu verleben, wie ich gestern erzählt habe. Diese Lebensweise wurde mir jedoch bald zuwider; ich spürte Drang zur Thätigkeit; die Lust zu reisen und zu handeln ergriff mich. Ich kaufte Waaren, die sich zu einer Seereise eigneten, und schiffte mich auf einem guten Schiffe mit andern Handelsleuten, deren Redlichkeit mir schon bekannt war, ein. Nachdem wir uns den Segen Gottes erfleht hatten, lichteten wir die Anker und gingen unter Segel.

Drauf ging es von Insel zu Insel und wir machten sehr vortheilhafte Tauschgeschäfte. Eines Tages ließen wir uns an das Ufer einer Insel rudern, die reich an verschiedenen Fruchtgattungen, aber so verlassen war, daß wir weder eine Wohnung, noch überhaupt ein menschliches Wesen entdecken konnten. Wir athmeten die Wohlgerüche der darauf gelegenen Wiesen längs der Bäche, von denen sie bespült waren, ein.



Während die Einen Blumen, die Andern Baumfrüchte pflückten, nahm ich eine Mahlzeit von den Lebensmitteln, die ich mitgebracht hatte, ein und ließ mich an einer Quelle zwischen großen, schattigen Bäumen nieder. Nachdem ich ziemlich gut gegessen und getrunken hatte, genoß ich mit vollen Zügen die balsamische Luft dieses reizenden Aufenthalts und freute mich dessen sehr, bis der Schlaf meine entzückten Sinne überwältigte. Ich kann euch nicht sagen, wie lange ich schlief, als ich jedoch erwachte, sah ich kein Schiff mehr am Anker liegen.

Scheherſad sah den Morgen dämmern und setzte erst die folgende Nacht ihre Erzählung, wie folgt, fort:





und

sechzigste Nacht.

Sindbad erzählte weiter: Ich war sehr erstaunt, das Schiff nicht mehr am Ufer liegen zu sehen, stand auf und sah mich nach allen Seiten um, ob ich keinen der Handelsleute erblicken könne, die mit mir auf der Insel gelandet waren. Die Segel des Schiffs waren noch sichtbar, aber nur wie ein Punkt am fernen Horizont; kurz darauf sah ich nichts mehr.

Ihr mögt euch die Betrachtungen vorstellen, die ich über meine traurige Lage anstellte. Mein Schmerz war so groß, daß ich am Leben verzweifelte. Der Schrecken preßte mir lautes Rufen aus; ich schlug meinen Kopf und warf mich zur Erde, wo ich lange liegen blieb, gleichsam vernichtet von einer Masse trauriger Gedanken, einer schreckhafter als der andere.

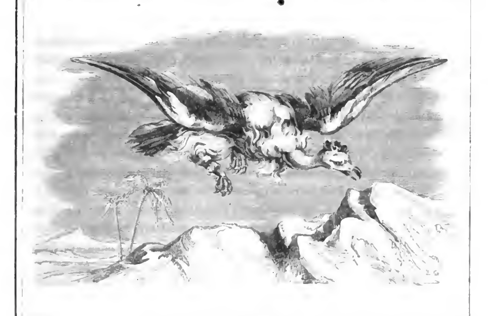
Ich tadelte mich hundertfach, daß mir meine erste Reise nicht genügt habe, die mir doch für alle Fälle die Lust für weitere hätte benehmen sollen. Alle meine Klagen waren jedoch unnütz, mein Bedauern unzeitig.

Zuletzt ergab ich mich in den Willen Gottes; ohne zu wissen, was aus mir werden solle, stieg ich auf einen hohen Baum, um von da aus nach allen Seiten zu spähen,

ob mir nirgends eine Hoffnung winke. Meine Blicke schweiften über die Meeresfläche hin, konnten jedoch nichts als Himmel und Wasser entdecken.

Endlich entdeckte ich an der Küste etwas Weißes. Ich stieg vom Baume und wendete mich nach der Seite, wo ich den Gegenstand meiner Aufmerksamkeit erblickt hatte, der übrigens so fern war, daß ich nicht errathen konnte, was es war. Den Ueberrest der wenigen Lebensmittel, die ich noch besaß, nahm ich mit.

Schon in einiger Entfernung bemerkte ich, daß es eine außerordentlich große weiße Kugel war. Näher gekommen, berührte ich sie und fand, daß sie sehr zart war. Ich ging um dieselbe herum, um nach einer Oeffnung zu sehen, ohne daß ich jedoch eine entdecken konnte; ich hielt es auch für unmöglich, hinaufzusteigen, da sie sehr glatt war. Sie konnte fünfzig Schritte im Umfange haben. Als die Sonne sich zum Untergang neigte, verfinsterte sich auf einmal die Luft, wie wenn sie von einem dicken Nebel bedeckt gewesen wäre. Großer Schrecken über diese mir anfangs räthselhafte Erscheinung befiel mich; wie groß aber war mein Erstaunen, als ich entdeckte, daß sie von einem Vogel von außerordentlicher Größe herrührte, der sich mir im Fluge näherte. Es fiel mir bei, daß mir die Matrosen oft von einem Vogel, den sie Roch nannten, erzählt hatten und daß die große Kugel, die mich in ein solches Erstaunen versetzt hatte, ein Ei dieses Vogels



seyn müsse. In der That, er schlug sein Gefieder aus einander und ließ sich darauf nieder, gleichsam, um es auszubrüten.

Als ich ihn kommen sah, hatte ich mich ganz nahe dem Ei gehalten, so daß ein Fuß des Vogels, so groß wie ein dicker Baumstamm, über mich herabhing. Ich band mich daran fest mit der Binde meines Turbans, denn ich dachte bei mir: morgen wird der Vogel seinen Flug fortsetzen und könnte dich auf diese Weise von dieser verlassenen, trostlosen Insel wegtragen. So geschah es auch. Nachdem der Vogel die Nacht in diesem Zustande zugebracht hatte, flog er, sobald der Tag anbrach, davon und trug mich tief in die Wolken hinein, daß ich nichts mehr unter mir sah; er schien das Gewicht, das an einem seiner Füße hing, durchaus nicht zu spüren; drauf stieg er aus der schreckhaften Höhe wieder herab mit einer Schnelligkeit, die mir die Besinnung raubte. Als er wieder mit mir Boden gefaßt hatte, band ich schnell die Binde los, die mich an ihn gefesselt hatte. Kaum war mir dies jedoch gelungen, als er mit dem Schnabel eine Schlange von unerhörter Größe erfaßte und mit ihr davonflog. Hierüber war ich sehr erstaunt und verlor meinen Muth.

Nachdem ich mich wieder etwas gefaßt hatte, stellte ich Betrachtungen über meine Lage an. Der Ort, wo ich mich befand, war ein sehr tiefes Thal, von allen Seiten mit Bergen umgeben, deren Spitzen sich in den Wolken verloren. Dieselben zu ersteigen, war schon deßhalb unmöglich, weil die Berge sich von allen Seiten steil erhoben und man keinen Fußpfad darauf entdecken konnte. Das war eine neue Verlegenheit für mich; denn wenn ich meine jetzige Lage mit derjenigen verglich, die ich eben verlassen hatte, so fand ich, daß mein Gewinn nicht eben groß war.

Während ich im Thale umherging, entdeckte ich, daß dessen Boden mit Diamanten von erstaunlicher Größe wie besät war. Es ist ein sehr harter, fester Stein, den man weder mit Eisen, noch mit Stahl brechen kann, und der zum Zerschneiden von Glas, zum Schmuck der Schönheit und des Reichthums dient. Es gewährte mir ein großes Vergnügen, diesen Stein aufzuheben und zu betrachten; während ich dieses that, gewahrte ich jedoch in der Ferne einen andern Gegenstand, der mir weniger gefiel und mich in Schrecken versetzte. Es war eine große Anzahl Schlangen, so lang und dick, daß jede von ihnen einen Elephanten hätte verschlingen können. Während des Tages zogen sie sich in ihre Höhlen, aus Furcht vor dem Vogel Roch, ihrem Feinde, zurück und kamen erst des Nachts zum Vorschein.

Ich brachte den Tag mit Spazierengehen im Thale und Ausruhen an den bequemsten Orten zu, und begab mich, als die Sonne unterging und die Nacht herannahte, in eine

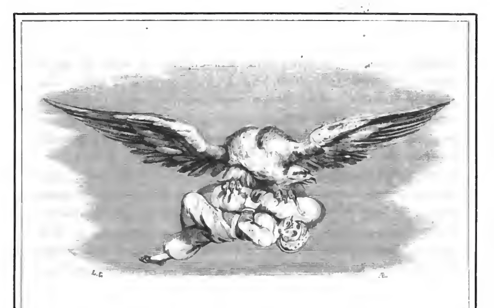
der Höhlen, worin ich mich sicher glaubte. Den Eingang, der nieder und eng war, verstopfte ich mit einem großen Stein, um mich vor den Schlangen zu schützen; derselbe paßte jedoch nicht so sehr, daß nicht noch einiges Licht eindringen konnte. Unter dem Geräusch, das die Schlangen machten, verzehrte ich einen Theil meiner Lebensmittel. Ihr abscheuliches Zischen verursachte mir ein großes Angstgefühl und ließ mich die ganze Nacht durch nicht ruhig schlafen, wie ihr euch wohl denken könnt.

Mit Anbruch des Tages krochen die Schlangen in ihre Dunkelheit zurück. Zitternd verließ ich alsdann meine Grotte und ging, ich kann es wohl sagen, lange über Diamanten, ohne mir die Mühe zu geben, sie aufzuheben; später setzte ich mich auf einen Stein und schlief trotz der Unruhe, in der ich die ganze Nacht zugebracht hatte, da ich kein Auge hatte schließen können, ein, nachdem ich nochmals ein kleines Mahl genommen hatte. Kaum war ich eingeschlafen, als etwas mit großem Geräusch mir zur Seite fiel und mich aufweckte. Es war ein großes Stück frisches Fleisch, und kurz darauf sah ich mehrere andere an verschiedenen Stellen die Felsen herabfallen.

Ich hatte es stets für ein Märchen gehalten, was mir Matrosen und andere Personen über das Diamantenthal und die Geschicklichkeit, mit der Handelsleute diese kostbaren Steine auffinden, erzählten; nun überzeugte ich mich von der Wahrheit. Die Handelsleute begeben sich nämlich in die Nähe des Thales zur Zeit, wenn die Adler Jungen haben. Sie schneiden alsdann Fleisch ab und werfen es in großen Stücken hinab, damit sich die Diamanten, auf deren spitzen Theil sie fallen, daran hängen. Die Adler, die in diesem Lande größer und stärker sind, als sonst wo, stürzen sich auf diese Fleischstücke herab und tragen sie in ihre Nester auf den Felsenspitzen, um ihre Jungen damit zu füttern. Alsdann geben die Handelsleute auf die Nester los und zwingen durch starkes Rufen die Adler, so wie sie sich darin gesetzt haben, sich zu entfernen, worauf sie die Diamanten von den Fleischstücken lösen und mitnehmen. Sie bedienen sich dieser List, weil es kein anderes Mittel gibt, um die Diamanten aus diesem Thale zu holen, da Niemand in dessen Tiefe hinabsteigen kann.

Bisher verzweifelte ich an der Möglichkeit, aus diesem Abgrunde herauszukommen, den ich schon als mein Grab betrachtete; nunmehr schöpfte ich Hoffnung, und das, was ich so eben gesehen hatte, gab mir die Mittel zur Rettung meines Lebens an die Hand.

Der Tag brach hier an und Scheherszad war gezwungen, aufzuhören. Sie fuhr die darauf folgende Nacht fort:



Zweihundert und einundsechzigste Nacht.

Sindbad erzählte weiter: Ich fing an, die größten Diamanten, die ich erblicken konnte, zu sammeln und den ledernen Beutel, der mir zur Aufbewahrung meiner Lebensmittel gedient hatte, damit anzufüllen. Ich nahm alsdann das Stück Fleisch, welches mir das längste schien, und band es mit dem Tuche meines Turbans an mir fest. In diesem Zustande legte ich mich platt zur Erde, den ledernen Beutel an meinem Gürtel festgebunden, so daß ich ihn nicht verlieren konnte.

Ich lag nicht lange so zur Erde, als die Adler kamen; jeder ergriff ein Stück Fleisch und trug es davon. Einer der stärksten fiel über dasjenige Stück her, in das ich mich hineingebunden hatte, und trug es auf den Gipfel des Bergs in sein Nest. Die Handelsleute, die in der Nähe waren, schrien laut, um die Adler von ihrer Beute zu verscheuchen, was ihnen auch gelang. Einer derselben näherte sich hierauf mir, ward aber von großem Schrecken getroffen, als er mich sah. Dies währte jedoch nicht lange, und ohne zu fragen, auf welche Weise ich hierher gekommen sey, fing er an, mich zu schelten, daß ich ihm seine Beute raube. Ich antwortete ihm: Du wirst alsdann menschlicher gegen

mich seyn, wenn du meine Geschichte kennen wirst. Tröste dich, fügte ich hinzu; ich besitze mehr Diamanten für dich und mich, als alle Andere zusammen haben können. Während es der Zufall ist, der sie ihnen bringt, habe ich die meinigen in des Thales Tiefen gesammelt und trage sie in dem ledernen Beutel, den du hier siehst." Mit diesen Worten zeigte ich sie ihm. Ich hatte nicht sobald geendigt, als die andern Handelsleute, die mich bemerkt hatten, sich um mich versammelten und ihr Erstaunen, mich zu sehen, ausdrückten, das ich noch durch Erzählung meiner Geschichte vermehrte. Sie bewunderten weniger die List, die ich gebraucht hatte, als die Sicherheit, mit der ich zu Werke gegangen war.

Sie brachten mich in die Wohnung, die sie zusammen hatten. Daselbst öffnete ich in ihrer Gegenwart den ledernen Beutel, dessen Inhalt sie höchlich erstaunte, und worüber sie mir bemerkten, daß sie noch an keinem Hofe solche schöne Steine gesehen hatten. Ich bat den Handelsmann, dem das Nest gehörte (einem Jeden war eines zugetheilt), wohin mich der Vogel gebracht hatte, so viel daraus zu wählen, als er Lust habe. Er begnügte sich mit einem einzigen, noch dazu dem kleinsten, und erwiderte auf meine Einladung, ohne Rücksicht für mich mehr zu nehmen: „Nein, ich bin hinlänglich zufrieden mit einem, der werthvoll genug ist, um mir weitere Reisen zum Erwerb eines kleinen Vermögens zu ersparen."

Ich brachte die Nacht mit diesen Handelsleuten zu, denen ich meine Erzählung wiederholte, falls Einer oder der Andere sie nicht gehört haben würde.

Ich konnte meine Freude nicht mäßigen, wenn ich an die Gefahren dachte, denen ich entgangen war. Der Zustand, in dem ich nun war, schien mir ein Traum, und ich konnte mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß nun für mich nichts mehr zu fürchten sey.

Die Handelsleute hatten schon mehrere Tage lang Fleischstücke in das Thal geworfen und Jeder schien zufrieden mit den Steinen, die er auf diese Weise erhalten hatte. Wir reisten daher Tags darauf zusammen ab über hohe Berge, worauf es Schlangen von außerordentlicher Länge gab, denen wir glücklicherweise entgingen. So kamen wir an den ersten Seehafen, von wo wir nach der Insel Riha segelten, wo der Kampherbaum wächst, der so dick und laubig ist, daß hundert Menschen in seinem Schatten Platz haben. Die Flüssigkeit, die den Kampher gibt, fließt aus einer Oeffnung, die man oben am Baume macht. Dieselbe wird in einer Vase aufgefangen, verdichtet und wird alsdann Kampher genannt; nachdem die Flüssigkeit ausgelassen, dörrt der Baum und stirbt ab.

Auf der nämlichen Insel gibt es Rhinoceros, Thiere, kleiner als der Elephant, aber größer als der Büffel; sie tragen ein anderthalb Fuß langes Horn, das sehr stark und



in der Mitte durchspalten ist, auf der Nase. Man sieht darauf weiße Umrisse, die einen Menschen vorstellen. Das Rhinoceros schlägt sich mit dem Elephanten, durchbohrt ihm den Leib mit seinem Horn und trägt ihn auf seinem Kopfe davon; bald jedoch fließen Fett und Blut des Elephanten über seine Augen und machen sie blind. Darauf kommt, was unser Erstaunen noch vermehrt, der Vogel Roch, umfaßt sie beide mit seinen Krallen, um sie in sein Nest zu tragen und seine Jungen damit zu füttern.

Ich übergehe mit Stillschweigen verschiedene andere Eigenthümlichkeiten dieser Insel, aus Furcht, euch zu langweilen. Ich tauschte daselbst einige der Diamanten gegen Waaren aus. Von da landeten wir noch an verschiedenen Inseln, woselbst wir Handel trieben, bis wir nach Bassora und zuletzt nach Bagdad kamen. Dort gab ich den Armen reiches Almosen und lebte ehrenvoll von dem ungeheuern Vermögen, das ich mir mit so viel Strapazen erworben hatte.

Hiermit schloß Sindbad die Erzählung seiner zweiten Reise. Er gab noch hundert Zechinen dem Lastträger und lud ihn auf den folgenden Tag ein, die Erzählung der dritten Reise zu hören.

Die Gäste gingen nach Hause und kamen den darauf folgenden Tag um dieselbe Stunde; ebenso der Lastträger, der schon sein vergangenes Leid vergessen hatte. Man setzte sich zu Tische. Sindbad bat, nach genommener Mahlzeit, um Erlaubniß und fuhr fort, wie folgt:

Dritte Reise Sindbads.

Bald hatte ich in dem angenehmen Leben, das ich jetzt führte, die Erinnerung der Gefahren, die ich auf meinen beiden Reisen bestanden hatte, verloren. Auf die Dauer wurde ich jedoch, als Mann in der Blüthe der Jahre, den Müßiggang satt und zog es vor, neuer Gefahr entgegen zu gehen. Abermals reiste ich mit reichen Waaren, die ich nach Bassora bringen ließ, von Bagdad ab und schiffte mich mit mehreren Handelsleuten ein; wir blieben lange zur See und landeten in verschiedenen Häfen, wo wir beträchtlichen Handel trieben.

Eines Tages waren wir auf hoher See, als sich ein furchtbarer Sturm erhob, der uns aus unserer Bahn warf. Er hielt mehrere Tage an und zwang uns, im Hafen einer Insel anzulegen, was unser Capitän sehr gerne vermieden hätte. Als man die Segel strich, sagte der Capitän zu uns: „Diese und einige benachbarten Inseln werden von Wilden bewohnt, die ganz haarig sind und uns ermorden werden. Obgleich es nur Zwerge sind, können wir denselben doch keinen Widerstand leisten, weil sie viel zahlreicher als Heuschrecken sind und unfehlbar Alle über uns herfallen würden, wenn wir zufällig Einen tödteten."

Der Tag, der das Gemach von Schahrim erhellte, störte die Erzählung, die am folgenden Tag fortgesetzt wurde.





Zweihundert und zweiundsechzigste Nacht.

Sindbad sah sich im Kreise seiner Freunde um, ob sie seinen Worten Gehör schenkten, und fuhr fort:

Was der Capitän sprach, setzte Alle in großen Schrecken und wir erfuhren bald, daß Alles nur zu wahr sey. Am Ufer erschien auf einmal eine zahllose Menge häßlicher Wilden, den ganzen Körper mit röthlichen Haaren bedeckt und nur zwei Schuh groß. Sie schwammen uns entgegen und umgaben bald unser Schiff; mehrere unter ihnen versuchten uns anzureden; wir verstanden aber ihre Sprache nicht. Sie stiegen am Bord zu dem

Strickwerk mit einer solchen Gewandtheit von allen Seiten auf, daß man kaum bemerkte, wo sie ihre Füße aufsetzten.

Mit großer Angst, die ihr euch wohl vorstellen könnt, sahen wir dem allen zu, ohne uns zu wehren oder ihnen ein einziges Wort zu sagen, das sie in der Ausführung ihres Vorsatzes, der uns nicht anders als verdächtig erscheinen mußte, hätte verhindern können. In der That zogen sie die Segel ein und schnitten das Ankerseil ab, ohne sich die Mühe zu geben, dasselbe aufzubinden, und ließen uns Alle landen, nachdem sie das Schiff dem Lande näher gebracht hatten. Darauf steuerten sie dasselbe nach einer andern Insel, woher sie gekommen waren. Alle Reisende vermieden sorgfältig, diejenige zu berühren, auf der wir uns gerade befanden, aus Gründen, die ihr sogleich hören werdet.

Gezwungen, das Traurige unserer Lage mit Geduld zu ertragen, entfernten wir uns vom Ufer und drangen weiter auf der Insel vor, woselbst wir Früchte und Kräuter fanden, deren Genuß den letzten Augenblick unsers Lebens noch erträglich machte; denn wir glaubten nicht anders, als er sey nahe gekommen. Auf dem Wege bemerkten wir nicht weit von uns ein wohlgebautes und hoch liegendes Schloß, welches ein Thor mit zwei Flügeln von Ebenholz hatte. Wir öffneten es, indem wir daranstießen. Beim Eintritt in den Hof sahen wir uns gegenüber ein großes Gemach mit Vorhalle, worin auf der einen Seite Menschengebeine hoch aufgehäuft waren; auf der andern befanden sich zahllose Bratspieße. Dieser Anblick erschütterte uns tief; die Kraft verließ uns, da wir ohnehin sehr ermüdet waren, und wir fielen zu Boden, von tödtlichem Schreck getroffen, von dem wir lange Zeit wie gelähmt waren.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, während wir in diesem gräßlichen Zustande der Verzweiflung waren, als sich auf einmal mit einem Geräusch, ähnlich dem Brausen des Sturmwinds, die Thüre des größeren Gemachs öffnete und eine schwarze Menschengestalt, groß wie ein Palmbaum, schreckhaft anzusehen, hervortrat. Sie hatte rothe Augen, welche gleich glühenden Kohlen feurig waren; ihre Vorderzähne waren lang und spitzig und standen zum Munde heraus, der wie ein Pferdsmaul war, und dessen untere Lippe auf die Brust herabhing. Ihre Ohren glichen denen eines Elephanten und bedeckten ihre Schultern; ihre Nägel waren lang und krumm, wie die Krallen der größten Raubvögel. Beim Anblick eines so schreckhaften Riesen verloren wir die Besinnung und blieben wie todt liegen.

Als wir endlich wieder zu uns kamen, sahen wir den Riesen, seine Augen auf uns geheftet, unter der Thüre sitzen. Nachdem er uns eine Zeit lang betrachtet hatte, ging er

auf uns zu und streckte, mir näher gekommen, seine Hand nach mir aus, ergriff mich am Genicke und drehte mich mehrmal herum, wie ein Metzger, der ein Schaf schlachten will. Er ließ mich jedoch bald wieder fallen, da ich ihm zu mager war und er nichts als Haut und Knochen an mir bemerkte. Die Reihe kam an die Uebrigen, gleich mir untersucht zu werden, bis er an den Schiffskapitän kam, der der Fetteste von uns Allen war. Er hielt ihn mit einer Hand so in die Höhe, wie ich es wohl mit einem Sperling



gethan haben würde, und stieß ihn mit einem Bratspieß durch. Hierauf zündete er ein großes Feuer an, an dem er ihn bratete. Als dies geschehen war, legte er den Leichnam vor sich hin, bis er kalt war, darauf riß er mit den Nägeln von ihm herunter und aß davon, bis er satt war. Nach diesem Abendessen ging er unter die Thüre zurück, legte sich daselbst schlafen und schnarchte gleich darauf mit einem Geräusch, wie der Donner, ohne vor dem nächsten Morgen aufzuwachen. Wir Uebrigen waren jedoch nicht glücklich genug, schlafen zu können, und brachten die Nacht in der schrecklichsten Unruhe zu, der man nur preisgegeben seyn kann. Als der Tag anbrach, wachte auch der Riese auf, erhob sich und ging zum Schlosse hinaus.

Als wir ihn fern wußten, brachen wir das traurige Stillschweigen, das wir die ganze Nacht durch beobachtet hatten, und ließen das ganze Schloß von Seufzern und Klagen ertönen, wozu Jeder von uns nur zu viel Grund hatte. Obgleich wir zahlreich genug waren und nur einen Feind hatten, fiel es uns doch nicht sogleich ein, uns desselben durch den Tod zu entledigen. Dieser Entschluß lag uns sehr nahe, obgleich er sehr schwer auszuführen war.

Wir beriethen uns, was hierin zu thun sey, ohne jedoch einen festen Vorsatz fassen zu können, ergaben uns daher ganz in den Willen Gottes, dem wir unser Geschick anheimstellten, und brachten den Tag zu, indem wir uns auf der Insel ergingen und

uns von Früchten und Pflanzen, wie den vorhergehenden Tag, nährten. Gegen Abend suchten wir wieder ein Obdach, um uns zur Ruhe begeben zu können, fanden aber keines, und waren daher abermals genöthigt, in's Schloß zurückzukehren.

Der Riese kam bald darauf zurück, um einen zweiten unserer Gefährten zu verzehren, worauf er wieder einschlief und bis zum Morgen schnarchte. Drauf ging er spazieren, wie den vorhergehenden Tag; unsre Lage schien uns unter diesen Umständen so schrecklich, daß mehrere meiner Kameraden im Begriffe waren, sich eher in's Meer zu stürzen, als einem so seltsamen Tode entgegen zu gehen. Sie versuchten, uns zu einem gleichen Entschlusse zu bereden. Hierauf nahm einer von uns das Wort und sprach: „Gott hat den Selbstmord verboten; wäre dies aber auch nicht der Fall, ist es nicht viel einfacher, zu versuchen, wie wir dem Ungethüm, das uns schlachten will, auf eine andere Weise entgehen können?"

Ich war indessen auf einen Einfall gerathen, den ich meinen Kameraden mittheilte und den sie billigten. „Brüder," fing ich an, „ihr wißt, daß sich längs der Meeresküste Gehölz vorfindet; wenn ihr Vertrauen habt, so wollen wir daraus Flöße bauen, die uns weiter bringen, und sie am Meeresufer liegen lassen, bis sie fertig sind und wir den Augenblick für günstig halten, uns derselben zu bedienen. Vor Allem wollen wir versuchen, uns des Riesen zu entledigen; glückt dies, so können wir ein Schiff erwarten, das uns von dieser Insel führt; schlägt es dagegen fehl, so setzen wir schnell auf unsre Flöße und suchen die hohe See zu gewinnen. Zwar laufen wir einige Gefahr, wenn wir uns der Wuth der Wellen auf so gebrechlichen Fahrzeugen anvertrauen; hat auch der große Gott unsern Untergang beschlossen, so ist es doch immer besser, auf diese Weise umzukommen, als uns im Bauche dieses Ungeheuers begraben zu lassen, das schon zwei unsrer Gefährten verschlungen hat." Mein Rath wurde gut geheißen und wir bauten Flöße, die drei Personen zu tragen im Stande waren.

Wir kehrten gegen Abend in's Schloß zurück und bald darauf kam auch der Riese an. Wir hatten den Schmerz, ihn noch einen unserer Kameraden braten zu sehen. Merkt auf, wie wir es angriffen, uns für seine Grausamkeit zu rächen. Nachdem er sein abscheuliches Nachtessen zu sich genommen hatte, legte er sich auf den Rücken und schlief ein. Als wir ihn nach seiner Gewohnheit schnarchen hörten, ergriffen neun der Kühnsten von uns ein Jeder einen Bratspieß, steckten dessen Spitze in das Feuer, um sie glühend zu machen, und stießen damit Alle auf einmal seine Augen aus.

Der Schmerz, den der Riese empfand, preßte ihm die schreckhaftesten Angstrufe aus. Er stand schnell auf und streckte die Arme weit aus, um einen von uns zu fassen und

ihn seiner Rache opfern zu können. Wir hatten jedoch Zeit, uns von ihm zu entfernen und uns an solchen Stellen zur Erde zu werfen, wo er uns mit den Füßen nicht erreichen konnte. Nachdem er uns lange vergeblich gesucht hatte, ging er mit dem fürchterlichsten Geheul und nach allen Seiten mit den Händen ausgreifend zur Thüre hinaus.

Scheherfad bemerkte den Tag und schwieg. In der folgenden Nacht fuhr sie fort:





Zweihundert und dreiundsechzigste Nacht.

Wir gingen hinter dem Riesen zum Schlosse hinaus, fuhr Sindbad fort, und begaben uns auf die Flöße. Wir ließen sie in's Wasser und warteten den Tag ab, um uns darauf zu begeben, indem wir nicht anders glaubten, als der Riese würde mit einem Begleiter seiner Art zurückkehren und uns ermorden. Wir hatten dagegen die Hoffnung, daß er selbst das Leben verloren haben würde, wenn er nicht gegen Tagesanbruch erschiene oder alsdann noch sein Geheul, das wir noch immer hörten, fortsetzte. In diesem Fall waren wir entschlossen, auf der Insel zu bleiben und unser Leben nicht auf den Flößen der großen Gefahr auszusetzen. Kaum war jedoch der Tag angebrochen, als wir unsern grausamen Feind in Begleitung zweier anderen Riesen von gleicher Größe, die ihn führten, zurückkommen sahen. Voraus ging eine ziemliche Anzahl Anderer mit starken Schritten.

Als wir dies sahen, überlegten wir nicht lange und begaben uns auf unsere Flöße, die wir so schnell als möglich vom Ufer wegzurudern suchten. Die Riesen bemerkten dies zeitig, bewaffneten sich mit großen Steinen, liefen auf das Ufer zu, gingen sogar zur Hälfte des Körpers in's Wasser und warfen uns mit solcher Geschicklichkeit die Steine nach, daß ich mit meinen Begleitern unfehlbar ertrunken wäre, wenn nicht das Floß, worauf wir uns befanden, durch seinen Bau den Angriff hätte aushalten können. Die beiden andern wurden zerschellt, und was sich darauf befand ertrank. Da ich und meine Kameraden mit allen Kräften ruderten, so befanden wir uns bald auf der hohen See und außer dem Bereich der Steine. Wir wurden bald ein Spiel der Winde und der

Wellen, die uns hin und her warfen, und brachten die Nacht in der schrecklichsten Lage zu, die man sich denken kann. Den darauf folgenden Tag wurden wir zu unserer unaussprechlichen Freude gegen eine Insel getrieben und fanden darauf ausgezeichnete Früchte, die uns die verlornen Kräfte reichlich wieder ersetzen halfen. Wir hätten sonst vor Hunger und Erschöpfung umkommen müssen.

Gegen Abend schliefen wir am Ufer des Meeres ein und wurden durch ein Geräusch, das eine Schlange, von der Länge eines Palmbaums, mit ihren Schuppen machte, aufgeweckt. Sie befand sich uns sehr nahe, fuhr auf einen meiner Kameraden los und würgte ihn hinunter; man sah nur noch seine Schultern und seinen Kopf aus ihrem Rachen hervorstehen; er schrie laut und die Schlange machte eine schnelle Bewegung, indem sie sich zusammen und gleich darauf wieder auseinander rollte. Wir hörten seine Gebeine krachen und verschlungen war der ganze Mann! Wir beide Uebrige ergriffen die Flucht und hörten bald darauf, obgleich ziemlich weit entfernt, ein Geräusch, welches nach unserer Meinung daher rührte, daß die Schlange die Gebeine unseres Kameraden wieder von sich gab. In der That war dies der Fall, wie wir den darauf folgenden Tag sahen. Großer Gott! rief ich bei diesem Anblicke, welchen Leiden gibst du uns Preis! Schon fühlten wir uns glücklich, der Grausamkeit der Riesen und der Wuth der Wellen entgangen zu seyn; und jetzt befinden wir uns in Lagen, die wo möglich noch schrecklicher sind. Ist es dein Wille, Allmächtiger! daß wir umkommen, so geschehe es bald und nicht nach vielen Gefahren, deren jede gräßlicher als der Tod selbst ist.

Kummervoll gingen wir auf der Insel umher, aßen von den Früchten, die darauf wuchsen, mit der schrecklichen Vermuthung, daß einer von uns von der Schlange noch diesen Abend aufgefressen werde. Endlich bemerkten wir einen Baum, auf den wir stiegen, um uns die Nacht über in Sicherheit zu bringen. Gleich darauf nahte sich zischend die Schlange dem Baume, auf dem wir waren. Sie legte sich an dessen Stamm und erreichte auf diese Weise meinen Kameraden, der noch nicht so hoch wie ich gestiegen war, würgte ihn hinunter und kroch weiter.

Ich blieb auf dem Baume bis zum Tagesanbruch und stieg dann herab, eher todt als lebend; auch blieb mir kein anderes Ende zu erwarten übrig, als meine Kameraden gefunden hatten.

Dieser Gedanke machte mich schaudern, und ich war nahe daran, mich in's Meer zu werfen; da es aber süß ist, den letzten Lebensaugenblick so viel als möglich zu verschieben, so widerstand ich diesem Anfall der Verzweiflung und ergab mich in den Willen Gottes, der allein über Menschenleben zu verfügen hat.

Ein letztes Mittel der Rettung vor dem Ungeheuer blieb mir noch zu versuchen übrig. Ich suchte eine ziemliche Masse verschiedenes Holz, Baumwurzeln und trockenes Gesträuch zusammen, machte daraus mehrere Bündel, die ich zusammenband und in einem großen Kreise um den Baum herum aufstellte, überdies deckte ich mich mit mehreren so zu, daß ich Luft genug behielt und die Schlange meinen Kopf nicht erreichen konnte. Hierauf schlief ich ein, mit dem traurigen Trost, nichts versäumt zu haben, was mich aus dieser Gefahr retten konnte. Die Schlange kam bald darauf zurück und schlich um den Baum herum, nach Beute lüstern. Sie konnte meiner jedoch nicht habhaft werden wegen des Walls, der mir zum Schutze diente, und trieb es so bis zum Tage wie die Katze, die eine Maus in einem Loche belagert, dem sie nicht beikommen kann. Als der Tag nahte, zog sie sich zurück; ich wagte es jedoch noch nicht, mich zu zeigen, bis die Sonne hervortrat.

Ich war so ermüdet von dem, was ich ausgestanden hatte, und so angegriffen vom Pesthauche der Schlange, daß ich den Tod allen diesen Schrecken vorzog. Ich entfernte mich von dem Baume und lief, ohne weiter an den Entschluß zu denken, den ich den Tag vorher gefaßt hatte, auf das Meer zu, gesonnen, meinem Leben ein Ende zu machen. Dies war jedoch ein Wendepunkt meines Schicksals; denn der große Gott hatte es anders mit mir beschlossen. In dem Augenblicke, als ich mich in das Meer stürzen wollte, ließ er ein Schiff erscheinen, das schon ziemlich nahe dem Ufer war. Ich rief aus voller Kehle demselben entgegen und entfaltete die Binde meines Turbans, um eher bemerkt zu werden. Dies war nicht umsonst; denn ich ward sogleich von der ganzen Schiffsmannschaft gesehen und der Capitän sandte mir ein Boot entgegen.

Mit diesen Worten hielt Scheherfad inne, und fuhr die darauf folgende Nacht fort:





Zweihundert und vierundsechzigste Nacht.

Sindbad erzählte weiter: An Bord angekommen, fragten mich die Reisenden, die sich darauf befanden, und die Matrosen neugierig, durch welches Abenteuer ich auf diese verlassene Insel gekommen sey. Nachdem ich ihnen erzählt hatte, was mir Alles begegnet war, sagten mir die Aeltesten, daß sie oft von den Riesen gehört hätten, die auf dieser Insel wohnen und von denen erzählt wird, daß sie Menschen fräßen, so wie sie denselben in die Hände fallen; auch wußten sie von Schlangen, die dort sehr häufig seyen und sich bloß des Nachts zeigen. Sie bezeigten mir große Freude, mich so vielen Gefahren glücklich entgangen zu sehen, und bewirtheten mich mit dem Besten, was sie auftreiben konnten, was mir in der That auch sehr wohl bekam, da ich lange Zeit hindurch schlecht genug gelebt hatte. Der Capitän schenkte mir sogar ein Kleid, als er bemerkte, daß das meinige in Fetzen um meinen Körper hing.

Wir hielten eine Zeit lang das Meer, kamen an verschiedenen Inseln vorbei und landeten endlich bei Kalasei, woher man das Sandelholz bezieht, das als Arzneimittel stark gebraucht wird. Wir gingen im Hafen dieser Insel vor Anker. Meine Reisegefährten, sämmtlich Handelsleute, fingen an, ihre Waaren ausschiffen zu lassen, um sie zu verkaufen, oder um Tauschhandel zu treiben. Unterdessen rief mir der Schiffscapitän und sprach so zu mir: „Höre, Bruder! auf dem Schiffe befinden sich Waaren, die einem Handelsmanne von Bagdad gehörten, der lange Zeit mit uns gereist ist, bis er starb. Wir wollen

seine Waaren verkaufen, das Geld dafür nehmen und es nach Rückkunft seinen Erben zustellen, so wie sie sich als solche ausweisen werden.“ Die Ballen, wovon er sprach, wurden auf das Verdeck gebracht; er zeigte sie mir und fügte hinzu: „Dies sind die Waaren, wovon ich spreche; mein Wunsch ist, daß du dich mit deren Verkauf beschäftigest, indem du später einen deiner Mühe entsprechenden Lohn dafür in Empfang nimmst.“ Ich war vollkommen bereitwillig dazu, indem ich ihm dafür dankte, daß er mir einen Anlaß gab, thätig zu seyn.

Der Schiffsschreiber hielt Register über alle Waaren und die Namen der Handelsleute, denen sie gehörten. Er fragte den Capitän, unter welchem Namen er diejenigen eintragen solle, mit deren Verkauf ich so eben beauftragt worden war. Schreibe sie, antwortete dieser, unter dem Namen Sindbad der Seemann ein. Als ich mich nennen hörte, konnte ich meine Rührung nicht verbergen, betrachtete den Schiffscapitän genauer und erkannte in ihm denjenigen, der mich auf meiner zweiten Reise auf einer Insel, auf der ich am Ufer eines Baches eingeschlafen war, zurückgelassen hatte und unter Segel gegangen war, ohne mich zu erwarten oder nach mir sehen zu lassen. Ich hatte mich nicht sogleich wieder seiner erinnert, wegen der großen Aenderung, die, seitdem ich ihn zuletzt gesehen hatte, mit ihm vorgegangen war.

Da er mich todt glauben mußte, so darf man sich nicht wundern, wenn er mich nicht sogleich erkannte. Ich sprach daher zu ihm: „Capitän! hieß der Handelsmann, dem diese Waaren gehörten, Sindbad?“ — „Ja,“ antwortete er mir, „so hieß er; er war von Bagdad und hatte sich in Bassora mit mir eingeschifft. Als wir eines Tages an einer Insel landeten, um Wasser und andere Erfrischungen einzunehmen, ging ich aus Versehen, das ich mir heute noch nicht erklären kann, unter Segel, ohne nachsehen zu lassen, ob auch Alle an Bord zurückgekehrt waren. Ein Einziger, dieser Sindbad, war vergessen worden; die Handelsleute und ich bemerkten erst einige Stunden später seine Abwesenheit. Wir hatten starken Wind gegen uns, so daß wir uns unmöglich dem Ufer nähern konnten, um ihn wieder aufzunehmen.“ — „Du hältst ihn also für todt?“ fragte ich. „Allerdings,“ war seine Antwort. „Nun, Capitän!“ erwiderte ich, „so öffne deine Augen und sehe vor dir jenen Sindbad, den du auf der wüsten Insel zurückließest. Ich schlief am Ufer des Flusses ein, und als ich aufwachte sah ich Niemand von der Reisegesellschaft mehr und das Schiff bis auf einen kleinen Punkt meinen Augen entschwunden.“ Bei diesen Worten sah mich der Capitän mit großem Erstaunen an und wollte nichts von Allem dem glauben. Neugierig, was hier vorgehe, versammelten sich bald die Uebrigen um uns; die Einen glaubten mir, während mich

die Andern, und zwar die Mehrzahl, für einen Lügner hielten. Da trat auf einmal ein Handelsmann aus ihrer Mitte hervor, grüßte mich und sprach: „Du hast wahr gesprochen, Sindbad der Seemann; dieses Geld und diese Waaren gehören dir. Ich erzählte euch vor Kurzem das Wunderbarste, was mir jemals auf Reisen begegnet, als ich nämlich einst Diamanten sammelte und in das weitberühmte Thal Fleischstücke warf, damit sich die spitzen Steine daran fest machen und von den Adlern in das Nest ihrer Jungen getragen würden, und wie einst ein Mensch auf diese Weise seine Rettung fand. Dies war Sindbad, der vor euch stehet, dem, wie es scheint, vom großen Gott als Schicksal bestimmt ist, das Merkwürdigste zu erleben." Der Schiffscapitän fing endlich an, mich zu erkennen, umarmte mich und sprach: „Gott sey gelobt! ich bin froh, daß ich meinen Fehler wieder gut machen kann; hier sind deine Waaren, für deren gute Aufbewahrung ich alle Sorge trug und wovon ich überall zu Geld machte, so viel nur immer möglich war; ich gebe sie dir mit dem erlösten Geld zurück." Ich nahm sie wieder an, indem ich dem Schiffscapitän auf's freundlichste dankte.

Von der Insel Kalaset segelten wir nach einer andern, wo ich Gewürznelken, Zimmt und andere Specereien einkaufte. Als wir uns davon entfernten, sahen wir eine zwanzig Schuh breite und lange Schildkröte; wir sahen auch einen Fisch, der viel Aehnlichkeit mit einer Kuh hat, Milch gibt und dessen Haut so hart ist, daß man gewöhnlich Schilde daraus macht; auch sahen wir einen andern Fisch in Gestalt und Farbe eines Kameels. Endlich kam ich nach einer langen Reise in Bassora an und erreichte endlich wieder Bagdad mit mehr Geld und Waaren, als ich selbst wußte. Ich gab noch einmal den Armen einen beträchtlichen Theil und kaufte mir mit dem Uebrigen noch mehr Güter zu denen, die ich schon besaß. Auch gab ich meinen Freunden und Verwandten viele Geschenke, kleidete Waisen und Wittwen, schaffte mir wieder Sklaven und Sklavinnen an und lebte in süßer Behaglichkeit froh und heiter, nicht mehr der ausgestandenen Leiden gedenkend. Das ist der Schluß meiner dritten Reise.

Sindbad ließ dann Speisen auftragen, was Köstliches aufzutreiben war; gab darauf dem Lastträger hundert Goldstücke und sprach: „Komme morgen wieder, du sollst dann hören, was mir auf der vierten Reise begegnet ist." Der Lastträger versprach es und ging nach Hause, verwundert über das, was er von Sindbad gehört hatte; des andern Tages ging er wieder zu ihm. Als sie Alle beisammen waren, schmausten sie wie den vorhergehenden Tag; später begann Sindbad:

Vierte Reise Sindbads.

Das Vergnügen und die Genüsse, die ich im Stande war, mir zu verschaffen, konnten keinen solchen Reiz für mich haben, daß ich nicht den Wunsch hatte, ferner zu reisen. Ich ließ mich nochmals zum Handel verleiten; auch stachelte mich die Begierde, neue Dinge zu sehen. Meine Geschäfte waren bald in Ordnung und ich reiste mit einer Masse Waaren ab, die ich in den Ländern, wohin die Reise gehen sollte, abzusetzen hoffen konnte. Vorerst bereiste ich mehrere Gegenden Persiens und kam an einem Seehafen an, wo ich mich einschiffte.

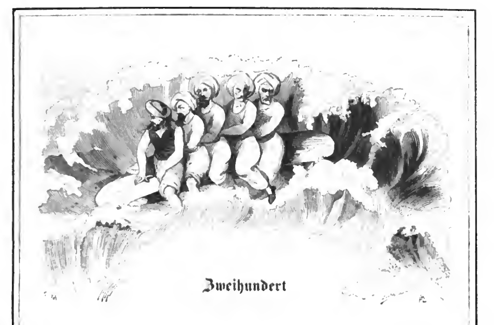
Wir gingen unter Segel und hatten schon mehrere Häfen des festen Landes und der östlichen Inseln berührt, als wir eines Tags bei einer bisher außerordentlich günstigen Fahrt von einem Windstoße getroffen wurden, der den Capitän zwang, die Segel einzuziehen und die nöthigen Befehle zu geben, damit die Gefahr vermieden würde, von



der wir bedroht waren. Alle unsere Bemühungen waren jedoch überflüssig; — der Sturm war übermächtig, zerriß unsere Segel in tausend Stücke, warf das Schiff, das nicht mehr gesteuert werden konnte, gegen eine Klippe und zerschmetterte es dergestalt, daß eine große Anzahl Handelsleute und Matrosen ertrank und die Ladung zu Grunde ging.

Scheherſad schloß für heute und fuhr die folgende Nacht also fort:





Zweihundert

und

fünfundsechzigste Nacht.

Sindbad erzählte weiter: Ich und einige andere Handelsleute hatten das Glück, uns an einem Brette festhalten zu können, und wurden durch die Strömung gegen eine Insel getrieben, die nicht fern von uns lag. Wir fanden daselbst Früchte und eine Quelle, die uns unsere Kräfte stärken halfen. Die Nacht über ruhten wir daselbst an dem Orte aus, wohin uns das Meer geworfen hatte, ohne uns entschließen zu können, was wir nunmehr thun sollten, so hatte uns das Gefühl der schlimmen Lage, in der wir uns befanden, betäubt.

Den darauf folgenden Tag entfernten wir uns mit dem ersten Strahl der Sonne vom Ufer, drangen auf der Insel vor und bemerkten Wohnungen, denen wir uns näherten. Sogleich kamen Schwarze in großer Zahl aus den Hütten uns entgegen. Sie umgaben und ergriffen uns, vertheilten uns unter sich, worauf sie uns dann in ihre Häuser führten.

Wir wurden, fünf meiner Begleiter und ich, an einen Ort geführt; man hieß uns niedersitzen und trug uns ein gewisses Kraut auf, indem man uns zu verstehen gab, daß wir davon essen sollten. Meine Kameraden, an denen der Hunger gezehrt hatte, aßen davon, ohne zu bemerken, daß diejenigen, die die Speisen auftrugen, dieselben nicht berührten. Ich ahnte eine Schändlichkeit und wollte daher durchaus nicht einmal davon kosten; dies war mein Glück, denn kurz darauf bemerkte ich, daß meine Kameraden den Verstand verloren hatten und daß sie, wenn sie mit mir sprachen, nicht wußten, was sie redeten. Man reichte uns darauf Reis, der mit Cocusnußöl zubereitet war; meine Kameraden, die schon von Sinnen waren, aßen auch hiervon. Ich aß gleichfalls davon, aber sehr wenig. Die Schwarzen hatten uns jenes Kraut zuerst zum Essen auftragen lassen, um unsern Verstand zu verwirren und uns das traurige Bewußtseyn unsrer Lage zu nehmen; den Reis gaben sie uns, um uns fett zu machen. Da sie Menschenfresser waren, war es ihre Absicht, uns zu verzehren, wenn wir fett geworden seyn würden. Dies geschah meinen Kameraden, die das ihnen bevorstehende Schicksal nicht ahnten, weil sie ihren Verstand verloren hatten. Da ich den meinigen noch besaß, so könnet ihr euch wohl denken, meine Freunde! daß ich statt fett zu werden nur noch magerer ward. Die Todesfurcht, die mich unaufhörlich ängstigte, machte alle Nahrung, die ich zu mir nahm, zu Gift. Ich zehrte sichtbar ab, und dies war mein Glück; denn die Schwarzen bemerkten meinen krankhaften Zustand und ließen mich leben, nachdem sie meine Kameraden ermordet und verzehrt hatten. So wurde ich auf später aufgespart.

Man ließ mich übrigens frei und ungehindert thun, was ich wollte. Auf diese Weise konnte ich mich eines Tags von den Wohnungen der Schwarzen entfernen und mich retten. Ein Greis bemerkte mich, ahnte, daß ich irgend einen Entschluß ausführen wolle, und rief mir zu, ich solle umkehren; statt ihm aber zu gehorchen, ging ich desto schneller und hatte ihn bald aus den Augen verloren. Der Greis war übrigens allein in den Wohnungen zurückgeblieben; alle andere Schwarzen hatten sich entfernt und sollten erst gegen Abend zurückkommen, wie sie es gewöhnlich thaten. Ich konnte daher gewiß seyn, daß sie nicht im Stande wären, mich einzuholen, wenn sie meine Flucht erführen, ging jedoch bis zum Einbruch der Nacht fort und hielt mich bloß wenige Augenblicke auf, um auszuruhen und von dem Wenigen zu essen, das ich mitgebracht hatte. Auf diese Weise zog ich sieben Tage lang fort und vermied die Stellen, die mir bewohnt schienen. Meine Nahrung bestand aus Cocusnüssen, die mir zugleich Hunger und Durst stillten.

Am achten Tage kam ich an der Meeresküste an und bemerkte sogleich weiße Menschen, die beschäftigt waren, Pfeffer zu sammeln, wovon es eine große Menge gab. Ihre Erscheinung flößte mir Vertrauen ein und ich nahm keinen Anstand, mich ihnen zu nähern.

Scheherſad hielt inne und erzählte die folgende Nacht weiter:





Zweihundert und sechsundsechzigste Nacht.

Sindbad fuhr fort: Die Leute, die Pfeffer sammelten, kamen mir sogleich, als sie meiner ansichtig wurden, entgegen und fragten mich auf arabisch, wer ich sey und woher ich komme. Entzückt, meine Sprache sprechen zu hören, befriedigte ich gern ihre Neugierde und erzählte ihnen, wie ich Schiffbruch gelitten habe, auf diese Insel gekommen und in die Hände der Schwarzen gefallen sey. Sie unterbrachen mich mit der Frage: durch welche Wunder ich den Schwarzen habe entkommen können, die als grausame Menschenfresser bekannt seyen. Ich erzählte ihnen dasselbe wie euch, und sie waren höchlich verwundert darüber.

Ich blieb bei ihnen, bis sie so viel Pfeffer, als sie laden wollten, gesammelt hatten; drauf schiffte ich mich mit ihnen ein und wir begaben uns auf die Insel, woher sie gekommen waren. Sie brachten mich zu ihrem König, der, von seinem Volke geliebt, begierig war, meine Geschichte zu hören, und sich dieselbe von mir genau erzählen ließ. Er befahl, mir Kleider zu geben und für meine übrigen Bedürfnisse zu sorgen.

Die Insel, worauf ich mich befand, war sehr bevölkert und deren Bewohner hatten großen Ueberfluß an Allem, weßhalb sie auch in der Hauptstadt des Königs großen Handel trieben. Dieser reizende Aufenthalt tröstete mich mächtig über mein Unglück, und die Güte, die der edle König für mich hatte, machte mich vollends zufrieden. In der That bewies er mir sehr große Huld, weßhalb auch bald auf der ganzen Insel, selbst am Hofe, Niemand war, der nicht jede Gelegenheit ergriff, mir einen Gefallen zu

erzeigen. So ward ich bald allgemein als ein Eingeborner, nicht als ein Fremder betrachtet.

Ich bemerkte in diesem Lande Etwas, das mir sehr ungewöhnlich schien. Jedermann, den König selbst nicht ausgenommen, stieg zu Pferde, ohne Steigbügel und ohne Zaum. Ich nahm mir daher eines Tags die Freiheit, den König zu fragen, warum er sich nicht solcher bequemen Dinge bediene. Seine Antwort war: ich spreche ihm von Dingen, deren Anwendung man in seinen Staaten nicht kenne. Ich ging sogleich zu einem Handwerker und lehrte ihn einen Sattel nach einer Zeichnung bauen, die ich ihm gab. Als derselbe fertig war, fütterte ich ihn mit Wolle aus und befeßte ihn mit Leder; auch ließ ich ihn mit Gold sticken. Drauf ging ich zum Schlosser, der mir eine Gebißstange und Steigbügel, wie ich ihm zeigte, machte.

Als Alles dies auf's beste fertig war, ging ich hin zum König, zeigte es ihm und probirte es an einem seiner Pferde. Der König bestieg dasselbe und hatte an der Erfindung solches Gefallen, daß er mir seine Freude durch die glänzendsten Geschenke bezeigte. Drauf machte ich verschiedene Sättel für seine Minister und übrigen Großen, die mir Alle Dinge schenkten, die mich binnen Kurzem zum reichen Mann machten. Auch bei den übrigen Einwohnern kam ich in großen Ruf und war allgemein geschäßt und geachtet.

Da ich regelmäßig dem König meine Aufwartung machte, so sagte er mir eines Tages: „Sindbad! Ich habe dich gern und weiß auch, daß alle meine Unterthanen, die dich kennen, dasselbe thun. Ich habe eine Bitte an dich; du mußt mir versprechen, sie zu erfüllen.“ — „Großer König!“ war meine Antwort, „es gibt nichts, was ich nicht zu erfüllen bereit wäre, um deinen Befehlen meinen Gehorsam zu zeigen; gebiete über mich.“ Der König erwiderte: „Mein Wunsch ist, du nehmest eine Frau, damit dich dieselbe an meine Länder fessele und du nicht mehr an dein Vaterland denkest.“ Da ich nicht wagte, dem Befehl des Königs zuwider zu handeln, so heirathete ich die Frau, die er mir gab; es war eine vornehme Frau seines Hofstaats, mit den schönsten und herrlichsten Eigenschaften. Nach den Hochzeitfeierlichkeiten zog ich zu ihr und lebte lange glücklich mit ihr. Ich war dennoch nicht mit meiner Lage zufrieden; es war vielmehr meine Absicht, bei der ersten Gelegenheit zu entfliehen und nach Bagdad zurückzukehren, wohin ich mich troß allem äußern Glanze, der mir augenblicklich zu Gebot stand, zurück dachte.

Ich war mit diesen Gedanken beschäftigt, als die Frau meines Nachbars, mit dem ich in engen Banden der Freundschaft lebte, krank wurde und starb. Ich ging zu ihm, um ihn zu trösten, und fand ihn tief bekümmert. „Gott stärke dich und verleihe dir ein langes

Leben!“ war meine Anrede. „Ach!“ rief er aus, „was können mir deine Segenswünsche nützen? Ich habe bloß noch eine Stunde zu leben!“ Ich antwortete: „Beschäftige dich, Freund! mit keinen solchen trüben Gedanken; ich hoffe, daß dies nicht geschehen wird und daß ich dich noch lange zum Freund behalte.“ Er aber sagte: „Ich wünsche, daß dein Leben von langer Dauer sey; was mich betrifft, meine Stunden sind gezählt und du erfährst hiermit, daß man mich heute mit meiner Frau begraben wird. Dies ist der Gebrauch unsers Volkes von Alters her und der heilig gehalten wird; der lebende Mann wird mit seiner gestorbenen Frau und die lebende Frau mit ihrem gestorbenen Mann begraben. Nichts ist im Stande, mich zu retten, da Jedermann sich diesem Gesetze unterwirft.“

Während er mich von diesen grausamen Sitten unterhielt, die mich tief erschreckten, nahten sich die Eltern, Freunde und Nachbarn, um sämmtlich dem Begräbnisse beizuwohnen. Man schmückte den Leichnam der Frau auf's reichste und glänzendste, wie am Tage der Hochzeit, und hing ihm alle ihre Edelsteine um. Drauf legte man ihn in die offene Bahre und der Zug setzte sich in Bewegung. Der Gemahl ging den Trauernden dicht hinter der Todten voran. Man zog auf einen hohen Berg, worauf ein großer Stein sich befand, der einen tiefen Brunnen bedeckte, und ließ den Leichnam hinunter, ohne ihn zu entkleiden oder die Edelsteine abzunehmen. Drauf umarmte der Mann seine Eltern und Freunde und ließ sich ohne Widerstand in eine Bahre legen, mit einem Wassertopf und sieben kleinen Broden. Drauf ließ man ihn ebenso hinab, wie es mit der Frau geschehen war.

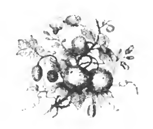


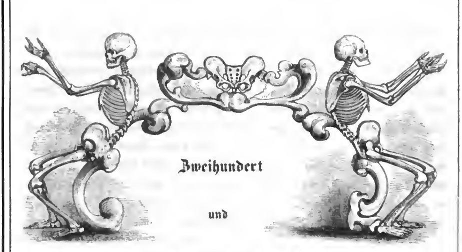
Der Berg dehnte sich weit aus und grenzte an das Meer; auch war der Brunnen sehr tief. Als die Ceremonie vorüber war, setzte man den Stein wieder auf die Oeffnung.

Freunde! ich brauche euch nicht zu sagen, welch ein trauriger Zeuge ich von Allem dem war. Alle andere Personen, die beiwohnten, schienen wenig davon ergriffen zu seyn; so sehr waren sie durch den öftern Anblick ähnlicher Scenen abgestumpft worden. Ich konnte mich nicht enthalten, dem König meine Ansicht hierüber zu sagen. „König!" sprach ich, „ich kann dir nicht genug mein Erstaunen über den grausamen, in deinen Ländern eingeführten Gebrauch ausdrücken, daß die Lebenden mit den Todten begraben werden. Ich habe viel gereist, die Sitten vieler Länder kennen gelernt, aber was Aehnliches ist mir nirgends vorgekommen." — „Ich kann nichts daran ändern," war des Königs Antwort: „es ist ein allgemeines Gesetz für mein Reich und ich unterwerfe mich ihm selbst, und werde mich lebend mit der Königin, meiner Gemahlin, begraben lassen, wenn sie vor mir stirbt." — „Dürfte ich mir die Frage erlauben, großer König!" sagte ich, „ob dieses Gesetz auch für Fremdlinge gilt?" — „Allerdings," erwiderte er mir lächelnd und den Grund meiner Frage errathend, „sind sie nicht davon ausgenommen, wenn sie sich mit Eingebornen verheirathet haben."

Ich kehrte traurig in meine Wohnung zurück. Die Furcht, daß meine Frau vor mir sterben könne und daß ich dann lebend mit ihr begraben würde, flößte mir sehr trübe Gedanken ein. Was sollte ich aber thun? Mich gedulden und Alles dem Willen Gottes anheimstellen. Trotz dieser Ergebung zitterte ich doch bei dem geringsten Unwohlseyn, das meine Frau befiel; aber ach! mein Schrecken wurde bald zu groß: denn sie erkrankte wirklich und starb kurz darauf.

Scheherfad schloß mit diesen Worten und fuhr die folgende Nacht fort:





Zweihundert und siebenundsechzigste Nacht.

Sindbad erzählte weiter: Mein Kummer und meine Noth waren groß. Lebend begraben zu werden schien mir eben so schreckhaft, als von den Menschenfressern verzehrt zu werden, und doch sah ich kein Rettungsmittel; der König wollte mit seinem ganzen Hofstaate dem Begräbnisse beiwohnen, und außer ihm sollten auch die angesehensten Bewohner der Hauptstadt den Trauerzug begleiten.

Als Alles bereit war, legte man den Leichnam meiner Frau in eine Bahre mit ihren Edelsteinen und prächtigsten Gewändern; darauf begann der Zug. Als zweite handelnde Person dieser Scene folgte ich unmittelbar der Bahre meiner Frau, die Augen voll von Thränen und mein unglückliches Geschick bejammernd. Bevor ich auf den Berg kam, versuchte ich noch einmal die Herzen der Anwesenden zu rühren. Zuerst sprach ich den König an, drauf alle Andere, die sich bei mir befanden, und bat sie, auf den Knien flehend und indem ich den Saum ihrer Kleider küßte, Mitleid mit mir zu haben. „Bedenket," redete ich sie an, „daß ich als Fremder keinem so harten Gesetze unterworfen seyn sollte und daß ich noch eine Frau und Kinder in meinem Lande habe!" Was half es mir, diese Worte mit allem Ausdruck, dessen ich fähig war, auszusprechen: Niemand ward davon gerührt; man beeilte sich vielmehr, den Leichnam meiner Frau hinab in den Brunnen zu lassen und that dasselbe kurz darauf gleichfalls mit mir in einer offenen Bahre, mit einem Wassertopf und sieben Broden. Als diese für mich schreckhafte

Ceremonie vorüber war, bedeckte man die Oeffnung des Brunnens mit dem großen Stein, ohne sich um das Uebermaß meines Kummers und mein Wehklagen zu kümmern.

Je mehr ich mich dem Grund der Tiefe näherte, konnte ich bei dem Lichte, das von oben fiel, die Lage dieses unterirdischen Ganges näher betrachten. Es war eine sehr weite Höhle, die wohl fünfzig Ellen tief seyn mochte. Wenige Augenblicke, nachdem ich unten angekommen war, war ich von einem unerträglichen Gestank, der von zahllosen Leichnamen, die rechts und links um mich lagen, herrührte, wie betäubt; es schien mir sogar, als richteten sich einige derselben auf und stießen tiefe Seufzer auf. Als ich unten ankam, hatte ich dennoch Muth genug, aus der Bahre herauszutreten und mich von den Leichnamen zu entfernen, indem ich mir die Nase zuhielt. Ich warf mich zur Erde, weinte lange bitterlich, und dachte bei mir: Es gibt keinen Schutz und keine



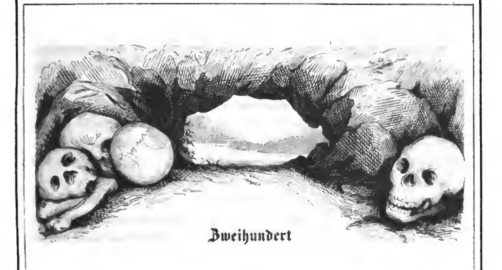
Hülfe, außer bei Gott, dem Erhabenen! Es geschehe Gottes Wille! Ist es aber nicht deine eigene Schuld, Sindbad, daß du einem so schrecklichen Ende entgegen gehst! Wollte Gott, du wärest bei einem der Schiffbrüche umgekommen, du wärest wenigstens nicht auf so jämmerliche Weise gestorben; aber daran ist dein verdammter Geiz Schuld. Unglücklicher! warum konntest du nicht ruhig zu Hause bleiben und friedlich die Früchte deiner Arbeiten genießen?

Von ähnlichen Klagen hallte das Gewölb der Höhle wider; während ich mich vor Kopf und Magen wie wüthend und vor Verzweiflung schlug und mich den trostlosesten Gedanken hingab. Gleichwohl war, so elend ich mich auch fühlte, die Liebe zum Leben so wach in mir, daß ich, statt den Tod anzurufen, mich umsah, wie ich mein Leben erhalten könne. Ich hielt mir die Nase zu, ging in der Finsterniß umher und aß vom Brod und trank vom Wasser, das ich mitgebracht hatte.

Die Dunkelheit, die in der Höhle herrschte, war so groß, daß ich weder Nacht noch Tag unterscheiden konnte; ich verlor jedoch meine Bahre nicht aus den Augen und es schien mir, als sey die Höhle viel geräumiger und mehr mit Leichnamen angefüllt, als es mir anfangs vorgekommen war. Auf diese Weise lebte ich einige Tage von Brod und Wasser und rüstete mich, als sie ausgingen, zum Tode."

Scheherfad hielt inne und erzählte folgende Nacht weiter:





Zweihundert

und

achtundsechzigste Nacht.

Ich glaubte nichts mehr, als den Tod erwarten zu dürfen, fuhr Sindbad fort, als ich den Stein aufheben hörte. Man ließ einen Leichnam und eine lebende Person herab; der Todte war ein Mann. Es ist natürlich, daß man in den äußersten Lagen die schärfsten Mittel ergreift; während der Zeit, als man die Frau herabließ, näherte ich mich dem Orte, an dem ihre Bahre niedergesetzt werden sollte, und gab ihr schnell, als ich die Oeffnung wieder schließen sah, mit einem großen Knochen, den ich in der Hand hatte, zwei oder drei schwere Schläge auf den Kopf, wovon sie die Besinnung und wahrscheinlich das Leben verlor. Diese grausame Handlung beging ich nur, um mir die Brode und das Wasser zu verschaffen, die in der Bahre waren und mir mein Leben um einige Tage verlängern halfen. Als ich wieder nahe daran war, Hunger leiden zu müssen, ließ man eine todte Frau und ihren lebenden Mann herab; ich tödtete ihn auf dieselbe Weise und hatte, indem ich noch öfter auf diese Weise verfuhr, Lebensmittel genug, da glücklicherweise für mich eine verheerende Krankheit in der Stadt herrschte.

Als ich eines Tages eben eine Frau erschlagen hatte, hörte ich Athmen und Tritte um mich; ich wandte mich zur Seite, woher der Lärm kam, hörte immer stärker athmen und glaubte etwas unterscheiden zu können, das die Flucht ergriff. Ich folgte dem Schattenbilde, das einmal still stand und Athem schöpfte und dann von Neuem die Flucht ergriff. Ich verfolgte es so lange und weit, bis ich ein Licht entdeckte, das in der Ferne einem Sterne glich. Ich ging diesem Lichte immer näher und entdeckte zuletzt, daß es von einer Oeffnung des Felsens kam, die groß genug war, um durch dieselbe zu entkommen.

Bei dieser Entdeckung hielt ich einen Augenblick inne, um mich zu fassen, denn die Freude hatte mich beinahe von Sinnen gebracht; darauf drang ich durch die Oeffnung durch und befand mich am Ufer des Meeres. Denkt euch das Uebermaß meiner Freude;



sie war so groß, daß ich Mühe hatte, mich zu überzeugen, daß ich nicht im Traume lebe. Als mir die Wirklichkeit klar ward und meine Sinne beruhigt wurden, fiel mir ein, daß das Thier, welches ich keuchen gehört hatte, aus der See gekommen seyn müsse, um, wie gewöhnlich, die Leichname zu fressen, die in die Höhle geworfen wurden.

Ich sah mich unten am Berge um und entdeckte, daß er zwischen der Stadt und dem Meere lag, jedoch ohne alle Verbindung, da er sehr steil und nicht zu besteigen war. Ich fiel am Meeresufer auf die Kniee und dankte Gott, dem Allmächtigen, für meine Rettung. Drauf ging ich in die Höhle zurück, um Brod zu suchen, das ich bei

der Tageshelle mit einer Lust aß, wie ich sie seit meinem Begräbniß in der Höhle nicht gehabt hatte.

Nachdem ich mich gesättigt hatte, kehrte ich wieder zurück und nahm suchend, denn mein Auge war schon an die Finsterniß gewöhnt worden, alle Diamanten, Perlen, Rubinen, goldene Armspangen mit den übrigen Goldstoffen, die sich in den Bahren befanden, weg, um sie an's Meeresufer zu tragen. Ich machte mehrere Päcke daraus, die ich dann mit den Stricken zusammen band, mit denen man mich herabgelassen hatte und wovon mehrere da lagen. Ich ließ sie am Ufer zurück, ohne zu besorgen, daß der Regen sie verderbe, denn es war in der trockenen Jahreszeit.

Nach Verlauf von zwei oder drei Tagen bemerkte ich ein Schiff, das aus dem Hafen segelte und ziemlich nahe an der Stelle, wo ich mich aufhielt, vorbei kam. Ich gab mit der Binde meines Turbans ein Zeichen und rief aus vollem Halse, damit man mich höre. Dies gelang, und die Schaluppe ward abgesandt, um mich an Bord zu führen. Auf die Frage der Matrosen, durch welches Mißgeschick ich mich an diesem Orte befinde, antwortete ich: daß ich mich vor zwei Tagen mit den Waaren, die vor mir lagen, aus einem Schiffbruch hierher gerettet habe. Glücklicherweise für mich glaubten diese Leute, ohne zu untersuchen, ob ich die Wahrheit sprach, meiner Erzählung, und brachten mich mit meinen Päcken an Bord.

Als wir daselbst angelangt waren, hatte der Schiffscapitän großes Vergnügen, mich gerettet zu sehen, und glaubte mir gleichfalls, da ihm ohnehin die Zeit fehlte, die Sache näher zu prüfen. Ich wollte ihm einige kostbare Steine zum Geschenke machen, er nahm sie aber nicht an. Wir kamen an vielen Inseln vorbei, unter andern vor der Glocken-Insel, die zehn Tagreisen von Serendib entfernt ist und nur sechs Tage von der Insel Kela, worauf wir landeten. Auf derselben gibt es Bleiminen, indisches Zuckerrohr und sehr guten Kampher.

Der König von Kela ist sehr reich und mächtig, und seine Herrschaft dehnt sich über die ganze Glocken-Insel aus, die einen Umfang von zwei Tagreisen hat, deren Bewohner jedoch so roh sind, daß sie Menschenfleisch essen. Nachdem wir einen großen Handel auf dieser Insel getrieben hatten, stachen wir wieder in die See und landeten noch in verschiedenen Häfen. Endlich kam ich wieder nach Bagdad mit ungeheuern Reichthümern, die ich euch nicht alle benennen will. Um Gott für meine glückliche Rückkehr zu danken, gab ich viel Almosen sowohl zum Unterhalt vieler Moscheen, als auch für die Armen. Auch lebte ich ganz meinen Freunden und Verwandten, genoß alle Vergnügungen und lud sie oft zur Tafel ein.

Sindbad schloß mit diesen Worten die Erzählung seiner vierten Reise und versetzte seine Zuhörer in weit größeres Erstaunen darüber, als über alle vorhergehende. Er machte dem Lastträger neuerdings hundert Zechinen zum Geschenk, ersuchte ihn, den darauf folgenden Tag um dieselbe Stunde wiederzukommen, da er ihm seine fünfte Reise erzählen wolle. Der Lastträger nahm sie, dankte und ging mit gerührtem Herzen fort. Den darauf folgenden Tag, als sie Alle beisammen waren, setzten sie sich zur Tafel und ließen sich's wohl schmecken. Sindbad fuhr darauf fort:

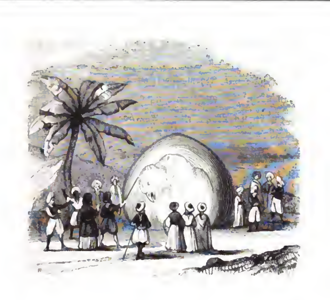
Fünfte Reise Sindbads.

Die Genüsse übten noch nicht solche Gewalt auf mich aus, daß ich nicht schnell die ausgestandenen Leiden und Strapazen vergessen hätte. Noch immer reizte mich der Trieb, fremde Länder zu sehen; ich kaufte daher Waaren, ließ sie einpacken, auf Wägen laden und reiste damit in einen Seehafen ab. Um nicht von einem Schiffscapitän abhängig zu seyn und um selbst über ein Schiff befehlen zu können, ließ ich eines nach meiner Angabe bauen und ausrüsten. Als es vollendet war, wurde es beladen; ich schiffte mich darauf ein und nahm, da noch Raum darin war, Handelsleute verschiedener Nationen mit ihren Waaren auf.

Mit gutem Winde stachen wir in die See und waren bald weit vom Lande. Nach einer langen Reise war der erste feste Punkt, dem wir uns näherten, eine verlassene Insel, wo wir ein Ei des Vogels Roch von gleicher Größe, wie ich es auf meiner frühern Reise gesehen hatte, fanden. Das Junge war gerade im Begriff herauszuschlüpfen, und dessen Schnabel war schon sichtbar.

Scheherfad hielt inne und fuhr die folgende Nacht weiter:





Zweihundert und neunundsechzigste Nacht.

Sindbad, der Seemann, erzählte die Abenteuer seiner fünften Reise weiter, wie folgt: Die Handelsleute, die sich mit mir eingeschifft hatten und auch mit mir an's Land gestiegen waren, schlugen mit Aexten auf das Ei los und brachten darin eine Oeffnung an, aus der sie das Junge des Vogels Roch in Stücken herausnahmen. Sie brateten es hierauf, troß meiner Warnung, das Ei nicht anzurühren.

Kaum hatten sie ihre Mahlzeit geendigt, als nicht weit über uns zwei große Gegenstände wie dicke Wolken sichtbar wurden. Der Schiffscapitän, den ich angestellt hatte, wußte schon aus Erfahrung, was sie bedeuteten; er rief uns daher zu, daß es Vater und Mutter des kleinen Roch seyen, und foderte uns auf, uns so schnell als möglich einzuschiffen, um dem uns drohenden Unglück so viel als möglich auszuweichen. Wir befolgten eilig seinen Rath und segelten ab.

Die zwei Vögel kamen indessen dem Orte, wo das Ei gelegen, immer näher und schrieen furchtbar, als sie sahen, in welchem Zustande ihr Ei und daß ihr Junges nicht mehr darin war. Um sich zu rächen, flogen sie schnell wieder dahin zurück, woher sie

gekommen waren, während wir alle unsere Kräfte anstrengten, um uns zu entfernen und dem auszuweichen, was uns drohte.

Der Vogel kam bald mit seinem Weibchen zurück und wir bemerkten, daß jeder zwischen seinen Krallen ein Felsenstück von ungeheurer Größe hielt. Als sie gerade über unserm Schiffe waren, hielten sie sich einige Augenblicke in gleicher Entfernung über uns in der Luft. Der eine Vogel ließ hierauf das Felsenstück, das er hielt, über uns herabfallen; der Steuermann konnte jedoch noch schnell genug dem Schiffe eine andere Wendung geben, wodurch es in's Meer fiel und dasselbe bis auf den Grund aufwühlte. Der andere ließ zu unserm Unglück die Felsenmasse so mitten auf unser Schiff fallen, daß es zerschmettert ward und in tausend Stücke barst. Die Matrosen und Reisenden wurden entweder vom Schlage getroffen oder ertranken; ich selbst kam unter Wasser, glücklicherweise jedoch wieder auf die Oberfläche und konnte mich an einem Stücke der Schiffstrümmer halten. Indem ich mich so abwechselnd mit der Hand hielt, ohne das Stück Holz, auf dem ich mich befand, fahren zu lassen, wurde ich endlich mit günstigem Winde und guter Strömung gegen eine Insel getrieben, deren Ufer sehr steil waren. Ich überwand jedoch diese Schwierigkeit und rettete mich an's Land.

Ich setzte mich auf's Gras nieder, um ein wenig auszuruhen; trübe Gedanken stiegen wieder in mir auf, als ich mich abermals in eine bedenkliche Lage versetzt sah. Ich sagte zu mir: Wärest du zu Hause bei den lieben Deinigen im Glücke und der Freude geblieben, statt als Abenteurer abermals dein Glück zu versuchen! Da mir der Allmächtige schon so oft sichtbar beigestanden war, so faßte ich wieder Muth, stand auf und ging am Ufer herum, um zu sehen, wo ich mich befand. Es schien mir, daß die ganze Gegend ein Garten sey; überall sah ich Bäume, die einen mit grünen Früchten beladen, die andern mit Blüthen, und Bäche von süßem und klarem Wasser, die sich reizend dahin schlängelten. Ich aß von diesen Früchten, fand sie ausgezeichnet und trank das Wasser, das gleichfalls gut war.

Als die Nacht kam, legte ich mich auf's Gras an einem ziemlich bequemen Ort; ich konnte jedoch nicht lange schlafen, denn mich verfolgte die Angst, allein an einem so verlassenen Orte zu seyn. Ich ging abermals mit dem Vorsatze um, mir das Leben zu nehmen; als aber der Tag mit seinem Lichte kam, so war meine Verzweiflung schnell gemildert. Ich stand auf und ging, nicht ohne Furcht, unter den Bäumen herum.

Als ich ein wenig auf der Insel vordrang, bemerkte ich einen Greis, der mir ganz erschöpft schien und am Ufer eines Bächleins saß. Mein erster Gedanke war, daß er gleich mir Schiffbruch gelitten haben müsse. Ich näherte mich ihm und grüßte ihn, was

er mir bloß mit einem leichten Nicken des Kopfes erwiderte. Alsdann fragte ich, was er da thue, worauf er mir statt einer Antwort durch Zeichen zu verstehen gab, daß ich ihn auf meinen Schultern über das Bächlein tragen solle, indem er zugleich andeutete, daß er jenseits Blumen pflücken wolle.

Anfangs däuchte es mir, daß sein Zustand wirklich diese Hülfe nöthig mache; ich nahm ihn daher auf meinen Rücken und trug ihn durch das Bächlein. Als wir jenseits ankamen, neigte ich mich, damit er bequem absteigen könne, und sprach zu ihm: „Steiget herab." Statt dies zu thun (es macht mich noch heute lachen), schlug der Greis, der mir so schwach geschienen hatte, sanft seine beiden Beine, deren Haut der einer Kuh glich, um meinen Nacken und setzte sich so fest auf meine Schultern, indem er meine Kehle fest umspannte, als wolle er mich erdrosseln. Die Todesangst befiel mich und ich fiel ohnmächtig nieder.

Scheherfad schwieg bei diesen Worten und setzte die Erzählung die folgende Nacht fort.





Zweihundert und siebenzigste Nacht.

Sindbad fuhr fort: Der lästige Greis kümmerte sich wenig um meine Ohnmacht und blieb dennoch an meinem Halse hängen; er machte mir bloß etwas wenig Luft, um mich wieder zu mir selbst kommen zu lassen. Als ich wieder zu athmen anfing, drückte er mir einen seiner Füße stark gegen den Unterleib und stieß mich mit dem andern heftig an die Seite, so daß ich mich aufzustehen beeilte. Als ich wieder aufrecht stand, ließ er mich unter die Bäume gehen und zwang mich, deren Früchte zu pflücken und zu essen, so viel mir nur möglich war; weder Tag noch Nacht verließ er seinen Sitz, und wenn ich mich ausruhen wollte, so legte er sich mit mir zur Erde nieder, stets die Beine um meinen Nacken geschlagen. Jeden Morgen stieß er mich heftig an, um mich aufzuwecken; darauf ging es mit mir vorwärts, indem er die Schenkel stark gegen mich drückte. Stellt euch, meine Freunde! die Pein vor, die ich in einer solchen Lage empfinden mußte, ohne alle Hoffnung, sie verändern zu können.

Eines Tags fand ich auf meinem Wege mehrere trockne Kürbisse, die von einem Baume, auf dem sie wuchsen, gefallen waren; ich nahm einen der größten, höhlte ihn schön aus und drückte den Saft mehrerer Traubenbeeren, die auf der Insel sehr häufig waren, hinein. Als ich den Kürbis angefüllt hatte, legte ich ihn an einen Ort, wohin

ich einige Tage darauf den Greis geschickt zu führen wußte. Dort nahm ich den Kürbis, trank daraus und fand einen ganz ausgezeichneten Wein, der mich auf einige Zeit alle meine Leiden vergessen machte und mir wieder Kraft gab. Ich wurde dadurch so erheitert, daß ich im Gehen Sprünge machte und zu singen anfing.

Als der Greis die Wirkung merkte, die das Getränk auf mich gemacht hatte, und ich sein Gewicht weniger zu empfinden schien, gab er mir zu verstehen, daß er auch davon trinken wolle; ich reichte ihm daher den Kürbis hin, den er ergriff und, da ihm das Getränke sehr mundete, bis auf den letzten Tropfen leerte. Es war genug darin enthalten, um ihn zu berauschen; diese Wirkung blieb auch nicht aus und er fing bald an zu singen und auf meinen Schultern sich vor Lust zu schütteln. Die Stöße, die er mir gab, erschütterten jedoch seinen Magen so, daß er sich erbrechen mußte. Nach und nach gaben auch seine Schenkel nach, was ich schnell zu benützen entschlossen war. Blitzschnell warf ich ihn zur Erde, wo er, ohne sich zu rühren, liegen blieb und ich ihn mit einem großen Steine todtschlug.



Groß war meine Freude, als ich auf diese Weise von dem schändlichen Alten befreit war. Ich ging schnell auf die Meeresküste zu, wo ich Schiffsleute fand, die so eben an's Land gekommen waren, um Wasser einzunehmen und Erfrischungen zu suchen. Sie waren sehr erstaunt, mich zu sehen, und noch mehr, als sie meine Geschichte hörten.

Sie sprachen: „Wünsche dir Glück, den Händen des Greises entronnen zu seyn, der noch alle diejenigen, die in seine Hände fielen, erdrosselt hat. Er hat noch niemals diejenigen, deren er sich bemächtigt hatte, frei gegeben, ohne sie vorher erstickt zu haben, und diese Insel wird allgemein gemieden, weil sie durch so viele seiner Mordthaten bezeichnet ist. Die Matrosen und Handelsleute, die zufällig sich derselben nähern, wagen es nie, in kleiner Anzahl und unbewaffnet zu landen, da sie sonst bald einen der Ihrigen in seinen Händen sehen würden." Mit allgemeinem Beifall wurde die Nachricht aufgenommen, daß der Schändliche todt sey.

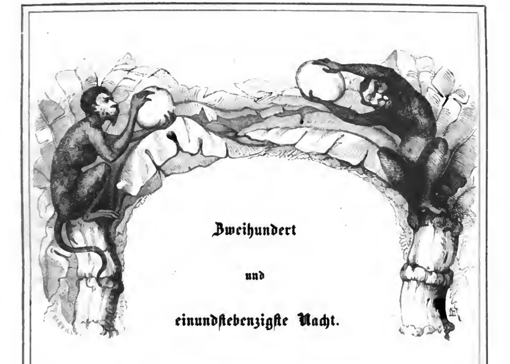
Sie nahmen mich darauf auf das Schiff mit und der Capitän machte sich ein Vergnügen daraus, mich aufzunehmen, als er meine Geschichte gehört hatte. Der Wind blies in die Segel, und nach einer Reise von wenigen Tagen landeten wir im Hafen einer großen Stadt, deren Häuser mit schönen Steinen erbaut waren.

Einer der Handelsleute, die auf dem Schiffe waren, hatte mir viele Freundschaft bewiesen, veranlaßte mich, ihn zu begleiten und führte mich in eine große Wohnung, die für fremde Reisende zum Aufenthaltsort angewiesen war. Er gab mir einen großen Sack, empfahl darauf einigen Bewohnern der Stadt, mich zum Einsammeln von Cocusnüssen mitzunehmen. „Gehe hin," hieß er mich, „und thue, was du sie thun siehest, und entferne dich nicht von ihnen, sonst wäre dein Leben in Gefahr." Zu den Leuten aber sagte er: „Dieser Mann ist arm und fremd, er war Handelsmann, als das Schiff, worauf er sich befand, unterging; nun ist er von Allem entblößt und kennt kein Handwerk; lehrt ihn euer Thun, vielleicht kann er etwas gewinnen und damit in sein Land zurückkehren." Als er mich so empfohlen hatte, bewillkommten sie mich und sagten: „Bei unserm Haupte und unsern Augen! dein Freund soll uns willkommen seyn." Ich erhielt noch Lebensmittel für den ganzen Tag und ging mit den Leuten von dannen.

Wir kamen zuerst in einen großen Wald, worin sich sehr hohe und ganz gerade Bäume befanden, deren Stämme so glatt waren, daß es unmöglich war, daran hinauf zu klettern, um die Frucht zu erreichen. Es waren lauter Cocusnußbäume, deren Früchte wir abschlagen und damit unsere Säcke anfüllen wollten.

Beim Betreten des Waldes sahen wir eine bedeutende Anzahl kleine und große Affen, die die Flucht ergriffen, sobald sie uns bemerkten, und mit erstaunlicher Gewandtheit die Gipfel der Bäume erstiegen.

Scheherſad wollte fortfahren, aber der Tag brach an und hinderte sie. Die darauf folgende Nacht fuhr sie fort:



Zweihundert und einundsiebenzigste Nacht.

Die Handelsleute, mit denen ich war, erzählte Sindbad weiter, griffen Steine auf und warfen die Affen auf den Bäumen mit aller Gewalt. Ich folgte ihrem Beispiel und sah bald, daß die Affen unsere Absicht erriethen; denn sie brachen die Nüsse eilig von den Bäumen und warfen sie uns zu mit Grimassen, die von Zorn und Erbitterung zeugten. Wir sammelten sie und begnügten uns dann bloß noch von Zeit zu Zeit Steine aufzuheben, mit denen wir den Affen drohten. Durch diese List füllten wir nnsere Säcke mit Nüssen an, die wir außerdem uns unmöglich hätten verschaffen können.

Als wir unsere Säcke gefüllt hatten, kehrten wir in die Stadt zurück, wo der Handelsmann, der mich in den Wald gesandt hatte, mir den Werth der Nüsse bezahlte, die ich mitbrachte. „Fahre jeden Tag fort,“ waren seine Worte, „zu sammeln, und du wirst dir Geld erwerben, womit du in dein Vaterland zurückkehren kannst.“ Ich dankte ihm für den guten Rath, den er mir gab, und sammelte nach und nach und ohne große Mühe, so daß ich mir binnen Kurzem eine bedeutende Summe erworben hatte.

Das Schiff, worauf ich angekommen war, war von Handelsleuten mit Cocusnüssen befrachtet gewesen, die sie gekauft hatten. Ich erwartete ein zweites, das auch bald im

Hafen ankam, um gleichfalls eine Ladung einzunehmen. Ich ließ alle Cocusnüsse, die mir gehörten, darauf bringen und nahm, als dies geschehen war, von dem Handelsmanne Abschied, der mir so viele Gefälligkeiten erzeigt hatte. Leider konnte sich dieser edle Mann nicht mit mir einschiffen, da seine Geschäfte noch nicht beendigt waren.

Wir gingen unter Segel und nahmen unsere Richtung nach der Insel, wo der Pfeffer in Menge wächst. Von da kamen wir nach der Insel Comar, die die schönsten Aloebäume trägt und deren Bewohner es sich zum strengsten Gesetz gemacht haben, keinen Wein zu trinken und keine unsittlichen Häuser zu dulden. Ich tauschte auf diesen beiden Inseln meine Cocusnüsse gegen Pfeffer und Aloeholz aus und begab mich mit andern Handelsleuten auf das Perlensammeln, indem ich mir eigene Taucher hielt, die mir eine ziemliche Anzahl große und sehr schöne Perlen brachten. Freudig begab ich mich damit auf ein Schiff, das so eben glücklich von Bassora angekommen war; von da ging es nach Bagdad, woselbst ich den mitgebrachten Vorrath von Pfeffer, Aloeholz und Perlen verkaufte und mir vieles Geld erwarb. Den zehnten Theil meines Gewinns gab ich den Armen, gerade wie auf meiner Rückkehr von den übrigen Reisen, und suchte mich in allen möglichen Zerstreuungen von den ausgestandenen Mühseligkeiten zu erholen.

Sindbad hieß hierauf dem Lastträger hundert Zechinen geben, worauf sich derselbe mit den andern Gästen zurückzog. Tags darauf fand sich dieselbe Gesellschaft bei dem reichen Sindbad zusammen, der sie, wie den vorhergehenden Tag, speisen ließ, sich Gehör erbat und die Abenteuer seiner sechsten Reise, wie folgt, erzählte:

Sechste Reise Sindbads.

Ihr werdet Mühe haben, zu begreifen, wie ich nach so vielen erlebten Schiffbrüchen und Gefahren mich abermals entschließen konnte, mein Glück zu versuchen und neuen Gefahren entgegen zu gehen. Wenn ich daran denke, bin ich selbst erstaunt, und nothwendig muß ich unter einem eigenen Sterne geboren seyn. Wie dem auch sey, nach Verfluß von einem Jahre rüstete ich mich, trotz dem Flehen meiner Eltern und Freunde, die Alles aufboten, mich zurückzuhalten, zu einer sechsten Reise.

Statt meinen Weg durch den persischen Meerbusen zu nehmen, durchreiste ich nochmals mehrere Provinzen Persiens und Indiens und kam in einem Seehafen an, wo ich mich auf einem guten Schiffe einschiffte, dessen Eigenthümer entschlossen war, eine weite Reise zu machen. Sie war in der That sehr lang, aber zugleich auch so unglücklich,

daß der Capitän und der Steuermann selbst nicht wußten, wo wir waren und welchen Weg sie einzuschlagen hatten. Endlich fanden sie sich zurecht; unsere Freude war jedoch kurz; dagegen groß unser Erstaunen, als wir den Capitän bald darauf seinen Posten verlassen und abscheulich schreien hörten. Er warf seinen Turban zu Boden, riß sich die Haare aus und stieß sich den Kopf an, wie ein Mensch, der in der äußersten Lage den Verstand verloren hat. Wir fragten ihn um den Grund seines Jammers; er gab zur Antwort: „Ich sage euch, daß wir uns augenblicklich auf der gefährlichsten Meeresstelle befinden. Das Schiff ist in eine starke Strömung gerathen und in einer Viertelstunde müssen wir Alle umkommen. Flehet zu Gott, damit er euch aus dieser Gefahr hilft; wenn er sich unserer nicht erbarmt, sind wir unrettbar verloren.“ Als er dies gesagt hatte, befahl er, die Segel zu streichen; das Seilwerk brach jedoch und das Schiff ward, ohne die Möglichkeit einer Hülfe, durch die Strömung gegen den Fuß



eines steilen Berges getrieben, wo es strandete und borst, jedoch so, daß wir uns, unsere Lebensmittel und die kostbarsten Waaren retten konnten.

Als dies geschehen war, sagte der Capitän zu uns: „Gott hat uns gerichtet! Laßt uns unser Grab graben und uns ewiges Lebewohl sagen; denn der Ort, an dem wir uns befinden, ist so schrecklich, daß keiner von denen, die vor uns hierher verschlagen wurden, sich jemals gerettet hat.“ Diese Worte betrübten uns unendlich; mit Thränen in den Augen umarmte Einer den Andern und beweinte sein entsetzliches Schicksal.

Der Berg, an dessen Fuß wir waren, bildete die Meeresküste einer sehr langen und breiten Insel. Dieselbe war ganz mit Schiffstrümmern und einer Unzahl von Knochen bedeckt, auf die man mit jedem Schritte stieß und die uns schaudern machten; denn es mußten hier schon sehr viele Menschen umgekommen seyn. Ihr würdet es mir nicht glauben, wenn ich euch von den ungeheuern Reichthümern in Waaren und Edelsteinen erzählen würde, die hier aufgehäuft waren und deren Anblick noch die Trostlosigkeit vermehren mußte, in der wir uns befanden. Statt daß überall sonst die Bäche sich in das Meer ergießen, floß uns hier vom Meere her ein Bächlein süßes Wasser entgegen und drang nicht weit vom Ufer in eine dunkle Höhle, deren Oeffnung hoch und breit war. Das Merkwürdigste davon ist, daß die Steine des Berges lauter Krystalle, Rubinen oder sonst kostbar waren. Man findet auch auf derselben eine Art flüssiges Pech oder Harz, das im Augenblick, wo es in's Meer fällt, von den Fischen verschlungen und gleich darauf wieder von denselben ausgespieen wird. Die Wellen werfen es dann auf das Sandufer, das ganz davon bedeckt ist. Auf der Insel wachsen auch Aloebäume, die an Schönheit denen der Insel Comari nichts nachgeben.

Um die Beschreibung des Ortes, den man eben so gut einen Schlund nennen könnte, weil niemals das Mindeste sich daraus rettet, zu vollenden, habe ich noch hinzuzufügen, daß kein Schiff, das ihm jemals bis auf eine gewisse Entfernung nahe gekommen ist, sich wieder davon entfernen kann. Werden die Fahrzeuge durch einen Windstoß an diese Küste geworfen, so vernichten sie Wind und Strömung; befinden sie sich in der Nähe, wenn der Landwind bläst, der ihre Entfernung begünstigen könnte, so hält ihn der hohe Berg auf und verursacht eine Windstille, die der starken Strömung keinen Widerstand leistet. Dieselbe wirft sie dann gegen die Küste, wo sie, wie das unsrige, zerschmettert werden. Um das Unglück zu vollenden, ist es unmöglich, den Gipfel des Berges zu ersteigen oder sonstwie zu entkommen.

Wir blieben auf dem Ufer wie Leute liegen, die den Verstand verloren haben, und waren jeden Tag des Todes gewärtig. Bei unserer Ankunft hatten wir schon die

Lebensmittel vertheilt; auf diese Weise lebte der Eine von uns länger oder kürzer als der Andere, je nachdem es seine Lebenskraft mit sich brachte oder er seinen Vorrath an Nahrungsmitteln langsamer oder schneller aufzehrte.

Schehersad hielt inne und fuhr die folgende Nacht fort:





Zweihundert und zweiundsiebenzigste Nacht.

Die zuerst starben, erzählte Sindbad weiter, wurden von den Andern begraben; ich für meine Person erfüllte die letzten Pflichten gegen alle meine Gefährten, was jedoch euch, meine Freunde! nicht wundern darf; denn außerdem, daß ich mit meinem Antheil an den Lebensmitteln sehr sparsam war, hatte ich noch andere, die ich vor den Augen meiner Kameraden zu verbergen bemüht gewesen war. Als ich den Letzten begrub, blieben mir noch soviel Lebensmittel übrig, daß ich nicht weit damit reichen konnte; ich grub mir daher mein Grab, entschlossen, hinein zu springen, wenn ich mein Ende nahe fühlen würde, da doch Niemand da war, mich zu begraben. Während ich damit beschäftigt war, konnte ich mich nicht enthalten, mir Vorstellungen darüber zu machen, daß ich Schuld an meinem eigenen Unglücke sey, und meine Reue zu gestehen, daß ich abermals mich auf die Reise begeben habe. Ich hielt mich nicht bloß bei den Betrachtungen auf, ich zerfleischte vor Wuth meine Hände, und es fehlte wenig, so hätte ich mir den Tod gegeben.

Gott, der Allmächtige! hatte abermals Mitleiden mit mir und flößte mir den Gedanken ein, auf den Fluß zuzugehen, der sich unter dem Gewölb der Grotte verlor. Nachdem ich dessen Lauf einige Zeit betrachtet hatte, sagte ich zu mir: Dieser Fluß, der auf diese Weise unter die Erde fließt, muß nothwendig an irgend einer Stelle wieder hervortreten. Wenn ich ein Floß baue und mich damit dem Laufe des Wassers anvertraue, so werde ich entweder an einem bewohnten Orte ankommen oder zu Grunde gehen; ist Letzteres der Fall, so habe ich bloß eine Todesart gegen die andere getauscht; geschieht mir aber das Gegentheil, so werde ich nicht allein dem traurigen Loos meiner Kameraden entgehen, sondern sogar noch eine Gelegenheit finden, Reichthümer zu

erwerben. Vielleicht erwartet mich das Glück am Ausgang dieser abscheulichen Felsenklüfte, um mich für die Leiden dieser Reise mit Zinsen zu belohnen.

Ich fing sogleich an, das Floß zu bauen; ich machte es aus großen Stücken Holz und dicken Seilen, denn daran war Ueberfluß vorhanden, und band sie so stark zusammen, daß ein dauerhaftes Fahrzeug daraus entstand. Als es fertig war, belud ich es mit einigen Päcken Rubinen, Smaragden, grauem Bernstein, Felsencrystallen und kostbaren Stoffen. Ich packte alles dies in's Gleichgewicht, band es fest zusammen und schiffte mich auf meinem Floße mit zwei kleinen Rudern ein, die ich nicht vergessen hatte, und überließ mich dem Laufe des Stroms, indem ich mich dem Segen des Allmächtigen empfahl.

So wie ich mich in der Höhle befand, sah ich keine Tageshelle mehr, und der Lauf des Flusses entführte mich, ohne daß ich bemerken konnte, wohin. Ich fuhr während einiger Tage in dieser Dunkelheit, ohne daß ich einen Lichtstrahl entdecken konnte. Ich fand zuweilen die Wölbung der Höhle so nieder, daß ich nahe daran, mir den Kopf zu verletzen, weßhalb ich sehr aufmerksam ward, einer ähnlichen Gefahr zu entgehen. Während dieser Zeit genoß ich die Lebensmittel, die mir blieben und die ich nothwendig zur Fristung meines Daseyns brauchte. So sparsam ich auch damit umging, so stand mir doch ein förmlicher Mangel derselben bevor. Als dies wirklich der Fall ward, umfing ein sanfter Schlummer meine Sinne. Ich kann nicht sagen, wie lange ich schlief; als ich jedoch aufwachte, sah ich mich erstaunt auf einem freien Felde, am Ufer eines Flusses, woselbst mein Floß angebunden war und mitten unter einer großen Zahl Schwarzer. Ich erhob mich, als ich sie sah, und grüßte sie. Sie redeten mich an; ich verstand jedoch ihre Sprache nicht. In diesem Augenblick war ich so von Freude ergriffen, daß ich nicht wußte, ob ich wachte oder träumte, und rief mir die Worte des Dichters zu:

> „Rufe Gott den Allmächtigen um seinen Schutz an und er wird dir nicht ausbleiben. Kümmere dich um weiter nichts. Schließe dein Auge und die Vorsehung wird über dich wachen, während du schläfst."

Einer der Schwarzen, der Arabisch verstand, hatte mich sprechen gehört und nahm das Wort: „Der Friede Gottes sey mit dir!" Ich antwortete: „Er sey mit dir und schütze dich." Drauf erzählte er mir: „Wir bewohnen das Feld, das du siehst, und sind gekommen, dasselbe aus dem Flusse zu bewässern, den wir durch kleine Canäle heranleiten. Wir bemerkten aus der Ferne, daß etwas auf dem Flusse uns näher kam,



und fanden, daß es ein Floß war; sogleich schwamm einer von uns ihm entgegen und brachte es heran. Wir haben es darauf festgebunden und gewartet, bis du aufwachtest. Erzähle uns deine Geschichte, die sehr merkwürdig seyn muß." Ich antwortete ihnen, daß sie mir vorher etwas zu essen geben sollten und daß ich dann ihre Neugierde befriedigen würde.

Sie brachten mir alsdann mehrere Speisen, womit ich meinen Hunger stillte. Darauf erzählte ich ihnen ganz getreu Alles, was mir zugestoßen war, und sie bezeigten mir ihre Verwunderung darüber. Sobald ich geendigt hatte, sagten sie mir durch den Dolmetscher, der ihnen Alles erklärt hatte, was ich gesprochen: „Die Geschichte, die du erzählst, ist eine der erstaunlichsten, die man sich denken kann; unser König wird sich freuen, sie zu hören, und dies kann nicht besser, als durch deinen eigenen Mund geschehen." Ich erwiderte ihnen, daß ich bereit sey, dies zu thun.

Die Schwarzen ließen hierauf ein Pferd holen, das kurz darauf herbeigebracht wurde und worauf sie mich setzten. Während Einige von ihnen vorausgingen, mir den Weg zu zeigen, luden die Uebrigen, die die stärksten waren, das Floß sammt den Waarenpäcken auf ihre Schultern und folgten mir.

ScheherSad brach ab und fuhr die kommende Nacht, wie folgt, fort:



Zweihundert und dreiundsiebenzigste Nacht.

Sindbad erzählte weiter: So zogen wir fort bis in die Stadt Serendib, so hieß nämlich die Insel, worauf wir uns befanden, und woselbst mich die Schwarzen ihrem König vorstellten. Ich näherte mich dem Throne, worauf er saß, und grüßte ihn, wie man die Könige Indiens zu grüßen pflegt, indem ich mich zu seinen Füßen warf und die Erde küßte. Der König hieß mich aufstehen, empfing mich sehr huldvoll, hieß mich vortreten und Platz bei ihm nehmen. Zuerst fragte er mich nach meinem Namen; ich erwiderte ihm, daß ich Sindbad der Seemann heiße, von den vielen Reisen, die ich zur See gemacht habe. Meine Heimath sey Bagdad. Seine zweite Frage war: „Wie und auf welche Weise kommst du in meine Staaten?“

Ich verbarg ihm nichts und erzählte ihm dasselbe, was ihr so eben gehört habt. Er war davon so angenehm überrascht, daß er sogleich befahl, man solle die Erzählung meiner Abenteuer mit goldenen Buchstaben aufschreiben und in den Archiven seines Reiches niederlegen. Darauf brachte man das Floß und öffnete die Päcke in seiner Gegenwart. Er bewunderte die Menge Aloebäume und grauen Bernsteine, aber noch mehr die Rubinen und Smaragde; denn er hatte in seinem Schatze ihres Gleichen nicht.

Da ich bemerkte, daß er meine Kostbarkeiten mit Vergnügen betrachtete und die ausgezeichnetsten darunter Stück für Stück in's Auge faßte, so warf ich mich ihm zu Füßen und nahm mir die Freiheit, ihm zu sagen: „König! nicht sowohl mein Leben ist zu deinem Dienste, sondern auch die Ladung meines Floßes, und ich bitte Ew. Majestät,

über beide wie über Ihr Eigenthum zu verfügen." Er antwortete mir lächelnd: „Behalte beide; denn weit entfernt, dir etwas nehmen zu wollen, werde ich vielmehr deinen Besitz zu vermehren trachten, und will dich nicht aus meinen Staaten ziehen lassen, ohne dir einen Beweis meiner Huld und Gnade zu geben." Als einzige Erwiderung hierauf gab ich ihm zu erkennen, wie sehr ich von so viel Güte gerührt sey. Er ließ einen seiner Offiziere Sorge für mich tragen und gab mir Aufwärter, die mich auf seine Kosten bedienen sollten. Dieser Offizier gehorchte treu dem Befehle seines Herrn und brachte in die Wohnung, in die er mich führte, alle die Päcke, womit das Floß beladen war.



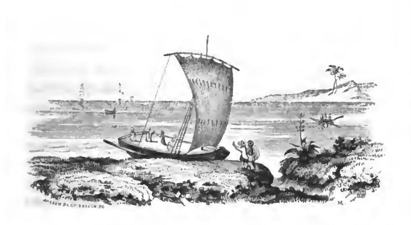
Es währte nicht lange, so kamen Handelsleute, die mich mit sich zu nehmen wünschten. Ich ging daher sogleich zum König, bat ihn um Erlaubniß, in mein Vaterland zurückkehren zu dürfen, die mir derselbe huldvoll gewährte. Er ließ sogleich ein reiches Geschenk aus seinem Schatze nehmen und übergab mir außerdem einen Brief an den großmächtigen Beherrscher Harun arraschid, dessen Charaktere von Azur waren und der folgendermaßen abgefaßt war:

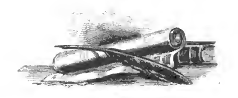
„Der König von Indien, dem tausend Elephanten vorausgehen und der in einem Palaste wohnt, dessen Dach den Glanz von hunderttausend Rubinen zurückstrahlt, an den großen Chalifen Harun arraschid: Obgleich das Geschenk, das wir dir senden,

wenig Werth hat, so nimm es doch auf als Bruder und als Freund, und als Beweis der Gesinnungen, die wir für dich hegen und die wir dir zu bezeigen freudig Anlaß nehmen. Wir erwarten eine Erwiderung derselben von dir, da wir sie verdienen und von gleichem Range mit dir sind. Lebe wohl!"

Das Schiff segelte fort und wir landeten nach einer sehr glücklichen, aber langen Fahrt in Bassora, von wo wir nach Bagdad gingen. Das Erste, was mir bei meiner Ankunft anlag, war, mich des Auftrags, den mir der König gegeben hatte, zu entledigen.

Scheherſad sah, daß sie für diesmal aufhören müsse und fuhr dann die darauf folgende Nacht weiter:





Zweihundert und vierundsiebenzigste Nacht.

Sindbad erzählte weiter: Ich nahm den Brief des Königs von Serendib und klopfte an das Palastthor des Beherrschers der Gläubigen, des großmächtigen Harun arraschid, gefolgt von einer schönen Sklavin und einigen Gliedern meiner Familie, die Geschenke trugen. Ich sagte den Wachen, was mich herführe, und wurde sogleich vor den Thron des Chalifen geführt. Ich warf mich vor ihm zur Erde und bat ihn um die Erlaubniß, ihm das Schreiben, dessen Bote ich war, und das Geschenk übergeben zu dürfen. Nachdem er gelesen hatte, fragte er mich, ob der König von Serendib so reich sey, als er schreibe. Ich warf mich zum zweiten Male nieder, stand wieder auf und sprach: „Beherrscher der Gläubigen! Ich kann dir bezeugen, daß er die Macht und die Reichthümer, wovon er spricht, nicht übertreibt. Nichts ist bewundernswürdiger, als die Pracht seines Palastes und der Glanz der Heerschaaren, die ihn umgeben.“ Der Chalif schien sehr zufrieden mit meiner Erzählung und entließ mich huldreich mit einem reichen Geschenke.

Sindbad hörte zu erzählen auf und seine Zuhörer zogen sich zurück; der Lastträger erhielt jedoch noch vorher hundert Zechinen. Den folgenden Tag kam die ganze Gesellschaft wieder bei Sindbad dem Seemann zusammen, der ihnen die Geschichte seiner siebenten und letzten Reise erzählte.

Siebente und letzte Reise Sindbads.

Als ich von meiner sechsten Reise zurückkehrte, gab ich jeden Gedanken auf, mich fernerhin vom Hause zu entfernen. In einem Alter, in dem der Körper Ruhe verlangt, hatte ich mir überdies vorgenommen, den Gefahren auszuweichen, denen ich früher nur zu häufig entgegen gegangen war. Mein einziger Wunsch war, den Rest meiner Tage ruhig verleben zu können. Als ich eines Tags eine Anzahl Freunde bewirthete, benachrichtigte mich einer meiner Diener, daß ein Offizier des Chalifen mich zu sprechen wünsche. Ich trat von der Tafel ab, ging ihm entgegen und er sprach zu mir: „Der Chalif hat mir aufgetragen, dir zu sagen, daß er dich sprechen will.“ Ich folgte dem Palastdiener, der mich dem Prinzen vorstellte, zu dessen Füßen ich mich warf. „Sindbad,“ sprach er, „ich brauche dich nöthig; du mußt mir einen Gefallen erzeigen und meine Antwort und Geschenke dem Könige von Serendib bringen. Es ist billig, daß ich ihm die Artigkeit erwidere, die er mir erwiesen hat.“

Der Wunsch des Chalifen war mir Befehl. Ich rüstete mich daher abermals zu einer Reise, ging von Bagdad nach Bassora und fand dort ein großes Schiff, das zum Auslaufen bereit war und auf dem ich mich einschiffte.

Scheherzad hielt inne, um die folgende Nacht fortzusetzen:





Zweihundert und fünfundsiebenzigste Nacht.

Sindbad erzählte weiter: „Als wir eine Strecke weit gefahren waren, erhob sich ein starker Sturm, der das Schiff in die größte Gefahr brachte. Wir Alle beteten zu Gott dem Allmächtigen; der Schiffscapitän aber stieg auf den Mastbaum und sah sich nach allen Winden um; darauf schrie er zu den Leuten, die auf dem Schiffe waren, schlug sich am Kopf und in's Gesicht, warf seinen Turban ab und raufte sich mit folgenden Worten seinen Bart aus: „Fleht Gott um Rettung an! Weint um euer Leben und sagt einander Lebewohl!" Wir fragten ihn, ob die Gefahr wirklich so groß sey? Er antwortete: „Wir sind von unserm Wege abgekommen und der Wind wird uns bald an's äußerste Ende der Welt gebracht haben." Er stieg dann vom Mastkorb herunter, öffnete eine Kiste und nahm einen blauen baumwollenen Beutel mit Erde gefüllt heraus. Darauf schöpfte er etwas Wasser, mischte die Erde unter dasselbe und tunkte hinein, um davon zu kosten; darauf brachte er ein Buch herbei, las darin und brach in Jammer aus, indem er sprach: „Wisset! dieses Buch sagt etwas Wunderbares, das darauf deutet, daß, wer auf dieses Meer gerathe, untergehe. Es heißt das Meer des königlichen Landes. Hier ist das Grab des Propheten Salomon, Sohn Davids, Friede sey mit ihm! Kein Schiff, das auf dieses Meer kommt, bleibt unbeschädigt." Wir waren sehr erstaunt über die Worte des Capitäns. Kaum kamen wir jedoch wieder zu uns selbst, so krachte das Schiff von einem heftigen Windstoß, von dem es getroffen

worden war. Zugleich schwammen zwei ungeheure Fische, groß wie Berge, auf uns zu und folgten dem Laufe unsers Schiffs. Kurz darauf hob ein starker Sturmwind das Schiff



in die Höhe und schmetterte es im Herunterfallen gegen den Kopf eines Fisches, so daß wir Alle in's Meer sanken. Aber der erhabene Gott ließ uns ein großes Brett ergreifen, woran wir uns klammerten. Wind und Welle warfen uns damit an das Ufer einer Insel. Todeskrank von Hunger, Kälte, Durst, Müdigkeit und Wachen kamen wir daselbst an. Ich machte mir Vorwürfe über das, was ich gethan, und sagte zu mir: Alle deine Erfahrungen waren unnütz, stets rennst du von Neuem in dein Unglück. Der einzige Trost war mir, daß ich diesmal dem Befehle des großmächtigen Chalifen, den der Allmächtige segnen möge, gefolgt war.

Ich weinte, hatte ein betrübtes Herz und ging mit zerknirschtem Gemüthe am Meeresufer umher, indem ich mir die Verse des Dichters in's Gedächtniß zurück rief:

> „Wenn du im Unglück bist, so vertraue Gott und er wird dir helfen. Habe Geduld; was dunkel war, wird hell werden, und der den Knoten geknüpft hat, wird ihn vielleicht auch wieder lösen."

So irrte ich lange am Meeresufer umher, aß von den Pflanzen der Erde und trank das Wasser der Quellen. Als ich so längere Zeit in Jammer und vielfacher

Noth gelebt hatte, fiel es mir ein, wieder einen kleinen Nachen zu bauen und darauf das Meer zu befahren. Ich wollte auf eine oder die andere Weise meiner peinlichen Lage eine Ende machen, mich retten oder sterben.

Ich sammelte mir dann Holz und Bretter von den gestrandeten Schiffen, zerriß mein Kleid und flocht einen Strick daraus, womit ich die Bretter und das Holz fest zusammenband, dann ließ ich den Nachen in's Meer und ruderte denselben drei Tage lang, ohne zu essen oder zu trinken. Am vierten Tage kam ich an einen hohen Berg, von dem herab Wasser in die Erde floß. Ich hielt hier an und sagte zu mir: Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! Wärest du doch zu Hause geblieben und hättest Datteln und andere Leckerbissen gegessen. Hier jedoch mußt du umkommen! Unvermerkt gerieth ich in den Strom, der unter der Erde durchfloß. Ich legte mich in den Nachen; doch war dessen Raum so eng, daß ich oft Seiten und Rücken an den Bergwänden aufstieß. Nach einiger Zeit kam ich mit Gottes Hülfe wieder unter dem Berge hervor in ein weites Thal, in das hinab sich das Wasser mit einem donnerähnlichen Geräusch ergoß. Ich hielt mich mit der Hand an dem Nachen fest, mit dem die Wellen rechts und links spielten. Ich fürchtete mich sehr, in's Wasser zu fallen, und vergaß darüber Essen und Trinken; indessen schwamm der Nachen, von der Strömung pfeilschnell getrieben, bis mich die Bestimmung nach einer volkreichen Stadt von großem Umfang brachte. Da ich außer Stand war, den Nachen anzuhalten, so warfen mir die Leute der Stadt, als sie mich sahen, Stricke zu, die ich jedoch nicht fassen konnte, bis sie zuletzt ein großes Netz über den ganzen Nachen zogen und mich damit an's Land brachten. Ich war nackt und abgehärmt wie ein Todter, vor Hunger und Durst, Wachen und Anstrengung. Da kam ein Mann auf mich zu, warf ein hübsches Kleid um mich und nahm mich mit sich nach Hause, wo er mich in ein Bad führte. Alle seine Leute bewillkommten mich freudig, hießen mich sitzen und brachten mir zu essen. Ich aß, bis ich satt war, denn ich war sehr hungrig. Dann brachten mir Knaben und Sklavinnen warmes Wasser, womit ich mir die Hände wusch. Hierauf dankte ich dem großen Gott, der mich gerettet. Auch wurde mir ein besonderer Ort an der Seite des Hauses angewiesen, woselbst ich von Sklaven und Sklavinnen bedient wurde. So blieb ich drei Tage lang, am vierten Tage kam der Alte und sagte: „Herr, du bist uns willkommen, und das Jahr ist durch deine glückliche Ankunft gesegnet. Meine Antwort war: „Gott erhalte dich und belohne dich für das, was du an mir thust!“ Er jedoch sagte zu mir: „Wisse, mein Sohn! während du hier als Gast weiltest, habe ich durch meine Diener deine Waaren an's Land bringen und

inzwischen trocknen lassen. Willst du nun mit mir auf den Markt gehen und sehen, wie sie verkauft werden? Ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte, da ich keine Waaren mitgebracht hatte. Ich sagte ihm dann: „Mein Vater! du weißt das besser." Er versetzte: „Das ist deine Sache, laß uns gehen!" Ich gehorchte.

Scheherſad schloß die Erzählung, um die folgende Nacht fortzufahren:







Zweihundert

und

sechsundsiebenzigste Nacht.

Sindbad erzählte weiter: Auf dem Markt grüßten und bewillkommten mich alle anwesende Handelsleute und wünschten mir Glück zu meiner Rettung. Zugleich fand ich, daß unter den Waaren, wovon der Alte gesprochen hatte, die Balken und die Bretter verstanden waren, die mir hierher geholfen hatten.

Die Handelsleute boten stark darauf, ja einer von ihnen bis auf zehntausend Dinar. Mein Freund sagte mir sogar, wenn du willst, so gebe ich dir hundert Dinar mehr. Ich antwortete: „Herr! deine Wohlthaten sind so groß, daß ich ohnehin des Dankes nicht genug weiß." Als ich nach Hause mit ihm ging, sandte er mir sogleich die zehntausend einhundert Dinar.

Nach Verlauf einiger Zeit, während welcher er stets auf's gastfreundlichste gegen mich handelte und mich nicht ziehen lassen wollte, nahte er sich eines Tags mir mit den Worten: „Ich will dir einen Vorschlag machen, willst du ihn annehmen?" Laß hören, war meine Antwort. „Wisse," fuhr er fort, „ich bin ein alter Mann, habe keinen Sohn, wohl aber eine junge liebenswürdige Tochter von schönem Gesichte und hübschem Wuchse. Ich wünsche, daß du sie heirathest, bei mir bleibest und mein Sohn werdest; ich übergebe dir mein ganzes Vermögen." Ich schwieg; denn so viel Güte beschämte mich. Er aber fuhr fort: „Thue, wie du willst, ich werde für dich sorgen, auch wenn du meine Tochter nicht heirathest, und dich zu einer Rückreise in dein Vaterland ausstatten. Unser Land," fügte er hinzu, „ist die Grenze des bewohnten Landes, hinter uns beginnt der vierte Welttheil, der unbewohnt ist." Auf alles dies konnte ich bloß erwidern: „Thue, Herr! mit deinem Knechte, wie du willst." Er ließ hierauf den Kadhi und Zeugen rufen und verheirathete mich mit seiner Tochter, indem er ein großes Fest veranstaltete und mich ihr zuführte. Ich fand sie, wie er gesagt hatte, wunderschön, liebenswürdig und schlank gewachsen wie eine Gazelle. Sie hatte einen reichen Schmuck an Ketten, Juwelen und goldenen Ringen; die waren wohl tausend Dinar werth. Den Werth ihrer Kleider aber konnte Niemand schätzen. Ich lebte eine Zeitlang mit ihr; ihr Vater hatte mich zum Herrn aller seiner Güter gemacht und ich war wie ein Eingeborner der Stadt. Während ich alle Ursache hatte, mit meinem Schicksale zufrieden zu seyn, änderte sich mit Einem Male Alles. Ich entdeckte nämlich, wie bei jedem Neumonde den Leuten Flügel wuchsen und ihre ganze Gestalt sich veränderte und die der Vögel annahm; sie flogen gen Himmel und nur die Kinder blieben zu Hause. Als nun wieder einmal Neumond war und die Leute ihre Gestalt veränderten, hing ich mich an einen fest und sagte: „Bei Gott, du mußt mich mitnehmen." Er drehte sich herum und sagte mir: „Dies ist unmöglich." Mit vieler Mühe brachte ich es endlich dahin, daß er mich auf den Rücken nahm, mit mir so hoch in die Luft flog, daß ich hören konnte, wie die Engel Gott preisen. Alles, was ich sagen konnte, war: „Gelobt und gepriesen sey Gott!" Aber kaum hatte ich diese Worte gesagt, da fiel ein starkes Feuer vom Himmel auf sie, das sie fast verbrannte, sie entflohen sämmtlich und derjenige, der mich trug, warf mich auf den Gipfel eines hohen Berges. Sie waren Alle ganz muthlos, schalten auf mich, gingen fort und ließen mich allein. Ich bereute, was ich mir selbst gethan, und sagte: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! So oft mir Gott gnädig ist und mich aus einer schlimmen Lage befreit, stürze ich mich in eine andere; ich machte mir Vorwürfe, etwas unternommen zu haben,

das über meine Kräfte war. Ich ging an den Seiten des Bergs herum, ohne zu wissen, wohin? Da begegneten mir zwei Jünglinge; jeder von ihnen hatte einen goldenen Stock in der Hand; ich ging auf sie zu, grüßte sie und sie bewillkommten mich. Dann sagte ich ihnen: „Ich beschwöre euch bei Gott, wer seyd ihr?" Sie antworteten: „Wir sind Einsiedler, die auf diesem Berge wohnen und Gott anbeten; sie gaben mir auch einen Stock, wie sie einen hatten, gingen ihres Weges und ließen mich allein. Da kam auf einmal eine große Schlange unter dem Berge hervor und trug im Rachen einen Mann, der nur noch mit dem Kopfe heraussah. Der Mann schrie: „Wer von dieser Schlange mich befreit, den wird Gott vor jedem Unheil bewahren." Ich schlug die Schlange mit dem goldenen Stocke, den mir die Jünglinge gegeben hatten, und sie spie den Mann aus; ich schlug sie dann noch einmal und sie entfloh. Da kam der Mann und sagte mir: „Weil du mich so tapfer gerettet hast, so will ich dein Gefährte werden und dir beistehen." Ich hieß ihn willkommen und ging eine Weile mit ihm auf dem Berge umher. Da nahte sich uns eine Menge Menschen, und siehe da! der Mann, der mich auf dem Nacken getragen hatte, war unter ihnen. Ich grüßte ihn und sagte: „Ist es so, daß Brüder gegen einander verfahren?" Der Mann antwortete: „Freund! du hättest uns beinahe in's Verderben gestürzt, dadurch, daß du den Namen Gottes erwähntest." Endlich gelang es mir wieder, ihn zu bewegen, mich auf seinen Rücken zu nehmen, jedoch mußte ich die Bedingung eingehen, den Namen Gottes nicht mehr auszusprechen. Ich gab hierauf den goldenen Stock dem Mann, den ich von der Schlange befreit hatte, und nahm Abschied von ihm. Ich kam kurz darauf auf dem Rücken meines neuen Landsmanns zu Hause an, wo ich Alles wohl traf und wo sich Jedermann meiner glücklichen Rückkunft freute. Meine Frau äußerte den Wunsch, in meine Heimath zu ziehen, dem ich auch gerne willfahrte. Bald darauf traf ich zu Schiffe in Bassora ein, wobei uns der Segen Gottes durch eine äußerst glückliche Fahrt sichtbar unterstützte. In Bassora hielt ich mich nicht lange auf, sondern ging schnell nach Bagdad, der Friedensstadt. Gelobt sey Gott! der mich von meiner letzten Reise bei meinen Freunden, worunter auch du, Sindbad der Lastträger, gehörst, eingehen ließ. Harun arraschid, der Großmächtige, hatte von meiner Ankunft und meinem Schicksal gehört und ließ mir bedeuten, daß er daran Antheil nehme. Das ist der Schluß der Erzählung Sindbads.

Als Scheherfad dieselbe geendigt hatte, sprach ihre Schwester Dinarsad: „Schwester! wie angenehm und entzückend ist deine Erzählung!" Da antwortete sie: „Was ist dies Alles gegen die Erzählung von den Schlafenden und Wachenden, die ist



noch weit wunderbarer." Der Sultan war begierig, sie zu hören, und sie begann: „Ich habe vernommen, König der Zeit! daß unter dem Chalifen Harun arraschid ein Handelsmann lebte, der einen Sohn, mit Namen Abul Hassan Alcharidj, hatte. Derselbe erhielt bei seines Vaters Tode ein ungeheures Vermögen, das er in zwei Theile theilte; die eine Hälfte sollte unangegriffen bleiben, von der andern lebte er. Seine gewöhnliche Gesellschaft waren Krieger und Handelsleute, die ihm den einen Theil seines Vermögens bald durchbringen halfen. Dann ging er zu seinen Freunden und Gesellschaftern, stellte ihnen seine Lage vor und sagte ihnen, wie wenig ihm geblieben sey; aber Niemand kehrte sich an ihn. Mit zerknirschtem Herzen über diese

Unbill ging er zu seiner Mutter und erzählte ihr, was ihm widerfahren sey. Sie aber sprach: „O Abul Hassan! dies sind die Kinder des Jahrhunderts; hast du Vermögen, so nähern sie sich dir; hast du nichts mehr, so entfernen sie sich von dir.“ Sie betrübte sich um seinetwillen und er seufzte und sprach unter Thränen folgende Verse:

> „Ist mein Vermögen gering, so kümmert sich Niemand um mich; ist es aber groß, so befreunden sich alle Leute mit mir. Mancher ist nur wegen meines Besitzes mein Freund geworden und die meisten haben mich verlassen, als ich mein Gut verlor.“

Schehersad schwieg, um die folgende Nacht fortzufahren:





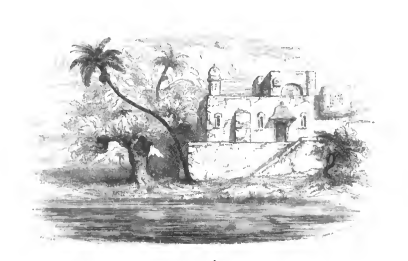
Zweihundert und siebenundsiebenzigste Nacht.

Abul Hassan ging dann nach dem Orte, wo er die andere Hälfte seines Vermögens aufbewahrt hatte, und lebte davon. Er schwur, mit keinem seiner frühern Freunde mehr zusammen zu kommen, sondern sich jede Nacht eine andere Gesellschaft zu wählen und sie des Morgens wieder zu verlassen. Er setzte sich deßhalb jeden Abend auf die Brücke, sprach jeden Fremden an, den er vorüber gehen sah, führte ihn in sein Haus und brachte die Nacht in dessen Gesellschaft zu; des Morgens ließ er ihn gehen, ohne sich weiter nach ihm umzusehen. Als er eines Abends nach seiner Gewohnheit wieder auf der Brücke saß, kamen der Chalif und Masrur, das Schwert seiner Rache, vorüber, verkleidet, wie es der großmächtige Beherrscher häufig zu thun pflegte. Als Abul sie sah, ging er auf sie zu, ohne sie zu kennen, und sprach, wie folgt, zu ihnen:

„Wollt ihr wohl mit mir in meine Wohnung gehen und essen und trinken, was dieselbe bietet, nämlich doppeltes Brod (so übereinander gebacken), gekochtes Fleisch und klaren Wein?“ Der Chalif wollte nicht einwilligen, aber Abul Hassan beschwor ihn bei Gott, er möge doch sein Gast seyn und seine Hoffnung nicht täuschen, und drang so

lange in ihn, bis er einwilligte und ihm diese Gnade erwies. Abul Hassan freute sich sehr, ging dem Chalifen voran und unterhielt ihn, bis sie in seine Wohnung kamen. Abul Hassan reichte dem Chalifen einen Stuhl und ließ ihm eine Mahlzeit vorsetzen, wovon er selbst aß, damit es seinem Gaste besser schmecke. Abul Hassan brachte auch Wein, wovon er dem Chalifen vortrank. Der Chalif bewunderte diese Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit und sagte: „Laß mich wissen, wer du bist, damit ich dich für deine Wohlthaten belohne.“ Abul Hassan antwortete lächelnd: „Herr! bleibe fern von mir, damit es mir mit dir nicht gehe, wie mit Andern.“ Der Chalif fragte verwundert: „Warum soll ich dir fern bleiben.“ Abul Hassan antwortete: „Meine Geschichte ist sonderbar und mein Benehmen hat seinen Grund.“

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der folgenden Nacht fortgesetzt wurde:





Zweihundert und achtundsiebenzigste Nacht.

Abul Hassan setzte hinzu: „Laß dir die Geschichte von dem Feinschmecker und dem Bettler erzählen."

„Ein Feinschmecker stand eines Morgens auf und hatte Tags vorher die letzte Münze seines Beutels verpraßt. Die Welt ward ihm enge, er verlor allen Muth und legte sich wieder schlafen, bis die Sonne am höchsten stand und ihn die Hitze nicht mehr ruhen ließ. Ohne einen Dirham zu besitzen, ging er am Laden eines Kochs vorüber, der eben einen Topf über dem Feuer stehen hatte, worin reines Fett war und woraus die köstlichsten Gewürze dufteten. Der Koch stand hinter den Töpfen, putzte die Wage ab, wusch die Schüsseln rein, kehrte den Laden aus und bespritzte ihn mit Wasser; da kam der Feinschmecker, grüßte ihn, ging in den Laden und sagte zu dem Koch: „Wiege mir für einen halben Dirham Fleisch, für einen viertel Dirham Gemüse und für einen viertel Dirham Brod." Der Koch wog ihm Alles vor, was er begehrte; er aß Alles auf und leckte noch die Schüssel aus, wußte aber nicht, wie er seine Zeche bezahlen sollte. Er sah sich im ganzen Laden um, endlich fiel sein Blick auf ein umgestürztes Becken; er hob es auf und fand einen frischen Pferdsschweif darunter, von dem noch das Blut tropfte, und er merkte wohl, daß der Koch Pferdefleisch verkaufe,

was das Gesetz bestrafte. Als er diese Schandthat entdeckte, freute er sich, wusch seine Hände, sprang vor Freuden in die Höhe und ging fort. Als dies der Koch bemerkte, schrie er ihm nach: „Haltet den Dieb, den Betrüger!" Der Feinschmecker blieb stehen und sagte: „Dummkopf! was schreist du mir so nach." Der Koch gerieth in Zorn, stieg vom Laden herunter und sagte: „Was redest du noch, du Fleisch-, Gemüse- und Brodesser! Du, der, nachdem Alles aufgegessen ist, weggeht, ohne die Zeche dafür zu zahlen." Der Feinschmecker sagte: „Du lügst, du Viehsohn!" Da packte ihn der Koch am Halse



und schrie: „Herbei, ihr Muselmänner! das ist das Erste, was ich heute verkaufte; dieser Mann kömmt, verzehrt meine Speisen und bezahlt mir nichts dafür!" Die Leute versammelten sich um sie, schalten den Feinschmecker und sagten: „Bezahle ihm, was du gegessen hast!" Er sagte: „Ich habe ihm einen Dirham gegeben, ehe ich in seinen Laden trat." Der Koch aber betheuerte bei Allem, was heilig ist, daß er hiervon nichts wisse. Der Feinschmecker hingegen beschwor die Wahrheit seiner Behauptung und schlug ihn endlich in's Gesicht. Zuletzt packten sie einander an und würgten sich. Als die Leute dies sahen, fragten sie: „Was bedeutet dieser Streit und warum schlagt ihr euch?" Da sagte der Feinschmecker: „Ein Verbrechen (dsant [1]) ist die Ursache unsers Streits." Der Koch, der dies hörte, sagte: „Bei Gott, du hast Recht, es war ein

[1] dsant heißt Verbrechen und zugleich auch Schwein.

Dirham, den du mir gegeben, und du hast nicht für einen ganzen Dirhem gezehrt, laß dir daher, was dir noch gehört, zurückgeben." Der Koch hatte wohl gemerkt, was der Feinschmecker mit dem Worte dsant sagen wolle.

„Nun, mein Freund! auch meine Geschichte hat ihren Grund, den ich dir sagen will." Der Chalif lachte und sprach: „Laß ihn hören!"

Scheherfad schloß die Erzählung und fuhr die folgende Nacht fort:



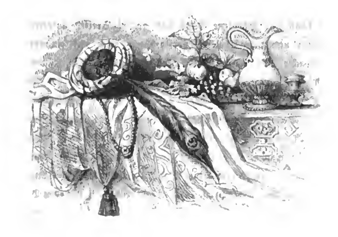


Zweihundert und neunundsiebenzigste Nacht.

Abul Hassan sprach: „Mit Vergnügen; wisse, ich heiße Abul Hassan Alcharidj; als mein Vater starb, hinterließ er mir ein großes Vermögen, das ich in zwei Theile theilte, den einen zum Aufbewahren, den andern, um damit in Gesellschaft meiner Freunde und Genossen zu leben. Niemand war mir bekannt, der nicht auch zu meinen Tafelfreuden geladen ward, und stets war ich von einem Schwarm lustiger Brüder umgeben. Durch diese Ausschweifungen schwand bald mein noch so großes Vermögen zur Hälfte. Ich ging daher zu meinen bisherigen Freunden, die mir so wacker geholfen hatten, dasselbe durchzubringen, und verlangte Beistand und Hülfe von ihnen, die sie mir jedoch Alle verweigerten. Kein Einziger wollte einen Laib Brod mit mir theilen. Dies schmerzte mich; ich ging daher zu meiner Mutter, klagte ihr mein Leid, sie aber sagte zu mir: „So sind die Freunde, besitzest du Güter, so essen sie dich arm und dann verlassen sie dich!" Hierauf nahm ich die zweite Hälfte meines Vermögens wieder heraus und schwur, Niemand mehr länger als eine Nacht zu meinem Tischgenossen zu machen, und ihn dann nicht mehr zu grüßen, noch sonst mit ihm zu verkehren. Daher waren auch vorhin meine Worte zu dir: „Entferne dich von mir, damit Vergangenes nicht wiederkehre; denn ich werde nur diese Nacht mit dir

zusammen seyn.“ Als der Chalif dies hörte, lachte er heftig und sagte: „Bei Gott, mein Freund! du bist hinlänglich entschuldigt, da ich nun die Ursache kenne und weiß, daß sie ein Verbrechen deiner Freunde ist; doch aber werde ich, so Gott will, nicht ganz von dir scheiden.“ Da sagte Abul Hassan: „Habe ich dir nicht gesagt, fern von mir, damit Vergangenes nicht wiederkehre?“

Scheherſad hielt inne, um die folgende Nacht fortzufahren:





Zweihundert und achtzigste Nacht.

Es ward dann eine gebratene Gans und andere Speisen aufgetragen, die Abul Hassan zerschnitt und dem Chalifen vorlegte; sie aßen mit einander, bis sie satt waren; dann brachte man ihnen Wasser und sie wuschen ihre Hände. Darauf ließ Abul Hassan drei Wachskerzen und drei Lampen anzünden und den Weintisch bringen, und setzte alten, klaren, gewürzten Wein darauf, der wie Moschus duftete; er füllte damit den ersten Becher an und sagte: „Gast! laß uns ohne Zwang fröhlich und heiter seyn! Wenn du willst, so betrachte mich als deinen Diener! Möchte ich nie mit deinem Verluste heimgesucht werden!“ Er trank dann aus, füllte den zweiten Becher und reichte ihn dem Chalifen, dem Abul Hassan in Worten und Thun so wohl gefiel, daß er sich vornahm, ihn zu belohnen. Als Abul Hassan ihm den Becher überreichte, sagte er folgende Verse:

> „Hätten wir eure Ankunft vorher gewußt, wir würden euch das Innerste unsers Herzens oder das Schwarze des Auges gereicht haben. Wir hätten unsere Brust als Teppich zu euerm Empfang ausgebreitet und wäret ihr selbst über unsere Augenlieder einhergeschritten.“

Als der Chalif diese Worte hörte, nahm er ihm den Becher ab, küßte ihn und trank ihn aus; darauf gab er ihn wieder zurück. Abul Hassan nahm den Becher, füllte ihn wieder, trank ihn aus, füllte ihn nochmals und reichte ihn dem Chalifen mit den Worten:

„Eure Ankunft bringt mir Ehre und Ruhm; wäret ihr nicht gekommen, so
könnte euch wohl Niemand ersetzen.“

Er sagte dann zum Chalifen: „Trinke zu deinem Wohl, zu deinem Heil und zur Entfernung alles Uebels.“ So tranken sie fort bis Mitternacht und waren guter Dinge. Drauf sagte der Chalif zu Abul Hassan: „Hast du irgend einen Wunsch, den du erfüllt, oder irgend ein Uebel, das du beseitigt wünschest?“ Er antwortete: „Bei Gott! ich habe kein anderes Verlangen, als daß ich einmal herrschen, befehlen und verbieten könnte, ohne Jemand darüber Rechenschaft zu geben.“ Der Chalif erwiderte: „Sage mir, Freund! wozu das?“ Abul Hassan antwortete: „Ich wünsche von Gott, mich an meinen Nachbarn rächen zu können. In meiner Nachbarschaft befindet sich eine Moschee, darin sind vier Scheiche, die sich immer ärgern, wenn ein Gast zu mir kommt; sie schimpfen und schmähen mich dafür, und drohen mir, mich beim Fürsten der Gläubigen zu verklagen; sie haben mich schon so geplagt, daß ich beim erhabenen Gotte wünsche, nur einen Tag herrschen zu dürfen, um einem Jeden von ihnen vierhundert Peitschenhiebe geben lassen zu können, und zwar vor der Moschee; dann würde ich sie in der Stadt herumführen und vor ihnen ausrufen lassen: Das ist der Lohn und noch der geringste Lohn für den, der gegen andere Leute gehässig ist und ihre Freude stört! Dies ist mein einziger Wunsch.“ Der Chalif sprach: „Gott erfülle denselben! Laß uns nun austrinken; denn diese Nacht bleibe ich bei dir und vor Tag gehen wir zusammen fort!“ Abul Hassan sagte: „Fern von mir!“ Da füllte der Chalif einen Becher, warf ein Stückchen Bendj (eine häufig zum Schlaftrank gebrauchte Pflanze), von der Insel Creta, hinein, reichte ihn dem Abul Hassan und sprach: „Ich beschwöre dich bei meinem Leben, Freund! trinke aus diesem Becher!“ Abul Hassan sagte: „Nun, bei deinem Leben; ich nehme ihn aus deiner Hand!“ Kaum hatte er daraus getrunken, so fiel er wie ein Todter auf sein Gesicht zur Erde. Der Chalif ging weg und sagte seinem Diener Masrur, der außen stand: „Geh hinein zu dem Mann, der schlafend daliegt, trage ihn in meinen Palast und schließe die Thüre dieses Hauses zu.“ Dann ging er fort. Masrur nahm Abul Hassan auf die Schulter, schloß dessen Thüre und folgte seinem Herrn.

Der Tag war angebrochen und schon hatte der Hahn gekräht. Er ging mit Abul Hassan auf den Schultern in den Palast und legte ihn zu den Füßen des Beherrschers der Gläubigen. Dieser schickte hierauf zu Djafar, dem Barmakiden, und sagte zu diesem, als er erschien: „Merke dir diesen Mann! und wenn du ihn morgen an meiner Stelle auf dem Throne der Chalifen siehst, so bleibe in seinem Dienste und befehle allen

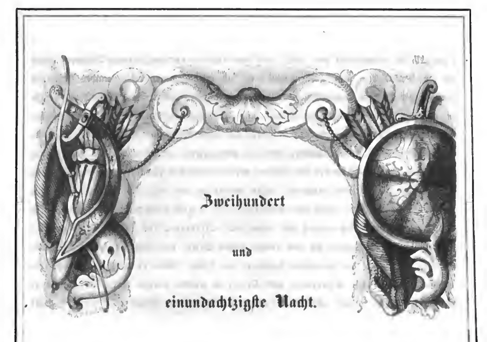
Fürsten, Großen und Hohen des Reichs, seinen Befehlen Folge zu leisten; auch du selbst thue, was er befiehlt, und widersetze sich während des Tags Keiner seinem Befehle." Djafar vernahm gehorsam die Befehle des Chalifen und entfernte sich. Der Chalif ging dann zu den Sklavinnen, die im Schlosse waren, und sagte ihnen: „Wenn dieser Mann, der hier schläft, morgen erwacht, so küßt die Erde vor ihm, bekleidet ihn mit dem Ehrenkleid und bedient ihn in Allem, wie mich selbst. Darauf sprechet zu ihm: Heil dir, Chalife!" Er trug ihnen dann noch mehr auf, was sie ihm sagen und thun sollten, verbarg sich dann hinter einem Vorhang und schlief. So viel, was den Chalifen angeht. Abul Hassan aber schlief in Einem fort, bis die Sonne schon hoch stand. Da nahte sich ihm eine Sklavin und sprach: „Herr! es ist Zeit, das Morgengebet zu verrichten." Als Abul Hassan die Worte der Sklavin hörte, stutzte



er und sah sich verwundert um, bald nach den azurnen und vergoldeten Wänden, bald nach der Decke, die ganz golden war; er sah viele Zimmer rings umher, die mit seidenen, goldgestickten Tapeten behangen waren; allerlei goldene und krystallene Gefäße von chinesischer Arbeit, schöne Betten und Teppiche auf den Böden ausgebreitet, brennende Lampen, die von Ambra dufteten, und eine Menge von Sklavinnen, Dienern, Mameluken und hübschen Knaben, die ihn umringten. Abul Hassan ward ganz verwirrt und sagte: „Entweder ich träume, oder dies ist das Paradies und die Wohnung des Friedens." Er drückte dann die Augen wieder zu und legte sich nieder. Da sagte ihm ein Diener: „Herr! Fürst der Gläubigen! Es ist doch sonst nicht deine Gewohnheit, so lange zu schlafen!" Es nahten sich darauf alle Sklavinnen des Schlosses und richteten ihn sanft auf. Er befand sich auf einem hohen Bette, das ganz mit Seide gefüttert war, und sie hielten ihn mit einem Kissen in die Höhe. Wie er nun die Größe des Schlosses und alle diese Sklavinnen und Diener zu seinem Dienste bereit sah, lachte er über sich selbst und sagte: „Bei Gott! ich weiß nicht, ob ich schlafe oder wache." Bald stand er auf, bald setzte er sich wieder. Die Mädchen lachten heimlich über ihn. Er ward ganz verwirrt in seinem Kopfe und biß sich auf die Finger, bis es ihn schmerzte; dann schrie er und wurde böse. Der Chalif sah ihm zu, ohne von ihm bemerkt zu werden, und lachte. Abul Hassan wandte sich zu einer Sklavin und rief ihr zu; als sie kam, sagte er: „Beim erhabenen Gott! bin ich der Fürst der Gläubigen?" Sie sagte: „Ja, Herr! beim allmächtigen Gott! du bist jetzt Fürst der Gläubigen." Er sagte: „Du lügst, Dirne!" Er wandte sich dann zu einem andern Diener und rief ihm zu; als der kam und die Erde vor ihm küßte, fragte er: „Wer ist der Fürst der Gläubigen?" Der Diener antwortete: „Du, Herr!" Da sagte er: „Du lügst, Schurke!" Er wandte sich dann zu einem andern Verschnittenen.

Scheherfad schloß für heute und fuhr die folgende Nacht also fort:





Zweihundert und einundachtzigste Nacht.

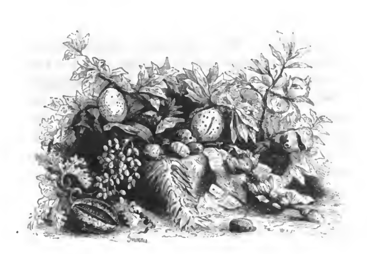
Abul Hassan sagte zu dem Verschnittenen: „Sprich, Alter! bin ich Fürst der Gläubigen?“ Der antwortete: „Bei Gott, Herr! Du bist jetzt Fürst der Gläubigen und Stellvertreter des Herrn der Welten.“ Abul Hassan lachte über sich selbst, indem er sich in Vermuthungen über die Veränderung erschöpfte, die mit ihm vorgegangen war, und sagte: „Wie soll ich in einer Nacht Fürst der Gläubigen geworden seyn, da ich doch gestern noch Abul Hassan war?“ Da trat ein alter Diener hervor und sagte: „Der Name Gottes sey mit dir! Du bist Fürst der Gläubigen und Stellvertreter des Herrn der Welten.“ Abermals schlossen alle Sklaven und Sklavinnen einen Kreis um ihn, indem sie die Arme auf der Brust kreuzten. Der Mameluck reichte ihm dann ein paar seidene mit Gold gestickte Ueberstrümpfe; Abul Hassan nahm sie und wollte sie um den Arm legen. Da sagte der Mameluck: „Herr! das ist ja für deine Füße, was streckst du den Arm hinein?“ Abul Hassan schämte sich, warf sie aus dem Aermel heraus und zog sie an die Füße; der Chalif starb fast vor Lachen. Als er ganz angekleidet war, brachten ihm Sklavinnen ein goldnes Waschbecken mit einer silbernen Kanne, gossen ihm Wasser über die Hände und er wusch sich; dann breiteten sie einen Teppich unter ihm aus, damit er bete; dies war ihm jedoch unmöglich, so sehr war er verwirrt von Allem, was er sah, und dachte immer bei sich selbst: „Bei Gott! bin ich



wirklich Fürst der Gläubigen? Wäre es ein Traum, wie könnte Alles so in Ordnung auf einander folgen und ich meiner Sinne so Herr seyn." Als er das Gebet vollendet hatte, umgaben ihn Mameluden und Sklavinnen mit seidenem Weißzeug; dann kleideten sie ihm das Ehrenkleid des Chalifen an und gaben ihm ein langes Schwert in die Hand; ein großer Sklave ging voraus und kleine Mameluden folgten ihm nach, bis sie zum Audienzsaal kamen, da hoben sie den Vorhang auf und er setzte sich auf den Thron des Richters und Beherrschers der Gläubigen. Hier sah er die vielen Vorhänge, die vierzig Thüren, die schönen Gemälde und Statuen, den Gesellschafter Abu Ishak; um ihn blinkten Schwerter, vergoldete Klingen, scharftreffende Pfeile nebst Bogen; er sah Perser, Araber, Türken, Deilamiten und eine Menge Prinzen, Veziere, Truppen und Volk, so wie die Vornehmen des Reichs und die Herren der Gewalt; die Macht der Abassiden und das Ehrfurcht gebietende Ansehen des Propheten erschienen ihm in voller Pracht. Er setzte sich auf den Thron des Chalifen und legte das Schwert auf seinen Schoß. Da kamen alle Leute, küßten die Erde vor ihm und wünschten ihm ein langes Leben. Drauf trat Djafar, der Barmakide, hervor, küßte die Erde und sprach: „Mögen deine Füße den Boden Gottes betreten, das Paradies deine Wohnung seyn, und die Hölle die deiner Feinde! Niemand thue dir was zu leide und das Feuer der Hölle glimme nicht für dich, großmächtiger Chalif und Beherrscher der Länder unter der Sonne!" Abul Hassan schrie ihn an: „Hund der Söhne Barmak's! Geh

sogleich du und der Befehlshaber der Stadt nach dem Orte, in das Stadtviertel, wo die Mutter Abul Hassans wohnt, gib ihr hundert Dinar und grüße sie von mir; dann nimm die vier Scheiche und den Iman der Moschee des Viertels, lasse Jedem von ihnen vierhundert Prügel geben und sie auf Kameelen rückwärts sitzend in der Stadt herum führen. Der Ausrufer gehe vor ihnen mit den Worten her: Das ist der Lohn und der geringste Lohn für den, der durch Schmähen und Uebelreden seine Nachbarn stört, und dadurch ihnen Vergnügen, Essen und Trinken verbittert; drauf verbanne sie aus der Stadt."

ScheherSad schloß die Erzählung und fuhr die folgende Nacht weiter:





Zweihundert und zweiundachtzigste Nacht.

Djafar sagte: „Dein Wille ist mir Gebot!" verließ Abul Hassan, ging in die Stadt und that, wie ihm befohlen worden. Abul Hassan fuhr fort, als Chalif zu handeln; er gab und nahm, ertheilte Befehle und Verbote, und Alles, was er befahl, wurde vollzogen, bis der Tag zu Ende war. Dann erlaubte er den Leuten zu gehen, und die Fürsten und Großen des Reichs gingen ihren Geschäften nach. Da erschienen die Diener und wünschten ihm langes Leben und handelten in seinem Dienste; sie hoben den Vorhang auf und er trat in den Saal des Harems. Er fand dort Wachskerzen und Lampen in buntem Schimmer brennen, und Sängerinnen, die auf Instrumenten spielten. Er ward ganz verwirrt in seinem Kopfe und sagte: „Bei Gott! ich bin doch der Fürst der Gläubigen." Als er in den Saal kam, traten ihm Sklavinnen entgegen, führten ihn auf den erhöhten Raum im Saale [1] (Iwan) und brachten ihm einen herrlichen Tisch mit den köstlichsten Speisen; er aß, so lange es ihm schmeckte, bis er satt war. Er rief dann einer Sklavin zu: „wie heißt du?" sie sagte: „Muska." Er fragte eine Andre: „wie heißt du?" sie antwortete: „Tarka." Er fragte eine Dritte: „wie ist dein Name?" und sie antwortete: „Tochfa." So fragte er alle Mädchen nach ihrem Namen; dann ging er in den Trinksaal; er fand Alles

[1] Die Säle im Orient sind in zwei Theile getheilt; der Thüre gegenüber ist ein niederer Raum, dann auf beiden Seiten ein erhöhter, zu welchem eine oder mehrere Stufen hinaufführen.

vollständig besetzt. Es waren zehn große Schüsseln mit allerlei Früchten, Backwerk und Süßigkeiten darauf; er setzte sich und aß davon, bis er genug hatte. Er fand dann drei Gruppen Sängerinnen, und kam ganz außer sich. Die Sängerinnen aßen und setzten sich; es standen viele Diener, Mameluden, Sklavinnen, Jünglinge und Mädchen um ihn herum; ein Theil setzte sich und der andere blieb stehen. Die Mädchen sangen und machten auf verschiedenen Instrumenten Musik, wovon der Saal harmonisch widertönte. Abul Hassan glaubte in diesem Augenblicke, er wäre im Paradiese; es ward ihm wohl im Herzen und er war höchst vergnügt. Er machte den Mädchen viele Geschenke; bald rief er Diese zu sich, bald küßte er Jene; dann spielte er wieder mit einer Andern, gab der Einen zu trinken und der Andern zu essen, bis die Nacht völlig



angebrochen war. Dann befahl der Chalif, der diesem Allen zugesehen und daran seine größte Freude hatte, einer dieser Sklavinnen, ein Stück Bendj in den Becher zu werfen und es Abul Hassan zu trinken zu geben. Das Mädchen that, wie ihr der Chalif befohlen, und kaum hatte Abul Hassan den Becher geleert, so sank ihm sein Kopf vor Schlaf auf seine Schultern. Der Chalif trat dann lachend hinter dem Vorhange hervor und rief dem Jüngling, der Abul Hassan hieher gebracht hatte und sagte zu ihm: „Bringe diesen wieder in sein Haus zurück!" Der Jüngling trug ihn in seine Wohnung, legte ihn dort nieder, ging fort, schloß die Thüre hinter sich zu, und ging dann wieder zum Chalifen, der bis zum Morgen schlief.

Scheherſad bemerkte den Tag und erzählte die folgende Nacht weiter:



Zweihundert und dreiundachtzigste Nacht.

Abul Hassan schlief, bis Gott den Morgen hell leuchten ließ; als er erwachte, schrie er: „O Tafacha! o Racha! o Muska! o Tochfa!“ Er schrie so lange, bis ihn seine Mutter hörte, wie er fremden Mädchen zurief. Sie stand auf, ging zu ihm und sagte: „Der Name Gottes sey mit dir! steh' auf, mein Sohn! O Abul Hassan, du träumst!“ Als er seine Augen öffnete und eine alte Frau bei sich sah, hob er die Augen auf und sagte: „Wer bist du?“ Sie aber fragte: „Erkennst du deine Mutter nicht?“ Er sagte: „Du lügst, ich bin Fürst der Gläubigen, der Chalif Gottes!“ Seine Mutter schrie: „Gott erhalte dir deinen Verstand, mein Sohn! schweig, sonst ist es um unser Leben und dein Vermögen geschehen, wenn Jemand dies hört und es dem Chalifen hinterbringt.“ Bei diesen Worten erwachte er ganz, erkannte seine Mutter und seine Wohnung; er rief nun die Erlebnisse des vergangenen Tages in sein Gedächtniß zurück, ohne daß er jedoch mit sich darüber in's Reine kam, und sprach: „Allmächtiger Gott! Mutter! Ich sah mich im Traume im Palast des Chalifen von Sklavinnen und Mameluken umgeben, habe regiert und Befehle ausgetheilt.“ Und kurz darauf sagte er: „Beim allmächtigen Gott, es war doch kein Traum!“ Und immer lebhafter fiel ihm ein, was er gestern erfahren hatte, so daß bald kein Zweifel mehr an der erlebten Wirklichkeit bei ihm auftauchte. Seine Mutter aber sprach: „Mein Sohn! du spielst mit deinem Verstande, du wirst närrisch und gar wahnsinnig werden;

denn was du gesehen hast, kommt vom Teufel; es sind teuflische Täuschungen des Traumes; so spiegelt oft der Teufel das Verschiedenartigste dem menschlichen Verstande vor. Sage mir, mein Sohn! war gestern Abend Jemand bei dir?" Abul Hassan dachte nach und sagte: „Ja, es schlief Jemand bei mir, dem ich meine Geschichte erzählte, und ohne Zweifel gehörte der zu den Teufeln; denn du hast doch Recht, meine Mutter! ich bin Abul Hassan." Da sagte seine Mutter: „Höre, was ich dir Angenehmes zu erzählen habe! Gestern kam der Vezier Djafar, der Barmakide, und



ließ den Scheichen der Moschee und dem Iman jedem vierhundert Prügel geben, dann wurden sie aus der Stadt verbannt, und es ward vor ihnen ausgerufen: Das ist der Lohn und der geringste Lohn für Diejenigen, die ihre Nachbarn kränken und ihnen ihr Leben verbittern! Und mir hat er hundert Dinar geschickt und mich grüßen lassen." Da schrie Abul Hassan: „Du verdammte Alte! wie willst du mir weißmachen, ich sey nicht Chalif, ich habe doch Djafar befohlen, die Scheiche zu prügeln und sie öffentlicher Schande preiszugeben; auch bin ich es, der dir hundert Dinar mit einem Gruße gesendet. Ich bin wirklich der Fürst der Gläubigen, du verdammte Alte! und du bist eine Lügnerin und willst mich verwirren." Er stand dann auf und schlug seine Mutter mit einem Mandelbaumstock, bis sie um Hülfe schrie.

Die Nachbarn kamen zu Hülfe und hörten, wie Abul Hassan zu ihr sagte: „Du verfluchte Alte willst mich Lügen strafen, den Fürst der Gläubigen!"

Scheherfad schloß mit diesen Worten und fuhr die folgende Nacht fort:



Zweihundert und vierundachtzigste Nacht.

Die Leute sprachen unter sich: „Kein Zweifel, der ist gewiß rasend geworden!" Deßwegen ergriffen sie ihn, banden ihn und führten ihn in's Irrenhaus; der Aufseher fragte: „Was ist diesem Jüngling?" Da antworteten sie: „Er ist rasend!" Abul Hassan aber rief in einem fort: „Bei Gott, sie lügen! Ich bin nicht rasend, ich bin der Fürst der Gläubigen!" Der Aufseher sagte: „Du lügst, du Verruchtester aller Wahnsinnigen!" Er zog ihm dann seine Kleider aus, legte ihm eine schwere Kette um den Hals, band ihn an ein hohes Gitter und schlug ihn zweimal des Tages und zweimal in der Nacht. Nach zehn Tagen kam seine Mutter zu ihm und sagte: „Mein Sohn Abul Hassan! werde wieder verständig; das ist das Werk der Teufel." Abul Hassan erwiderte: „Du hast Recht, Mutter! ich will von jetzt an bloß Abul Hassan seyn und nicht mehr rasen; lasse mich nur frei machen, denn ich gehe fast zu Grunde!" Seine Mutter ging zum Aufseher, machte ihn frei und kehrte mit ihm in seine Wohnung zurück.

Schehersad hielt inne und erzählte die folgende Nacht weiter:



Zweihundert und fünfundachtzigste Nacht.

Als der Monat zu Ende war und ein neuer begann, wünschte Abul Hassan wieder einmal Wein zu trinken; er ließ nach seiner Gewohnheit wieder seine Wohnung mit Teppichen ausschmücken, auch Speisen und Wein bereit halten und ging auf die Brücke, um Jemand zu erwarten und ihn nach seiner Gewohnheit einzuladen. Da ging der Chalif an ihm vorüber. Abul Hassan grüßte ihn aber nicht und sagte: „Keinen Gruß, keinen Willkomm den Verräthern! Ihr seyd ein Teufel!" Der Chalif ging auf ihn zu und sprach: „Mein Freund! habe ich dir nicht vorher gesagt, daß ich wieder zu dir komme!" Abul Hassan sagte: „Ich will nichts mit dir gemein haben, denn das Sprichwort sagt:

> „Es ist besser und angenehmer, von einem Freunde fern zu seyn; denn,
> wenn das Auge nichts sieht, so betrübt sich auch das Herz nicht."

„Und in Wahrheit, Freund! in der Nacht, die wir zusammen zubrachten und zechten, war es, als wenn der Teufel mich besessen hätte." Der Chalif sagte: „Und wer war der Teufel?" Abul Hassan antwortete: „Du!" Der Chalif lächelte, setzte sich zu ihm, gab ihm süße Worte und sprach: „Freund! als ich von dir wegging, ließ ich die Thüre offen, vielleicht ist dann der Teufel zu dir gekommen." Abul Hassan

sagte: „Frage nicht nach dem, was mir widerfahren; es war böse von dir, die Thüre offen zu lassen, daß der böse Geist mir nahen konnte.“ Hierauf erzählte Abul Hassan von Anfang bis zu Ende Alles, was ihm widerfahren. Der Chalif lachte, ohne es jedoch Abul Hassan merken zu lassen; dann sprach er zu ihm: „Gelobt sey Gott, daß er das Uebel von dir abgewendet hat, und ich dich wieder wohl sehe!“ Abul Hassan entgegnete: „Ich werde dich dennoch nicht zum zweiten Male zu meinem Gesellschafter und Tischgenossen nehmen; denn das Sprichwort sagt: Wer an einem Steine stolpert und sich ihm wieder nähert, verdient Tadel! Ich werde also nicht mehr mit dir zusammen zechen, weil ich keinen guten Ausgang davon sehe.“ Der Chalif



schmeichelte dem Abul Hassan und bestürmte ihn so lange mit Bitten, ihn doch als seinen Gast mitzunehmen, bis Abul Hassan nochmals einwilligte, ihm Speisen vorstellte und ihn mit Worten freundlich unterhielt. Er erzählte dann noch einmal dem Chalifen Alles, was ihm widerfahren, und der Chalif lachte heimlich. Die Speisen wurden abgetragen und der Weintisch gebracht. Abul Hassan füllte den Becher, leerte

ihn dreimal, dann gab er ihn dem Chalifen und sagte: „Ich bin der Diener meines Gastes! Laß es dich nicht reuen; sey munter und verlaß mich nicht!“ Dann sprach er folgende Verse:

> „Höre die Worte des Rathgebers! — Das Leben hat keinen Reiz ohne Wein! Ich trinke immerfort, in die tiefste Nacht hinein, bis zuletzt der Schlaf meinen Kopf auf den Becher stürzt. Meine Freude ist der Wein, der wie die Sonne strahlt, und dessen Feuer die Sorgen verscheucht!“

Als der Chalif diese Verse hörte, ward er ganz entzückt; er nahm den Becher und trank ihn aus; so zechten sie die ganze Nacht durch, bis ihnen der Wein in den Kopf stieg. Da sagte Abul Hassan zum Chalifen: „O mein Gast! ich weiß nicht, wie mir geworden ist. Mir ist, als wäre ich Fürst der Gläubigen gewesen und habe Befehle gegeben und Geschenke vertheilt; es war wirklich kein Traum.“ Der Chalif sagte: „Es sind Täuschungen des Traumes!“ dann warf er ein Stückchen Bendj in den Becher und sprach: „Bei meinem Leben! Trinke diesen Becher leer!“ Abul Hassan nahm ihn und trank.

Scheherfad hörte auf zu erzählen und fuhr die folgende Nacht fort:





Zweihundert und sechsundachtzigste Nacht.

Der Chalif hatte großes Wohlgefallen an dem ganzen Wesen Abul Hassans und sagte zu sich: „In Wahrheit, ich will ihn zu meinem Tischgenossen und Gesellschafter machen.“ Sobald Abul Hassan indessen den Becher ausgetrunken hatte, fiel er um. Der Chalif stand sogleich auf und sagte zu seinem Diener: „Bringe ihn in das Schloß und lege ihn vor dem Chalifen nieder.“ In's Schloß zurückgekehrt, befahl er dann seinen Sklavinnen und Mameluken, ihn wieder zu umgeben, und verbarg sich an einem Orte, wo ihn Abul Hassan nicht sehen konnte. Der Chalif befahl dann einer Sklavin, die Laute vor ihm zu spielen, und den übrigen Sklavinnen, sie auf andern Instrumenten zu begleiten. Gegen Morgen erwachte Abul Hassan vom Lärm der rauschenden Musik und des Gesangs.

Als er sich wieder im Schlosse von Sklavinnen und Dienern umgeben sah, sagte er: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! Der Teufel ist gewiß wieder, wie das erste Mal, in mich gefahren. O Gott! beschäme den Teufel!“ Und er gedachte des Irrenhauses und dessen, was er daselbst gelitten hatte. Er drückte die Augen zu, legte den Kopf in seinen Schooß, lachte ein wenig, hob dann den Kopf wieder auf, als er mit einem Male das Schloß beleuchtet sah; die Sklavinnen sangen. Ein Diener ließ sich dann ihm zur Seite nieder und sprach: „Setze dich,

o Fürst der Gläubigen! und betrachte einmal dein Schloß und deine Sklavinnen!" Abul Hassan sagte: „Beim Schutze Gottes! bin ich wirklich der Fürst der Gläubigen? Lügt ihr nicht? Gestern bin ich nicht ausgegangen und habe nicht Recht gesprochen, sondern getrunken und geschlafen, bis dieser Diener mich aufweckte." Indessen richtete Abul Hassan sich auf und setzte sich aufrecht. Er erinnerte sich an Alles, was ihm mit seiner Mutter begegnet, wie er sie geschlagen, wie er dann in's Irrenhaus gekommen war, ja, er sah noch die Spuren der Prügel, die ihm der Aufseher gegeben. Er ward ganz irre an sich selbst, dachte nach und sagte: „Bei Gott! ich weiß nicht, wie mir ist, noch wie mir geschehen."

Scheherſad schloß mit diesen Worten, indem der Tag anbrach, und erzählte die folgende Nacht weiter:





Zweihundert

und

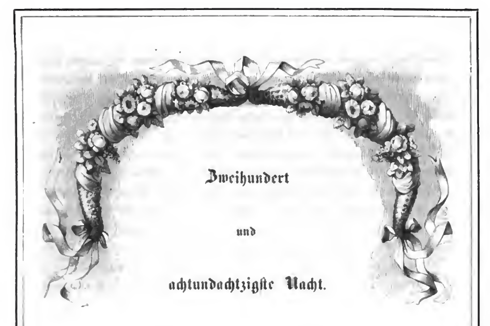
siebenundachtzigste Nacht.

Abul Hassan wandte sich dann zu einer von den Sklavinnen und fragte sie: „Wer bin ich?“ Sie antwortete: „Der Fürst der Gläubigen!“ Er sagte: „Du lügst, Dirne! Wenn ich wirklich der Fürst der Gläubigen bin, so beiße mich in den Finger!“ Sie biß ihm heftig in den Finger, bis er sagte: „Es ist genug.“ Er fragte dann einen alten Diener: „Wer bin ich?“ Der antwortete: „Du bist der Fürst der Gläubigen!“ Abul Hassan ließ ihn gehen; er wurde ganz verwirrt und sann lange nach; dann wendete er sich zu einem kleinen Mamelucken und sagte zu ihm: „Beiße mir in's Ohr!“ und er neigte sein Ohr nach dessen Munde hin. Der Mameluck war noch sehr jung, hatte noch wenig Verstand und biß das Ohr beinahe entzwei. Auch verstand der Mameluck nicht Arabisch, und so oft Abul Hassan ihm sagte: „genug!“ verstand dieser: „immer zu!“ und biß nur immer heftiger. Die Sklavinnen achteten nicht auf Abul Hassan, der nun um Hülfe schrie; der Chalif aber wurde vor Lachen

fast ohnmächtig. Endlich schlug Abul Hassan den Mameluken, bis er sein Ohr losließ; dann entkleidete er sich ganz und tanzte unter den Mädchen herum, die ihm aber die Hände banden und sich fast zu todt lachten. Der Chalif trat endlich zu ihm heraus und sagte: „Wehe dir, Abul Hassan! Du bringst mich um vor vielem Lachen.“ Abul Hassan wendete sich zu ihm, erkannte ihn und sagte: „Bei Gott! du bringst mich, meine Mutter, die Scheiche und den Iman der Moschee um.“ Der Chalif rief ihn dann in seine Nähe, nahm ihn zu sich in's Schloß und machte ihn zum Ersten seiner vertrautesten Gesellschafter, welche waren: Adjla Nakaschi, Abdan, Hasan, Farrasdak, Lus, Sukr, Omar Attartis, Abu Nawas, Abu Ishak und Abul Hassan; man erzählte von einem Jeden eine Geschichte, deren ich an einem andern Orte erwähnen werde.

Scheherfad hielt hier inne und fuhr die folgende Nacht fort:





Zweihundert und achtundachtzigste Nacht.

Abul Hassan stand dem Chalifen so nahe und ward so sehr vor allen Andern vorgezogen, daß er neben dem Chalifen und der Frau Subeida, Kasems Tochter, zu sitzen pflegte und ihre Schatzmeisterin heirathete, welche Nashat Alfuad (Herzenslust) hieß, mit der Abul Hassan so herrlich und in Freuden lebte, bis Alles, was sie besaßen, verschwelgt war. Als sie nichts mehr hatten, sagte Abul Hassan zu seiner Gattin Nashat Alfuad: „Ich möchte gerne gegen den Chalifen eine List gebrauchen, und wünsche, daß du ein Gleiches mit der Frau Subeida thuest, um zweihundert Dinar und zwei Stücke Seidenzeug von ihnen zu bekommen.“ Seine Frau sagte: „Thue, was du willst!“

Nashat Alfuad fragte dann Abul Hassan: „Was willst du denn thun?“ Da antwortete er: „Wir wollen uns todt stellen; wenn ich mich wie ein Todter ausstrecke, so breite ein seidnes Tuch über mich aus, lege meinen Turban auf mich, binde die Zehen meiner Füße zusammen, lege ein Messer und ein wenig Salz auf mein Herz; dann laß deine Haare flattern und geh zu deiner Herrin Subeida, zerreiße dein Kleid, schlage dir in's Gesicht und schreie. Sie wird dich dann fragen, was dir widerfahren? Du antwortest dann: Mögest du lang leben! Abul Hassan ist todt! Sie wird dann über mich trauern und weinen und ihrer Schatzmeisterin befehlen, dir hundert Dinar und ein Stück Seidenzeug zu geben, zu dir aber sagen: Gehe und besorge die Anstalten

zu seiner Beerdigung, und laß ihn fortbringen. Du nimmst dann die hundert Dinar und das Stück Seidenstoff und kommst zu mir. Ich stehe dann auf und du legst dich an meinen Platz; drauf gehe ich zum Chalifen und sage ihm: Mögest du leben für Nashat Alfuad! Ich zerreiße dann meine Kleider, zerraufe meinen Bart. Er wird dann über dich trauern, seinem Schatzmeister befehlen, mir hundert Dinar und ein Stück Seidenstoff zu geben, und mir sagen: Geh, mache die Anstalten zu ihrer Beerdigung und laß sie fortbringen! und so komme ich dann wieder zu dir." Nashat Alfuad freute sich über den Vorschlag und sagte: „Es ist wahr, diese List ist vortrefflich!" Sie drückte ihm dann die Augen zu, band ihm die Füße zusammen, bedeckte ihn mit einem Tuche und that, wie ihr Herr ihr gesagt hatte. Sie zerriß ihr Kleid, entblößte ihr Haupt, ließ die Haare aufgelöst flattern und ging zur Frau Subeida, wo sie schrie und weinte. Als die Frau Subeida sie in diesem Zustande sah, fragte sie: „Was bedeutet dein Weinen? Was ist dir geschehen?" Sie antwortete



weinend und klagend: „Mögest du lange für Abul Hassan leben, Herrin! denn er ist todt." Die Frau Subeida ward sehr betrübt darüber und sagte: „Der arme Abul Hassan!" und weinte ihm eine Thräne. Dann befahl sie ihrer Schatzmeisterin, an Nashat Alfuad hundert Dinar auszuzahlen und ihr ein Stück Seidenstoff zu geben; und sagte zu Nashat Alfuad: „Geh, statte ihn aus und laß ihn beerdigen!" Nashat Alfuad nahm die hundert Dinar und das Stück Seidenzeug und ging

freudig nach Hause zu Abul Hassan, um ihm zu erzählen, wie es ihr ergangen. Er stand eben so freudig auf, umgürtete sich und tanzte; die hundert Dinar und das Stück Seidenzeug aber bewahrte sie auf.

Scheherfad bemerkte den Tag und erzählte die folgende Nacht weiter:





Zweihundert und neunundachtzigste Nacht.

Abul Hassan streckte dann Nasbat Alfuad auf dem Boden aus und that mit ihr, wie sie vorher mit ihm gethan hatte; dann zerriß er sein Kleid, raufte sich seinen Bart aus, löste sich seinen Turban auf und lief zum Chalifen, der im Richtersaale saß, vor dem er sich auf die Brust schlug. Der Chalif fragte ihn: „Was ist dir, Abul Hassan?" Der weinte und sprach: „O wäre ich doch dein Gesellschafter nie gewesen!" Der Chalif sagte: „So spreche doch!" Abul Hassan sagte endlich: „Mögest du leben, Herr! für Nasbat Alfuad; sie ist todt!" Der Chalif rief aus: „Es gibt keinen Gott außer Gott!" und schlug die Hände über einander. Er tröstete dann Abul Hassan und sagte ihm: „Sey nicht betrübt, du sollst eine andere Frau haben!" Dann befahl er dem Schatzmeister, er solle Abul Hassan ein Stück Seidenzeug und hundert Dinar geben. Dieser gab ihm, was der Chalif befohlen; dann sagte der Chalif: „Geh, statte sie aus und laß sie auf eine anständige Weise beerdigen!" Abul Hassan nahm, was ihm geschenkt worden, ging freudig nach Hause zu Nasbat Alfuad und sagte ihr: „Steh auf! denn schon haben wir unsere Absicht erreicht." Sie stand auf; er übergab ihr die hundert Dinar und das Stück Seidenzeug, worüber sie sich freute. Sie legten das Gold zu dem Gold, und den Seidenzeug zu dem, den sie schon hatten, setzten sich nieder und waren fröhlicher Dinge.

Scheherfad beschloß für dieses Mal und fuhr die folgende Nacht fort:



Zweihundert und neunzigste Nacht.

Sobald Abul Hassan vom Chalifen weggegangen war, um Nashat Alfuad auszustatten, hob der Chalif in seiner Bestürzung den Divan auf und ging, gestützt auf Masrur, den Scharfrichter der Rache, um die Frau Subeida wegen ihrer Sklavin zu trösten; da fand er sie weinend und die Ankunft des Chalifen erwartend, um ihn wegen Abul Hassan zu trösten. Der Chalif sagte: „Mögest du lange leben für deine Sklavin Nashat Alfuad." Sie antwortete: „Herr! Gott erhalte meine Sklavin! und mögest du leben für deinen Gesellschafter Abul Hassan, denn er ist todt." Der Chalif lächelte und sagte zu seinem Diener: „O Masrur! wahrlich, die Frauen haben wenig Vernunft; ich beschwöre dich bei Gott, war nicht eben Abul Hassan bei mir?" Da sagte die Frau Subeida und lachte mitten im Schmerze: „Laß doch deinen Scherz! Ist es nicht genug, daß Abul Hassan todt ist, soll auch noch meine Sklavin todt seyn? so daß Jedes von uns etwas verliere; und du sagst noch, ich habe wenig Vernunft?" Der Chalif erwiderte: „Gewiß, Nashat Alfuad ist todt!" aber die Frau Subeida sagte: „Abul Hassan war gewiß nicht bei dir und du hast ihn nicht gesehen; hingegen war

Nasbat Alfuad eben bei mir, traurig, weinend, mit zerrissenen Kleidern; ich habe sie getröstet und ihr hundert Dinar und ein Stück Seidenzeug reichen lassen, und ich erwartete dich, um dich wegen deines Gesellschafters Abul Hassan zu trösten; ich wollte eben nach dir schicken." Der Chalif lachte und sagte: „Es ist Niemand anders als Nasbat Alfuad gestorben." Aber die Frau Subeida sagte: „Es ist Niemand anders als Abul Hassan gestorben." Der Chalif ward so zornig, daß ihm der Schweiß zwischen den Augen stand. Er sagte zu Masrur: „Geh in das Haus Abul Hassans und sieh, wer dort gestorben ist!" Masrur lief fort, und der Chalif sagte zur Frau Subeida: „Willst du wetten?" Sie sagte: „Ja, ich wette, daß Abul Hassan todt ist!" und der Chalif: „Und ich wette, daß Nasbat Alfuad todt ist; ich setze den Lustgarten zum Preis gegen dein Schloß und den Bildersaal." Sie blieben nun beisammen, um die Rückkehr Masrurs zu erwarten, der eilig fortgelaufen war, bis er in Abul Hassans Quartier kam.

Scheherfad bemerkte den Tag und erzählte die folgende Nacht weiter:





Zweihundert und einundneunzigste Nacht.

Abul Hassan saß an ein Fenster gelehnt und bemerkte, wie Masrur gegen seine Wohnung kam; da sprach er zu Nashat Alfuad: „Mir ist, als hätte der Chalif, nachdem ich ihn verlassen, den Divan aufgehoben und wäre zur Frau Subeida gegangen, um sie über deinen Verlust zu trösten, während sie ein Gleiches mit ihm thun wollte, und zu ihm sagte: Gott vermehre deinen Lohn für den Tod Abul Hassans! und als habe der Chalif ihr dann geantwortet: Niemand anders, als Nashat Alfuad ist gestorben, möge dich Gott für sie leben lassen! Sie wird dann wieder erwidert haben: Nein, dein Gesellschafter Abul Hassan ist gestorben, und er wird behauptet haben: Nein, Nashat Alfuad ist todt! Sie werden dann so lange gestritten haben, bis der Chalif zornig wurde und sie mit einander wetteten und Masrur abschickten, um zu sehen, wer der Gestorbene ist. Das Beste ist nun, du legst dich hin, damit Masrur dich todt sieht, es dem Chalifen berichtet und meine Worte bestätiget." Nashat Alfuad streckte sich hin und Abul Hassan deckte sie mit ihrem Tuche zu, setzte sich ihr zur Seite und weinte. Da kam Masrur in's Zimmer und grüßte Abul Hassan; er sah Nashat Alfuad ausgestreckt, deckte ihr Gesicht auf und sagte: „Es gibt keinen Gott außer Gott! Unsere Schwester Nashat Alfuad ist todt; wie schnell raffte sie die Bestimmung weg! Gott erbarme sich deiner und ersetze dir deinen Verlust!" Er kehrte dann zurück und erzählte dem Chalifen und der Frau Subeida,

was vorgefallen, und lachte dabei. Der Chalif sagte: „Das ist keine Zeit zum Lachen, du Verruchter! Erzähle uns, wer gestorben!" Masrur sagte dem Chalifen: „Bei Gott, Herr! Abul Hassan ist wohl, und nur Nashat Alfuad ist todt." Der Chalif sagte zu Subeida: „Du hast dein Schloß bei der Wette verloren," und lachte sie aus und sagte: „Masrur! erzähle, was du gesehen!" Der sagte: „In Wahrheit, meine Gebieterin! ich bin in Einem fort gelaufen, bis ich in Abul Hassans Wohnung kam, da sah ich Nashat Alfuad todt ausgestreckt, und Abul Hassan saß ihr zur Seite und weinte; ich grüßte, tröstete ihn und setzte mich neben ihn; drauf entblößte ich Nashat Alfuads Gesicht und sah, daß sie todt war, denn die Verwüstung des Todes lag auf ihr; ich sagte dann zu Abul Hassan: laß sie bald beerdigen, damit wir für sie beten, und er sagte: wohl! So verließ ich ihn, damit er alle Anstalten zur Beerdigung treffe, und kam hierher, um es euch zu berichten." Der Chalif lachte und sprach: „Wiederhole Alles dies deiner Herrin, die so wenig Vernunft hat." Als die Frau Subeida die Worte Masrurs hörte, gerieth sie in Zorn und sagte: „Nur der hat wenig Vernunft, der einem Sklaven etwas glaubt!" und sie war aufgebracht über Masrur, während der Chalif lachte.

Scheherfad schloß mit diesen Worten und erzählte die folgende Nacht weiter:





Zweihundert und zweiundneunzigste Nacht.

Masrur ward böse und sagte dem Chalifen: „Wer gesagt hat, die Weiber haben wenig Vernunft und Glauben! hat die Wahrheit gesagt.“ Da sagte die Frau Subeida: „Du scherzest mit mir und dieser Sklave spottet meiner, um dir zu gefallen; ich selbst will Jemand schicken, um zu sehen, wer gestorben ist.“ Sie rief dann ihrer alten Erzieherin und sagte ihr: „Geh schnell in das Haus Nashat Alfuads und sieh, wer von den Beiden gestorben ist; säume aber nicht!“ Der Chalif und Masrur lachten, und die Alte lief in Einem fort bis in die Straße Abul Hassans. Als dieser sie sah und erkannte, sagte er zu Nashat Alfuad: „Mir ist, als hätte die Frau Subeida nach uns geschickt, um zu sehen, wer gestorben ist; denn sie wird Masrur, der gesagt hat, du seyest todt, nicht glauben, und hat darum ihre alte Erzieherin geschickt, um Nachricht zu erhalten. Nun ist's besser, ich stelle mich todt, damit du vor der Frau Subeida nicht als Lügnerin erscheinst. Abul Hassan streckte sich dann hin und Nashat Alfuad bedeckte ihn, band ihm seine Augen und seine Füße zu, setzte sich ihm zur Seite und weinte. Als die Alte hereintrat, sah sie, wie Nashat Alfuad da

saß und weinte; als diese die Alte nahen sah, schrie sie auf und sagte zu ihr: „Sieh einmal, was mir geschehen! Abul Hassan ist todt und hat mich allein gelassen!“ Sie jammerte dann fort, zerriß ihre Kleider und fügte hinzu: „O wie lieb und gut er war!“ Die Alte sagte: „Es ist wahr, du hast ein Recht zu jammern, da ihr an einander gewöhnt waret.“ Dann erzählte die Alte, was Masrur dem Chalifen und der Frau Subeida berichtet, und wie Masrur dadurch zwischen dem Chalifen und der Frau Subeida Uneinigkeit gestiftet. Nashat Alfuad fragte: „Welche Uneinigkeit, meine Mutter?“ Die Alte antwortete: „O meine Tochter! Masrur ist zum Chalifen und der Frau Subeida gekommen und hat ihnen gesagt, du seyest gestorben; Abul Hassan aber sey wohl auf.“ Nashat Alfuad sagte: „O meine Tante! ich war ja eben bei meiner Gebieterin und sie hat mir hundert Dinar und ein Stück Seidenzeug gegeben. Sieh nun, in welchem Zustande ich bin, wie einsam und verlassen! ich weiß nicht, was ich anfangen soll; o wäre ich doch gestorben und lebte dafür er noch!“ Sie weinte dann und die Alte weinte mit ihr. Dann trat die Alte näher und deckte Abul Hassans Gesicht auf. Sie sah seine Augen verbunden und davon sein Gesicht aufgedunsen; sie deckte ihn wieder zu und sagte: „In der That, Abul Hassan ist dir vorangegangen!“ Sie tröstete sie noch und ging wieder zur Frau Subeida und erzählte ihr, was sie gesehen. Die Frau Subeida sagte ihr lächelnd: „Erzähle es dem Chalifen, der behauptet, ich habe wenig Vernunft und Glauben, und der diesen verruchten, lügnerischen Sklaven über mich erhoben hat.“

Schehersad bemerkte den Tag und fuhr die folgende Nacht fort:





Zweihundert und dreiundneunzigste Nacht.

Masrur sagte: „Diese Alte lügt! ich habe Abul Hassan gesund gesehen, und Nashat Alfuad lag todt.“ Die Alte sagte: „Du lügst! und willst zwischen dem Chalifen und der Frau Subeida Zwist stiften.“ Masrur erwiderte: „Niemand anders, als du, lügt, verruchte Alte! und deine Gebieterin läßt sich von dir bethören und glaubt dir.“ Die Frau Subeida schrie ihn an, denn sie wurde von seiner Rede beleidigt. Da sagte ihr der Chalif: „Ich und du und mein Diener und die Alte, wir Alle lügen! Das Beste ist wohl, wir Vier gehen zusammen und sehen, wer von uns die Wahrheit gesagt hat.“ Masrur sagte: „Laßt uns gehen, damit ich diese verruchte Alte einmal wegen ihrer Lügen durch eine Portion Prügel zurechtweise.“ Die Alte erwiderte: „Du Verrückter! gleicht denn dein Verstand dem meinigen? Du hast nicht mehr Verstand, als ein Huhn!“ Masrur wurde böse über diese Worte und wollte über sie herfallen. Aber die Frau Subeida hielt ihn zurück und sagte: „Wir werden gleich sehen, wer von euch Beiden gelogen hat.“ Sie machten sich nun alle Vier auf, wetteten mit einander und gingen gerade vom Schlosse in das Quartier Abul Hassans. Als

dieser sie sah, sagte er zu seiner Frau: „Wahrlich, nicht jeder Dreck ist ein Kuchen, und nicht immer kommt man glücklich durch. Mir ahnt, die Alte hat ihrer Gebieterin erzählt, wie sie es angetroffen hat, und ist mit Masrur in Streit gerathen; sie haben nun um unsern Tod gewettet und sind selbst gekommen, der Chalif, die Frau Subeida, der Diener und die Alte. Nashat Alfuad erhob sich von ihrem Lager und sprach: „Was ist nun zu thun?“ Abul Hassan erwiderte: „Wir müssen uns nur Beide todt stellen; wir wollen uns ausstrecken und den Athem zurückhalten.“ Nashat Alfuad befolgte seinen Rath, und sie streckten sich Beide hin, banden ihre Füße zusammen, drückten ihre Augen zu, hielten den Athem zurück und bedeckten sich der Länge nach mit einem Tuche.

Scheherſad bemerkte, daß es Tag wurde, und schloß ihre Erzählung, um in der folgenden Nacht fortzufahren:





Zweihundert und vierundneunzigste Nacht.

Als der Chalif, die Frau Subeida, Masrur und die Alte in Abul Hassans Haus kamen und diesen neben seiner Frau todt hingestreckt sahen, da weinte die Frau Subeida und sagte: „Sie haben so lange Böses von meiner Sklavin gesagt, bis sie wirklich gestorben ist. Doch glaube ich, daß der Tod Abul Hassans sie so geschmerzt hat, daß sie auch starb.“ Der Chalif sagte: „Komme mir nicht mit deinen Worten zuvor, sie ist vor Abul Hassan gestorben, denn Abul Hassan ist mit zerrissenen Kleidern und ausgerauftem Barte, mit Ziegelsteinen seine Brust zerschlagend, zu mir gekommen, und ich habe ihm hundert Dinar und ein Stück Seidenzeug geben lassen und ihm gesagt: Geh, laß sie beerdigen! ich will dir noch eine bessere Sklavin geben, die sie dir leicht ersetzt. Es scheint aber, daß er das nicht verschmerzen konnte und nach ihr gestorben ist. Ich habe also die Wette gewonnen.“ Die Frau Subeida aber widersprach lange dem Chalifen, und sie stritten so heftig, daß zuletzt der Chalif, der

den beiden Todten zur Seite saß, sagte: „Bei dem Grabe des Gesandten Gottes (Gott sey ihm gnädig und bewahre ihn!) und bei dem Grabe meiner Väter und Vorväter! wenn Jemand mir sagt, wer von ihnen Beiden zuerst gestorben ist, will ich ihm tausend Dinar geben!“ Als Abul Hassan dies hörte, sprang er schnell auf und sagte: „Ich war es, der zuerst starb, Fürst der Gläubigen! halte nun deinen Eid und gib die tausend Dinar her!“ Dann stand auch Nashat Alfuad auf und trat zum Chalifen und zu der Frau Subeida vor, die sich sehr freuten, Beide wohl zu sehen; sie wünschten ihnen Glück zu ihrer Genesung und merkten wohl, daß ihr Tod nur eine List war, um Geld zu bekommen. Aber die Frau Subeida machte Nashat Alfuad Vorwürfe und sagte ihr: „Du hättest ja auf eine andere Weise von mir fordern können, was du brauchtest, ohne mein Herz so zu betrüben.“ Nashat Alfuad antwortete: „Ich schämte mich, meine Gebieterin!“ Der Chalif fiel aber vor Lachen fast in Ohnmacht und sagte: „Abul Hassan! Du bist einer der Ausgelassenen und machst immer tolles Zeug!“ Abul Hassan antwortete: „Fürst der Gläubigen! Ich habe nach dieser List gegriffen, wie alles Geld, das du mir gegeben, dahin war; denn ich schämte mich, wieder von dir zu fordern; schon wie ich allein war, sparte ich kein Geld; nun, da du mir diese Sklavin zur Frau gegeben, würde ich dein ganzes Vermögen durchbringen, wenn ich es besäße. Ich habe daher, als Alles aufgezehrt war, diese List gebraucht, um hundert Dinar und ein Stück Seidenzeug zu erlangen; Alles als Mildthätigkeit unsers Herrn (des Chalifen)! Nun aber halte schnell deinen Eid und gib mir tausend Dinar!“ Der Chalif und die Frau Subeida lachten und kehrten wieder in's Schloß zurück; der Chalif gab dem Abul Hassan die tausend Dinar und setzte hinzu: „Nimm sie als Beisteuer zu deiner Genesung vom Tode!“ Die Frau Subeida gab auch Nashat Alfuad tausend Dinar und sagte ihr: „Nimm sie als Geschenk deiner Wiederauferstehung vom Tode!“ Dann ließ der Chalif die Einkünfte und Besoldung von Abul Hassan erhöhen, und sie lebten in Lust und Freuden fort, bis der Zerstörer alles Vergnügens, der Trenner aller Vereinigung, der Verwüster aller Schlösser, und der, der die Gräber bevölkert, sie überfiel.

Hier endigte Scheherſad ihre Erzählung, und als ihr der Schah, entzückt von derselben, erlaubt hatte, weiter erzählen zu dürfen, begann sie in der folgenden Nacht von Neuem:



Zweihundert

und

fünfundneunzigste Nacht.

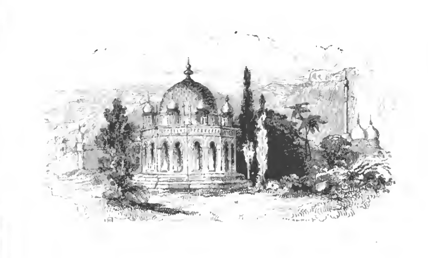
Geschichte des Prinzen Seif Almuluk und der Tochter des Geisterkönigs.

Ich habe vernommen, o glückseligster und einsichtsvollster König! man erzählt, wie einmal in der Hauptstadt Egyptens ein König war, welcher Assem, der Sohn Sawans, hieß: er war gerecht, edel und Ehrfurcht gebietend; besaß viele Länder und Schlösser, viele Festungen und Truppen. Sein Vezier hieß Fares, Sohn Salechs; sie kannten jedoch nicht den erhabenen Gott, sondern beteten die Sonne an. Dieser König lebte hundert und achtzig Jahre, wurde daher in seinem hohen Alter sehr schwach und kränklich, und hatte kein Kind, weder einen Sohn, noch eine Tochter; dies betrübte ihn Tag und Nacht. Nun wird erzählt, daß er einst auf seinem Throne saß, wie gewöhnlich von aufwartenden Vezieren und Großen des Reichs und Mameluken umgeben. So oft Jemand mit Kindern hereintrat, die neben ihrem Vater Platz nahmen, ward er traurig, denn er dachte dabei: „Ein Jeder ist glücklich und vergnügt mit seinen Kindern, und ich habe keines. Wenn ich sterbe, so werde ich mein Reich, meinen Thron, meine Pferde, meine Diener und meine Schätze Fremden hinterlassen müssen,

und Niemand wird mehr meiner mit Liebe erwähnen, ja, man wird gar meines Namens nicht mehr gedenken." Diese betrübenden Gedanken beschlichen das Gemüth des Königs, sobald Leute mit ihren Kindern an ihm vorüber gingen. Er mußte weinen, stieg vom Throne herab, setzte sich auf die Erde und jammerte. Als der Vezier und die übrigen Anwesenden dies sahen, fürchteten sie für sein Leben. Sodann riefen die Großen des Reichs und die Djansch:[1] „Geht Alle nach Hause und bleibt ruhig, bis der König von seinem jetzigen Zustande sich ermannen wird." Alle entfernten sich, nur der Vezier blieb beim König zurück.

Scheherfad wollte mit der Erzählung fortfahren, aber der Tag brach an und hinderte sie. Die darauf folgende Nacht begann sie weiter:

[1] d. i. bewaffnete Bediente, die auch gegen Fremde eine gewisse Autorität haben, aber nur Einem Herrn folgen.





Zweihundert und sechsundneunzigste Nacht.

Als der König wieder zu sich kam, küßte der Vezier die Erde vor ihm und sagte: „O König der Zeit und der Welten! was bedeutet dieses Weinen und dieses Seufzen? Sage mir, welcher König der Erde hat dir Unrecht gethan? oder welcher Herr von Vesten und Schlössern? oder welcher Große des Reichs? Sage mir, wer hat sich deinen Befehlen widersetzt, daß wir uns gegen ihn aufmachen und ihm das Herz aus seinem Leibe reißen?" Der König antwortete nicht, und hob auch seinen Kopf nicht in die Höhe. Der Vezier küßte dann die Erde wieder und sagte: „O Herr! ich bin doch wie dein Sohn und dein Sklave, ich habe dich auf meinen Armen getragen; wenn ich deinen Zustand, deinen Gram und deinen Schmerz nicht kennen darf, wer soll ihn dann kennen? Wer kann meine Stelle bei dir vertreten? Sage mir, warum du weinst und so traurig bist?" Aber der König sprach kein Wort, öffnete seinen Mund nicht und hob den Kopf nicht in die Höhe, sondern weinte immer fort; der Vezier sah ihm eine Weile zu, dann sprach er: „O König! wenn du mir nicht sagst, was dir geschehen, so bringe ich mich um und stoße mir lieber dies Schwert in's Herz, als daß ich dich länger so betrübt sehe." Der König hob dann seinen Kopf in die Höhe, trocknete seine Thränen und sagte: „O verständiger und wohlrathender Vezier! überlasse



mich meinem Grame und meinem Schmerze! Ich habe wohl genug an dem, was mich getroffen." Der Vezier versetzte: „Sag' mir, warum du weinst, vielleicht kann durch mich geholfen werden." Da sprach der König: „O Vezier! ich weine nicht um Geld, noch um ein Königreich, oder etwas dem Aehnliches. Aber ich bin nun ein alter Mann geworden, schon hundert Jahre sind an mir vorüber gegangen und ich habe weder Sohn noch Tochter! und wenn ich sterbe, wird mein Name mit mir begraben werden und jede Spur von mir verschwinden! Fremde werden meinen Thron und mein Reich nehmen, und Niemand wird meiner mehr gedenken." Da sagte der Vezier Fares: „O Herr! ich bin hundert Jahre älter als du; auch ich habe kein Kind und lebe deßwegen Tag und Nacht in Gram dahin; doch was können wir Beide thun?" Der König antwortete: „O Vezier! weißt du dafür gar kein Mittel und keine Aushülfe?" Er versetzte: „Wisse, ich habe gehört, im Lande Saba sey ein König, der Salomon, Sohn Davids, heiße, von dem behauptet wird, er sey ein Prophet; er ist ein sehr mächtiger König, der den Himmel, die Menschen, die Vögel, die Thiere, die Luft und die Geister beherrscht; denn er versteht die Sprache der Vögel wie die der Völker; er fordert Alle auf zum Glauben an seinen Herrn, wir wollen ihm daher in deinem Namen, großmächtiger König! einen Gesandten schicken und von ihm fordern, was du wünschest. Ist sein Glaube der wahre, so wird sein Gott mächtig genug seyn, um dir und

mir einen Sohn oder eine Tochter zu bescheren; wir werden uns dann zu seinem Glauben bekehren und seinen Gott anbeten, wo nicht, so müssen wir eben Geduld haben und auf andere Mittel denken."

Scheherſad bemerkte, daß es Tag wurde, und setzte die Erzählung die folgende Nacht fort, wie folgt:





Zweihundert und siebenundneunzigste Nacht.

Der König sprach: „Dein Rath ist der beste und deine Rede thut meinem Herzen wohl; doch wo findet sich ein Bote für eine so wichtige Angelegenheit? denn das ist kein geringer König, es ist eine ernste Sache, vor ihm zu erscheinen, und ich möchte nicht, daß ein Anderer wie du zu ihm ginge, denn du bist alt und erfahren; ich wünsche daher, daß du diese Mühe übernähmest, da du doch in derselben Noth bist, wie ich; reise du zu ihm und suche Hülfe, vielleicht wird sie uns durch dich." Der Vezier sagte: „Dein Wille ist mir Gebot! Doch jetzt erhebe dich! besteige deinen Thron und versammle die Fürsten, die Großen des Reichs, die Truppen und dein Volk, wie gewöhnlich, vor dir; denn sie sind Alle mit unruhigem Herzen von dir gegangen! ich will aber dann nicht länger zögern, zu dem fremden König zu reisen." Der König erhob sich sogleich, setzte sich auf den Thron und der Vezier befahl dem obersten Ceremonienmeister: „Sage den Leuten, sie könnten, wie gewöhnlich, ihre Aufwartung machen." Da kamen nun die Offiziere der Truppen und die Großen des Reichs; es wurden Tische für sie gedeckt, sie aßen und tranken und verließen, als dieses vorüber war, den König wieder. Der Vezier entfernte sich dann auch; er ging in sein Haus und machte seine Vorbereitungen zur Reise; dann kehrte er wieder zum König zurück, der ihm seine Schatzkammer öffnen und die kostbarsten Stoffe und andere unschätzbare Gegenstände, die weder ein Vezier, noch ein Fürst gehörig zu würdigen im Stande ist, übergeben ließ. Er empfahl ihm dann noch, vor Salomon mit Würde zu erscheinen, ihn

ja zuerst zu grüßen und in seiner Gegenwart nicht viel zu sprechen. Dann sagte er: „Trage ihm deine Angelegenheit vor, und sagt er dir seine Hülfe zu, so ist's schon gut, kehre dann schnell zurück, denn ich erwarte dich!“ Der Vezier küßte noch die Hand des Königs und reiste fort mit den Geschenken Tag und Nacht, bis er nach dem Lande Saba kam



und nur noch vierzehn Tagereisen von der Hauptstadt entfernt war. Da offenbarte Gott dem Salomon, Sohn Davids — Friede sey mit ihm! — „Der König von Egypten schickt dir seinen Vezier mit vielen Geschenken, er befindet sich an dem und dem Orte; sende du nun deinen Vezier Asaf, den Sohn Barachjas, ihm entgegen, und wenn der Gesandte nun vor dir erscheint, so frage ihn, hat dich nicht dein König in der und der Angelegenheit hergesendet? Dann lade sie ein, den wahren Glauben anzunehmen.“ Salomon, Friede sey mit ihm! befahl sogleich seinem Vezier Asaf, Sohn Barachjas, Einige von seiner Umgebung, mit reichem Proviant beladen, mitzunehmen und dem Vezier aus Egypten entgegen zu eilen. Asaf machte sich reisefertig und ging dem Vezier entgegen; er grüßte ihn, nahm ihn gut auf, ließ große Mahlzeiten für ihn herrichten und sprach: „Willkommen und erfreulich sind mir solche Gäste, wie ihr! Lasset es euch nur wohl seyn, und wisset, daß euerm Anliegen willfahrt werden wird.“ Da sagte der Vezier Fares: „Wer hat euch das gesagt?“ Asaf antwortete: „Unser Prophet Salomon — Friede sey mit ihm!“ — Da fragte Fares: „Und wer hat es euerm Herrn Salomon gesagt?“ — „Der Herr des

Himmels und der Erde!“ antwortete Asaf. Da sagte der Vezier Fares: „Wahrlich, das muß ein mächtiger Gott seyn!“

Die Sultanin Scheherſad bemerkte hier den Anbruch des Tags und brach in ihrer Erzählung ab, um den Sultan von Indien aufstehen und an seine gewöhnlichen Geschäfte gehen zu lassen. In der nächsten Nacht fuhr sie aber folgendermaßen fort:





Zweihundert und achtundneunzigste Nacht.

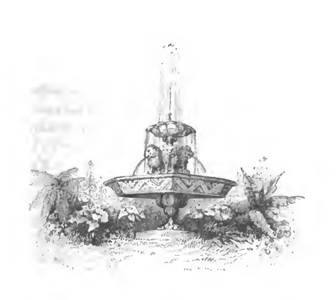
Asaf fragte nun: „Und was für einen Gott betet ihr denn an?“ Der Vezier Fares antwortete: „Wir beten die Sonne vor allen andern Gestirnen an; doch kann sie gewiß nicht Gott seyn, denn sie geht ja unter, während Gott über Alles wacht.“ Sie reisten dann langsam fort, bis sie nach der Residenz kamen. Da befahl Salomon allen wilden Thieren, sich nach ihren verschiedenen Gattungen in Reihen aufzustellen; dann erschienen noch mehrere Abtheilungen Geister, in den verschiedensten und furchtbarsten Gestalten, und stellten sich gleichfalls in Reihen; so noch die Vögel, welche in den mannigfaltigsten Sprachen und Dialekten redeten. Als die Egyptier dahin kamen, fürchteten sie sich und wagten es nicht, weiter zu gehen. Asaf aber sprach zu ihnen: „Geht nur vorwärts und fürchtet euch nicht! denn alle diese sind Diener Salomons, eines Sohnes Davids, Friede sey mit ihm! und es wird euch Niemand etwas zu Leide thun.“ Asaf mit seinem ganzen Gefolge gingen dann furchtsam zwischen ihnen durch in die Stadt, wo sie in ein für fremde Gäste bestimmtes Haus geführt wurden; man erwies ihnen drei Tage lang viele Ehre; Festlichkeiten und Mahlzeiten wurden ihretwegen veranstaltet. Nach drei Tagen stellte sie Asaf dem König Salomon, Friede sey mit ihm! vor. Als sie in den Saal traten, wollten sie die Erde vor ihm küssen, aber Salomon gab es nicht zu und sagte: „Nur vor dem erhabenen Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, ziemt es sich, daß

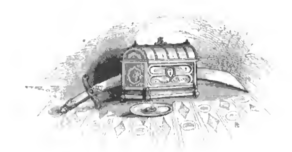


man sich verbeuge; denn," fuhr er fort, „die Erde gehört Gott, und wir Alle sind seine Sklaven. Wer von euch sich setzen will, der setze sich; wer stehen bleiben will, der bleibe stehen! aber Niemand setze sich zu meiner Bedienung." Der Vezier Fares setzte sich dann mit einigen seiner Vertrauten, und einige Diener blieben zu ihrer Bedienung stehen. Kaum saßen sie, so wurde der Tisch gedeckt und Jedermann aß; dann sprach Salomon, Friede sey mit ihm! so zu dem Vezier von Egypten: er möge ihm nur die Angelegenheit, wegen der er diese beschwerliche Reise unternommen habe, ohne Furcht vortragen, damit sie in's Reine gebracht werde; — „doch," fuhr er fort, „ich will sie dir selbst sagen, Vezier! Der König Assem ist schon sehr alt und Gott hat ihm kein Kind beschert, was ihn Tag und Nacht bekümmert und grämt. So saß er auch einst auf seinem Throne, da kamen die Veziere, die Fürsten und die Großen seines Reiches, und Jeder hatte ein Kind oder auch mehrere bei sich, die sie dem König zeigten. Nun dachte der König im Uebermaße der Trauer: Wer wird wohl nach meinem Tode über mein Reich und meine Unterthanen herrschen? gewiß nur ein

Fremder, und ich werde vergessen seyn, als wäre ich nie gewesen. Er blieb in solchen Gedanken versunken, bis seine Augen Ströme von Thränen vergossen; da bedeckte er sein Gesicht mit einem Tuche und weinte heftig, stieg vom Throne herab auf den Boden und schrie laut, und nur der erhabene Gott wußte, was er im Herzen hatte. Dann hießen seine Begleiter und die Djausch die Leute weggehen, indem sie ihnen sagten: Geht euers Weges, denn der Sultan ist krank; hierauf gingen Alle fort, du allein bliebst beim König, küßtest die Erde vor ihm und fragtest ihn, warum er so weine? aber er antwortete nicht." Und so erzählte ihm dann unser Herr Salomon, Friede sey mit ihm! Alles, was zwischen dem König und ihm vorgefallen, das zu wiederholen überflüssig wäre.

Da bemerkte Scheherſad den Tag und hörte auf zu erzählen, um die folgende Nacht fortzufahren:





Zweihundert und neunundneunzigste Nacht.

Nachdem der König Salomon geendet hatte, sprach der Vezier Fares: „O Prophet Gottes! das ist Alles wirklich wahr; als ich aber mit dem König von dieser Sache sprach, war Niemand anwesend; wer kann dir wohl das Alles berichtet haben?" Salomon antwortete: „Der Herr, der da weiß, was offenbar und was verborgen ist." Da sagte der Vezier: „O Prophet Gottes! das muß ein großer, mächtiger Herr seyn;" und hierauf wurden der Vezier und alle Leute, die mit ihm waren, Muselmänner.[1] Dann sagte Salomon, Sohn Davids: „Hast du nicht Geschenke bei dir?" und bezeichnete sie; der Vezier antwortete: „Ja, großmächtiger König!" Da sagte Salomon: „Ich nehme Alles an und schenke es dir." Dann fuhr er fort: „Geh jetzt, Vezier! ruhe dich diese Nacht recht aus, denn du bist noch müde von der Reise. Morgen, so Gott will, wird Alles gut gehen und deine Angelegenheit wird bestens besorgt werden nach dem Willen des Herrn des Himmels und dessen, der das Licht nach der Dunkelheit schuf." Der Vezier ging dann in seine Wohnung und dachte die ganze Nacht über unsern Herrn Salomon nach. Als der Morgen anbrach, stand er auf und ging zu Salomon, der so zu ihm sprach: „Wenn du zum König Assem kommst und ihr Beide beisammen seyd, so nehmet Bogen, Pfeil und Schwert und geht nach einem Orte, den ich dir näher bezeichnen werde; dort findet ihr einen Baum, den besteiget,

[1] Man muß hier Muselmann nicht mit Mahomedaner verwechseln; die Araber glauben, daß alle frühern Propheten Muselmänner waren, d. h. Gott ergebene Leute von Islam (se resigner).

ihr werdet dann zwei Schlangen unter dem Baume hervorkriechen sehen, die Eine wird einen Kopf haben, so groß wie eine Kuh, und die andere den Kopf eines Geistes, Beide aber werden goldene Ketten um den Hals tragen; sobald ihr diese Schlangen sehet, werft die Pfeile nach ihnen und tödtet sie; dann schneidet Fleisch von der Länge einer Spanne aus ihren Köpfen, und eben so viel von ihren Schwänzen; aus dem übrigen Fleische lasset Gebackenes machen und gebt es euren Weibern zu essen: dann schlaft jene Nacht bei ihnen, und sie werden mit Erlaubniß des erhabenen Gottes mit zwei Söhnen schwanger werden." Der Prophet Salomon, Friede sey mit ihm! ließ hierauf einen Siegelring, ein Schwert und ein Käßtchen, nebst einem mit Gold verzierten Kleide, herbeibringen und sprach: „Vezier! wenn die Kinder groß sind, so gebt Jedem eines davon!" Er fügte hinzu: „Nun, Vezier! Gott wird euern Wünschen willfahren, du hast nicht nöthig, länger hier zu bleiben, reise mit dem Segen Gottes, denn der König Assem erwartet deine Ankunft Tag und Nacht, und seine Augen sind stets nach dem Wege gerichtet, den du kommen sollst." Der Vezier Fares nahm jetzt von Salomon Abschied und reiste vergnügt ab, weil er seine Angelegenheiten so gut besorgt hatte. Er reiste Tag und Nacht, bis er in die Nähe der Hauptstadt seines Königs kam; da schickte er einige seiner Diener voraus, um dem König seine Ankunft zu melden. Als der König diese Nachricht empfing, freute er sich mit den Vornehmsten seines Reichs sehr darüber und zog dem Vezier entgegen. Als sie einander begegneten, stieg der Vezier vom Pferde, küßte Hand und Fuß des Königs und



benachrichtigte ihn sogleich, daß sein Wunsch auf die beste Weise in Erfüllung gehen werde; dann schlug er ihm den wahren Glauben vor, den auch der König Assem sogleich mit allen Großen des Reichs und sämmtlichen Bewohnern seines Landes annahm, nebst allen Fremden, die sich darin aufhielten. Der König Assem war sehr erfreut und sagte dem Vezier: „Geh jetzt nach Hause, nehme ein Bad und ruhe dich eine Woche aus; dann komm' wieder zu mir, damit ich dir dann meine Befehle ertheilen kann."

Da bemerkte Scheherſad den Tag und hörte auf zu erzählen. Die folgende Nacht fuhr sie fort:





Dreihundertste Nacht.

Der Vezier küßte die Erde, ging mit seinem Gefolge und seinen Dienern nach Hause und ruhte dort acht volle Tage von den Beschwerden der Reise aus; nach Verlauf dieser Zeit trat er wieder seinen Dienst an und erzählte dem König Alles, was zwischen ihm und dem Herrn Salomon, Friede sey mit ihm! sich zugetragen. Er sagte dann zu dem König: „Komm' jetzt allein mit mir und laß uns zusammen gehen!" Sie nahmen dann Bogen und Pfeil und bestiegen den Baum, den Salomon bezeichnet hatte; sie blieben da ruhig bis zu Mittag; da krochen zwei Schlangen unter dem Baume hervor. Als der König sie sah, gefielen sie ihm sehr und er sagte: „O Vezier! diese Schlangen haben goldene Ketten, das ist bei Gott wunderbar! Wir wollen sie fangen, in einen Käfig sperren und uns an ihnen ergötzen." Aber der Vezier antwortete: „Gott hat sie zu einem andern Zweck geschaffen; wirf du einen Pfeil nach der Einen, ich werde ein Gleiches mit der Andern thun." Sie stiegen jetzt vom Baume herunter und tödteten die Schlangen; sie schnitten eine Spanne groß vom Kopfe und eben so viel vom Schwanze, nahmen das übrige Fleisch und gingen damit in den Palast des Königs; hier ließen sie den Koch kommen und sagten ihm: „Laß dieses Fleisch gut backen und bringe sogleich zwei Schüsseln davon her, zögere nicht!" Der Koch nahm das Fleisch und röstete es in Fett und allerlei Gewürzen und stellte es in zwei Schüsseln vor dem König auf. Der König nahm eine Schüssel davon und gab sie seiner Frau zu essen, und der Vezier nahm die andere und gab sie der seinigen. Beide wohnten mit dem Willen und der Macht Gottes in jener Nacht ihren Frauen bei. Der König brachte nun drei Monate lang in größter Spannung und Unruhe zu und dachte bei sich: die Wahrheit wird sich

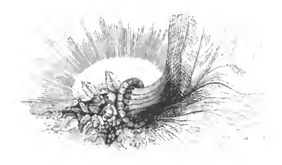
bald zeigen. Seine Frau aber, welche eines Tages ruhig da saß, wurde überrascht, denn es bewegte sich das Kind in ihrem Leibe; sie ließ einen ihrer ältesten Diener kommen und sagte ihm: „Lauf' schnell zum König und sage ihm, wo er auch seyn mag: Herr! meine Herrin ist wirklich gesegneten Leibes, denn schon bewegt sich das Kind darin." Der Diener lief freudig zum König, der allein und betrübt saß, das Gesicht auf die Hand gestützt und nachsinnend, ob wohl die Speise auf seine Frau die gehoffte Wirkung haben werde oder nicht. Der Diener küßte die Erde vor ihm und sagte: „Ich bringe dir gute Nachricht, Herr! meine Gebieterin ist gesegneten Leibes, das Kind bewegt sich darin, sie hat schon Schmerzen und sieht blaß aus." Als der König dies hörte, sprang er vor Freude auf, küßte die Hand des Dieners und seinen Kopf und machte ihm ein Geschenk. Er sagte dann zu den Großen seines

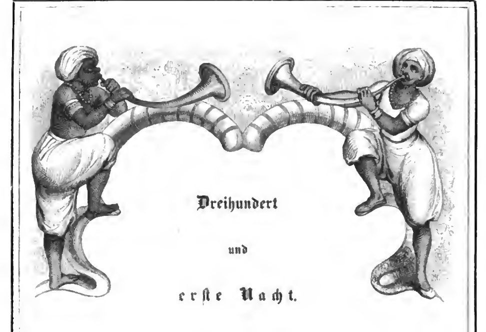


Reichs, die dazu kamen: „Wenn ihr mich liebt, so erweiset ihm Gutes und schenkt ihm Geld, Edelsteine und Rubine, Maulesel und Pferde, Güter und Gärten." Die schenkten dem Diener Unzählbares. Zur nämlichen Zeit trat der Vezier herein und sagte: „O Herr! ich saß allein zu Hause und dachte über die Wirkung der Speise nach, die ich meiner Frau vorgesetzt hatte, da kam ein Diener zu mir und kündigte mir an, meine Frau spüre nun, daß sie gesegneten Leibes sey, denn das Kind habe sich schon

darin bewegt, sie fühle Schmerzen und sehe blaß aus. Vor Freude schenkte ich ihm alle Kleider, die ich an mir hatte, dazu noch tausend und einen Dinar und ernannte ihn zum Ersten aller meiner Diener."

In diesem Augenblicke sah Scheherſad, daß es schon Tag werde. Sie unterbrach daher ihre Erzählung und setzte sie erst in der nächsten Nacht folgendermaßen fort:





Dreihundert und erste Nacht.

Der König sprach dann zu dem Vezier: „Da der erhabene Gott, gepriesen sey er! uns so gnädig war, so will ich auch allen Leuten eine Freude machen.“ Der Vezier sagte: „Befehle nur, was du thun willst!“ Da sprach der König: „Geh und laß alle Verbrecher aus dem Gefängnisse los, befreie auch die, auf denen Schulden lasten; wer aber von nun an noch ein Verbrechen begeht, dem lasse ich den Kopf abschlagen und ihn bestrafen, wie er es verdient. Auch will ich dem Volke die Abgaben auf drei Jahre erlassen. Sodann laß rings um die Stadt Herde mit Töpfen aufrichten, auf denen die Köche Tag und Nacht kochen sollen, und alle Leute aus der Stadt und Umgegend sollen essen und trinken und es sich wohl seyn lassen. Sodann soll die Stadt mit unzähligen Lampen beleuchtet werden und die Läden bei Nacht wie bei Tage offen bleiben. Geh nun, Vezier! thue, was ich befohlen, sonst lasse ich dir den Kopf abschlagen!“ Der Vezier ging und vollzog die Befehle des Königs. Alle Schlösser und Festungen des Landes wurden prachtvoll beleuchtet. Jeder zog seine kostbarsten Kleider an und das Volk aß und trank und spielte, und ließ es sich wohl seyn. Als nun die Zeit der Niederkunft herannahte, da ließ der König Assem alle Gelehrte und Sterndeuter, die Häupter des Volks, die Schreiber u. s. w. kommen, und sie warteten nun, bis das Körnchen in die Tasse geworfen werde, denn das hatten die Sterndeuter

als Zeichen der Niederkunft mit den Hebammen und den Dienern verabredet. Als die Zeit herannahte, wurde dasselbe gegeben; der Knabe aber, der zur Welt kam, glich dem aufgehenden Monde. Da fingen nun Alle an, ihre Berechnungen zu machen über die Zeit der Schwangerschaft und die Geburt, und trugen es in die Chronik ein. Dann



standen sie auf, küßten die Erde und sagten dem König Assem: „Der Stern dieses Kindes ist ein glücklicher, und die Zeit seiner Geburt ist eine gesegnete, doch wird ihm in seiner Jugend Manches zustoßen, das wir dem König nicht gerne mittheilen." Der König sprach: „Redet und fürchtet euch nicht!" Sie fuhren dann fort: „O Herr! er wird dieses Land verlassen und in die Fremde reisen, wird Schiffbruch leiden und in Gefangenschaft gerathen, und viele Noth und Gefahr auszustehen haben; doch wird er zuletzt Alles überwinden und am Ziele anlangen. Die Tage seines übrigen Lebens werden jedoch angenehm seyn, er wird seinen Feinden Trotz bieten und über Länder und Völker herrschen." Als der König die Worte der Sterndeuter hörte, sprach er: „Ihr weissagt so Schlimmes nicht; denn, was der erhabene Gott über den Menschen bestimmt, das muß geschehen, und der Mensch kann nichts daran ändern. Der Allmächtige sey gepriesen! denn er wird uns, bis mein Sohn seine Prüfungszeit der Leiden antritt, tausend Freuden an ihm erleben lassen." Er dachte weiter nicht mehr an das, was sie gesagt, beschenkte sie reichlich und sie verließen den Hof. Da kam

der Vezier Fares voller Freude zum König und sagte, nachdem er die Erde vor ihm geküßt: „Herr! so eben ist meine Frau mit einem Sohne, leuchtend wie der Mond, niedergekommen.“ Der König erwiderte: „O Vezier! bringe deine Frau und deinen Sohn hierher, damit er mit dem meinigen im Schlosse erzogen werde.“

Da bemerkte Scheherſad den Tag und schwieg stille. Die folgende Nacht fuhr sie in der Erzählung fort:





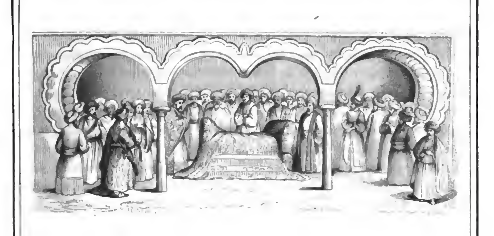
Dreihundert und zweite Nacht.

Der Vezier brachte seine Frau und seinen Sohn in's Schloß; die Ammen trugen die Kinder sieben Tage lang herum; dann legten sie sie auf ein Polster, brachten sie vor den König und fragten ihn, welche Namen er ihnen geben wolle. Er aber sprach: „Gebt ihr einen Namen!" Sie versetzten: „Niemand anders als der König darf bestimmen, wie die Kinder heißen sollen." Der aber sagte: „Nennt meinen Sohn Seif Almuluk (Schwert der Könige), wie mein Großvater hieß, und den Sohn des Veziers Said (der Glückliche)!" Er beschenkte dann die Ammen und sagte ihnen: „Gebt wohl auf die Kinder Acht und wartet ihrer sorgfältig." Die Ammen warteten der Kinder, bis sie fünf Jahre alt waren, dann übergaben sie sie einem Iman, der sie im Schreiben und im Koran unterrichtete, bis sie zehn Jahre alt wurden; dann lehrte man sie Reiten, Schießen, Fechten, Ball spielen und alle Ritterkünste, bis sie fünfzehn Jahre alt waren und alle Andern ihres Alters an ritterlicher Gewandtheit und Geschicklichkeit übertrafen. Jeder von ihnen konnte allein gegen tausend Reiter kämpfen und ihnen widerstehen. Der König Assem sah ihnen oft zu und freute sich ihrer, bis sie fünfundzwanzig Jahre alt wurden. Da ließ der König den Vezier Fares allein zu sich kommen und sagte zu ihm: „O Vezier! mir ist etwas eingefallen, worüber ich dich zu Rathe ziehen möchte." Der Vezier antwortete: „Thue, was dir dein Herz sagt! denn der Segen kommt aus deinem Munde." Da versetzte der König: „Da ich nun ein

ganz alter Mann bin, möchte ich die Last meiner Regierung ablegen und sie meinem Sohne Seif Almuluk übergeben, denn er ist ein guter Jüngling, vollkommen in allen Rittertugenden und verständig. Ich aber werde den Rest meiner Tage mit Gebet zubringen und dem Allmächtigen für seine große Gnade danken. Was sagst du dazu?" Der Vezier erwiderte: „König! was du sprichst, ist wohlgethan, und Segen ruhe darauf. Ich werde deinem Beispiele folgen und das Vezierat meinem Sohne Said übergeben, der auch ein guter, kenntnißreicher und einsichtsvoller Jüngling ist; so werden dann zwei junge Leute beisammen seyn, denen wir rathen werden, um sie auf dem Pfad des Guten, der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit zu leiten." Der König aber sprach zum Vezier: „Stelle die Briefe aus; halte die Boten bereit nach allen Ländern, Provinzen, Schlössern und Festungen, die unter uns stehen; sie (die Verwalter) sollen Alle an Einem Tage auf der Rennbahn der Gerechtigkeit sich versammeln." Der Vezier ging sogleich und schrieb allen Befehlshabern, Verwaltern und Schloßhauptleuten, sich nebst allen ihren Untergebenen, Groß und Klein, in einem Monat daselbst zu versammeln.

Scheherfad schloß hiermit ihre Erzählung und fuhr die nächste Nacht fort:





Dreihundert und dritte Nacht.

Der König befahl dann seinen Kämmerlingen, den großen Gang mitten auf der Rennbahn mit Teppichen zu belegen, die Rennbahn selbst aber mit den kostbarsten Stoffen auszuschmücken; auch sollten sie den großen Thron dahin bringen lassen, auf welchem der König nur in seinen Staatskleidern zu sitzen pflegte; dies Alles geschah sogleich. Es versammelten sich dann die Leute von allen Orten her mit besorgtem Herzen, was wohl der König von ihnen begehren werde? Jetzt erschienen die Gesellschafter und die Leibwache des Königs und die Großen des Reichs, und riefen unter die Leute: „Im Namen Gottes! nahet euch zur Audienz!“ Drauf nahten sich die Richter, die Gutsbesitzer, die Fürsten und die Veziere, traten in den Gang und machten, wie gewöhnlich, Jeder nach seinem Rang, dem König ihre Aufwartung. Der König setzte sich auf seinen Thron, die Mehrzahl der Leute aber blieb stehen, bis Alle versammelt waren. Dann befahl der König, die Tafeln aufzustellen, und sogleich wurden Tafeln, mit den auserlesensten Leckerbissen und Getränken besetzt, herangebracht. Die Versammelten aßen und tranken und beteten für den König; sodann befahl dieser seinen Begleitern, sie sollten Niemand sich entfernen lassen, bis Jeder des Königs Worte vernommen habe. Nach einer Pause sprach der König: „Wer mich liebt, der verweile und höre meine Worte!“ Alle setzten sich ruhig und priesen ihren König.

Derselbe stand dann auf, erlaubte allen Anwesenden, auf ihren Sitzen zu bleiben, und sprach: „Veziere und Große des Reichs, Hohe und Niedere, Anwesende und Abwesende! ihr wißt, daß ich mein Reich von meinen Vätern und Ahnen ererbt habe." Sie antworteten einstimmig: „Großer König! dein ist es, wir Alle wissen es!" Dann fuhr der König fort: „Wir Alle beteten die Sonne und den Mond an, bis uns Gott den wahren Glauben schenkte, uns aus unserm Irrthume erlöste und zum Islamismus führte. Nun wisset, daß ich sehr alt und schwach geworden; ich will daher meine Krone ablegen, alle meine Zeit dem Gebet widmen, und den erhabenen Gott für vergangene Sünden um Verzeihung bitten. Ihr kennt wohl meinen hier anwesenden Sohn Seif Almuluk, und wisset, daß er ein guter, kenntnißreicher, beredsamer, edler, geschickter, verständiger, gelehrter, tugendhafter und gerechter Jüngling ist; ich will ihm nun sogleich meine Krone übergeben, damit er an meiner Statt Sultan werde. Zum Allmächtigen werde ich aber um Segen für ihn flehen. Was sagt ihr dazu?" Es standen Alle auf, küßten die Erde und antworteten:



„Wir sind bereit, zu gehorchen, großer König und Beschützer! Selbst wenn du einen deiner Sklaven über uns setzen wolltest, würden wir ihm gehorchen, um so mehr, da du uns deinen Sohn Seif Almuluk zum Herrscher gibst, den wir bei unserm Haupte und unsern Augen als unsern König verehren.“ Der König stieg hierauf von seinem Throne herunter und sagte den Fürsten und allen Anwesenden, indem er seinen Sohn auf den Thron setzte: „Seht hier euern König!“ Er nahm dann auch die goldne Krone von seinem Haupte, setzte sie seinem Sohne auf, umgürtete ihn mit dem Reichsgürtel und setzte sich, während sein Sohn auf dem großen Throne saß, auf einen goldnen Sessel neben ihn. Die Richter, die Veziere, die Fürsten, die Großen des Reichs und alle Anwesende standen auf und riefen aus: „Großer König! Du verdienst König zu seyn, mehr als jeder Andere.“ Die Djausch riefen dann Sicherheit aus, beteten für sein Glück und seinen Ruhm, und streuten Gold, Edelsteine und Rubine über die Köpfe der Leute aus; der König machte viele Geschenke und übte Gerechtigkeit. Nach einem Augenblick erhob sich der Vezier Fares.

Mit diesen Worten hielt Scheherſad inne, und fuhr die darauf folgende Nacht fort:





Dreihundert

und

vierte Nacht.

Der Vezier Fares wandte sich hierauf zu den Fürsten und Großen, und sprach: „O ihr alle hier Anwesende! Ihr wißt, daß ich Vezier war schon zu der Zeit, ehe noch der König Assem regierte, und es noch in diesem Augenblicke bin, in welchem er der Regierung entsagt, um sie seinem Sohne zu übergeben. Ich will nun auch das Vezierat zu Gunsten meines Sohnes Said niederlegen; was sagt ihr dazu?" — „Niemand verdient mehr, wie dein Sohn Said, des Königs Seif Almuluk Vezier zu werden, denn sie passen ganz zusammen." Hierauf nahm der Vezier Fares den Veziersturban von seinem Haupte und setzte ihn auf das Haupt seines Sohnes; dann legte er das Dintenfaß des Vezierats vor seinem Sohne hin. Die Djausch riefen aus: „Gesegnet! gesegnet! Er verdient es! er verdient es!" Hierauf standen der Vezier und der König Assem auf, öffneten ihre Schätze und machten den Fürsten, Veziren und Großen des Reichs viele Geschenke; sie schrieben ihnen neue Firmane mit dem Zeichen des Königs Seif Almuluk und des Veziers Said. Die Leute blieben eine Woche beisammen, dann reiste Jeder in seine Provinz zurück. Der König Assem ging aber mit seinem Sohne und dem neuen Vezier in's Schloß; hier ließ er den Schatzmeister holen, auch den Siegelring, das Schwert, das Kästchen und den Bogen bringen, lauter Dinge,

welche schon König Salomon als Geschenke für sie bestimmt hatte, und sprach: „Jeder von euch Beiden nehme hiervon, wozu er Lust hat!" Seif Almuluk streckte zuerst die Hand nach dem Siegelring aus; Said nahm das Schwert; hierauf griff Seif Almuluk nach dem Kästchen und Said nach dem Bogen. Sie küßten alsdann des Königs Hand und gingen nach Hause. Seif Almuluk legte das Kästchen, ohne zu sehen, was darin war, auf den Thron, der zugleich sein Ruheplatz war; Said nahm an seiner Seite Platz. Um Mitternacht erwachte Seif Almuluk, erinnerte sich des Kästchens und war neugierig, dessen Inhalt zu sehen. Er stand daher auf, ergriff eine der Kerzen, die in der Nähe brannte, und trat in einen Nebensaal, damit Said nicht im Schlafe gestört werde. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er das Kästchen öffnete und ein Kleid herausnahm, das aus den Fäden des Schmetterlings



gewebt war. Genien hatten es verfertigt und mit Gold gestickt, kein ähnliches Kleid hatte jemals einen sterblichen Leib umfangen und Wohlgerüche der feinsten Art, die Indien kennt, dufteten daraus. Auf demselben sah man ein Bildniß mit Gold gestickt, das ein unvergleichlich schönes Mädchen vorstellte. Seif Almuluk war lange in dessen Betrachtung versunken; so wie darüber war sein Herz noch nie entzückt, und er lernte nunmehr die heftigste Liebe mit aller ihrer namenlosen Seligkeit und ihren Qualen kennen.

Als die Sultanin Scheherſad diese Worte sprach, bemerkte sie den Anbruch des Tages und schloß ihre Erzählung, in welcher sie in der folgenden Nacht also fortfuhr:



Dreihundert und fünfte Nacht.

König der Zeit! Seif Almuluk soll damals folgende Verse gedichtet haben:

> „Hätte ich früher die Macht der Liebe gekannt, so wäre ich weniger unvorsichtig gewesen. Ehe ich ihr Bild sah, schlugen ruhig meine Pulse und mein Herz klopfte unhörbar. Nunmehr bin ich trunken vor Liebe, und Jubel erfüllt meine Seele."

Seif Almuluk war außer sich, bald vor Freude, bald vor Kummer, daß er den Gegenstand dieses Bildes nicht besitze. Er vergaß ganz, wo er war, und ging wild von einem Saal in den andern, bis endlich der Vezier Said davon erwachte. Als dieser Seif Almuluk nicht an seiner Seite fand, dachte er bei sich: Wo mag Seif Almuluk wohl hingekommen seyn? Er stand dann auf und ging im ganzen Palaste umher, um ihn zu suchen, bis er ihn endlich fand. Erstaunt darüber, was ihn so außer sich bringe und ihm die Ruhe raube, fragte er ihn mit Theilnahme: „Was ist dir begegnet, mein Bruder? laß es mich wissen, damit ich dir helfen kann. Verhehle mir nichts, denn meine Liebe zu dir ist groß." Aber der hörte ihn nicht an, hob nicht einmal seinen Kopf in die Höhe, sondern weinte immer fort und jammerte entsetzlich.

Said drang immer weiter in ihn und sprach: „Mein König! kennst du deinen Vezier und Freund nicht? wenn du mir nicht dein Herz eröffnest, wer wird dann noch Antheil an deinem Schicksale nehmen?“ Saids Bitten und Flehen waren jedoch vergebens; Seif Almuluk hörte nicht auf zu schluchzen, sprach aber kein Wort; endlich ergriff Said sein Schwert, eilte damit in einen andern Saal, legte die Klinge an seine Brust und machte Miene, sich damit zu durchbohren. Vorher sprach er jedoch noch zu Seif Almuluk: „Freund! wenn du mir nicht erzählst, was dir widerfahren, so wirst du mich bald als Leiche sehen, denn ich ertrage nicht länger den Schmerz, dich unglücklich zu wissen, ohne daß ich dir helfen kann.“ Seif Almuluk hob endlich den Kopf in die Höhe und sprach: „Freund! ich schäme mich, dir die Ursache meiner Leiden zu nennen!“ Said aber antwortete: „Ich beschwöre dich bei Gott, dem Herrn aller Herren, dem Befreier aller Unterdrückten, dem Helfer aller Leidenden, dem Urquell aller Gnade! sage mir in Wahrheit, was dir widerfahren, und schäme dich nicht; ich bin ja dein Sklave, dein Vezier und dein Rathgeber!“ Da sagte Seif Almuluk: „Komme und sieh dieses Bildniß!“ Als Said es sah, betrachtete er es eine Weile und mußte gestehen, daß es ein wunderschönes Frauenbild war. Ueber dessen Kopf las er mit vieler Kunst von Perlen gestickt:



„Das ist das Bild der Badialdjamal (Wunder der Schönheit), Tochter Rahals, Sohn Schahruchs, obersten Königs der gläubigen Genien, welche die Insel Babel im Garten Irem bewohnen."

Bei dieser Stelle bemerkte die Sultanin Scheherſad den Anbruch des Tages und verschob die Erzählung bis zur folgenden Nacht, wo sie also sprach:





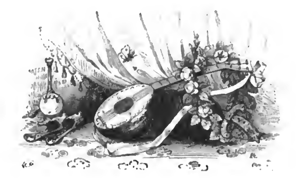
Dreihundert und sechste Nacht.

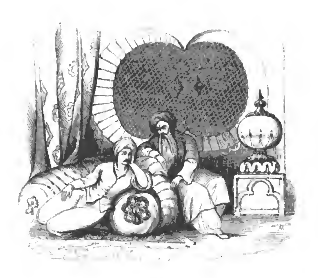
Als Said dies gelesen hatte, sprach er: „König und Freund! weißt du, was dieses Bild hier bedeutet?" Seif Almuluk antwortete: „Bei Gott! Freund, ich weiß es nicht." Da versetzte Said: „Komme und lese mit Aufmerksamkeit." Da las Seif Almuluk, was auf der Krone, die dieses Bild trug, geschrieben war: „Wehe! wehe!" Das Innerste seines Herzens ward dadurch erschüttert. Endlich sagte er: „Mein Freund! wenn diese Gestalt wirklich nicht bloß überirdisch ist, sondern irgendwo auf der Erde gefunden werden kann, so will ich sie unaufhörlich suchen, bis ich mein Ziel erreiche." Said erwiderte: „Weine nur nicht, mein Freund! geh, besteige deinen Thron und laß die Leute dir ihre Aufwartung machen, und wenn der Tag leuchtet, so rufe Alle zusammen, die fremde Länder gesehen haben und frage sie, wo die Insel Babel im Garten Irem liegt; vielleicht wird einer von ihnen mit dem Segen und der Hülfe des erhabenen Gottes darüber Auskunft geben können."

Seif Almuluk bestieg, so wie die Sonne höher stand, seinen Thron; seine Seele aber war unruhig, denn ihn beschäftigte das Bild. Hierauf nahten sich die Fürsten, Veziere und Großen des Reichs und brachten ihm, einer nach dem andern, ihre Huldigung dar. Als die Versammlung vollzählig war, sagte Seif Almuluk zum Vezier: „Sage ihnen, ihrem Könige sey unwohl, sie möchten sich zurückziehen. Als der König Assem dies hörte, ward er tief betrübt; er verwünschte sein Daseyn, ließ Aerzte und Sterndeuter kommen, ging mit diesen zu seinem Sohne und ließ ihm

Arzneien verschreiben und Amulette verordnen, auch veranstaltete er Räucherungen mit Moschus und Ambra drei Tage hinter einander. Seif Almuluk aber ward nicht besser, denn seine Krankheit war unheilbar und keiner der Aerzte oder Sterndeuter konnte ihm in's Herz sehen.

Scheherfad sah den Morgen dämmern und setzte erst die folgende Nacht ihre Erzählung, wie folgt, fort:





Dreihundert und siebente Nacht.

Als aber die Krankheit drei Monate lang anhielt, sprach der König Assem höchst erzürnt zu den Aerzten und übrigen Anwesenden: „Ihr Hunde, wenn ihr nicht im Stande seyd, meinen Sohn zu heilen, so werde ich euch umbringen lassen." Da sagte der Oberste unter ihnen: „Großer König und Herr! Wir vernachlässigen nichts, um selbst Fremde zu heilen, wie sollten wir uns nicht alle Mühe geben, deinem Sohne, unserm König, zur Gesundheit zu helfen. Aber die Krankheit deines Sohnes sitzt tief im Herzen und wir kennen sie nicht heilen." Da sprach der König: „Sagt mir, was ihr von der Krankheit meines Sohnes wißt!" Der Oberste der Aerzte antwortete: „Dein Sohn ist rasend verliebt!" Der König fragte zornig: „Woher wißt ihr, daß mein Sohn verliebt ist, und wie ist er es worden?" Der Oberste antwortete: „Frage seinen Freund, den Vezier, der kennt seinen Zustand." Der König Assem ging sogleich allein in sein Zimmer, ließ den Vezier Said kommen und sagte ihm: „Berichte mir

die Wahrheit! Was für eine Krankheit hat deinen Freund befallen?" und Said antwortete: „Ich weiß es nicht." Da sprach der König Assem zum Scharfrichter: „Ergreife Said, binde ihm die Augen zu und schlage ihm den Kopf herunter!" Said fürchtete für sein Leben und sagte: „Großer König und Herr! gib mir Sicherheit!" Der antwortete: „Sprich, und sie sey dir gewährt!" Da sagte Said: „Dein Sohn liebt die Tochter des Königs der Geister." Assem fragte: „Wo hat mein Sohn die Tochter des Königs der Geister gesehen?" Said erwiderte: „Im Kleide, welches uns Salomon, Sohn Davids, Friede sey mit ihm! geschenkt." Der König stand sogleich auf, ging zu seinem Sohne und sprach zu ihm: „Mein Sohn! was quält dich so? und was ist das für ein Bild, das du liebst? sage es mir!" Seif Almuluk antwortete: „Ich hatte mich geschämt, dir zu sagen, was ich auf dem Herzen habe, da du es aber weißt, so sieh, was zu thun ist." Sein Vater antwortete: „Welche Mittel gibt es gegen die Tochter des Königs der Geister: selbst Salomon, Sohn Davids, würde hier nichts vermögen. Doch steh' auf und fasse Muth! reite, geh auf die Jagd, besuche die Rennbahn, spiele Ball, esse und trinke und vertreibe so den Gram aus deinem Herzen. Ich will dir an ihrer Stelle hundert Prinzessinnen verschaffen: was soll dir die Tochter eines Königs der Geister, die kein menschliches Wesen ist?" Aber der Sohn sagte: „Bei Gott! mein Vater, ich kann nicht von ihr lassen und eine Andere zur Frau nehmen." Da versetzte der Vater: „Aber wie ist das zu machen, mein Sohn?" Dieser antwortete: „Laß alle Kaufleute und Reisende kommen, wir wollen uns bei ihnen nach dem Garten Irem und der Insel Babel erkundigen." Der König ließ alle Kaufleute, Schiffscapitäne, andere Reisende und die Bettler rufen und fragte sie nach dem Garten Irem und der Insel Babel; aber Keiner von Allen war jemals daselbst gewesen und konnte ebensowenig darüber Auskunft geben. Zuletzt sagte Einer von ihnen: „O Herrscher! wenn du diese Insel und diesen Garten kennen lernen willst, so gehe nach China, das ist ein großes, sicheres Land, das Kostbarkeiten aller Art enthält und von Menschen aus allen möglichen Stämmen bewohnt ist; nur von ihnen kannst du vielleicht die Lage derselben erfahren und dadurch deinen Zweck erreichen."

Der Tag brach hier an und Scheherſad war gezwungen, aufzuhören. Sie fuhr die darauf folgende Nacht fort:



Dreihundert und achte Nacht.

Da sagte Seif Almuluk: „O mein Vater! rüste mir ein Schiff nach China aus!" Der König Assem antwortete: „Bleibe du auf dem königlichen Throne sitzen und herrsche über deine Unterthanen; ich will statt deiner diese Reise nach China machen, und mich nach der Insel Babel und dem Garten Irem erkundigen." Aber sein Sohn sagte: „O mein Vater! das ist meine Sache; Niemand wie ich, kann darnach fragen; was schadet es, wenn du mir erlaubst, eine Zeitlang zu reisen? Kann ich dann eine Spur auffinden, wohl; ist dies nicht der Fall, so erleichtert sich vielleicht auf der Reise und in der Fremde mein Gram, wenn ich am Leben bleibe und unbeschädigt wieder zu dir zurückkehre." Der König Assem sah kein anderes Mittel, als dem Willen seines Sohnes nachzugeben; er erlaubte ihm daher, abzureisen, ließ ihm vierzig Schiffe ausrüsten, gab ihm tausend Sklaven zur Begleitung, auch Geld und Schätze, Lebensmittel und die nöthigen Kriegswerkzeuge, und sprach zu ihm: „Mein Sohn! reise in Glück und Frieden!" Beim Abschied umarmte er ihn noch auf's herzlichste und entließ ihn mit den Worten: „Gehe, ich vertraue dich dem an, der nichts ihm Uebergebenes verläßt (Gott)!" Seif Almuluk nahm also von seinem Vater und

seiner Mutter Abschied, nahm seinen Freund Said als Begleiter mit sich, und sie ritten zusammen nach dem Schiffe, das bald darauf, mit Proviant, Waffen und Truppen wohl versehen, die Anker lichtete; so reisten sie in einem fort, bis sie nach China kamen.

Als die Einwohner China's hörten, daß vierzig Kriegsschiffe angekommen, glaubten sie, es wären Feinde, die sie belagern und mit ihnen Krieg führen wollten; sie schloffen die Thore der Stadt und hielten die Kriegsmaschinen bereit. Als Seif Almuluk



dies vernahm, lies er einige seiner vertrautesten Mameluken kommen und sagte ihnen: „Geht zum König der Stadt, bringt ihm meinen Gruß, und saget ihm: Der König Seif Almuluk, Sohn des Königs Assem von Egypten, ist's, der zu dir als Gast kommt, um einige Zeit dein Land zu bereisen; er wird dann wieder nach Hause zurückkehren! er kommt nicht als Feind, um Krieg zu führen. Nimmst du ihn auf, so wird er zu dir kommen, wo nicht, so kehrt er um und wird weder dich, noch die Bewohner deiner Stadt beunruhigen."

Da bemerkte die Sultanin Schehersad den Tag und schloß die Erzählung, um die folgende Nacht fortzufahren:



Dreihundert und neunte Nacht.

Als die Mameluden Seif Almuluks an die Stadt kamen, sagten sie den Bewohnern derselben: „Wir sind Gesandte des Königs Seif Almuluk!“ Man öffnete ihnen die Thore und führte sie zum König, der Schah Djafur hieß und den König Assem früher gekannt hatte. Als er die Worte Seif Almuluks hörte, machte er den Gesandten Geschenke, ließ die Thore öffnen und ging selbst mit den Vornehmsten des Reichs dem König entgegen. Seif Almuluk nahe gekommen, umarmte er ihn und sprach: „Willkommen seyest du in meinem Reiche; ich bin dein Sklave und der deines Vaters! Gebiete über mich und Alles, was mir gehört!“ Er ließ dann Gastmahle und andere Festlichkeiten veranstalten, und führte Seif Almuluk und seinen Vezier Said mit den Ausgezeichnetsten des Reichs und den übrigen Truppen in seine Paläste, wo er ihnen glänzende Wohnungen anwies; die Freudenboten verbreiteten die Nachricht in der Stadt, und Seif Almuluk genoß mit den Seinigen vierzig Tage lang die größte Gastfreundschaft. Dann sagte der Schah Djafur: „Nun, Sohn meines Freundes! wie geht es dir und wie gefällt dir mein Land?“ Seif Almuluk antwortete: „Dank deiner Gnade, o König! es gefiel mir Alles.“ Da fragte der

König: „Du siehst dich gewiß in unserm Lande nach etwas um, und bist nicht ohne Grund hierher gekommen?" Seif Almuluk sagte: „Meine Geschichte ist wunderbar; ich liebe das Bild der Badiald Jamal!" Bei diesen Worten entflossen Thränen seinen Augen, und er schluchzte heftig. Dies rührte das Herz des Königs von China, und er sprach: „Was ist zu thun, Seif Almuluk?" Dieser antwortete: „Ich wünschte, du ließest alle Reisende, deine Schiffscapitäne und alle Bettler zusammen kommen, damit ich mich bei ihnen nach dem Gegenstand dieses Bildes erkundige; vielleicht könnte einer von ihnen mir Auskunft über das holde Frauenbild geben." Der König ließ sogleich seine Begleiter und Scharfrichter kommen und ließ durch sie ausrufen, daß alle Schiffscapitäne, alle Bettler und Reisende auf die Rennbahn kommen sollten, und Niemand zurückbleiben dürfe. Es stellten sich Alle ein und machten einen großen Haufen aus. Seif Almuluk fragte dann nach der Insel Babel und dem Garten Irem; aber Niemand antwortete, so daß Seif Almuluk sich keinen Rath mehr wußte. Dann sagte einer der Schiffscapitäne: „Großmächtiger Herr und König! wenn



du darüber Auskunft wünschest, so mußt du dich nach den Ländern und Inseln in der Nähe von Indien wenden, dort wird man es schon wissen." Seif Almuluk ließ sogleich die Schiffe segelfertig machen, und süßes Wasser, Lebensmittel, und was sie sonst bedurften, einnehmen. Er und sein Freund Said bestiegen ihre Pferde, nahmen

vom König Abschied und gingen auf ihr Schiff. Sie reiseten vier Monate lang in Ruhe und Sicherheit mit günstigem Winde. Aber eines Tages erhob sich von allen Seiten ein Sturm, es regnete und hagelte stark und die Wellen des Meeres tobten; sie brachten zehn Tage in der größten Furcht zu. Endlich kam ein so heftiger Windstoß gegen die Schiffe, daß alle mit Allem, was darauf war, untergingen. Seif Almuluk allein rettete sich mit einigen Mameluken auf ein kleines Schiffchen; dann legte sich der Sturm und die Wellen, und die Sonne ging glänzend auf. Seif Almuluk öffnete die Augen und sah nichts mehr von der ganzen Flotte; er erblickte nichts wie Himmel und Wasser und das kleine Schiffchen, auf dem er sich befand.

Da bemerkte Scheherſad den Anbruch des Tages und hielt inne. Die folgende Nacht fuhr sie also fort:





Dreihundert und zehnte Nacht.

Seif Almuluk fragte dann seine Leute: „Wo sind alle meine Schiffe? Wo ist mein Freund Said?“ Sie antworteten ihm: „O Herrscher! es ist nichts mehr von deinen Schiffen übrig, sie sind alle untergegangen und zur Speise der Fische geworden!“ Seif Almuluk sprang in seiner Wuth auf, schrie, schlug sich in's Gesicht und wollte sich in's Meer stürzen. Seine Mameluken hielten ihn aber zurück und sagten: „O Herrscher! was soll das nützen? Du hast dir das selbst zugezogen; hättest du deinem Vater gehorcht, so wäre dir das nicht widerfahren; doch war das Alles längst vorher bestimmt, und gleiches Schicksal mußte dich mit den übrigen Menschen heimsuchen. Schon bei deiner Geburt haben die Sterndeuter gesagt: Du wirst in große Gefahr kommen; es bleibt dir nichts übrig, als geduldig auszuharren, bis der erhabene Gott dich aus dieser Noth befreit.“ Da sprach Seif Almuluk (und es geschieht zur Ehre Gottes und dessen, der das sagt): „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! Niemand kann seinen Beschlüssen entgehen!“ und er bereute, was er gethan. Er ließ sich dann zu Essen reichen und aß. Das Schiff ward immer

vom Winde hin und her getrieben, und sie wußten nicht, wohin sie steuerten. Die Lebensmittel und das Wasser fingen an ihnen zu fehlen, als sich ihnen durch die Macht des erhabenen Gottes eine nicht weit davon entlegene Insel zeigte. Da sie hungrig waren, ließen sie nur einen Mann auf dem Schiffe zur Bewachung zurück, und die Uebrigen aßen Früchte, die sie auf der Insel fanden. Dort aber saß ein Mann mit einem langen Gesichte, mit einem weißen Körper und von wunderbarem Aussehen



zwischen den Fruchtbäumen; er rief einen Mameluken bei seinem Namen und sagte zu ihm: „Iß nicht von diesen unreifen Früchten! Komm' zu mir, ich will dir gute, reife Früchte zeigen!"

Da schloß die Sultanin Scheherſad ihre Erzählung und fuhr in der nächsten Nacht folgendermaßen fort:



Dreihundert und elfte Nacht.

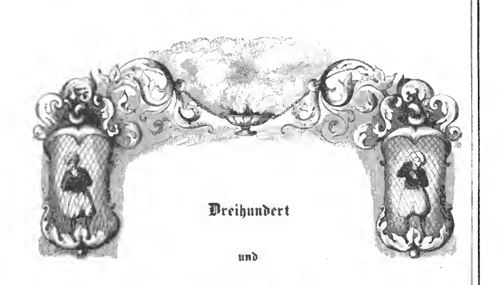
Der Mameluck glaubte, es wäre einer der Schiffbrüchigen, und freute sich sehr. Als er aber in seine Nähe kam, da sprang der Verfluchte auf seine Schultern, schlang den einen Fuß um seinen Hals und den andern um seinen Rücken, und sagte: „Laufe jetzt nur, du wirst mich nicht mehr los, du bist nun mein Tragesel!" Der Mameluck schrie und jammerte, und sein Herr mit all den Seinigen rettete sich schnell auf das Schiff. Der Fremde folgte ihnen nach dem Ufer und sagte: „Woher kommt ihr und wohin geht ihr? Kommt zu uns, wir wollen euch zu essen und zu trinken geben; ihr könnt unsere Esel werden, und wir reiten auf euern Rücken." Als sie dies hörten, ruderten sie schnell vom Ufer weg und entfernten sich im Vertrauen auf Gott, den Erhabenen. So brachten sie einen Monat zu, bis sie wieder eine Insel entdeckten; sie gingen daselbst in einen Wald, ohne einen Weg zu wissen. Es fanden sich daselbst wieder Früchte, wovon sie aßen; da schimmerte ihnen aus der Ferne etwas entgegen, und sie gingen darauf zu. Wie sie sich näherten, war es wie eine Säule, die der Länge nach dalag; Einer von ihnen trat darauf mit dem Fuße und sagte: „Was mag dies seyn?" Da erwachte die Säule, richtete sich auf, und siehe da! es war ein Mann mit langen Ohren und mit gespaltenen Augen; seine Züge waren nicht sichtbar, denn als er schlief, hatte er ein Ohr unter dem Kopfe und deckte das Gesicht mit dem andern zu. Er ergriff einen Mamelucken, und dieser schrie: „Mein König! fliehe von dieser Insel, sie ist von Wehrwölfen bewohnt, welche die Menschen fressen; um mich wird es bald

geschehen seyn!" Als Seif Almuluk diese Worte hörte, entfloh er mit seinen übrigen Begleitern auf das Schiff, ohne einmal Früchte mitzunehmen. So brachten sie wieder mehrere Tage zu, da entdeckten sie abermals eine Insel; als sie dort landeten, fanden sie einen hohen Berg, sie bestiegen ihn und sahen einen Wald mit vielen Bäumen, worauf sich gute Früchte befanden, von denen sie aßen; da kamen auf einmal nackte Menschen zwischen den Bäumen hervor, deren jeder fünfzig Ellen lang war, ihre Vorderzähne waren wie die eines Elephanten und wuchsen ihnen zum Munde heraus. Einer von ihnen saß auf einem schwarzen Stück Filz auf einem Felsen, ihn umringten viele Schwarze, welche in seinem Dienste waren; diese fingen den Seif Almuluk und seine Mameluken ein, brachten sie zu dem Sitzenden, legten sie vor ihn hin und sprachen: „Großer König! wir haben diese Vögel zwischen den Bäumen gefunden." Da der



König gerade hungrig war, ließ er zwei Mameluken schlachten und aß sie. Als Seif Almuluk dies sah, fürchtete er sich, weinte, und ihm bangte um sein Leben. Als sie der König weinen hörte, sagte er: „Diese Vögel haben eine schöne Stimme; macht jedem einen Käfig, sperrt sie hinein und hängt sie über meinem Kopfe auf, damit ich ihre Stimmen hören kann!" Sie thaten, wie er gesagt, und so wurden Seif Almuluk und die Mameluken in Käfige gesperrt; man gab ihnen zu essen und zu trinken; bald weinten sie, bald sangen sie, so, daß der König der Schwarzen an ihrer Stimme Freude hatte. Vier Jahre brachten sie in den Käfigen zu.

Schehersad hielt inne und fuhr die folgende Nacht weiter:



Dreihundert und zwölfte Nacht.

Der König aber hatte eine Tochter, die auf einer andern Insel verheirathet war; als diese hörte, daß ihr Vater Vögel von lieblicher Stimme besitze, schickte sie Leute an ihn ab und ließ ihn um diese Vögel bitten. Ihr Vater schickte ihr Seif Almuluk mit drei andern Mameluken in vier Käfigen durch die Boten, die sie ihm gesandt hatte; als die Prinzessin sie sah, gefielen sie ihr sehr, und sie ließ sie über ihrem Bette aufhängen. Seif Almuluk konnte nicht begreifen, wie ihm geschah, er war sehr traurig über die Lage, in der er sich befand, und weinte; die drei Mameluken weinten mit ihm; die Prinzessin aber glaubte, sie sängen. Sie pflegte sonst allen denen, die aus Egypten und andern Ländern sie besuchten, einen hohen Rang in ihrem Reiche zu geben. Gott aber hatte bestimmt, daß, als sie Seif Almuluk näher betrachtete, ihr seine Schönheit, sein Wuchs und sein Ebenmaß gefielen; sie ließ ihn daher mit seinen Gefährten frei, erzeigte ihnen viele Ehre, ließ ihnen zu essen und zu trinken geben, und erzeigte ihnen viel Gutes. Als sie eines Tages allein mit Seif Almuluk war, bat sie ihn, er möge bei ihr bleiben und ihr Gemahl werden; aber Seif Almuluk weigerte sich dessen und sagte: „O meine Herrin! ich bin ein fremder Jüngling, der unglücklich liebt und nur am geliebten Gegenstande Freude finden kann;"

so daß alle angewandte Mittel der Prinzessin, ihn zu gewinnen, fehlschlugen. Als sie dies endlich müde war, zürnte sie ihm und den Mameluken, und zwang sie, ihr zu dienen; so ging es vier Jahre fort. Seif Almuluk ward diesen Zustand sehr überdrüßig und ließ die Prinzessin bitten, sie frei abziehen zu lassen und ihre bittern Qualen zu erleichtern. Die Prinzessin ließ ihn zu sich kommen und sprach zu ihm: „O Seif Almuluk! wenn du mein Gemahl wirst, so trete ich dir mein Königreich ab und du kannst damit und mit mir nach Gefallen thun!“ Sie erschöpfte alle Bitten; aber Seif Almuluk gab ihr kein Gehör. Endlich sagte sie ihm: „Fahre fort, mir



zu dienen, bis du nachgibst!“ und so blieb Alles mit ihm und seinen Mameluken wie vorher. Die Bewohner der Insel kannten sie als Vögel der Prinzessin, und Niemand gab ihnen ein böses Wort; die Prinzessin aber war ruhig, denn sie wußte, daß sie keine Mittel finden würden, sich aus dieser Insel zu retten.

Scheherſad hielt inne und erzählte folgende Nacht weiter:



Dreihundert und dreizehnte Nacht.

Seif Almuluk und seine Mameluckenkonnten ohne Wache frei umhergehen und blieben oft mehrere Tage vom Hause weg, um Holz auf der Insel zu sammeln; dann brachten sie es in die Küche der Prinzessin. So lebten sie zehn Jahre lang. Da saß eines Tages Seif Almuluk am Ufer des Meeres und dachte an den Zustand, in welchem er und seine Mamelucken lebten; er dachte an seinen Vater, an seine Mutter und an seine Familie, an seine Krieger und an sein Königreich, an die Herrlichkeit, in welcher er früher lebte, und Thränen rollten über seine Wangen; er erinnerte sich auch seines Freundes Said, und dies vermehrte noch seine Thränen und seinen Jammer. Seine Mamelucken sagten ihm: „O Herrscher! wie lange weinst du noch, und was nützt dieses Weinen? Ist nicht Alles dies auf die Stirne des Menschen geschrieben? Ist nicht Alles nach der göttlichen Bestimmung eingetroffen? Schreibt nicht die himmlische Feder, was Gott beschlossen? Es bleibt uns nichts übrig, als Geduld zu haben. Vielleicht wird Gott, der dieses über uns verhängt hat, auch wieder helfen.“ Seif Almuluk sagte: „O meine Brüder! was können wir thun, um uns aus der Macht dieser Verruchten zu befreien? Es bleibt uns nichts übrig, als die Rettung von Gott zu erwarten. Wir könnten jedoch entfliehen, um dieser Qual los zu werden.“ Sie antworteten: „O Herrscher! wo wir auch von hier landen wollen, hausen Wehrwölfe, welche die Menschen fressen; wir können ihnen nicht entgehen, und die Prinzessin wird dann gegen uns zürnen.“ Seif Almuluk sagte: „Ich will eine Rettung versuchen und Gott, der Allmächtige, wird uns helfen.“ Sie sagten: „Was

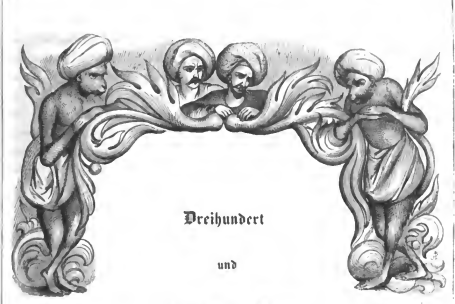
willst du thun?" Er antwortete: „Wir wollen lange Bäume spalten und aus ihren Rinden Seile machen, damit die Bretter zusammenbinden und ein Floß bauen, es in's Meer werfen und mit Früchten beladen, dann Ruder schnitzen und unsere Ketten mit der Art entzwei schlagen; der erhabene Gott wird uns wohl helfen, er ist ja über Alles mächtig; vielleicht treibt uns der Wind nach China, und wir kommen von dieser tyrannischen Königin los." Die Mamelucken freuten sich über diese Worte und sagten: „Dein Rath ist gut!" Sie fingen sogleich an, Holz zu fällen und ein Floß daraus zu bauen; in einem Monat war Alles fertig. Da ließen sie das Floß in's Meer gleiten und beluden es mit Früchten, ohne daß Jemand etwas davon wußte. Dann nahm einer die Art und befreite sie von ihren Ketten; jetzt bestiegen sie das Floß und brachten vier Monate auf dem Meere zu, ohne zu wissen, wohin sie das Floß trage. Nun aber ging ihnen ihr Proviant aus und sie litten bittern Hunger. Auf einmal fing das Meer an zu schäumen und zu toben und hohe Wellen zu schlagen; ein furchtbares Krokodil stieg aus dem Grunde des Meeres auf, ergriff einen Mamelucken und verschlang ihn. Seif Almuluk blieb jetzt nur noch mit zwei Mamelucken übrig, mit denen er so schnell wie möglich ruderte, um sich von dem Ungeheuer zu entfernen; so ruderten sie immer furchtsam fort, bis sie eines Tages auf einer Insel einen hohen Berg sahen; sie freuten sich sehr darüber, ruderten tapfer zu, und je näher sie kamen, desto größer ward ihre Freude; aber auf einmal tobte das Meer wieder auf und es stieg ein Krokodil aus dessen Tiefen und verschlang die beiden Mamelucken.



Seif Almuluk entkam ganz allein auf die Insel; er bestieg den Berg, setzte sich darauf und wartete, bis Jemand vorübergehen würde; die Einsamkeit erinnerte ihn wieder an seine Heimath und den Abschied von seinem Lande, und er weinte. Dann ging er in's Gebüsch und aß Früchte; da kamen über zwanzig Affen, von denen jeder größer als ein Maulesel war, zwischen den Bäumen hervor, umgaben Seif Almuluk von allen Seiten, und zogen ihn mit sich, bis sie an ein hohes, festes Schloß kamen, das allerlei Kostbarkeiten enthielt; es war aus Gold und Silber gebaut und eine Menge von Edelsteinen darin zu sehen, deren Pracht nicht beschrieben werden kann.

In diesem Schlosse war, außer einem schlanken Jünglinge, Niemand. Seif Almuluk hatte großes Gefallen an ihm; auch er gefiel diesem Jünglinge, der, sobald er ihn sah, fragte: „Was willst du? wie heißt du? woher bist du? und wie bist du hierher gekommen? Erzähle mir deine Geschichte und verhehle mir nichts.“ Seif Almuluk sagte ihm: „Beim allmächtigen Gott! Mein Bleiben hier ist nur kurz, denn die Bestimmung führt mich weiter.“ Der Jüngling fragte noch einmal: „Was ist deine Absicht? wie heißt du und woher bist du?“ Seif Almuluk antwortete: „Ich bin aus Egypten, heiße Seif Almuluk und mein Vater ist der König Assem, Sohn Sawans;“ und er erzählte ihm Alles vom Anfang bis zu Ende, was zu wiederholen überflüssig wäre. Der Jüngling stand auf, bot Seif Almuluk seine Dienste an und sprach: „O Herrscher! ich habe doch in Egypten gehört, du seyest nach China gereist?“ Seif Almuluk antwortete: „Man hat wahr gesagt, ich war nach China gereist, von da hatten wir vier Monate lang glückliche Fahrt nach Indien, bis ein Sturm kam und alle Schiffe zertrümmerte; ich blieb allein mit den Mameluken in einem kleinen Schiffchen übrig; wir liefen dann noch viele Gefahren, bis ich zuletzt nur allein noch übrig blieb und hier landete.“ Der Jüngling sagte: „O Prinz! du hast nun in der Fremde genug gelitten, bleibe jetzt bei mir und unterhalte mich, und wenn ich sterbe, kannst du über diese Länder herrschen. Niemand weiß, wie lang und wie breit diese Insel ist; man braucht viele Tage, um sie zu durchwandern. Die Affen, welche du gesehen, sind sehr geschickt, und du findest hier, was du nur wünschen kannst.“

Als die Sultanin Schehersad den Tag bemerkte, schloß sie ihre Erzählung und fuhr in der folgenden Nacht fort:



Dreihundert

und

vierzehnte Nacht.

Seif Almuluk versetzte: „Die Bestimmung treibt mich weiter, und ich kann nicht ruhen noch rasten, bis dieselbe erfüllt ist; vielleicht wird mir Gott meinen Willen gewähren, oder werde ich irgendwo meinen Tod finden." Der Jüngling gab hierauf den Affen ein Zeichen und sie entfernten sich auf eine Weile, kamen jedoch gleich darauf mit seidnen Tüchern umgürtet zurück, deckten den Tisch und brachten mehr wie hundert goldene und silberne Schüsseln und Platten mit allen möglichen Speisen, und blieben stehen, wie es bei Königen Sitte ist. Der Jüngling machte ihnen ein Zeichen und sie setzten sich; nur der, welcher zu bedienen hatte, blieb stehen, und der Jüngling, Seif Almuluk und die Vornehmsten unter den Affen aßen. Hierauf ward der Tisch aufgehoben und man brachte eine goldene Kanne und ein Waschbecken mit Rosenwasser und Moschus, womit sie ihre Hände wuschen. Zuletzt wurden Weine, süße Speisen und eingemachte Früchte aufgetragen; sie tranken, belustigten sich und ließen sich's wohl seyn. Die Affen fingen an zu tanzen und zu spielen, so daß Seif Almuluk sehr erstaunt war über Alles, was er hier sah, und darüber alles Ungemach vergaß, das ihm widerfahren war. Als es Nacht ward, zündeten sie Wachskerzen an und steckten sie auf goldene mit Edelsteinen verzierte Leuchter; dann brachten sie allerlei Fische

und trockne Früchte. Später begab sich Seif Almuluk in einen großen Saal zur Ruhe, wo ihm ein Lager bereitet worden war. Des Morgens stand der Jüngling vor Sonnenaufgang auf und sagte zu Seif Almuluk: „Strecke deinen Kopf zum Fenster hinaus und gebe Acht auf das, was du draußen siehst!“ Als Seif Almuluk den Kopf hinausstreckte, sah er das ganze Land voll von Affen, eine so große Menge, wie nur Gott, der Erhabene, sie zu zählen vermochte. Da sagte Seif Almuluk: „Warum versammeln sich diese Affen hier?“ Der Jüngling erwiderte: „Jeden Samstag kommen sämmtliche Affen, die auf der Insel sind, zwei, drei Tagreisen weit her, und versammeln sich an diesem Orte, bis ich vom Schlaf erwache und den Kopf zum Fenster hinaus strecke; sobald sie mich sehen, küssen sie die Erde und bieten mir ihre Dienste an; dann geht jeder wieder seinem Geschäfte nach.“ Als nun die Affen den Jüngling am offenen Fenster erblickten, verbeugten sie sich vor ihm und gingen an ihre Arbeit. Seif Almuluk blieb einen ganzen Monat bei diesem Jüngling, dann nahm er Abschied von ihm und reiste weiter. Der Jüngling gab ihm etwa zweihundert Affen zu seiner Bedienung mit, die ihn sieben Tage lang begleiteten, bis er die Grenze ihres Landes erreichte; dann nahmen sie Abschied von ihm und kehrten nach ihrer Heimath zurück. Seif Almuluk reiste nun allein durch Berg und Wald, Hügel und Ebene, durch Wüste und Fruchtland vier Monate lang. Einen Tag hungerte er, einen andern hatte er wieder vollauf zu essen, und dann mußte er sich vom Gras der Wüste nähren. Er bereute es, den Jüngling verlassen zu haben, und schon wollte er wieder umkehren, da schimmerte aus der Ferne etwas Schwarzes in seine Augen. Er dachte, hier ist ein Obdach oder ein Baum, ich will einmal sehen, was es ist; er ging darauf zu und sah ein hohes Schloß; es war das, welches Jafet, Sohn Noahs, Friede sey mit ihm! gebaut hatte, und im heiligen Buche (Koran) mit den Worten erwähnt ist: „Ein festes Schloß und ein verwüsteter Brunnen.“ Er setzte sich vor die Thüre des Schlosses und dachte: „Gehört es wohl Menschen oder Genien?“ So saß er eine Weile davor, sah jedoch Niemand weder aus- noch eingehen, stand daher auf und ging im Vertrauen auf den erhabenen Gott in's Schloß hinein; er zählte sieben Gänge darin, sah aber keinen Menschen; am Ende des siebenten Ganges befand sich eine Thüre, vor der ein Vorhang hing; den hob er auf und trat in einen großen Saal mit sieben Teppichen auf dem Boden. Mitten im Saale war ein goldener Thron, worauf ein Mädchen saß, schön wie der leuchtende Mond; sie hatte königliche Kleider an und war geschmückt wie eine Braut in der Hochzeitnacht. Unter dem Throne stand eine Tafel, darauf vierzig Schüsseln mit den köstlichsten Speisen. Als Seif Almuluk

das Mädchen sah, ging er auf sie zu und grüßte sie; sie erwiderte seinen Gruß und fragte ihn: „Bist du ein Mensch oder ein Geist?“ Er antwortete: „Ich gehöre zu den besten der Menschen; ich bin ein Königssohn und selbst König!“ Hierauf sprach sie: „Nimm zuerst etwas von den Speisen zu dir, dann erzähle mir, wie du hierher gekommen.“

Da bemerkte die Sultanin Scheherſad den Tag und brach ihre Erzählung ab. In der folgenden Nacht fuhr sie fort:





Dreihundert und fünfzehnte Nacht.

Seif Almuluk setzte sich zu den Speisen, denn er war hungrig, und aß von diesen Schüsseln, bis er satt war; hierauf streckte er die Hand aus und trank. Als er hinlänglich gesättigt war, setzte er sich auf den Thron neben das Mädchen. Das Mädchen fragte ihn: „Wer bist du und woher kommst du? Wie heißt du und wer hat dich hierher gebracht?“ Seif Almuluk sagte: „Meine Geschichte ist sehr lang.“ Sie versetzte: „Sage mir nur, woher du bist und was du hier thun willst?“ Er erwiderte: „Erzähle auch du mir, wer dich hierher gebracht und warum du ganz allein hier wohnest?“ Das Mädchen sprach: „Mein Name ist Dawlet Chatun, Tochter des Königs von Indien, der in der Stadt Serendib wohnt und einen großen, schönen Garten besitzt; es gibt in ganz Indien keinen schönern mit einem so großen Fischteiche; eines Tages ging ich mit meinen Sklavinnen in diesen Garten, wir entkleideten uns und stiegen in den Teich, neckten einander und waren lustig und heiter. Da kam auf einmal Etwas, das einer Wolke glich, über mich her, riß mich aus der Mitte meiner Sklavinnen und trug mich zwischen Himmel und Erde, wo es so zu mir sprach:

O Dawlet Chatun, fürchte nichts! Beruhige dein Herz! Es flog dann eine Weile mit mir und ich wußte nichts mehr von mir selbst, bis es mich in diesem Schlosse niedersetzte und sich in einen schönen Jüngling verwandelte, jung und schlank, recht niedlich gekleidet. Der fragte mich: Kennst du mich? Ich antwortete: Herr, ich kenne dich nicht! Hierauf sagte er: Ich bin der Sohn des blauen Königs der Geister; mein Vater wohnt an den Ufern des rothen Meeres und herrscht über sechsmalhunderttausend fliegende und untertauchende Geister; ich flog auf meinem Wege an dem Orte vorbei, wo du dich badetest, verliebte mich in dich und deine Gestalt, darum ließ ich mich zu dir herunter und entführte dich aus der Mitte deiner Sklavinnen und brachte dich in dieses feste Schloß hierher, welches ich bewohne. In dieses Schloß kommt nie Jemand, weder ein Mensch noch ein Geist, und von hier bis Indien hat man hundert und zwanzig Jahre zu reisen; du kannst in deinem Leben das Land deines Vaters und deiner Mutter nicht wieder sehen; bleibe also hier bei mir und sey guten Muthes; ich erscheine dir, so oft du es wünschest. Dann umarmte und küßte er mich, und sagte zu mir: Setze dich und fürchte nichts! Er ließ mich nun eine Weile allein, kam dann wieder mit diesem Tische und Teppiche, die du hier siehst. Jedesmal am Dienstag kommt er wieder und bleibt bis Freitag Nachmittag bei mir, und hält sich dann wieder bis Dienstag entfernt; wir essen und trinken mit einander, er küßt und umarmt mich; doch bin ich noch so jungfräulich, wie mich Gott geschaffen, der Geist hat mir noch gar nichts Böses gethan. Mein Vater ist König und heißt Tadj Almuluk (Krone der Könige), er weiß nichts von meinem Schicksal und hat noch keine Spur von mir entdeckt; dies ist meine Geschichte, erzähle du mir nun die deinige!" Seif Almuluk sagte: „Meine Geschichte ist lang, ich fürchte, der Geist möge, ehe ich sie dir ganz erzähle, wiederkehren." Die Prinzessin sagte: „Heute ist Freitag, er hat mich so eben verlassen und wird vor Dienstag nicht wiederkehren; setze dich also, sey ganz ruhig, und erzähle mir vom Anfang bis zu Ende, wie du hierher gekommen." Seif Almuluk erzählte ihr, bis er den Namen Badiald Jamal nannte, da schwammen ihre Augen in Thränen, und sie sagte: „So heißt meine Schwester! O meine Schwester Badiald Jamal! weh' über jene Zeit! Gedenkst du denn meiner nicht mehr? fragst du nicht mehr: wo ist meine Schwester Dawlet Chatun?" Sie weinte so eine Weile und grämte sich darüber, daß Badiald Jamal ihrer nicht gedachte. Da sprach Seif Almuluk: „O Dawlet Chatun! Badiald Jamal ist eine Genie und du bist ein menschliches Wesen, wie kannst du ihre Schwester seyn?" Sie aber antwortete: „Sie ist meine Milchschwester! An dem Tage, wo meine Mutter mich im Garten

gebar, ward auch Badiald Jamal in der Nähe unsers Gartens geboren. Ihre Mutter schickte zu der meinigen, um einige Speisen und das nöthige Weißzeug holen zu lassen. Die sandte ihr, was sie verlangte, und lud Mutter und Tochter zu sich ein. Beide kamen nun zu meiner Mutter, welche Badiald Jamal säugte."

Da brach der Tag an und Schehersad hörte auf zu erzählen. In der darauf folgenden Nacht fuhr sie fort:





Dreihundert

und

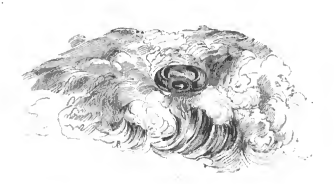
sechzehnte Nacht.

„Die Mutter Badiald Jamals blieb so zwei Monate lang in unserem Garten; dann reiste sie wieder in ihre Heimath, gab aber vorher meiner Mutter Etwas und sagte ihr: Wenn du mich nöthig haben wirst, so komme ich zu dir mitten in den Garten. Badiald Jamal kam nun jedes Jahr mit ihrer Mutter und blieb eine Zeit lang bei uns; dann kehrten sie wieder in ihre Heimath zurück. Wäre ich bei meiner Mutter, o Seif Almuluk! und hätte ich dich in unserm Lande kennen gelernt, so würde ich schon Mittel gefunden haben, sie zu überlisten und deinen Wunsch zu erfüllen. Doch jetzt bin ich fern von meinem Vaterlande und ohne Hoffnung, es jemals wieder zu erreichen; denn wüßten sie es, sie könnten mich schon von hier befreien; doch muß die Sache dem erhabenen Gott überlassen werden! was soll ich thun?" Seif Almuluk sagte: „Mache dich auf, ich will mit dir entfliehen!" Sie versetzte aber: „Wo können wir hingehen? Bei Gott! wenn du auch die Strecke eines Jahres von hier zurückgelegt hast, so wird dich dieser Verruchte doch in einem Augenblick erreichen und dich und mich umbringen." Da sagte Seif Almuluk: „So will ich mich hier irgendwo verbergen, und wenn er an mir vorübergeht, ihn mit einem Schwerte tödten." Da antwortete Dawlet Chatun: „Du kannst ihm nicht eher etwas anhaben, bis du seinen Geist vernichtet hast." Seif Almuluk fragte: „Und wo ist sein Geist?"

Sie antwortete: „Ich habe oft darnach gefragt und er wollte mir es nicht sagen, bis ich eines Tages in ihn drang, worüber er böse ward und mir sagte: Wie lange wirst du noch nach meinem Geiste fragen? Was hast du mit meinem Geiste zu schaffen? Meine Antwort war: Bleibt mir außer dir noch sonst Jemand übrig? Befinde ich mich nicht wohl für mein ganzes Leben? Meine Seele liebt ja die deinige, und wenn ich nicht für dein Leben wache und es in das Schwarze meines Auges setze, was soll aus dem meinigen werden, wenn du nicht mehr bist? Laß mich nun deinen Geist kennen, damit ich ihn wie dieses Auge hier bewahre! Hierauf sagte er mir: Seit meiner Geburt haben mir die Sterndeuter gesagt, mein Geist werde durch die Hand eines menschlichen Prinzen vernichtet werden, darum nahm ich ihn, legte ihn in den Kropf eines Sperlings, sperrte diesen in eine Büchse und die Büchse in sieben Schachteln, die Schachteln in sieben Kisten, die Kisten in einen marmornen Behälter, und diesen begrub ich an der Küste dieses Meeres, das von jedem Lande entfernt ist, und wohin kein Mensch kommen kann. Ich wiederhole dir aber: sage es Niemand, es bleib' ein Geheimniß zwischen dir und mir! Ich antwortete ihm: Wer kommt denn zu mir oder sieht mich außer dir, daß ich's ihm sagen sollte? Dann fuhr ich fort: Bei Gott! du hast deinen Geist an einen vortrefflichen Ort gelegt, wohin außer dir Niemand gelangen kann; denn wie sollte jener Mensch (der Prinz) oder irgend Jemand denselben entdecken können? Hierauf antwortete er: Der Prinz soll einen von Salomons Ringen, Friede sey mit ihm! am Finger haben; wenn er denselben auf die Oberfläche des Wassers und seine Hand darauf legt und spricht: Bei diesem Namen! du Seele jenes Geistes, komm herauf! so soll, wie mir die Sterndeuter sagten, der marmorne Sarg von selbst in die Höhe sich heben und sammt den Kisten und Schachteln in Stücke gehen. Mit diesem Zeichen wird der Sperling aus der Büchse hervorkommen und alsdann erwürgt werden. Ich aber muß dann sterben."

Scheherſad schloß mit diesen Worten und fuhr die folgende Nacht fort:





Dreihundert und siebenzehnte Nacht.

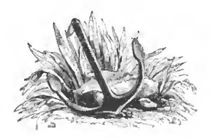
Seif Almuluk sagte: „Ich bin jener Prinz, und hier ist Salomons Ring an meinem Finger; folge mir an das Meeresufer, damit wir sehen können, ob der Geist wahr gesprochen oder nicht!“ Sie machten sich auf und gingen zusammen an's Meer. Dawlet Chatun blieb am Ufer stehen, Seif Almuluk aber legte den Ring auf's Wasser und sagte: „Bei den Namen, die auf diesem Ringe sind, Geist des Sohnes des blauen Königs, komm hervor!“ Sogleich fing das Meer an zu toben und der Behälter kam herauf; Seif Almuluk schlug ihn gegen einen Stein, daß er zerbrach, dann zerschmetterte er die Kisten und Schachteln, nahm den Sperling aus der Büchse und würgte ihn, doch so, daß er noch lebte; drauf ging er zurück in's Schloß mit der Prinzessin und setzte sich neben sie auf den Thron. Während sie so da saßen und sich heiter unterhielten, stieg in der Ferne Staub auf und es erschien eine ungeheure Gestalt, die also sprach: „O Prinz! laß mich leben und schenke mir die Freiheit! ich werde dir zur Erfüllung deines Wunsches verhelfen.“ Dawlet Chatun aber sagte zu Seif Almuluk: „Was stehst du hier lange müssig? Tödte den Sperling, sonst wird der Verruchte auf uns eindringen, dir ihn wegnehmen und dich und mich umbringen!“ Seif Almuluk erwürgte vollends den Sperling; der Geist aber stürzte vor der Thüre des Schlosses nieder und ward zu einem Haufen schwarzen Staubes. Dawlet Chatun sagte: „Nun wären wir von der Gewalt dieses Verruchten befreit, was aber fangen wir jetzt an?“ Seif Almuluk sagte: „Wir müssen auf Gott vertrauen, der uns so

heimgesucht, er wird uns leiten und unsere Rettung herbeiführen.“ Dann raffte sich Seif Almuluk auf, hob die Thüre des Schlosses, welche von Aloe- und Sandelholz war, aus, nahm die goldenen und silbernen Nägel heraus; dann zog er von den Vorhängen die Seile ab, die vom feinsten Hanf mit Baumfasern zusammengeflochten waren, band damit die Thüren zusammen und machte mit Hülfe Dawlet Chatuns eine Art Floß daraus; dann schleppten sie zusammen dieses Floß in's Meer und befestigten es an Pfählen. Als dies geschehen war, kehrten sie in's Schloß zurück und trugen die goldnen Schüsseln und silbernen Platten, die Juwelen und Edelsteine, sammt Allem, was sonst im Schlosse war, auf das Floß und bestiegen es im Vertrauen auf



Gott. Zwei Stücke Holz dienten ihnen zu Rudern; sie banden das Seil los und ruderten mit dem Floß mitten in's Meer, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollten. Der Wind trieb das Floß vier Monate herum, bis endlich ihre Lebensmittel zu Ende waren. So oft Dawlet Chatun schlief, saß Seif Almuluk hinter ihr, und wenn dieser schlief, saß sie hinter ihm, und ein Schwert lag zwischen ihnen (d. h. sie berührten sich nicht). Eine Nacht, als Seif Almuluk schlief und Dawlet Chatun wachte, bemerkte sie, wie das Floß sich dem Lande näherte, und in einen Hafen lief, in welchem viele Schiffe lagen; wie sie nach denselben hinsah, hörte sie, wie ein Mann (es war der oberste Schiffscapitän) vom Ufer her mit einigen Matrosen sprach, woraus sie schloß, daß sie nun an ein bewohntes Land und an eine Stadt gekommen seyen. Sie freute sich sehr, weckte Seif Almuluk aus dem Schlafe und sagte ihm: „Steh' auf, frage den Schiffscapitän, der am Meere steht, wie dieser Ort heißt und was das für ein Hafen ist." Seif Almuluk stand freudig auf und sagte: „Freund! wie heißt diese Stadt und dieser Hafen?" Der Hauptmann antwortete: „Junger, erfahrungsloser Mann! wenn du diese Stadt und diesen Hafen nicht kennst, wie bist du hierher gekommen?" Seif Almuluk antwortete: „Ich bin ein Fremder, der mit andern Reisenden auf einem Schiffe war, das Schiffbruch litt und unterging, ich allein habe mich auf einem Brette, das ich bestiegen, hierher gerettet; darum fragte ich dich; Fragen ist doch keine Schande!" Der Mann antwortete: „Diese Stadt heißt die Bewohnte, und dieser Hafen heißt der zwischen zwei Meeren."

Da bemerkte die Sultanin Scheherſad den Anbruch des Tages und schwieg. In der nächsten Nacht aber sprach sie:





Dreihundert und achtzehnte Nacht.

Als Dawlet Chatun dies hörte, freute sie sich und sagte: „O Seif Almuluk! höre die gute Botschaft, die Hülfe ist nahe, denn der König dieser Stadt ist mein Oheim und heißt Ali Almuluk (der höchste König): frage ihn einmal, ob es nicht so ist!" Da fragte ihn Seif Almuluk: „Heißt nicht der König dieser Stadt Ali Almuluk?" Der Capitän antwortete ganz zornig: „Wie wunderlich bist du! Zuerst sagst du, du seyest niemals hierher gekommen, seyest ein Fremder, woher weißt du nun, wie diese Stadt und ihr König heißt?" Als Dawlet Chatun den Capitän so sprechen hörte, erkannte sie ihn; er hieß Muin Arriafah (Helfer der Oberherrschaft); sie sagte zu Seif Almuluk: „Sage ihm: komm Muin Arriafah, deine Herrin will dich sprechen!" Seif Almuluk sprach diese Worte aus, worüber der Capitän, als er das hörte, in den heftigsten Zorn gerieth und sagte: „Du Hund! du Dieb! du bist gewiß ein Spion! Woher kennst du mich?" Er rief dann einem Matrosen zu: „Gib mir einen tüchtigen Stock, damit ich zu diesem Unreinen gehe und ihm den Hirnschädel einschlage, weil er so verrückt schwatzt!" Man gab dem Capitän einen Stock, womit er drohend auf das Floß zuging, als er auf einmal ein zartes, wunderbares

Geschöpf erblickte; sein Verstand kam in Verwirrung, denn nicht weit von sich sah er ein Mädchen, strahlend wie die Sonne. Er fragte den Seif Almuluk: „Was hast du da für ein Mädchen bei dir?" Er antwortete: „Sie heißt Dawlet Chatun." Da fiel der Capitän in Ohnmacht, wie er ihre Stimme erkannte; denn er wußte, daß es die Stimme der Nichte seines Königs war. Als er wieder zu sich gekommen war, bestieg er sein Pferd, ritt in die Stadt nach dem königlichen Schlosse und sagte dem Diener: „Melde dem König, Muin Arriasah habe eine gute Botschaft zu überbringen, die ihn erfreuen werde." Als der Diener dies meldete, gab der König dem Capitän die Erlaubniß, hereinzukommen. Muin Arriasah ging hinein, küßte die Erde und sagte: „Großer König! ich bringe dir die Nachricht, daß deine Nichte Dawlet Chatun so eben ganz wohl auf einem Floße, in Gesellschaft eines jungen Mannes, der schön ist wie der Mond in der vierzehnten Nacht, in den Hafen eingelaufen ist." Wie der König dies vernahm, freute er sich sehr, machte dem Capitän reiche Geschenke und ließ die Stadt beleuchten wegen der glücklichen Ankunft seiner Nichte. Kaum waren sie in der Stadt angekommen, so schickte der König Boten zu seinem Bruder Tadj Almuluk (Krone der Könige), der sogleich zu seiner Tochter kam und einige Zeit mit ihr bei seinem Bruder blieb; dann nahm er seine Tochter und Seif Almuluk mit sich, und sie reisten zusammen nach Serendib, dem Lande ihres Vaters. Dawlet Chatun sah ihre



Mutter wieder und hatte große Freude an ihr. Alle Trauer war vorüber und es wurden alle mögliche Festlichkeiten begangen. Der König erzeigte Seif Almuluk viele Ehre und sprach zu ihm: „Du hast mir und meiner Tochter so viel Gutes erwiesen, daß ich dich nie genug dafür belohnen kann, nur der Herr der Welten kann es dir vergelten.“

Da bemerkte Scheherſad den Tag und hörte auf zu erzählen. In der folgenden Nacht fuhr sie fort:





Dreihundert und neunzehnte Nacht.

Der König sprach weiter zu Seif Almuluk: „Mein Wunsch ist, daß du an meiner Stelle den Thron besteigest und über Indien herrschest; ich schenke dir mein Reich, meine Schätze, meine Diener und Alles, was ich besitze.“ Seif Almuluk verbeugte sich, küßte dankbar die Erde vor ihm und sagte: „O König der Erde! es sey, als habe ich Alles von dir angenommen und dir es dann wieder zurückgegeben; denn, Herr, ich strebe weder nach einem Königreiche noch nach Herrschermacht: mein einziger Wunsch vor Gott ist, daß er mich zu meinem Ziele gelangen lasse.“ Der König sprach dann zu seinen Leuten: „Alle meine Schätze gehören Seif Almuluk, gebt ihm was er verlangt, ohne mich deßhalb zu befragen!“ Seif Almuluk sagte: „Ich möchte mich einmal in der Stadt umsehen, auf den Plätzen und Märkten.“ Als der König dies hörte, ließ er das schönste Pferd, was er besaß, satteln und Seif Almuluk vorführen, der darauf in die Stadt ritt und die Bazare durchzog. Er sah daselbst einen jungen Mann mit einem Kleide in der Hand, das er um fünfzehn Dinar ausrief. Er glich seinem Bruder Said sehr, ja er war es selbst, nur erkannte ihn Seif Almuluk nicht, weil seine Züge durch die lange Trennung und große Reise etwas verändert waren. Er rief seinen Mameluken zu: „Ergreift diesen jungen Mann, führt ihn in's Schloß und bewahrt ihn daselbst, bis ich von meinem Spazierritte zurückkehre!“ Diese glaubten, er habe gesagt: Führt ihn in's Gefängniß! und

dachten: es wird wohl ein ihm entflohener Mameluck seyn. Sie ergriffen ihn daher, führten ihn in's Gefängniß, fesselten und verließen ihn. Als Seif Almuluk vom Spazierritte in's Schloß zurückkehrte, dachte er nicht mehr an Said und an die Mameluken, die ihn festgenommen hatten, so daß Said im Gefängnisse blieb, und sogar eines Tages mit den übrigen Gefangenen zur Zwangsarbeit geschickt wurde. Said machte sich über diese schändliche Behandlung allerhand Gedanken. Seif Almuluk war unterdessen mit Ergötzlichkeiten beschäftigt, bis er sich eines Tages seiner erinnerte und die Mameluken fragte: „Wo ist der, den ihr mit euch genommen habt?" Sie antworteten: „Hast du uns nicht geheißen, ihn in's Gefängniß zu führen?" Seif Almuluk versetzte: „Mein Wille war bloß, daß ihr ihn in's Schloß bringet." Es wurden sogleich einige Begleiter abgeschickt, die Said gefesselt vor Seif Almuluk brachten. Dieser sagte ihm: „Junger Mann, aus welchem Lande bist du?" Er antwortete: „Ich bin aus Egypten und heiße Said, Sohn des Veziers Fares." Als Seif Almuluk dies hörte, sprang er vom Throne herunter, fiel Said um den Hals und weinte heftig vor Freude. Dann sagte er: „O mein Bruder! o Said! du



lebst und ich sehe dich wieder; ich bin dein Bruder Seif Almuluk, Sohn des Königs Assem!" Sie hielten sich eine Weile umschlungen und weinten, die Mameluken aber sahen erstaunt zu. Dann ließ Seif Almuluk Said in's Bad bringen und ihm kostbare Kleider anlegen. Als dies geschehen war, brachte man ihn in den Divan zu

seinem Bruder, der ihn neben sich auf den Thron sitzen ließ, und Said freute sich sehr des Wiedersehens. Sie unterhielten sich über ihre Abenteuer. Seif Almuluk erzählte Alles, was ihm zugestoßen, von Anfang bis zu Ende; dann sprach Said: „O mein Bruder! sobald das Schiff unterging, bestieg ich mit einigen Mameluken ein Brett, auf dem wir einen vollen Monat umhertrieben. Dann warf uns der Sturm mit dem Willen des erhabenen Gottes auf eine Insel. Wir stiegen hungrig an's Land, gingen zwischen den Bäumen herum und aßen von ihren Früchten. Da kam auf einmal eine Heerde Volk gleich Teufeln über uns her; sie stiegen auf unsere Schultern und sagten: „Lauft nur zu, ihr seyd nun unsere Esel!" Ich sagte dem, der mich bestieg: „Wer bist du, und warum reitest du auf mir?" Er schlang den einen Fuß um meinen Hals, drückte mich so sehr, daß ich fast starb, und schlug mich so heftig mit dem andern Fuß auf den Rücken, daß er beinahe meine Glieder brach; ich fiel zur Erde auf mein Gesicht, denn ich hatte vor Hunger und Müdigkeit von der Reise gar keine Kraft mehr. Wie er merkte, daß ich hungrig war, nahm er mich an der Hand, führte mich unter einen Baum, der viele Früchte hatte, und sagte mir: „Iß von diesen Früchten!" Ich aß bis ich satt war und ging wieder gezwungen weiter. Ich war aber nur ein paar Schritte weit gegangen, da stieg er wieder auf meine Schultern, und ich mußte bald gehen, bald laufen; er aber lachte und sprach: „Ich habe in meinem Leben kein so gutes Lastthier gehabt." So blieben wir mehrere Jahre lang bei ihnen. Eines Tages sahen wir viele Weinberge mit Trauben; wir sammelten davon, füllten eine Grube damit und traten die Beeren mit den Füßen, bis sie zu Wasser wurden; die Sonne schien darauf und es ward Wein daraus. Wir tranken so viel davon, bis wir berauscht waren und unsre Gesichter ganz roth wurden. Da fingen wir an zu singen, zu springen und zu tanzen. Sie fragten: „Was habt ihr, daß ihr so roth seyd, so singt und tanzt?" Wir antworteten: „Was habt ihr darnach zu fragen? Was wollt ihr von uns?" Sie antworteten: „Sagt es uns! wir wollen es sehen!" Wir erwiderten: „Das ist der Wein." Sie sagten: „Gebt uns davon zu trinken!" Wir aber antworteten: „Es sind keine Trauben mehr vorräthig." Da führten sie uns in ein Thal, wir wissen nicht wie lang, noch wie breit, weder wo es anfängt, noch wo es endet, ganz voll mit Reben, von denen jede Traube einen Centner schwer war. Sie sagten: „Sammelt von diesen!" Wir sammelten viele davon, füllten damit einen Zuber, größer als ein Teich, traten sie mit Füßen und ließen sie so einen ganzen Monat lang gähren, bis sie zu Wein wurden.

Scheherſad schwieg, um die folgende Nacht fortzufahren:



Dreihundert und zwanzigste Nacht.

Said erzählte weiter: Wir sagten ihnen: „Nun ist der Wein reif, womit wollt ihr trinken?“ Sie antworteten: „Wir hatten Esel, wie ihr seyd, die, als sie alt wurden, starben. Wir aßen ihr Fleisch; noch haben wir aber ihre Schädel: gebt uns daraus zu trinken!“ Sie führten uns dann in Höhlen, wo viele Menschengebeine lagen; wir nahmen einige Schädel, gaben ihnen daraus zu trinken und dachten bei uns: Nicht genug, daß sie auf uns reiten, sie fressen uns auch noch nach unserm Tode. Wir sagten zu einander: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen!“ Wir füllten nun einen Menschenschädel mit Wein und reichten ihn den Ungeheuern. Nachdem sie ihn ausgetrunken hatten, riefen sie aus: „Das ist bitter.“ Wir erwiderten: „Warum sagt ihr, das ist bitter? wer so sagt und nicht wenigstens zehnmal so viel trinkt, der muß noch an dem nämlichen Tage sterben.“ Sie fürchteten sich vor dem Tode, und sagten: „So gebt uns noch mehr zu trinken!“ So tranken sie, bis der Wein ihnen schmeckte und sie berauscht waren, verlangten aber immer mehr. Zuletzt wurden sie so berauscht, daß sie sich nicht mehr auf uns festhalten konnten. Als wir dies merkten, liefen wir so lange in der Hitze und in der frischen Luft herum, bis sie der Schlaf überfiel und sie sich niederlegen wollten. Wir aber sagten: „Laßt uns immer zu laufen,“ und wir liefen mit ihnen so lange, bis sie auf unsern Schultern einschliefen

und ihre Füße ganz locker um unsern Hals hingen. Wir luden sie alsdann ab, legten sie zusammen, sammelten viel Holz von Weinreben, legten es um sie herum und bedeckten sie damit. Dasselbe zündeten wir an und blieben in der Ferne stehen, um zuzusehen. In einem Augenblicke flammte das Holz hoch auf; sie verbrannten Alle und wurden zu einem Haufen Asche, und Keiner von ihnen entkam. Wir dankten Gott für unsere Rettung, verließen die Insel, gingen an's Meeresufer und trennten uns von einander. Ich ging mit zwei Mameluken in einen großen Wald, wo wir Früchte aßen. Da kam eine große Gestalt mit langem Kinn und langen Ohren, mit Augen wie Fackeln; sie hatte eine große Heerde vor sich, die sie weidete. Als sie uns sah, hieß sie uns willkommen, freute sich mit uns und sagte: „Kommt zu mir, ich will euch eins von diesen Schafen schlachten und braten, und es euch zu essen geben." Wir sagten: „Wo wohnst du denn?" Der Riese antwortete: „In einer Höhle, deren Oeffnung ihr finden werdet, so wie ihr um den Berg dieser Insel herumgeht. Geht nur hin, dort findet ihr viele Gäste, die euch gleichen!" Wir glaubten, er sage die Wahrheit und gehöre zu den aufrichtigen Menschen; wir suchten daher die Höhle auf.

Als wir hineinkamen, sahen wir Menschen darin, die uns glichen, sie waren aber Alle blind. Als wir uns zu ihnen gesellten, sagte Einer von ihnen: „Ich bin krank," ein Anderer: „Ich bin schwach." Wir befragten sie darum. Sie antworteten: „Auch ihr kommt, unser Loos zu theilen! Wie seyd ihr in die Gewalt dieses Verruchten gekommen? Es gibt keinen Schutz und keine Macht außer bei Gott, dem Erhabenen! Das ist ein Wehrwolf, der die Menschen frißt." Wir fragten: „Wie hat er euch blind gemacht?" Sie antworteten: „Auch euch wird er sogleich mit einem Becher Milch blind machen. Er wird euch sagen: Ihr kommt von der Reise, trinkt diese Milch, bis ich euch das Fleisch brate und es euch bringe; so wie ihr alsdann die Milch trinken werdet, wird das Licht eurer Augen verlöschen." Ich dachte: hier kann ich nur durch List entkommen. Ich stellte mich in eine kleine Nische, und nach einer Weile kam der Verruchte zur Thüre herein mit drei Bechern Milch. Er reichte mir einen davon und denen, die mit mir waren, und sagte: „Ihr seyd hungrig und durstig von der Reise, nehmet diese Milch und trinkt einstweilen, bis ich euch das Fleisch brate!" Ich nahm den Becher, führte ihn an den Mund und goß ihn heimlich aus, fuhr dann mit den Händen an die Augen und schrie: „Ich habe meine Augen verloren!" und weinte; er aber lachte und sagte: „O Said! nun bist du auch wie diese geworden, die in der Höhle sind!" denn der Verruchte glaubte, auch ich sey nun blind, wie es meine beiden Begleiter wirklich geworden. Der Verruchte stand dann sogleich auf, schloß die

Thüre der Höhle und fühlte meine Beine an; da er mich aber sehr mager und abgezehrt fand, wandte er sich zu einem Andern, der fetter war, schlachtete drei Schafe, brachte einen Spieß, an dem er sie zusammen bratete, und aß sie; zuletzt nahm er einen Topf mit Wein, trank ihn aus, legte sich auf's Gesicht und schnarchte. Als ich dies sah, dachte ich bei mir: wie kann ich ihn umbringen? In dem Augenblick bemerkte ich zwei eiserne Spieße am Feuer, die davon glühend wie feurige Kohlen waren. Ich machte mich rüstig auf, nahm die beiden Spieße vom Feuer und stieß sie mit aller Kraft in seine Augen. Aus Liebe zum Leben sprang er schnell auf und wollte mich festhalten, ich aber entfloh mitten in die Höhle. Er lief mir nach, am Ende wußte ich nicht, wie ich ihm entrinnen sollte, denn die Höhle war mit einem Steine verschlossen; da fragte ich die anwesenden Blinden: „Was soll ich gegen diesen Verruchten anfangen?" Einer von ihnen erwiderte: „Spring auf dies Fenster, dort findest du ein kupfernes Schwert; nimm es und wir wollen dir dann sagen, was du damit thun sollst; schlag' ihn nur damit auf die Mitte des Leibes, so wird er sogleich sterben." Ich sprang, gestärkt durch die Macht und Größe Gottes, auf's Fenster, nahm das Schwert, sprang wieder herunter, und ging auf ihn zu. Das Verfolgen hatte ihn jedoch schon sehr ermüdet. Da er keine Augen mehr hatte, so tappte er wild herum und drohte Allem mit dem Tode, was in seine Hände fallen würde. Ich schlug ihn mit dem Schwerte, und er fiel in zwei Stücke gespalten auf den Boden. Er schrie laut auf, und rief: „O Mann! tödte



mich ganz, gib mir noch einen Hieb!" Ich wollte ihm noch einen Schlag auf den Kopf geben, als mir der Mann, der mir das Rettungsmittel angegeben hatte, zurief: „Schlage ihn nicht mehr, sonst kehrt er in's Leben zurück und wird uns Alle umbringen!" Ich befolgte den Rath dieses Mannes, und der Verruchte starb bald darauf. Der Mann sprach weiter: „Oeffne nun die Pforten der Höhle, vielleicht wird uns Gott dazu helfen, daß wir einmal aus diesem Orte befreit werden." Ich sagte: „Nun ist alles Böse vorüber, wir werden Ruhe haben, uns von diesen Schafen nähren und den Wein trinken." Wir verweilten noch zwei Monate an diesem Orte, aßen von den Schafen und tranken von dem Weine; auch kosteten wir die Früchte, die hier wuchsen, bis wir eines Tages ein großes Schiff in der Ferne sahen. Wir gaben ihm ein Zeichen und riefen laut. Die Schiffleute aber fürchteten sich vor diesem Verruchten, den sie als einen Wehrwolf auf dieser Insel kannten, und gaben uns kein Gehör. Wir winkten ihnen immer zu und schrien: „Der Verruchte ist todt, kommt und nehmet seine Heerde und was er sonst besitzt." Endlich nahte sich ein Trupp Matrosen in einem Nachen und stieg an's Land. Wir führten sie zu diesem Verruchten; sie aber nahmen, als sie sahen, daß er todt war, alle Kleider und alles Geld, das in der Höhle war, sammt den Schafen; auch sammelten sie Früchte auf lange Zeit. Wir stiegen dann mit ihnen auf das Schiff, und sie brachten uns hieher, wo ich eine gut regierte Stadt fand, die von braven Leuten bewohnt wird; ich ließ mich hier nieder, wo ich nun schon seit sieben Jahren als Schiffsmakler lebe; gepriesen sey Gott, der ein solches Ende herbeigeführt! Mein einziger Kummer war, nicht zu wissen, wo du lebst und was aus dir geworden ist; ich betete zu dem allmächtigen Gott, er möge mich bis zu unserm Wiedersehen leben lassen: mein Herz ist nun ganz der Freude offen, seit der Allmächtige, dem Ehre, mich mit dir vereinigt."

Seif Almuluk stand jetzt auf, ging in's Harem zu Dawlet Chatun und sagte zu ihr: „Herrin, wo bleibt das Versprechen, das du mir im festen Schlosse gegeben? Hast du mir nicht gesagt: wenn ich zu den Meinigen zurückgekehrt seyn werde, so will ich mein Möglichstes thun, um dein Verlangen zu stillen?" Sie antwortete: „So habe ich gesagt, und bin auch bereit, zu gehorchen." Nach diesen Worten stand sie auf, ging zu ihrer Mutter und sprach zu ihr: „O Mutter! komm, wir wollen uns schön putzen und dann Räucherwerk anzünden, damit Badiald Jamal mit ihrer Mutter komme und sich freue, mich wieder zu sehen." Die Mutter sagte: „Thue das, meine Tochter."

Bei dieser Stelle bemerkte die Sultanin Scheherſad den Anbruch des Tages und verschob die Erzählung bis zur folgenden Nacht, wo sie also sprach:



Dreihundert und einundzwanzigste Nacht.

Dawlet Chatuns Mutter ging in den Garten und zündete Räucherwerk an; nach einer guten Weile kamen die Ersehnten alle in den Garten und schlugen ihre Zelte da auf. Dawlet Chatuns Mutter unterhielt sich mit Badiald Jamals Mutter und erzählte ihr die glückliche Rückkehr ihrer Tochter; diese aber freute sich, ihre Schwester Badiald Jamal zu sehen. Sie waren Beide glücklich im Wiedersehen; es wurden Tische gedeckt und köstliche Speisen zubereitet. Dawlet Chatun saß allein auf einem Throne mit Badiald Jamal; sie aßen und tranken, und ihre Heiterkeit wuchs; Dawlet Chatun aber sprach: „O meine Schwester! wie unfreundlich ist die Trennung und wie schön das Wiedersehen, ganz wie der Dichter sagt:

„Der Trennungstag hat mein Herz zerschnitten, Gott zerschneide das Herz des Trennungstages; hätte uns die Trennung möglich geschienen, so hätten wir sie nicht mit dem Tode vertauscht!“

Dann fuhr sie fort: „Ich war viele Jahre lang allein in einem festen Schlosse und weinte Tag und Nacht, alle meine Gedanken waren bei dir, meiner Mutter, meinem Vater und allen den Meinigen; nunmehr seyd ihr mir, gelobt sey Gott, Alle wieder

geschenkt!" Badiald Jamal fragte: „Und wie bist du dem gewaltthätigen Tyrannen, dem Sohne des blauen Königs, entkommen?" Hierauf erzählte ihr Dawlet Chatun Alles, was ihr mit Seif Almuluk auf der Reise widerfahren, was er für Schrecken und Gefahren ausgestanden, ehe er in dieses Schloß gekommen; wie er den Sohn des blauen Königs getödtet, die Thore des Schlosses ausgehoben habe, um daraus ein Floß und Ruder zu machen, u. s. w., bis sie hier ankamen. Badiald Jamal wunderte sich sehr über Seif Almuluks Thaten, und sagte: „Bei Gott! das ist ein tüchtiger Mann; doch warum hat er seinen Vater und seine Mutter verlassen, um so viel zu leiden?" Dawlet Chatun antwortete: „Ich will dir den Grund von Allem sagen und mich nicht vor dir schämen." Badiald Jamal versetzte: „O meine Schwester! wir theilen ja viele Geheimnisse einander mit, du forderst doch gewiß nur Gutes von mir: was hast du dich also zu schämen? was hast du mir zu verbergen? Sag' mir nur Alles und verhehle mir nichts!" Da sagte Dawlet Chatun: „Bei Gott! nur deinetwillen ist diesem Armen so viel Unglück begegnet." — „Wie so, meine Schwester?" – „Er hat dein Bild auf einem Kleide gesehen, das dein Vater an Salomon, Sohn Davids, geschickt, von dem hat es König Assem, Seif Almuluks Vater, mit andern Geschenken erhalten, und seinem Sohne Seif Almuluk geschenkt. Sobald dieser das Kleid auseinanderlegte, um es zu betrachten, sah er dein Bild, verliebte sich in dasselbe, ging fort, um dich aufzusuchen, und erlitt darüber alles dieses Uebel." Da sagte Badiald Jamal, deren Wangen vor Scham schon roth geworden: „Bei Gott! das kann nicht seyn! ein Mensch kann sich mit keinem Geiste vereinigen." Dawlet Chatun beschrieb ihr dann seine Schönheit, seine Anmuth und Gewandtheit, und setzte hinzu: „Um Gottes und um meinetwillen, ich will ihn dir zeigen, folge mir!" Badiald Jamal antwortete: „Bei Gott, meine Schwester, verschone mich mit diesen Reden! gib ihm keine Antwort, denn ich mag ihn nicht." Abermals schilderte ihn Dawlet Chatun als den schönsten Mann in der Welt, küßte flehend die Füße Badiald Jamals, und sprach: „Bei der Milch, die uns Beide ernährt hat! bei der Schrift, die auf Salomons Siegel ist! Friede sey mit ihm! du mußt mir Gehör geben, denn ich habe ihm im festen Schlosse versprochen und geschworen, daß ich dich ihm zeigen werde. Nun beschwöre ich dich bei Gott! laß mich meines Eides willen dich ihm nur einmal zeigen, und sieh ihn nur einmal an!" Sie weinte und bat so lange, küßte ihr Hände und Füße, bis sie einwilligte und sagte: „Um deinetwillen will ich ihm erlauben, einen Blick auf mein Gesicht zu werfen." Dawlet Chatun ward hierauf ganz munter, küßte ihr Hände und Mund, und ging in's Schloß, wo sie den Dienern befahl, das Gartenschloß



herzurichten. Sie setzten einen schönen goldenen Thron hinein, und bereiteten den Wein in goldenen Gefäßen. Dawlet Chatun ging zu Said und Seif Almuluk, und meldete Letzterem die Erfüllung seines Wunsches; sie sagte ihm: „Geh mit deinem Bruder in den Garten und verbergt euch im Schlosse, daß euch Niemand sehe, bis Badiald Jamal kommen wird!" Diese standen auf und gingen an den Ort, den sie ihnen angewiesen. Seif Almuluk küßte Dawlet Chatuns Stirn und freute sich sehr. Wie sie in den Garten kamen, sahen sie den goldenen Thron aufgerichtet, mit vergoldeten Kissen, und goldene Trinkgefäße. Sie fingen an zu essen und zu trinken. Seif Almuluks Brust war jedoch beengt; er dachte an seine Geliebte, und sein ganzes Herz war erfüllt von Liebe und Sehnsucht. Im Uebermaß seiner Wonne verließ er das Schloß, und sagte zu Said: „Bleibe du nur sitzen, und folge mir nicht!" Mit diesen Worten ging er ganz liebestrunken und sehnsuchtsvoll in den Garten, und sprach folgende Verse:

„O Badiald Jamal! ich bin ganz erfüllt von deinem Bilde, habe Mitleid mit dem, der in Liebe zu dir glüht; du bist der Gegenstand meines Flehens, meiner Wünsche und meiner Freuden, mein Herz verschmäht jede andre Liebe als die deinige. Ich durchwache die ganze Nacht und meine Augen weinen.

Wüßte ich doch, ob dir meine Thränen nicht verborgen geblieben? Unaufhörlich fließen Thränen auf meine Wangen im Grame nieder, ob ich jemals deine Einwilligung erhalten werde. Alsdann wünsche ich, daß der Schlaf meine Augen zudrücke, weil ich hoffe, dich im Traume zu sehen. Gott vermehre deine Freude und deinen Glanz; müßte auch die ganze Welt dein Lösegeld werden. Die Herde der Liebenden sind unter meinem Panier, die der Schönheit unter dem deinigen."

Er weinte, und sprach noch folgende Verse:

„O Badiald Jamal! du bist mein Leben und das Geheimniß, das mein Herz bewahrt! Wenn ich den Mund öffne, so spreche ich nur von dir, und wenn ich schweige, so bist du mein Gedanke. Ich will von der Welt nur deine Nähe und Einwilligung; bei Gott, nichts Anderes kommt mir in den Sinn! In meinem Herzen ist ein Feuer, dessen Flamme immer zunimmt; ich suche meinen Zustand zu verbergen, und mein Gram wächst immer. Ich sehne mich nach dir, und noch habe ich dein Antlitz nicht gesehen; ich wünsche unsre Vereinigung, und noch bin ich dir verborgen. Wirst du nicht bemitleiden den, dessen Körper die Liebe so abgezehrt, der ganz entstellt werden mit krankem Herzen? O, werde zärtlich, mild und freigebig! nichts kann dich mir ersetzen, ich aber werde stets deiner gedenken!"

„O meine Gebieterin! O Badiald Jamal! O du vollkommene Schönheit! erbarme dich doch deines Sklaven, der schon so viel um dich geweint, der Vater und Mutter verlassen hat, der immer wacht und den der Schlaf flieht, habe Mitleid mit dem, der die Nächte schlaflos und den Tag in Verwirrung zubringt!" Zuletzt sprach er noch im heftigsten Schmerze folgende Verse:

„Bei Gott! die Sonne geht für mich weder auf, noch unter, weil mein Herz und mein Sinn mit Badiald Jamal beschäftigt sind. Das Echo aller meiner Gedanken und Worte bist du. Wenn ich im Durste Wasser trinke, so sehe ich immer dein Bild im Becher!"

Seif Almuluk lief dann lange im Garten umher, und ließ sich endlich bei einem Wasserrade unter einem Baume nieder und schlief. Badiald Jamal aber hatte sich mit Dawlet Chatun unterhalten, Seif Almuluk gesehen, und seine Jugend, Schönheit, Anmuth, Wuchs und Ebenmaß bewundert; schon wie sie ihn hörte, fing sie an ihn zu lieben, wie der Dichter sagt:

„Sehr oft lieben die Ohren vor den Augen."

Scheherfad bemerkte den Tag und erzählte die folgende Nacht weiter:



Dreihundert und zweiundzwanzigste Nacht.

Badiald Jamal saß in ihrem Zelte mit ihren Sklavinnen und Dienern, und sah Seif Almuluk mit Verwunderung zu; sie berauschte sich in Liebe und Sehnsucht, die ihr Herz erfüllten, und sprach: „Bei Gott! ich bin entschlossen, sogleich bei der klaren Nacht zu Seif Almuluk zu gehen, um in der Nähe zu sehen, ob er so ist, wie ihn Dawlet Chatun beschrieben hat; finde ich ihn so, so bleibe ich bei ihm, um mit ihm zu leben, und betrachte ihn als mein Loos in dieser Welt. Ist er nicht so, wie er mir beschrieben worden, so werfe ich ihn aus meinem Sinne und denke nie mehr an ihn." Mit diesen Worten stand sie auf, sagte ihren Sklavinnen, Niemand solle ihr folgen, und Keine von hier weichen, bis sie wiederkehre. Sie trat in den Garten, bis sie zum Wasserrade kam, wo sie Seif Almuluk auf dem Boden liegend fand, berauscht von Wein und Liebe. Sie erkannte ihn nach der Beschreibung Dawlet

Chatuns, setzte sich ihm zu Kopfe, sah ihm in's Gesicht, und ihre Liebe ward immer heftiger; ihre Thränen flossen reichlich, sie seufzte und schluchzte, und sprach folgende Verse:

„O du! der die Nacht verschläft, Schlaf ist den Liebenden verboten; wer lieben will, muß auch den Schlaf meiden."

Seif Almuluk schlief immer fort, Badiald Jamal aber weinte und jammerte. Da fiel ein Tropfen von ihren Thränen auf Seif Almuluks Wangen, der davon erwachte und Badiald Jamal neben sich sah; er erkannte sie, und sprach weinend folgende Verse:

„Meine Thränen mögen mir als Entschuldigung bei dir dienen, und dir das Geheimniß meines Herzens entdecken. Die Freude hat dasselbe so überströmt, daß ich weinen muß vor übergroßer Wonne. Ich sah einen Mond über den Zweigen eines Ban [1] gehen, und verlor aus Liebe Muth und Geduld. Das Innerste meines Herzens gerieth in die heftigste Verwirrung, so daß in meinem Schmerze der Schlaf meine Augen floh. Ihre Augen sind schwarz, wohlduftend ist ihr Mund, ihre Aepfelwangen sind wie Anemonen. Aus Liebe und Sehnsucht rief ich aus: Nur sie will ich, nichts kann sie mir aus dem Herzen reißen! Bei Gott, ich beschwöre dich! o du, der nichts bei mir gleich kommt! du mein Geist und meine Freude! bei der Anmuth deiner Wangen, weiß und roth gemischt, bei dem Zauber und der Glut deiner Augen, bei den biegsamen Zweigen deines Wuchses sehne dich nicht nach dem Unseligen, den der Liebesschmerz zernichtet, von dessen vergänglichem Körper nur noch ein kleiner Rest übrig geblieben; das ist Alles, warum ich nach deinem Lobe bitte, und nun habe ich, indem ich meinen Zustand geschildert, meine Pflicht erfüllt."

Er recitirte noch folgende Verse:

„Friede sey mit dir und werde dein Führer! das Edle neigt sich immer zum Edlen hin; Friede sey mit dir! möchte ich dich nie unglücklich wissen! In meinem Herzen nimmst du einen großen Raum und hohen Rang ein; mich verzehrt die Eifersucht, und der Gedanke an dich; jeder Liebende leidet für seine Geliebte. Höre nicht auf, deinem Freunde hold zu seyn, denn er stirbt vor Sehnsucht: sein Herz ist liebekrank. Gebeugt schaue ich zu den Sternen der Nacht, und mein Herz ist einer langen Pein hingegeben. Keine Geduld und keine Anstrengung hilft mehr, ich werde immerfort sagen: Der Friede Gottes sey mit dir zu jeder Zeit! Nie wird der Liebende ungeduldig werden, dir zu huldigen."

[1] Ein Baum, mit dem oft der schöne Wuchs verglichen wird.

Dann recitirte er noch folgende Verse:

„Wenn ich je, o Gebieterin! nach einer Andern verlangt habe, so möge ich nie meinen Wunsch nach dir erfüllt sehen! Wer begreift so wie du alles Schöne in sich, daß ich mich außer durch dich wieder erheben könnte? Fern sey von mir, daß ich jemals eine Andre liebe, da um deinetwillen mein Herz und meine Eingeweide krank sind.“

Als Seif Almuluk diese Verse vollendet hatte, weinte er. Badiald Jamal aber sprach: „O Prinz! ich fürchte, wenn ich mich dir ganz hingebe, ich möchte keine treue Gegenliebe bei dir finden: denn die Menschen sind selten treu, es herrscht viel Verrath und Bosheit unter ihnen. Sogar unser Herr Salomon hat Balkis aus Liebe geheirathet, und sie dann einer Andern wegen wieder verlassen.“ Seif Almuluk antwortete: „Mein Herz! mein Auge! mein Geist! der erhabene Gott hat nicht alle Menschen gleich geschaffen. Ich werde, so Gott will, dir immer treu bleiben und zu deinen Füßen sterben; du wirst dich von der Wahrheit dessen überzeugen. Gott bürgt dir für meine Worte, er hört mich.“ Da sprach Badiald Jamal: „So sitze aufrecht, und schwöre nach deinem Glauben mir Treue bei Gott, der den Verräther bestrafen wird!“ Seif Almuluk setzte sich aufrecht, ebenso Badiald Jamal; sie ergriffen sich die Hände und schwuren Niemanden sonst, weder von den Menschen noch von den Djinnen, zu lieben. Sie hielten sich eine Weile umarmt, küßten sich im höchsten Entzücken, und Seif Almuluk sprach folgende Verse:

„Liebesschmerz und unnennbare Sehnsucht verzehrten mein Herz, bis ich dich von Angesicht zu Angesicht sah; nunmehr sind meine heißesten Wünsche erfüllt, und mein Herz kennt die höchste Wonne und die höchste Seligkeit. Gram und Schmerz fliehen mich nun, so wie sie sonst ihre Wohnung in meinem Busen aufgeschlagen hatten.“

Nach diesem Schwure stand Seif Almuluk auf und ging weg; Badiald Jamal erwartete ihn mit einer Sklavin, die einige Speisen und Wein trug. Als er wieder kam stand sie auf und grüßte ihn, sie umarmten und küßten sich, aßen und tranken eine Weile. Dann sagte Badiald Jamal: „O Prinz! wenn du in den Garten Irem trittst, so wirst du daselbst ein großes Zelt aufgerichtet sehen, von rothem Atlas und rings umher mit rother Seide, die Pfeiler sind von Gold; geh hinein, du findest daselbst eine Alte auf einem goldnen Throne, und unter dem Throne steht ein goldner Schemel; wenn du hinein kommst, so grüße mit Anstand und Würde, nimm ihre

Pantoffeln, küsse sie und lege sie zuerst auf deinen Kopf, dann unter deinen rechten Arm, und bleibe schweigend vor ihr stehen mit gebeugtem Haupte. Wenn sie dich fragt, wo du her kommest, wer du seyest und wie du zu ihr gelangt, wer dich dahin gebracht, und warum du so mit den Pantoffeln thuest, so schweige nur; diese Sklavin wird dir sagen was du zu sprechen hast. Suche nur ihr Herz durch deine Worte zu gewinnen; vielleicht wird Gott es dir zuneigen, so daß sie dir deinen Willen gewährt."

Scheherfad schloß mit diesen Worten, indem der Tag anbrach, und erzählte die folgende Nacht weiter:





Dreihundert und dreiundzwanzigste Nacht.

Sie rief dann eine ihrer Sklavinnen, welche Murdjana hieß, und sagte ihr: „Ich beschwöre dich bei unsrer Liebe, verrichte heute ohne Säumen ein Geschäft für mich, dann bist du auf immer im Angesichte Gottes frei; du wirst dann geehrt werden und mir am nächsten stehen. Dir allein werde ich alle meine Geheimnisse anvertrauen." Murdjana sagte: „O meine Gebieterin! Licht meiner Augen! sage mir nur deine Angelegenheit, ich will sie, bei meinen beiden Augen! besorgen." Badiald Jamal versetzte: „Trage diesen Menschen auf deinen Schultern nach dem Garten Irem, in's Zelt meiner Mutter, und grüße sie. Wenn nun dieser Mensch die Pantoffeln nimmt, sich damit ihr dienstbar macht, und sie ihn fragt: woher bist du? wer bist du? wer hat dich hiehergebracht, und warum thust du so mit diesen Pantoffeln? und was willst du von mir? so gehe du schnell hinein, grüße sie und sage: O meine Gebieterin! ich habe

diesen jungen Mann hieher gebracht, er ist der Sohn des Königs von Egypten, der in das feste Schloß gedrungen, den Sohn des blauen Königs umgebracht, Dawlet Chatun befreit und unbeschädigt ihrem Vater zurückgebracht hat; man hat ihn dir geschickt, damit du ihn sehest, die gute Nachricht von ihm hörest, und ihm Wohlthaten erzeigest; bei Gott, meine Gebieterin! ist er nicht ein hübscher Junge? Wenn sie dann: Ja! antwortet, so sage: Er besitzt alle gute Eigenschaften, ist sehr tapfer, ist Beherrscher und König von Egypten, und umfaßt alle schöne Tugenden. Wenn sie dann fragt: Was will er? so antworte: Meine Gebieterin läßt dich grüßen und dir sagen: Wie lange willst du deine Tochter noch ledig ohne Gemahl lassen? wie lange soll sie noch allein betrübt leben? warum verheirathest du sie nicht, so lange du noch lebst, wie es andre Mütter mit ihren Töchtern thun? Hierauf wird sie dir antworten: Was soll ich thun? sobald sie Jemanden kennt, den sie liebt, so erkläre ich, daß ich mich ihrem Willen nicht widersetzen werde; sage dann: O meine Gebieterin! du hast deine Tochter dem Herrn Salomon, Friede sey mit ihm! verheirathen wollen, er hat aber keinen Gefallen an ihr, und hat das Kleid dem König von Egypten geschickt, der es seinem Sohne geschenkt hat. Als dieser es öffnete und ihr Bild sah, liebte er sie so heftig, daß er sein Königreich, seinen Vater, seine Mutter und die ganze Welt verließ mit Allem, was darauf ist, und in der Welt herumwanderte, um sie aufzusuchen; er hatte allerlei Gefahr und Schrecknisse ertragen, bis er in das feste Schloß kam, wo er den Sohn des blauen Königs getödtet, und Dawlet Chatun, die Schwester meiner Gebieterin, ihren Leuten wieder zurückgebracht; sie hat dann Alles so veranstaltet, bis er hierher gekommen; du siehst nun, wie schön und liebenswürdig er ist; das Herz deiner Tochter hängt an ihm, wenn du also willst, so gib ihr ihn zum Gemahl; er ist ja ein sehr hübscher Junge und König von Egypten, und ihr könnt keinen Bessern finden. Wenn ihr sie diesem Jünglinge nicht geben wollt, wird sie sich umbringen, und nie mehr, weder einen Menschen noch einen Djinn, heirathen. Thu' nun Alles, o meine gute Murdjana! um ihre Einwilligung zu erhalten; und wenn sie einwilligt, so bist du im Angesichte Gottes frei; sprich zu ihr mit Schonung, vielleicht willfährt sie meinem Wunsche, dann wird mir Niemand theurer seyn als du." Murdjana antwortete: „O meine Gebieterin! bei meinem Haupte und meinen Augen! ich werde dir dienen und nach deinem Willen handeln." Mit diesen Worten ergriff sie Seif Almuluk, nahm ihn auf die Schultern, und sagte: „O Prinz, schließe deine Augen!" Seif Almuluk schloß seine Augen, und nach einer guten Weile sagte sie ihm: „O Prinz, öffne deine Augen!" Er öffnete seine Augen und sah den Garten Irem vor sich. Die Sklavin aber sagte: „Geh

in dieses Zelt und fürchte nichts!" Er ging in's Zelt und erwähnte Gottes Namen, hob die Augen auf und sah die Alte auf dem Throne sitzen, von vielen Sklavinnen umgeben; er grüßte sie mit Anstand und Würde, nahm die Pantoffeln, küßte sie und legte sie unter seinen rechten Arm. Ihrer Worte gewärtig blieb er hierauf mit gebeugtem Haupte stehen. Da sagte die Alte: „Wer bist du? aus welchem Lande? wer hat dich hiehergebracht? warum erweisest du mir diesen Dienst? und womit kann ich dir nützen?" Als sie dieses fragte, trat Murdjana herein, grüßte unterthänig, und sprach: „O meine Gebieterin! ich habe diesen jungen Mann hiehergebracht, er ist's, der in das feste Schloß gegangen, den Sohn des blauen Königs umgebracht, die Prinzessin Dawlet Chatun befreit und als Jungfrau unbeschädigt zu ihren Eltern zurückgebracht hat; er ist ein verehrter König, Sohn des Königs von Egypten, tapfer, tugendhaft und sehr liebenswürdig; man schickt ihn dir, damit du ihn sehest. Bei Gott, meine Gebieterin! ist er nicht ein hübscher Junge, von schönen Manieren und hübscher Gestalt?" Sie antwortete: „Ja wohl, bei Gott!" Nun fing Murdjana an so zu reden, wie es ihr Badiald Jamal aufgetragen. Als die Alte dies hörte, gerieth sie in Zorn und schrie: „Wann hat sich je ein Mensch mit einem Djinn gepaart?" Als dies Seif Almuluk hörte, sprach er: „Ich will mich mit einem Djinn vereinigen, ich werde dein Diener seyn, an deinen Thoren sterben, und ihr stete Treue bewahren; du wirst dich einst von der Wahrheit meiner Worte und von meiner Liebe überzeugen, so Gott will." Die Alte saß in sich gekehrt eine Weile mit gebeugtem Haupte da, endlich hob sie den Kopf in die Höhe, und sagte: „O Jüngling! wirst du dein Versprechen treu bewahren?" Seif Almuluk sagte: „Ja! bei dem, der die Erde ausgedehnt und die Himmel erhoben hat! ich will meinem Versprechen treu bleiben." Da sagte die Alte: „Nun, im Namen Gottes! so gewähre ich dir deinen Wunsch, so Gott will. Geh nun, ruhe dich aus, unterhalte dich im Garten und iß von den Früchten, derengleichen sich nicht auf der Welt finden; ich will nach meinem Sohne Schahban schicken und mit ihm reden; er wird mir gewiß nicht ungehorsam seyn, und sich meinem Willen nicht widersetzen; du sollst dann, bei meinem und meines Mannes Leben! seine Zustimmung zu deiner Heirath mit meiner Tochter Badiald Jamal haben; so Gott will, soll sie deine Gattin und du ihr Gatte werden."

Scheherſad beschloß für dieses Mal und fuhr in der folgenden Nacht fort:



Dreihundert und vierundzwanzigste Nacht.

Seif Almuluk stand auf, küßte voll Dankgefühl der Alten die Hand, und ging in den Garten. Sie aber wandte sich zu Murdjana und sagte ihr: „Geh und sieh dich einmal um, in welchen Gegenden sich mein Sohn Schahban aufhält, und bring' ihn hieher." Murdjana ging aus, um ihn zu suchen, und brachte ihn der Alten. Seif Almuluk hielt sich unterdessen im Garten auf. Da kamen fünf Djinnen von den Leuten des blauen Königs; als sie ihn sahen, sagten sie: „Wer hat diesen da hiehergebracht? gewiß hat kein Andrer als er den Sohn unsers Herrn erschlagen; kommt, wir wollen ihn näher betrachten, und sehen, ob wir ihn überlisten können." Sie gingen ganz leise nach der Seite des Gartens, wo Seif Almuluk war, setzten sich zu ihm und sagten: „O schöner Jüngling! du hast das Deinige gethan, um den Sohn des blauen Königs zu erschlagen und Dawlet Chatun von diesem bösen Hunde zu befreien; ohne dich wäre sie nicht frei geworden, obschon sie die Tochter des Königs der Insel Ceylon ist. Doch wie fingst du es an, ihn zu erschlagen?" Seif Almuluk, der sie für Bewohner des Gartens hielt, antwortete: „Ich habe ihn mit dem Siegelring, der an meinem Finger ist, umgebracht." Als sie nun ihrer Sache gewiß waren, griffen ihn Zwei an den Füßen, Zwei am Kopfe und Einer hielt ihm den Mund zu, damit er nicht schreien und man ihm zu Hülfe kommen könne. So flogen

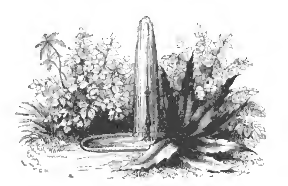
sie mit ihm fort zum blauen Könige, legten ihn vor ihm nieder und sagten: „O König der Zeit! wir haben den Mörder deines Sohnes gefunden." Er fragte: „Wo ist er?" Sie antworteten: „Dieser hier." Der blaue König fragte ihn: „Wie hast du meinen Sohn umgebracht? und warum?" Seif Almuluk antwortete: „Wegen seiner Ungerechtigkeit und Gewaltthat, denn er hat Prinzessinnen entführt, sie in ein festes Schloß gebracht, von ihrer Familie getrennt und ihre Keuschheit verletzt; darum habe ich ihn mit dem Siegelringe, den ich hier am Finger trage, getödtet; Gott möge deßwegen seinen Geist in die Hölle sperren und ihm einen schlechten Platz einräumen!" Als der blaue König gewiß war, daß dieser seinen Sohn umgebracht hatte, ließ er alle Veziere und Großen seines Reichs zusammen kommen, und sagte ihnen: „Hier ist der Mörder meines Sohnes: auf welche Weise soll ich ihn nun tödten? sagt mir, welche Pein ihm beschieden werden soll!" Der Großvezier sagte: „Schneide ihm jeden Tag ein Glied ab!" Ein Andrer sagte: „Laß ihn jeden Tag tüchtig prügeln!" Ein Andrer: „Schneide ihm alle Finger ab und verbrenne sie im Feuer!" Ein Andrer: „Haue ihn mitten entzwei!" Ein Andrer: „Schlage ihm den Kopf ab!" Jeder gab seine Meinung. Nun hatte aber der blaue König einen sehr alten verständigen Emir, den er in allen Reichsangelegenheiten zu Rathe zog, der immer von ihm befolgt ward; dieser küßte die Erde und fragte: „O König der Zeit! o mein Sohn! wirst du meine Worte hören, und versprichst du



mir Sicherheit, wenn ich dir meine Meinung sage?" Der König antwortete: „Sprich ohne Furcht!" Da hob der Vezier an: „O König! wenn du meinem Rathe folgest, so bringst du diesen Mann nicht um; er ist ja in deiner Macht als Gefangener, und stets in deinen Händen, wenn du ihn umbringen willst. Da er nämlich in den Garten Irem gekommen ist, so weiß man dort von ihm, und der König Schahban wird seiner Schwester willen ihn von dir fordern lassen, und mit seinen Truppen dich überfallen, denen du nicht widerstehen kannst." —

Was nun die Mutter Badiald Jamals betrifft, so hatte sie, als ihr Sohn Schahban gekommen war, eine Sklavin nach Seif Almuluk in den Garten geschickt; als diese aber überall suchte und ihn nicht fand, fragte sie die Leute, die im Garten waren, nach ihm; sie hatten ihn aber nicht gesehen. Doch zuletzt sagte Einer: „Ich habe einen Menschen unter einem Baume gesehen, als sich fünf Mameluken des blauen Königs zu ihm herunter ließen und sich mit ihm unterhielten; dann trugen sie ihn fort, hielten ihm dem Mund zu und flogen mit ihm davon."

Scheherſad bemerkte den Tag und fuhr in der folgenden Nacht fort:





Dreihundert und fünfundzwanzigste Nacht.

Als die Alte dies hörte, gerieth sie in heftigen Zorn und sagte zu ihrem Sohne Schahban: „Du bist König, und gleich mir noch beim Leben, und doch kommen die Mameluken des blauen Königs in unsern Garten und gehen unangetastet mit unserm Gaste davon?“ Er antwortete: „O meine Mutter! der ist ein Mensch, der den Sohn des blauen Königs umgebracht, nun hat ihn Gott in seine Gewalt gegeben; er ist ein Djinn und ich auch; soll ich um eines Menschen willen zu ihm gehen, Krieg mit ihm führen und Zwietracht zwischen uns stiften?“ Die Alte aber sagte: „Bei Gott! du mußt ihn bekriegen und unsern Sohn, unsern Gast von ihm fordern. Lebt er noch, so muß er ihn dir überliefern und du bringst ihn hieher; hat er ihn aber umgebracht, so nimm den blauen König und seine Söhne und bring' ihn her, daß ich ihn mit eigner Hand schlachte und seine Wohnung verwüste; thust du das nicht, so bist du der Milch, die dich genährt, und der Erziehung, die ich dir gegeben, unwürdig!“ Schahban machte sich aus Ehrfurcht vor seiner Mutter, weil sie es wünschte und weil es von Ewigkeit her so bestimmt war, auf, ließ seine Truppen ausrücken und zog am folgenden

Tage zu einer mörderischen Schlacht mit den Truppen des blauen Königs aus, bis Letztere geschlagen und die Uebrigen nebst dem König und den Großen des Reichs gefangen und gefesselt vor den König Schahban gebracht wurden. Er fragte den König: „O sag' an! wo ist der Mensch, mein Gast?“ Er antwortete: „O Schahban! du bist ein Djinn und ich auch, verfährst du so mit mir wegen eines Menschen, der meinen Sohn erschlagen hat, das Innerste meines Herzens, meinen Geist? Darum übst du solche Feindschaft gegen mich und vergießest das Blut so vieler Djinnen?“ Schahban versetzte: „Weißt du nicht, daß in den Augen Gottes ein Mensch besser ist, als tausend Djinnen? Laß nun diese Reden! lebt er noch, so bringe ihn her, und ich lasse dich und alle die Deinigen frei ziehen; hast du ihn aber getödtet, so werde ich dich schlachten und dein Haus verwüsten!“ Der blaue König sagte: „O König! er hat mir Böses gethan, er hat meinen Sohn umgebracht!“ Schahban aber erwiderte: „Dein Sohn war ein Tyrann, er hat Prinzessinnen entführt, sie in ein festes Schloß gebracht und ihre Keuschheit verletzt!“ Da sagte der blaue König: „Nun, so laß uns Frieden schließen!“ Sie schlossen Frieden, und der blaue König machte Schahban Geschenke; man schrieb Seif Almuluk einen Freibrief wegen des Mordes des Sohnes des blauen Königs, und es wurden drei Tage lang große Mahlzeiten gegeben. Dann nahm er (Schahban) Seif Almuluk und brachte ihn seiner Mutter, die sich sehr darüber freute. Auch



Schabban fand Wohlgefallen an ihm, nachdem ihm die Alte seine ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende erzählt hatte, und sagte: „Er gefällt mir, nimm ihn, geh mit ihm nach Ceylon und feiere dort Beider Hochzeitfest; denn sie ist schön und er ist es auch, und er hat ihretwillen so viel Gefahr ausgestanden.“ Sie reiste mit ihren Sklavinnen nach Ceylon, wo sie in den Garten gingen, der Dawlet Chatuns Mutter gehörte. Als sie Badiald Jamal sah, vereinigte sie sich mit ihnen im Zelt. Die Alte erzählte Alles, was ihm widerfahren, von Anfang bis zu Ende, wie er beinahe als Gefangener des blauen Königs gestorben wäre; Alles, wie schon erzählt worden. Sie waren Alle sehr erstaunt darüber. Dann ließ Dawlet Chatuns Vater alle Großen des Reichs zusammenkommen, zwischen Badiald Jamal und Seif Almuluk wurde der Ehecontract geschlossen, wozu die Djausch riefen: „Gesegnet, er verdient es!“ Sie streuten Gold und Silber auf Seif Almuluks Haupt, machten ihm große Geschenke und brachten das Essen. Seif Almuluk stand auf, küßte die Erde vor Tadj Almuluk, und sagte: „O König der Zeit! ich habe nur noch einen Wunsch, versage mir ihn nicht!“ Tadj Almuluk sagte: „Bei Gott! forderst du mein Königreich und mein Leben, so verweigere ich sie dir nicht, so viel Gutes hast du mir erwiesen.“ Da sagte Seif Almuluk: „Ich wünsche, daß du Dawlet Chatun mit meinem Bruder Said verheirathest, wir werden so Alle zusammen deine Diener seyn.“ Der König antwortete: „Ich bin bereit zu gehorchen;“ ließ die Großen des Reichs kommen, und den Ehecontract zwischen seiner Tochter und Said schreiben, auch ließ er die Hauptstadt beleuchten und ausschmücken; es wurde ein Fest gefeiert, und Seif Almuluk und Said beschliefen in einer Nacht ihre Frauen. Nachdem Badiald Jamal vierzig Tage mit Seif Almuluk im Schlosse verweilt, fragte ihn Tadj Almuluk: „O König! bleibt in deinem Herzen noch ein Bedauern übrig?“ Er antwortete: „Ich habe Alles erlangt, es bleibt mir kein andrer Wunsch als der, meine Eltern in Egypten wieder zu sehen, und zu wissen, ob sie wohl sind.“ Einige Bewaffnete bekamen hierauf den Auftrag, sie nach Egypten zu führen. Seif Almuluk kam zu seinem Vater und zu seiner Mutter, und ebenso Said, und blieben drei Jahre bei ihnen; dann nahm er Abschied und sie gingen wieder nach Ceylon zurück. Seif Almuluk und Said lebten mit ihren Frauen höchst glücklich, bis der Zerstörer aller Freuden sie heimsuchte; dann starben sie als Muselmänner, gelobt sey Gott, der Herr der Welten!

Hier endigte Scheherſad ihre Erzählung und begann in der nächsten Nacht folgendermaßen:



Dreihundert und sechsundzwanzigste Nacht.

Der arme Fischer und der Beherrscher der Gläubigen.

Man behauptet, o König der Zeit! es lebte in der frühesten Zeit in Bagdad ein Jäger mit Namen Chalif; er hatte viel Unglück und wenig Wohlstand. Eines Tages saß er in seinem Hofe, war nachdenkend und sagte: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! was habe ich wohl gegen meinen Herrn verbrochen, daß ich unter allen Fischern am wenigsten Glück habe? Ich kann doch wohl sagen, daß in Bagdad kein geschickterer Fischer ist, als ich bin.“ Dieser Mann wohnte in einem wüsten Orte, Chan genannt, d. h. Herberge, in einem Zimmer ohne Thüre; ging

er aus zu fischen, so legte er das Netz auf seine Schulter, ohne Korb und ohne Tuch; und wenn die Leute ihm sagten: „Chalif! warum nimmst du keinen Korb mit, um die Fische hinein zu thun, die du fangen wirst?" antwortete er: „Ich würde ihn leer zurückbringen, wie ich ihn mitgenommen, denn ich würde nichts fangen." Eines Tages stand er bei Tagesanbruch auf, nahm sein Netz auf seine Schultern, blickte gen Himmel und sagte wehmüthig: „O Gott! der du für Moses, Sohn Amrans, das Meer verzaubert hast, gib mir die Nothdurft des Lebens! du bist der beste Versorger." Er öffnete dann das Netz, warf es in's Meer, und wartete bis es sank; als er es wieder an sich zog, fand er einen todten Hund darin. Er machte ihn los, warf ihn weg und sprach: „O unseliger Morgen mit diesem Hunde! nachdem ich mich schon des Gewichtes, das im Netze war, gefreut hatte." Er flickte hierauf das Netz, das zerrissen war, und sagte: „Der Geruch dieses todten Hundes hat gewiß viele Fische hiehergezogen." Er warf das Netz wieder aus und zog das Gerippe eines Kameels mit herauf, wodurch das Netz auf allen Seiten zerrissen wurde. Als Chalif dies sah, weinte er und sagte: „Es gibt keinen Schutz



und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! Was habe ich wohl gegen meinen Herrn verbrochen, daß ich weniger Glück habe und weniger Lebensunterhalt finde, als die übrigen Fischer? daß ich nicht einmal einen Fisch oder sonst ein Thierchen fange, das ich in der Asche braten und essen könnte; und doch sag' ich, es gibt keinen geschickteren

Fischer, als ich bin." Er rief aus: „In Gottes Namen!" warf das Netz wieder, und fand darin, als er es an sich zog, einen aussätzigen, halbblinden, kahlen, krummen Affen, mit einem gebogenen Rohre in der Hand. Der Fischer Chalif sagte: „Das ist ein gesegneter Anfang; wer bist du Affe?" Gott ließ den Affen sprechen, und er sagte: „Kennst du mich nicht?" Chalif antwortete: „Nein, bei Gott!" Der Affe sagte: „Ich bin dein Affe." Chalif fragte: „Was thue ich mit dir, Affe?" Er antwortete: „Ich bringe dir jeden Morgen was dir Gott als Lebensunterhalt bestimmt." Da sprach der Fischer: „Du hast bis jetzt das Deinige gethan; nun will ich aber auch dir dein gutes Aug' noch blenden und den krummen Fuß abschneiden; Gott verdamme dich! du sollst nun ganz lahm werden! Doch was bedeutet das Rohr, das du in der Hand hast?" Der Affe antwortete: „Damit vertreibe ich die Fische, daß sie nicht in dein Netz gehen." Chalif erwiderte: „Darum will ich dich heute auch auf eine saubere Weise züchtigen und auf alle denkbare Weise quälen; ich werde dir das Fleisch von den Gebeinen reißen, du böses Eigenthum!" Mit diesen Worten machte der Fischer ein Stück Seil von seinem Leibe los, band den Affen neben sich an einen Baum, und sagte: „Siehst du, Hundsaffe! ich werfe jetzt das Netz wider aus, fange ich Etwas, gut; wo nicht, so bringe ich dich mit den schrecklichsten Qualen um, und schaffe mir Ruhe vor dir, du unheilvolles Gut!"

Scheherfad bemerkte den Tag und erzählte die folgende Nacht weiter:





Dreihundert und siebenundzwanzigste Nacht.

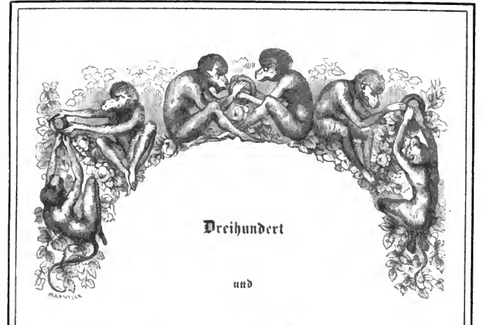
Er warf hierauf das Netz wieder aus, und fand wieder einen Affen darin; da sagte Chalif: „Gepriesen sey der erhabene Gott! ich habe geglaubt, aus dem Tigerfluß kämen nur Fische, und nun gibt's hier auch Affen!" Er wandte sich zu diesem Affen und fand ihn gutaussehend; er hatte ein rundes Gesicht, einen goldnen Ring am Ohre, einen blauen Gürtel am Leibe und glänzte wie ein brennendes Licht. Chalif fragte ihn: „Wer bist du, Affe?" Der antwortete: „O Chalif! ich bin der Affe des Juden, des Wechslers des Chalifen, des Glücksvaters, dem ich jeden Morgen zehn Goldstücke zu verdienen gebe." Chalif sagte ihm: „Bei Gott! du bist ein hübscher Affe und gleichest nicht jenem häßlichen Thier dort." Er nahm dann einen Stock und

fiel über den halbblinden Affen her, bis er ihm die Rippen zerbrach und er vor Schmerzen auf und ab lief. Da sagte der hübsche Affe: „O Chalif! was nützt dir dies Schlagen, und wenn du ihn auch zu Tode prügelst?" Chalif erwiderte: „Was ist denn zu thun? soll ich ihn wieder gehen lassen, damit er mit seiner Mißgestalt mir wieder die Fische vertreibe und mich jeden Tag um das bringe, was mir Gott als Lebensunterhalt bestimmt? Nein, ich will ihn umbringen, damit ich Ruhe vor ihm habe, und dich an seiner Stelle zu meinem Affen nehmen, um jeden Tag zehn Goldstücke zu gewinnen." Der hübsche Affe sagte hierauf: „Ich will dir einen bessern Rath geben: wenn du mir gehorchst, wirst du Ruhe bekommen, und ich werde an seiner Stelle dein Affe werden." Chalif sagte: „Was willst du mir rathen?" Er antwortete: „O Chalif! wirf jetzt dein Netz aus, und es wird ein schöner kostbarer Fisch heraufkommen, desgleichen niemals gesehen worden; ich will dir dann sagen, was du damit thun sollst." Da sagte Chalif: „Nehme dich in Acht! wenn ich abermals einen Affen heraufziehe, so schneide ich euch alle Drei in sechs Stücke." Der Affe sagte: „Gut, Chalif! ich nehme diese Bedingung an." Chalif warf wieder das Netz in den Strom; wie er es an sich zog, war ein großer Fisch mit rundem Kopf darin. Als Chalif diesen Fisch sah, verlor er fast den Verstand vor Freude, und sprach: „Gelobt sey Gott! was ist das für eine edle Gestalt; wären diese Affen noch im Strome gewesen, so wäre gewiß dieser Fisch nicht herauf gekommen." Da sagte ihm der hübsche Affe: „Chalif! wenn du mir gehorchst, wird es dir gut gehen." Chalif antwortete: „Gott verdamme Jeden, der dir von nun an widerspricht!" Der Affe sagte: „Chalif, nimm diesen Fisch, lege ihn in einen Korb, mit ein wenig Gras unten drin und ein wenig oben darauf; kaufe dir dann einige Stängel Basilienkraut vom Blumenhändler, stecke sie ihm in den Mund und decke ihn mit einem Tuche zu, geh damit durch die Straßen Bagdads, und wenn ihn Jemand von dir kaufen will, so verkaufe ihn nicht bis du auf den Bazar der Juweliere und Geldwechsler kommst; zähle daselbst sechs Magazine auf deiner rechten Seite und gehe in das sechste, das dem jüdischen Geldwechsler, dem Glücksvater, gehört. Wenn er dich fragt, was du willst, so sage ihm: Ich bin ein Fischer, habe das Netz auf gut Glück ausgeworfen, da kam dieser kostbare Fisch herauf, den ich dir als Geschenk bringe; wenn er dir Geld geben will, so nimm nichts an, weder wenig noch viel, sonst kann unser Werk nicht gelingen. Sage ihm nur: Ich verlange von dir ein einziges Wort, sprich zu mir nur: Ich verkaufe dir meinen Affen für den deinigen, und mein Glück für das deinige. Wenn der Jude dir das gesagt, so gib ihm den Fisch und ich werde dein Affe, und dieser blinde, lahme, krätzige wird der seinige." Chalif

erwiderte: „Du hast Recht, Affe," und dachte immer an das, was ihm der Affe gesagt, bis er in den Laden des jüdischen Wechslers kam.

Scheherſad schwieg bei diesen Worten und setzte die Erzählung in der folgenden Nacht fort.





Dreihundert

und

achtundzwanzigste Nacht.

Er sah den Juden hier sitzen, von vielen Dienern umgeben, wie er befahl, verbot, gab und nahm. Der Fischer legte seinen Korb vor ihm nieder, und sagte: „O Sultan der Juden! ich bin ein Fischer, bin heute an den Tiger gegangen und habe mein Netz in deinem Namen ausgeworfen. Da kam dieser schöne Fisch herauf, den ich dir hier zum Geschenke bringe." Mit diesen Worten nahm Chalif das Gras herunter, so daß der Fisch zum Vorschein kam. Als der Jude ihn sah, sagte er: „Gepriesen sey der Schöpfer!" und reichte einen Dinar dem Fischer, der ihn aber nicht annahm. Der Jude wollte ihm zwei Dinar geben, er nahm sie aber auch nicht; endlich bot er bis auf zehn Dinar, und der Fischer weigerte sich immer, sie anzunehmen. Endlich sagte der Jude: „Wahrlich, du Muselmann, du bist recht habgierig; sag' mir, wieviel du willst?" Chalif antwortete: „Ich will nur ein einziges Wort von dir." Der Jude ward ganz blaß und sagte: „Du willst mich gewiß von meinem Glauben abbringen, geh deines Weges!" Chalif aber versetzte: „Bei Gott, o Jude! es ist mir ganz gleich, ob du Muselmann oder Christ wirst." Der Jude fragte: „Nun, was soll ich denn

sagen?" Chalif antwortete: „Sage: ich verkaufe dir meinen Affen für den deinigen, und mein Glück für das deinige." Der dumme Jude lachte, und sprach: „Ich verkaufe dir meinen Affen für den deinigen, und mein Glück für das deinige!" und setzte noch spottend hinzu: „Ihr seyd Alle meine Zeugen! nun, Elender! wirst du nichts bekommen (für den Fisch)." Chalif ging dann fort, und sagte: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! Es ist schade, daß ich das Gold nicht genommen." Er machte sich dann Vorwürfe, und rief immer: „Schade um das Gold!" Er ging wieder dem Tigris zu; fand aber die beiden Affen nicht mehr; nun schlug er sich in's Gesicht, weinte und streute sich Asche auf's Haupt, und sagte: „Hätte mich der zweite Affe nicht betrogen, so wäre doch der erste nicht entflohen." Er schrie und weinte bei heftigem Hunger und brennender Hitze immerfort; dann nahm er sein Netz und sagte: „Ich will es mit Gottes Segen auswerfen, vielleicht werde ich ein kleines Fischchen fangen, es braten und essen." Er warf daher sein Netz aus, ließ es in's Wasser, bis es sank, und als er es an sich zog, war es voller Fische; er freute sich darüber, nahm die Fische aus dem Netze und legte sie auf die Erde. Während er dies that, kam eine Frau, welche schrie: „Es ist Mangel an Fischen in der Stadt!" Als sie Chalif sah, fragte sie ihn: „Verkaufst du deine



Fische, o Lehrer?"[1] Chalif sagte: „Ich werde sie alle einzeln verkaufen." Sie gab ihm einen Dinar, und er füllte ihren Korb mit Fischen. Kaum war sie fort, kam ein Diener, der für einen Dinar Fische wollte. Sie waren noch im Gespräche, da kam schon ein Dritter, und so fort bis zur Afferstunde, wo er zehn Goldstücke eingenommen hatte. Da er nun sehr hungrig war, legte er sein Netz zusammen, ging auf den Bazar, kaufte sich ein wollnes Oberkleid, ein Hemd und einen Turban, zusammen für einen Dinar. Es blieben ihm vom Dinar noch zwei Drachmen, dafür kaufte er Käse, Brod und Honig und that es in das Schüsselchen eines Oelhändlers; er aß bis er satt war und alle seine Glieder wieder zu Kräften kamen; dann ging er nach Hause mit einem neuen Rock am Leibe, dem Turban auf dem Haupte und neun Dinar im Munde, höchst selig, da er in seinem Leben noch nicht so glücklich gewesen war. Er wollte schlafen, konnte es aber nicht vor innerer Aufregung, und spielte bis Mitternacht mit seinem Golde.

Schehersad schloß die Erzählung und fuhr in der folgenden Nacht weiter:

[1] Mualem werden oft Leute genannt, denen man einen Ehrentitel geben will, wenn sie auch nicht lesen können; doch werden vorzugsweise Kopten so genannt.





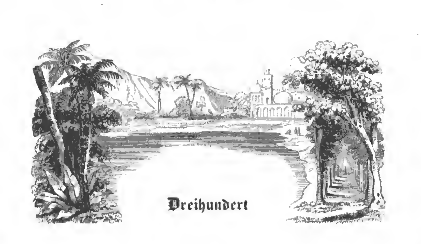
Dreihundert und neunundzwanzigste Nacht.

Er dachte: Der Chalif, Beherrscher der Gläubigen, wird gewiß hören, daß ich Gold habe, und zu Djafar sagen: Geh zum Fischer Chalif und fordre von ihm einige Dinar! gebe ich sie ihm, wird es mir wehe thun, gebe ich sie nicht, wird er mich züchtigen lassen; doch ich will das lieber ertragen, als ihm mein Geld geben; ich will einmal sehen, ob meine Haut Schläge aushalten kann. Er nahm dann eine Matrosenpeitsche, hundertundsechzigfach geflochten, und schlug sich immerfort, bis er an allen Seiten blutete, und schrie dabei: „O Muselmänner! ich bin ein armer Mann! wo soll ich das Geld hernehmen? geht zu den Leuten, die Etwas besitzen!“ Als er so schrie, hörten ihn seine Nachbarn und glaubten, es seyen Diebe, die ihn so prügelten, um Geld von ihm zu erpressen, und er rufe um Hülfe. Die Leute versammelten sich und stiegen von der Terrasse herunter mit Waffen in der Hand. Da Chalif sein Gemach verschlossen hatte und immerfort um Hülfe schrie, stürmten sie die Thüre, gingen zu ihm und fanden ihn nackt, mit entblößtem Haupte blutend daliegen. Sie fragten: „Was ist das für ein Zustand? bist du von Sinnen gekommen diese Nacht?“ Er antwortete: „Nein, sondern ich habe Gold und fürchtete, der Chalif möchte von mir fordern lassen, und da ich nicht gerne etwas hergebe und er dann mich foltern lassen wird, so wollte ich sehen,

ob ich eine Haut zum Prügeln habe oder nicht.“ Als die Leute dies hörten, sagten sie: „Gott verdamme deinen Leib, du verruchter Wahnsinniger! du bist heute Nacht von Sinnen gekommen, lege dich nieder! Gott verfluche dich! du hast doch wohl nicht tausend Dinar, daß der Chalif sie von dir fordre?“ Chalif antwortete: „Bei Gott! ich habe nur neun Goldstücke.“ Da sagten Alle: „Bei Gott! er muß viel Geld haben!“ Sie verließen ihn hierauf, erstaunt über seinen wenigen Verstand. Chalif nahm dann das Gold, das er hatte, band es in ein Tuch, und dachte: wo soll ich wohl das Gold verbergen? begrabe ich es, so möchte man es nehmen; gebe ich es Jemanden aufzubewahren, so könnte er es leugnen; trag' ich's auf dem Kopfe, wird man mir es rauben; binde ich's an den Aermel, wird man ihn abschneiden. Endlich warf er seinen Blick auf den Saum seines Hemdkragens, und sagte: „Bei Gott! das ist ein guter Platz, gerade unter meinem Halse, nah am Munde; wenn Jemand darnach greift, so fahre ich mit meinem Munde dahin und verberge es in meinem Halse.“ Er band also das Gold dahin, schlief aber die ganze Nacht nicht vor Müdigkeit, Verwirrung und Aufregung. Am folgenden Tage ging er aus, um zu fischen; als er an den Strom kam, wadete er bis zu den Knien hinein; er warf dann das Netz mit einer so heftigen Bewegung aus, daß sein Beutel in's Wasser fiel. Um denselben zu suchen, entkleidete er sich, nahm den Turban ab, tauchte unter, fand aber den Beutel nicht mehr; endlich sprach er: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen!“ Er blieb in diesem Zustande, bis das Mittagsgebet ausgerufen ward.

Schehersad hielt inne und erzählte in der folgenden Nacht weiter:





Dreihundert

und

dreißigste Nacht.

Aus der Ferne sah Jemand dem Fischer zu, wie er untertauchte und wieder heraufkam; sein Kleid und sein Turban lagen weit von ihm in der Sonne, und Niemand war sonst gegenwärtig. Er paßte auf, bis er wieder untertauchte, fiel über seine Sachen her und entfloh damit. Als Chalif wieder herauf kam und seine Kleider nicht mehr sah, ward er höchst traurig. Er stieg auf eine Anhöhe, um nach Jemand zu sehen, den er fragen könne, sah aber Niemanden. In dem Augenblick kam gerade der Beherrscher der Gläubigen von der Jagd zurück, während der größten Hitze, und sah von ferne einen nackten Mann auf einer Anhöhe. Er sprach zu Djafar: „Siehst du auch, was ich sehe?" Djafar antwortete: „Ich sehe einen nackten Mann auf der Anhöhe stehen." Da sprach der Beherrscher der Gläubigen: „Wer mag es seyn?" Djafar antwortete: „Wahrscheinlich ein Spion." Der Chalif aber sagte: „Vielleicht ist er ein ehrlicher Mann, ich will einmal allein zu ihm gehen und nachsehen; bleibe du hier stehen!" Der Chalif ging zu ihm, grüßte ihn und fragte: „Wer bist du?" Chalif antwortete: „Kennst du mich nicht? ich bin der Fischer Chalif." Der Chalif fragte: „Hat wohl ein Fischer ein wollenes Oberkleid und einen Turban?" Als der Fischer den

Chalifen von seinen Kleidern sprechen hörte, dachte er: der hat gewiß aus Scherz meine Kleider genommen. Er ging von der Anhöhe herunter und sagte dem Chalifen: „Ich dachte mir wohl, daß du Scherz mit mir treibest, denn ich habe gesehen, wie du meine Kleider genommen hast.“ Der Chalif mußte heftig lachen und sagte: „Was für Kleider hast du verloren? ich weiß nichts von dem, was du sagst.“ Chalif erwiderte: „Bei dem erhabenen Gott! wenn du meine Kleider nicht herbeischaffst, so zerbreche ich deine Glieder mit diesem Stocke!“ denn er trug immer einen Stock bei sich. Der Chalif sagte: „Bei Gott! ich habe die Kleider, von denen du sprichst, nicht gesehen.“ Chalif entgegnete: „Ich werde mit dir gehen und mir das Haus merken, wo du hingehst, und dich beim Polizeiobersten verklagen; du sollst ein andermal nicht mehr so mit mir spaßen. Bei Gott! es hat kein Andrer als du mein Oberkleid und meinen Turban genommen, und wenn du sie mir nicht sogleich wieder gibst, so werfe ich dich von deinem Esel herunter und falle über deinen Kopf mit diesem Stocke her, bis ich dich regungslos auf dem Platze lasse!“ Er packte sogleich den Esel am Zaum, so daß er sich

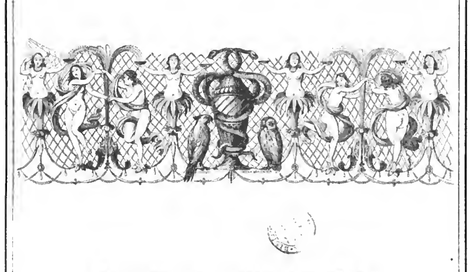


auf die Hinterbeine stellte. Der Chalif dachte: „In welches Unheil bin ich hier mit diesem Wahnsinnigen gestürzt.“ Hierauf zog er seine Kleider, die hundert Dinar werth waren, aus und sagte: „Nimm dieses Oberkleid statt des deinigen!“ Chalif nahm es und zog es an; da es ihm aber zu lang war, schnitt er es unter den Knien ab und machte sich aus dem abgeschnittenen Stücke einen Turban. Als das geschehen

war, fragte er den Chalifen: „Wer bist du? was ist dein Handwerk? du bist gewiß ein Trompeter." Der Chalif entgegnete: „Woran siehst du, daß ich ein Trompeter bin?" Der Fischer antwortete: „Weil deine Nasenlöcher so groß sind, und dein Mund so klein." Der Chalif sagte: „Du hast Recht." Endlich hob der Fischer an: „Folge mir, und ich will dich das Fischerhandwerk lehren, es ist besser als trompeten, und ein ehrlicheres Gewerbe." Der Chalif erwiderte: „Lehre es mich, ich will einmal sehen, ob ich's lernen kann oder nicht."

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht folgendermaßen fortgesetzt wurde:





Dreihundert und einunddreißigste Nacht.

Der Fischer sagte: „Komm mit mir!" und der Chalif folgte ihm, bis ihm der Fischer zurief: „Komm herunter (in's Wasser), du Trompeter!" Raschid ging hinunter, nahm ihm das Netz ab, und der Fischer zeigte ihm, wie er es auswerfen solle. Der Beherrscher der Gläubigen warf das Netz aus, und es ward sehr schwer.

Der Fischer aber sagte ihm: „Wenn vielleicht das Netz an einem Steine hängt, so ziehe es sanft, um es nicht zu zerreißen, sonst nehme ich, bei Gott, deinen Esel für mein Netz!" Der Chalif mußte lachen und zog das Netz ganz langsam an's Land, und sieh da! es war mit Fischen angefüllt. Als der Fischer dies sah, kam er vor Freude von Sinnen und sagte: „Bei Gott! Trompeter, du hast viel Glück im Fischen! Ich werde dich nicht mehr von mir lassen. Doch möchte ich dich jetzt auf den Fischmarkt schicken; frage nach dem Laden des Fischers Chamid, und hast du ihn gefunden, so sprich zu ihm: Mein Lehrer! der Fischer Chalif grüßt dich, und läßt dich bitten, ihm zwei Käse und Brod zu schicken, er wird dir noch mehr Fische als gestern bringen; laufe und komm schnell wieder!" Der Chalif sagte lachend: „Bei meinem Haupte, o Lehrer!" Er bestieg dann seinen Esel, ritt zu Djafar, der ihm sagte: „Erzähle mir Alles, was dir mit dem Fischer Chalif begegnet!" Der Chalif erzählte ihm Alles, und fügte hinzu: „Ich ließ ihn dort, wo er mich mit dem Korbe zurück erwartet; ich

besorgte, er möchte mich auch lehren wie man die Fische abschuppt und rein macht." Djafar erwiderte: „Ich werde mit dir gehen, die Schuppen wegkehren, und den Boden rein machen." Die Sache stand so, bis der Chalif sprach: „Djafar, gib den kleinen Mameluken Befehle und sage ihnen: „Wer mir einen Fisch von diesem Fischer bringt, dem gebe ich einen Dinar, denn ich möchte auch essen von dem, was ich gefischt habe." Djafar theilte den Mameluken den Befehl des Chalifen mit, und zeigte ihnen, wo der Fischer war. Sie gingen zu ihm, und nahmen ihm die Fische weg. Als er die schönen Jungen sah, glaubte er, es seyen Huri aus dem Paradiese. Zwei Fische waren ihm noch übrig geblieben, er lief schnell damit in's Wasser, und sagte: „O Gott! schenke mir auch ferner deinen Segen!" Während er im Wasser war, kam der große



Diener (des Chalifen), der auch nach Fischen fragte; er fand aber keine mehr und sah bloß, wie der Fischer untertauchte und mit zwei Fischen herauskam. Er rief ihm zu: „Chalif, was hast du?" Er antwortete: „Zwei Fische." Jener sagte: „Gib mir sie, hier hast du hundert Dinar." Als der Fischer aus dem Wasser kam und von hundert Dinar hörte, sagte er: „Gib die hundert Dinar her!" Der Diener antwortete: „Folge mir in die Wohnung des Chalifen, dort erhältst du die hundert Dinar!" Mit diesen Worten nahm er die Fische und ging nach der Wohnung des Chalifen. Chalif aber zog, als er aus dem Wasser kam, das Kleid an, das ihm der Beherrscher der

Gläubigen gegeben, und das ihm kaum bis an die Knie reichte, umgürtete sich mit einem Seile, nahm das vom Kleid abgeschnittene Stück als Turban, und lief damit mitten in die Stadt; alle Leute lachten und wunderten sich über ihn, und fragten: „Woher hast du dies Kleid?“ Er aber störte sich nicht daran, und fragte: „Wo ist die Wohnung des Raschad?“ Die Leute sagten ihm: „Sage doch: die Wohnung des Raschid!“ Er antwortete: „Es ist gleichviel!“ und so ging er immer fort, bis er an die Wohnung des Chalifen kam. Endlich sah ihn der Schneider, der das Kleid genäht hatte, an der Thüre stehen.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht folgendermaßen fortgesetzt wurde.





Dreihundert und zweiunddreißigste Nacht.

Als er das Kleid an Chalif sah, fragte er ihn: „Wie alt bist du?“ Chalif erwiderte: „Fragst du mich so, weil ich so klein bin?“ Der Schneider fragte abermals: „Woher hast du dieses Kleid, das du so schlecht zugerichtet?“ Chalif antwortete: „Von meinem jungen Trompeter.“ Er ging dann an die Thüre und sah den Diener betrübt mit den zwei Fischen dasitzen. Chalif sagte ihm: „Gib mir die hundert Dinar, mein Onkel!“ Er antwortete: „Bei meinem Haupte! Chalif, du sollst sie haben.“ Da kam Djafar heraus, sah den Diener mit Chalif sprechen und hörte Chalifs Forderung. Djafar ging hierauf wieder zum Chalifen und sagte ihm: „Beherrscher der Gläubigen! dein Lehrer, der Fischer, will vom alten Diener hundert Dinar haben.“ Der Chalif sagte: „Bring ihn herein!“ Djafar antwortete: „Ich gehorche,“ ging wieder hinaus und sagte dem Fischer: „Chalif, dein Junge, der Trompeter, ist Richter.“ Djafar ging vor ihm her, und Chalif folgte ihm in's Schloß. Dort sah er, wie der Chalif auf drei Papiere schrieb und sie vor sich hinlegte. Er fragte den Chalifen: „Hast du dein Trompeterhandwerk aufgegeben und bist ein Astrolog geworden?“ Der Chalif erwiderte: „Nimm hier ein Blatt!“ Der Chalif hatte nämlich auf ein Blatt geschrieben, er solle einen Dinar erhalten, auf ein andres Blatt hundert

Dinar und auf ein drittes hundert Prügel. Als nun der Chalif ihn ein Blatt nehmen hieß, wollte die Bestimmung, daß er gerade nach dem griff, auf dem hundert Prügel geschrieben waren, und wenn Könige einmal etwas beschlossen haben, so gehen sie nicht mehr davon ab. Chalif ward daher auf den Boden gestreckt, und man gab ihm hundert Prügel; er schrie zwar um Hülfe, aber es half nichts. Er sagte: „Bei



Gott! das ist schön, Trompeter! nachdem ich dich vom Trompeter zum Fischer gemacht, wirst du nun Astrolog und bereitest mir ein so böses Loos! Pfui über dich! an dir ist kein Glück!“ Als der Chalif diese Worte hörte, ward er ohnmächtig vor Lachen, und sprach: „O Fischer, fürchte nichts!“ Hierauf befahl er seinem Schatzmeister, ihm hundert Dinar zu geben; der Fischer ging damit fort und kam auf den Markt, wo man Kisten verkauft. Er sah daselbst eine Menge Leute versammelt, und hörte wie ein Makler ausrief: „Eine verschlossene Kiste 99 Dinar!“ Er drängte sich durch und hörte Dasselbe zum zweiten Mal!“ Chalif rief laut: „Ich gebe hundert.“ Der Makler schlug sie ihm zu und nahm dafür das Gold, so daß ihm gar nichts übrig blieb. Die Träger fingen an, sich mit einander zu streiten; alle Leute aber sagten: „Bei Gott! es darf kein Andrer als der Träger Sarik diese Kiste forttragen, er verdient es am meisten.“ Sarik ging hinter Chalif her, als sie jedoch auf dem Wege waren, dachte

Chalif: Nun habe ich nichts mehr, um den Träger zu bezahlen; wie entgeh' ich dem? Doch ich will die Plätze und Gassen mit ihm durchstreichen, bis er müde wird und sie liegen läßt; dann nehme ich sie und trage sie nach Hause.

Scheherſad schloß mit diesen Worten und begann in der nächsten Nacht weiter zu erzählen:





Dreihundert

und

dreiunddreißigste Nacht.

Chalif ging nun mit dem Träger umher von Mittag an bis spät Abends. Der Träger seufzte und sagte: „Herr! wo ist dein Haus?“ Chalif antwortete: „Gestern habe ich es gewußt und heute habe ich es vergessen.“ Da sagte der Träger: „Gib mir meinen Lohn und nimm deine Kiste!“ Chalif aber antwortete: „Sarik, geh nur langsam fort, bis ich mich erinnern werde, wo mein Haus ist; denn hier habe ich kein Geld, mein Geld liegt zu Hause, und ich weiß nicht mehr, wo es liegt.“ Während er so sprach, ging Jemand vorüber, der den Fischer Chalif kannte, und ihn fragte: „Was thust du hier?“ Der Träger Sarik aber fragte: „Sag' mir, wo ist Chalifs Haus?“ Er antwortete: „Im öden Chan an den beiden Spitzen.“ Sarik sagte nun dem Fischer: „Ich wollte, du hättest nie gelebt und wärest nie gewesen!“ Chalif ging immer fort und Sarik hinter ihm her, bis sie nach dem Orte kamen. Der Träger setzte die Kiste nieder und sprach: „O du, den Gott in Kummer und Noth leben lassen

möge! wir sind wohl zwanzigmal hier vorübergegangen; hättest du mir gesagt, daß du hier wohnst, so hätten wir diese große Mühe erspart! Gib mir meinen Lohn und laß mich meines Weges gehen." Chalif sagte ihm: „Willst du Silber oder Gold? Bleib hier stehen, bis ich dir es bringe." Mit diesen Worten ging er in sein Zimmer und nahm daselbst einen Hammer, der mit vierzig Nägeln beschlagen war, so daß, wenn man ein Kameel damit geschlagen hätte, es auf dem Platze geblieben wäre; lief damit auf den Träger los und hob seine Arme auf, um über ihn herzufallen. Sarik schrie: „Halt ein! du bist mir nichts schuldig." Soviel, was den Träger angeht. Als die Nachbarn Chalif mit der Kiste in sein Zimmer gehen sahen, versammelten sie sich um ihn und sagten: „O Chalif! woher hast du diese Kiste und dieses Kleid?" Er antwortete: „Von meinem Jungen Raschid." Die Leute sagten: „Der Mann ist rasend, wenn der Beherrscher der Gläubigen das hört, wird er ihn an der Thüre seiner Wohnung nebst Allen, die im Chan wohnen, aufhängen lassen; das ist ein böser Spaß." Sie halfen ihm die Kiste, die beinahe so groß war wie sein Zimmer, hineintragen, und Chalif legte sich auf derselben schlafen. Soviel, was Chalif angeht; was aber die Geschichte der Kiste betrifft, so hatte der Beherrscher der Gläubigen eine türkische Sklavin, welche Kut Alkulub (Herzensnahrung) hieß. Der Chalif liebte sie sehr; als aber die Frau Subeida davon hörte, ward sie sehr eifersüchtig und sann auf Rache gegen sie. Wie nun der Fürst der Gläubigen auf der Jagd war, ließ die Frau Subeida die Sklavin einladen, gab ihr zu essen und zu trinken, mischte Schlaftrunk in den Wein, und schickte, als sie davon einschlief, nach einem ihrer alten Diener, ließ die Sklavin in eine große Kiste sperren, schloß sie zu und gab sie dem Diener mit den Worten: „Geh mit dieser Kiste an's Meer und werfe sie in's Wasser!" Er lud die Kiste auf einen Maulesel, den er vor sich hertrieb, und zog damit nach dem Meere. Die Kiste aber ward ihm zu schwer; als er daher am Kistenmarkt vorüberging, und ihn der Oberste der Mäkler sah und fragte: „Verkaufst du diese Kiste?" so antwortete er: „Ja, doch nur verschlossen." Jener erwiderte: „Gib nur, dies soll geschehen." Er nahm die Kiste herunter und rief aus: „Wer kauft eine Kiste um hundert Dinar?" Während sie so beisammen waren, ging der Fischer Chalif vorüber, drehte die Kiste rechts und links, nahm sie für hundert Dinar und gab sie dem Träger, wie oben erwähnt worden. Als nun der Fischer auf der Kiste lag, erwachte Kut Alkulub vom Schlaf, merkte, daß sie in eine Kiste gesperrt war, und schrie jämmerlich. Als Chalif dies hörte, sprang er von der Kiste herunter und rief zum Fenster hinaus: „Muselmänner! kommt mir zu Hülfe, es ist ein Teufel in der Kiste!" Die Nachbarn erwachten aus dem



Schlafe und sagten ihm: „Was hast du, Rasender?“ Er antwortete: „Die Kiste ist voller Teufel!“ Sie sagten ihm: „Schlafe nur! Du hast uns genug gequält. Gott verdamme dich! Wirf deinen Wahnsinn von dir!“ Er erwiderte: „Ich kann nicht schlafen.“ Sie schimpften ihn, und er ging wieder in sein Zimmer. Nach einer Weile fing Kut Alkulub wieder an zu sprechen und fragte: „Wo bin ich?“ Chalif entfloh aus dem Zimmer und rief: „O Nachbarn, kommt zu mir!“ Sie sagten ihm: „Was fehlt dir? du plagst uns.“ Er antwortete: „O ihr Leute! die Teufel sprechen aus der Kiste.“ Sie aber sagten: „Du lügst! Wie lauteten denn ihre Worte?“ Er antwortete: „Es sprach zu mir: wo bin ich?“ Sie erwiderten: „Du bist in der Hölle! plagst die Nachbarn und lässest sie nicht schlafen; geh, schlafe! Wärest du nie gewesen und hättest du nie gelebt!“ Chalif ging wieder in sein Gemach, voller Furcht, denn er hatte keinen andern Platz zu schlafen, als die Kiste. Als er wieder darauf lag, vernahmen seine Ohren, wie Kut Alkulub sagte: „Ich bin hungrig.“ Chalif entfloh wieder aus dem Gemach und schrie: „O ihr Nachbarn! o ihr Bewohner des Chans, kommt zu mir!“ Die Nachbarn sagten: „Was ist dir wieder geschehen?“ Er antwortete: „Die Teufel in der Kiste haben gesagt, sie seyen hungrig.“ Da sagten die Leute zu einander: „Uns scheint, daß Chalif hungrig ist.“ Aus Furcht, er möchte sie die ganze Nacht nicht schlafen lassen, brachten sie ihm, was sie vom Abendessen übrig hatten, einen ganzen Korb voll Brod, Fleisch, Gemüse und Rettig, und sagten ihm: „Iß, bis du satt bist, dann schlafe und störe uns nicht weiter. Wenn du noch ein Wort sagst, so prügeln wir dich, bis dir die Rippen zerbrechen und du noch diese Nacht stirbst!“ Chalif nahm den Korb mit Speisen und ging in sein Gemach, setzte sich auf die

Kiste und fing an beim Mondschein, der sein Zimmer beleuchtete, mit beiden Händen zu essen. Da sagte Kut Alkulub: „Macht mir auf und habt Mitleid mit mir, o Muselmänner!"

Scheherſad sah, daß sie für diesmal aufhören müsse, und fuhr dann die darauf folgende Nacht weiter:





Dreihundert und vierunddreißigste Nacht.

Chalif stand auf, nahm einen Stein, den er im Zimmer hatte, und zerbrach die Kiste, und siehe da, es befand sich darin ein Mädchen, schön wie die leuchtende Sonne, mit strahlender Stirn und einem Gesicht wie der Mond, rothen Wangen und freundlicher Stimme. Sie hatte ein Kleid an, das tausend Dinar werth war und noch mehr. Als Chalif sie sah, kam er vor Freude von Sinnen und sprach: „Bei Gott! du gehörst zu den Hübschen.“ Sie fragte: „Wer bist du?“ Er antwortete: „Herrin! ich bin der Fischer Chalif.“ Sie fragte: „Wie bin ich hieher gebracht worden?“ Er antwortete: „Ich habe dich gekauft und du bist nun meine Sklavin.“ Sie bemerkte ein Kleid des Chalifen an ihm und wollte wissen, wie er dazu gekommen sey. Er erzählte ihr daher, was ihm widerfahren, von Anfang bis zu Ende, und wie er die Kiste gekauft. Sie merkte, daß die Frau Subeida Verrath an ihr geübt, unterhielt sich mit Chalif bis zum Morgen und sagte dann: „Chalif, schaffe mir von Jemanden Dinte, Kalam und Papier!“ Er sah sich bei einem der Nachbarn darnach um und

brachte es ihr. Sie schrieb einen Brief, legte ihn zusammen und sagte zu Chalif: „Nimm diesen Brief, geh damit auf den Juwelenbazar, frage daselbst nach dem Juwelier Abul Hassan, und wenn du ihn gefunden hast, so gib ihm diesen Brief." Er erwiderte: „Herrin! dieser Name ist schwer, ich kann ihn nicht behalten." Sie entgegnete: „So frage nach dem Laden des Ibn Alukab!" Da sagte er: „Schöne Frau! was bedeutet denn Ukab?" Sie antwortete: „Es ist ein Vogel, dem man mit einer Kappe die Augen zuhält, und den man auf der Hand herumträgt." Er sagte: „Ich weiß nun, Herrin!"

So ging er fort und wiederholte unaufhörlich den Namen, um ihn nicht zu vergessen. Als er jedoch auf den Juwelenmarkt kam, wußte er ihn nicht mehr. Er ging deßhalb zu einem Kaufmann und fragte ihn: „Wohnt hier Jemand, der den Namen eines Vogels führt?" Er antwortete: „Ja, hier wohnt Ibn Alukab." Chalif sagte: „Gut, zu dem will ich gerade."

Als er zu ihm kam, gab er ihm den Brief. Abul Hassan aber nahm den Brief, las ihn und legte ihn, als er ihn gelesen und verstanden hatte, auf sein Haupt. Er war nämlich, so wird behauptet, Agent der Kut Alkulub und der Verwalter aller ihrer Güter; sie hatte ihm geschrieben: „Von der Frau Kut Alkulub an den Herrn Abul Hassan, den Juwelier. Sobald dieser Brief zu dir gelangt, räume uns ein Zimmer ein, das vollständig mit Teppichen, Gefäßen, Sklaven und Sklavinnen und was sonst zu einem Aufenthalt nöthig ist, versehen seyn muß. Nimm dann den Träger dieses Briefs, führe ihn in's Bad, ziehe ihm die kostbarsten Kleider an und verfahre so und so mit ihm."

Er sagte: „Ihr Wille ist mir Befehl," nahm Chalif, schloß seinen Laden zu, ging mit ihm in's Bad und empfahl einem der Diener, ihn wie gewöhnlich gut zu bedienen; er ging dann und besorgte, was Kut Alkulub befohlen. Der blödsinnige Fischer Chalif glaubte, das Bad sey ein Gefängniß und sagte den Leuten: „Was habe ich verbrochen, daß ihr mich einsperrt?" Die Baddiener lachten ihn aus, setzten ihn auf den Rand der Badwanne und ergriffen seine Füße, um sie zu reiben.[1] Chalif glaubte, sie wollten ihn auf den Boden strecken, um ihn zu prügeln; er stand daher auf, packte die Füße des Einen, hob ihn in die Höhe und stürzte ihn auf den Boden, daß er ihm fast die Rippen zerbrach. Als dies die übrigen Diener sahen,

[1] Dies geschieht noch heutzutage, daß besonders die harte Haut an den Fersen mit einem rauhen Stein abgerieben wird.

entrissen sie ihn Chalifs Händen wieder. Da kehrte ihm der Verstand zurück, und die Leute merkten, daß er nicht aus Bosheit so gehandelt hatte. Sie bedienten ihn daher immerfort, bis der Herr Abul Hassan mit einem kostbaren Anzug kam, den er ihm aufkleidete; er brachte hierauf einen gut gesattelten Maulesel, nahm seine Hand, führte ihn aus dem Bad und sagte ihm: „Besteige nun diesen Maulesel!" Chalif sagte: „Wie soll ich reiten? ich fürchte, er wird mich herunterwerfen und mir die Rippen im Leibe zerbrechen." Doch nach vieler Mühe und Anstrengung bestieg er den Maulesel, und sie ritten zusammen nach dem Orte, den Ibn Alukab ihnen hergerichtet hatte.

Als Chalif hinkam, sah er Kut Alkulub dasitzen von Gefolge und Dienern umgeben. An der Thüre stand ein Pförtner mit einem Stock in der Hand. Als er Chalif sah, sprang er auf, küßte ihm die Hand und ging vor ihm her bis in's Innere des Saales. Hier sah Chalif so viel Schönes, daß er fast den Verstand verlor und ihm das Sehen verging.

Das Gefolge und die Diener küßten ihm die Hand und sagten: „Wohl bekomme das Bad!" Als er in die Nähe Kut Alkulubs kam, stand sie vor ihm auf, nahm ihn an der Hand und führte ihn auf einen hohen Divan. Dann brachte sie ihm ein Schüsselchen voll Zuckerwasser mit Rosenwasser vermischt, das er nahm und bis auf den letzten Tropfen austrank; dann streckte er den Finger aus und leckte es noch aus. Sie hielt ihn davon ab und sagte: „Das ist eine Schande." Er aber sagte: „Schweige doch! das ist guter Honig!" Sie lachte über ihn, ließ ihm einen Tisch mit Speisen vorstellen, und er aß bis er satt war.

Scheherſad brach ab und fuhr die kommende Nacht, wie folgt, fort:





Dreihundert

und

fünfunddreißigste Nacht.

Es wurde dann eine goldene Kanne und ein Waschbecken gebracht; er wusch seine Hände und lebte in höchstem Vergnügen. Nun höre, was dem Fürsten der Gläubigen geschehen!

Als dieser von seiner Reise zurückgekehrt war und Kut Alkulub nicht fand, fragte er nach ihr, und die Frau Subeida sagte ihm: „Sie ist gestorben; mögest du leben, o Fürst der Gläubigen!" Auch hatte die Frau Subeida ein Grab graben lassen mitten im Schlosse und eine Kuppel darüber bauen lassen, weil sie wußte, daß der Chalif sie sehr liebte; sie sagte daher dem Chalifen: „Ich habe sie mitten im Schlosse beerdigen lassen." Auch kleidete sie sich schwarz aus Verstellung und Betrug, und zeigte lange äußerlich große Trauer.

Kut Alkulub hatte indessen des Chalifen Rückkehr von der Jagd vernommen und sagte zu Chalif: „Geh in's Bad und komme wieder her!" Er ging und kehrte wieder. Sie zog ihm dann ein Kleid an, das tausend Dinar werth war, und sprach zu ihm: „Geh zum Fürsten der Gläubigen und sage ihm: O Fürst der Gläubigen! ich wünsche, daß du heute Nacht mein Gast seyn mögest." Chalif bestieg seinen Maulesel und ritt, mit Jungen und Bedienten vor ihm her, nach dem Schlosse des Chalifen;

Jedermann wunderte sich über die Schönheit und Anmuth, die er sich so schnell zu eigen gemacht hatte. Als ihn der alte Diener sah, der ihm die hundert Dinar gegeben, welche die Ursache seines Glücks waren, ging er zum Chalifen und sagte: „O Fürst der Gläubigen! Der Fischer Chalif ist König geworden; er hat ein Kleid an, das tausend Dinar werth ist."



Der Chalif ließ ihn zu sich bringen, und erlaubte ihm zu sprechen, als er näher gekommen war. Der Fischer hob an: „Friede sey mit dir, o Fürst der Gläubigen und Stellvertreter des Herrn der Welten! Beschützer des Glaubens! Der erhabene Gott gebe deinen Tagen eine lange Dauer, mache deine Beschlüsse geehrt und erhebe deinen Rang auf die höchste Stufe!" Der Chalif sah ihn, erstaunt über die schnelle Veränderung, die mit ihm vorgegangen, an und sprach: „Sage mir, Chalif, woher hast du das Kleid, das du trägst?" Er antwortete: „Aus meinem Hause, o Fürst der Gläubigen!" Der Chalif fragte: „Hast du ein Haus?" Er antwortete: „Ja, und sey du heute mein Gast, o Fürst der Gläubigen!" Der Chalif fragte: „Ich allein oder mit den Meinigen?" Er antwortete: „Du und wer noch von den Deinigen will." Bei diesen Worten wandte sich Djafar zu ihm und sagte: „Wir werden heute Nacht deine Gäste seyn." Chalif küßte dann die Erde wieder, bestieg seinen Maulesel und hatte viele Mameluken zu Gefolge. Der Chalif war darüber erstaunt und sagte: „O Djafar! sieh einmal Chalif an mit seinem Maulesel, seinem Anzug, seinen

Mameluden und seinem Gefolge, während er noch gestern ein Gegenstand des Mitleids war." Sie waren sehr erstaunt darüber.

Als jedoch Chalif in der Nähe seines Hauses war, stieg er ab, nahm einen Bündel aus der Hand eines Mameluden, öffnete ihn, nahm ein baumwollenes Tuch heraus und legte es unter die Füße des Fürsten der Gläubigen; dann nahm er eins nach dem andern, Seide, Damascenerstoff, Atlas, und so zwanzigerlei Stoffe, heraus, bis an das Haus hin. Chalif ging voran und sagte: „Im Namen Gottes, o Fürst der Gläubigen!" Der Chalif sagte zu Djafar: „Wem gehört wohl dieses Haus?" Djafar antwortete: „Einem Mann, welcher Ibu Alukab genannt wird, der Oberste der Juweliere." Der Chalif stieg ab, ging mit den Seinigen hinein und sah daselbst einen hohen, geräumigen Saal, mit Teppichen bedeckt; er ging zu dem Thron, den man ihm auf vier elfenbeinernen Säulen errichtet hatte, und auf dem sieben Teppiche waren.

Scheherfad hielt inne und fuhr die folgende Nacht fort:





Dreihundert und sechsunddreißigste Nacht.

Dem Beherrscher der Gläubigen gefiel das sehr; Chalif nahte sich ihm hierauf, von Dienern und Mameluken umgeben, die allerlei Getränke, mit Zucker, Citronen, Rosenwasser und Moschus vermischt, trugen. Chalif trank zuerst und gab dann dem Chalifen zu trinken. Gleiches thaten die Weinschenken mit den übrigen Leuten. Chalif kam dann mit Tischen, worauf allerlei Speisen, Gänse, Hühner und anderes Geflügel waren, und sagte: „Im Namen Gottes!" und sie aßen bis sie genug hatten.

Als die Mahlzeit vorüber war, ließ Chalif die Tische wegtragen, küßte die Erde dreimal und bat um die Erlaubniß, Wein und Lichter zu holen, und der Chalif erlaubte es ihm. Als er weg war, sah der Chalif Djafar an und sagte: „Bei meinem Haupte! das Haus, und was darin ist, gehört Chalif; er befiehlt hier als Herr. Ich bin sehr erstaunt, woher ihm auf einmal so viel Glück und Wohlstand geworden; doch was ist dies gegen die Macht Gottes, der bloß spricht: Werde! und es wird. Mehr wundre ich mich noch über seinen Verstand, wie der zugenommen hat, und wie er auf einmal so viel Würde

und Anstand gewonnen. Wenn Gott einen Menschen segnen will, so vermehrt er zuerst seinen Verstand, dann erst seine weltlichen Güter."

Während sie so sprachen, kam Chalif mit Mundschenken zurück, die goldene Gürtel trugen, die wie Monde glänzten. Sie breiteten ein scharlachrothes Tuch aus und stellten chinesische Gefäße, hohe Flaschen, krystallene Becher, Schläuche und Kannen von allen Farben auf; sie füllten sie mit klarem alten Wein, der wie feinster Moschus duftete, nach den Worten des Dichters:

> „Gib mir und meinen Gefährten zu trinken von dem köstlichen alten Weine, der Tochter der Reben, die einen goldenen Becher als zierendes Gewand hat. Ihr Schmuck besteht aus den allerfeinsten Perlen, und so ausgestattet hat man sie mit Recht die Braut genannt."

Um diese Weingläser waren viel Wohlgerüche verbreitet und die schmackvollsten Süßigkeiten lagen dabei. Als der Chalif dies sah, rief er Chalif in seine Nähe, freute sich mit ihm und erhob ihn; Chalif aber wünschte dem Chalifen langes, ruhmvolles Leben. Dann fragte er: „Erlaubt mir der Fürst der Gläubigen, daß ich eine Sängerin und Lautenspielerin bringe, dergleichen noch nie gehört worden?" Der Beherrscher der Gläubigen erwiderte: „Thue nach Gefallen." Chalif küßte die Erde vor dem Fürsten der Gläubigen, stand auf, ging in ein Gemach und brachte Kut Alkulub herbei; sie näherte sich, tief verschleiert und mit reichem Schmucke behangen, und küßte die Erde vor dem Fürsten der Gläubigen. Dann setzte sie sich, stimmte die Laute und spielte so, daß alle Anwesende vor Entzücken außer sich waren; zuletzt sang sie folgende Verse:

> „Laß uns sehen, ob unsre Liebeszeit wiederkehrt, ob du noch nach der Nähe deiner verlornen Freundin dich sehnst. Lange Zeit verstrich in der Süßigkeit der Vereinigung; wir waren sorgenlos, während das böse Geschick schlief. Was ist nun das Leben nach der Trennung? Wie süß waren die Nächte der Vereinigung in meinem Hause! O mein Geliebter! näherst du dich mir, so finden wir uns wieder; wo nicht, so ist mein Leben verloren."

Der Chalif konnte es nicht mehr aushalten, zerriß sein Kleid und fiel ohnmächtig nieder. Die Leute alle zogen ihre Kleider aus und warfen sie auf den Fürsten der Gläubigen. Kut Alkulub winkte Chalif und sagte ihm: „Geh nach jener Kiste und bringe mir, was darin ist!" Sie hatte nämlich schon für diesen Fall eins von des Chalifen Kleidern vorbereitet. Chalif brachte es und warf es auf den Fürsten der Gläubigen. Als dieser wieder zu sich kam und sich überzeugte, daß es Kut Alkulub war, sagte er: „Ist heute Auferstehungstag, daß Gott die Todten aus den Gräbern

weckt? oder schlafe ich, und sind dies nur Träume?" Kut Alkulub sagte: „Wir sind wach und schlafen nicht, ich lebe noch und habe den Todeskelch nicht gekostet." Dann erzählte sie ihm Alles, was ihr bis auf jenen Tag widerfahren.

Scheherſad schloß die Erzählung, um die folgende Nacht fortzufahren:





Dreihundert und siebenunddreißigste Nacht.

Der Chalif hatte, seitdem er sich von ihr getrennt fand, keine Freude und keine Ruhe mehr gefunden; bald dachte er tiefsinnend über sie nach, bald weinte und tobte er. Nun stand er auf, küßte, umarmte sie und nahm sie bei der Hand, um sie in ihr Schloß zu führen. Chalif sagte: „Bei Gott! das ist schön. Du hast mir gleich von Anfang Unrecht gethan, und nun thust du mir wieder Unrecht." Der Chalif antwortete: „O Chalif! Ich habe dir schon deinen Lohn bestimmt." Er befahl sogleich dem Vezier Djafar, ihm so viel zu geben, bis er zufrieden sey. Dieser gab ihm, was er wünschte, und schenkte ihm ein Städtchen, das jährlich zehntausend Dinar eintrug, Kut Alkulub aber schenkte ihm das Haus mit Allem, was darin war von Teppichen, Vorhängen, Mameluken, Sklavinnen, jungen und alten Dienern. Chalif gewann so einen hohen Wohlstand, verheirathete sich und lebte in Glück, Ansehen und Wohlstand.

Der Chalif kam oft mit seinen Tischgenossen zu ihm, und er genoß das schönste, angenehmste und heiterste Leben bis er starb. Gottes Barmherzigkeit sey mit ihm! Doch ist diese Geschichte nicht schöner als die des Kaufmanns mit seinen Kindern. Der König von Indien fragte: „Wie war die?" und sie sprach:

Geschichte Ghanems und der Geliebten des Beherrschers der Gläubigen.

Wisse, o glückseliger König! es war in der frühesten Zeit ein reicher Kaufmann, der einen Sohn wie der Vollmond hatte, von beredter Zunge, er hieß Ghanem Ibu Ejub; dieser hatte eine Schwester, die, weil sie so schön und liebenswürdig war, Fitna (Verführung) hieß. Als ihr Vater starb, hinterließ er ihnen viele Reichthümer, unter Anderem auch hundert Ballen Perlenmuscheln, Seidenstoffe und Moschus; die Ballen sollten eben durch ihn nach Bagdad gebracht werden, als ihn Gott sterben ließ. Sein Sohn nahm nach einiger Zeit diese Waaren, um damit nach Bagdad zu reisen. Dies geschah unter der Regierung des Chalifen Harun Arraschid, den der Allmächtige segnen wolle. Er nahm Abschied von seiner Mutter, Schwester und übrigen Verwandten und Mitbürgern, und machte sich auf die Reise, im Vertrauen auf den erhabenen Gott, der ihm auch eine vollkommen glückliche Reise bis Bagdad in Gesellschaft einiger Kaufleute bestimmte.

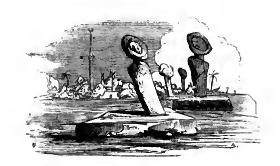
Er miethete ein schönes Haus, versah es mit Teppichen, Kissen und Vorhängen, brachte seine Waaren, seine Kameele und Maulesel hinein, und blieb zu Hause, um auszuruhen. Die vornehmen Kaufleute kamen und begrüßten ihn. Er nahm dann einen Bündel, worin zehn Stück kostbare Stoffe waren, worauf der Preis geschrieben war, und



ging damit auf den Bazar. Die Kaufleute kamen ihm ehrerbietig entgegen und grüßten ihn. Sie legten dann die Waaren in den Laden des Obersten des Bazars. Dieser öffnete den Bündel, nahm die Stoffe heraus und verkaufte sie, so daß jeder Dinar zwei gewann. Ghanem freute sich dessen und verkaufte so eine Waare nach der andern ein ganzes Jahr lang.

Am Anfang des zweiten Jahres wollte er in die Halle gehen, die auf dem Bazar war, und fand die Thüre geschlossen; er fragte daher nach der Ursache, und man sagte ihm, es sey ein Kaufmann gestorben, weßhalb alle Kaufleute seiner Beerdigung beiwohnten. „Willst du dir nicht auch dadurch Lohn (im Himmel) erwerben und mitgehen?“ Er sagte: „Ja!“ und fragte nach dem Versammlungsplatze; man führte ihn dahin; er wusch sich daselbst, ging mit den Kaufleuten nach dem Betorte, wo man für den Todten betete, dann zog man vor der Leiche her nach dem Begräbnißplatz, und Ghanem folgte dem Zuge.

Scheherzad schwieg und fuhr in der folgenden Nacht fort:





Dreihundert

und

achtunddreißigste Nacht.

Man zog mit der Leiche zur Stadt hinaus, durchstreifte die Gräber, bis man an den Begräbnißplatz kam, wo die Verwandten des Verstorbenen schon Zelte über den Gräbern aufgeschlagen hatten; die Wachslichter und Lampen wurden zugerichtet, der Todte wurde beerdigt und die heiligen Gebete des Korans auf dem Grabe gelesen. Die Kaufleute setzten sich und Ghanem setzte sich aus Scham zu ihnen; denn er dachte: Ich kann mich doch nicht von ihnen trennen, und nicht früher, als sie, weggehen. So saßen sie und hörten andächtig die Gebete des Korans bis zur Zeit der Abendstunde. Da brachte man das Nachtessen mit süßen Speisen; sie aßen, bis sie genug hatten, und wuschen sich die Hände; dann setzten sie sich wieder auf ihren vorigen Platz. Ghanems Gemüth war sehr beunruhigt, denn er fürchtete sich vor Dieben und dachte bei sich: Ich bin hier fremd und als reicher Mann bekannt: wenn ich nun die Nacht außer dem Hause zubringe, könnten Diebe mir mein Geld und meine Waaren stehlen. Er stand daher auf, entschuldigte sich bei der Gesellschaft, er habe etwas zu thun, und ging bis an die Thore der Stadt. Da es aber schon Mitternacht war, fand er die Thore der Stadt geschlossen; Niemand ging und kam mehr, die Hunde bellten und die Wölfe heulten. Er kehrte um und sagte: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei

Gott, dem Erhabenen! Ich war um mein Gut besorgt, nun ist das Thor geschlossen und ich muß daher auch für mein Leben fürchten." Er kehrte also um und forschte nach einem Orte, wo er die Nacht zubringen könne. Da fand er ein Grabmal, von vier Mauern umgeben, mit einem Dattelbaum und einer steinernen Thüre. Er ging hinein, um zu schlafen, konnte aber vor Angst und Unheimlichkeit, weil er zwischen den Gräbern sich befand, nicht einschlafen. Er stand wieder auf, öffnete die Thüre und entdeckte nach dem Thore der Stadt hin in der Ferne ein matt schimmerndes Licht; auch sah er, daß sich dasselbe auf dem Wege, der nach dem Grabmale führte, bewegte. Er fürchtete sich sehr, schloß wieder zu, kletterte auf den Baum und setzte sich auf dessen Krone. Das Licht kam immer näher und Ghanem bemerkte drei schwarze Sklaven: zwei trugen eine



Kiste und einer hatte ein Beil in der Hand. Wie sie dem Grabmale ganz nahe waren, sagte der Sklave, der das Beil und einen Korb trug: „Was hast du, Sawab?" Da sagte Einer von denen, welche die Kiste trugen: „Was hast du, Kafur?" Er antwortete: „Waren wir nicht diesen Abend da und haben die Thüre offen gelassen?" Jener sagte: „Ja." — „Nun," versetzte dieser, „ist sie geschlossen und verrammelt." Da sagte der Dritte, der auch die Kiste tragen half: „O ihr unverständigen Leute! wißt ihr nicht, daß die Hirten aus Bagdad hier weiden und, sobald es Nacht wird, zuschließen, weil sie sich vor Schwarzen unsers Gleichen fürchten, sie möchten sie ergreifen, braten und essen?" Sie sagten: „Du hast Recht, obgleich du der

Dümmste unter uns bist." Er erwiderte: „Ihr werdet mir nicht glauben, bis wir in's Grabmal kommen und ich euch die Maus bringe; ich glaube, sobald sie das Licht sah, hat sie sich vor uns gefürchtet und ist aus Furcht auf den Dattelbaum gestiegen." Als Ghanem diese Worte hörte, dachte er: „O verruchtester aller Sklaven! Gott vergebe dir deine Sünden nicht, mit sammt deinem Verstand und deiner Einsicht! Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! Wie werde ich diesen Sklaven entkommen?" Die beiden Träger sagten dann dem, der das Beil hatte: „Klettre über die Mauer und öffne uns die Thüre, Sawab! denn wir sind müde, die Kiste zu tragen. Wenn du die Thüre öffnest, sind wir dir eine fette Maus schuldig, die du auch haben sollst, so wie wir eine fangen; wir wollen sie dir selbst sehr kunstvoll backen, so daß kein Tropfen von ihrem Fett verloren geht." Sawab sagte: „Ich fürchte etwas, das mir bei meinem geringen Verstande jetzt erst einfällt. Es ist wohl besser, wir legen die Kiste außerhalb der Thüre ab, da sie doch unsern Schatz enthält." Seine Begleiter fragten: „Warum? wenn wir sie hier wegwerfen, wird sie ja zerbrechen!" Er antwortete: „Ich fürchte, es möchten Diebe im Grabmal seyn, die uns umbringen und berauben; wenn es Nacht wird, suchen solche Leute diese Plätze auf und theilen hier ihre Beute." Die beiden andern Träger der Kiste antworteten: „Dummkopf! wie sollten sie hieher kommen?" Sie legten dann die Kiste ab, kletterten auf die Mauer, der Dritte aber blieb, mit dem Beile und einem Korb mit Gyps beladen, außen stehen. Hierauf setzten sie sich und verschlossen die Thüre wieder. Einer von ihnen sagte: „O meine Freunde! wir sind nun müde vom Gehen, Tragen, Oeffnen und



Wiederverschließen der Thüre; es ist nun Mitternacht. Wir haben keine Kraft mehr, die Thüre zu öffnen und die Kiste zu verbergen, wir wollen jetzt drei Stunden ausruhen und dann unsere Arbeit verrichten, und Jeder von uns erzähle indessen, wie er zum

Verschnittenen geworden, und was ihm von Anfang bis zum Ende widerfahren, so daß uns die Zeit angenehm verstreicht, während welcher wir ausruhen."

Da bemerkte Scheherſad den Tag und hörte auf zu erzählen, um die folgende Nacht fortzufahren:





neununddreißigste Nacht.

Der Laternenträger, der Sawab hieß, sprach: „Ich will euch meine Geschichte erzählen;" sie aber sagten: „sprich!" worauf er, wie folgt, begann: „Wisset, meine Freunde! ich war noch ganz klein, erst fünf Jahre alt, als mich Sklavenhändler aus meinem Lande raubten und mich einem Djausch verkauften. Dieser hatte eine kleine Tochter von drei Jahren, mit der ich erzogen ward. Die Leute hatten ihren Spaß mit mir, wenn ich mit der Kleinen spielte, vor ihr tanzte und sang. So ward ich zwölf Jahre alt und sie zehn. Noch ließen sie mich bei ihr, bis ich eines Tages zu ihr kam, wie sie an einem einsamen Orte saß, schön gekleidet, mit Blumen geschmückt, duftend von den herrlichsten Wohlgerüchen, als wäre sie eben aus dem Bade gestiegen. Sie hatte ein rundes Gesichtchen wie der Mond in der vierzehnten Nacht, und wir scherzten mit einander, bis wir uns in den Armen lagen und ich ihr einen heißen Kuß gab. Als dies geschehen, entfloh ich zu einem meiner Freunde. Ihre Mutter kam noch schnell genug, um ihre Verwirrung zu bemerken, war aber tödtlich darüber betroffen; doch verbarg sie Alles vor ihrem Vater. Mich suchte man zwei Monate lang, bis man mich endlich fand; doch liebte man mich zu sehr, um die Geschichte dem Vater zu entdecken; meine Geliebte aber wurde dem Barbier verlobt, der ihren Vater rasirte.

„Dies Alles geschah, damit der Vater nichts merken solle; alle Verwandte der Braut versammelten sich zu ihrer Ausstattung, ergriffen mich, ohne daß ich mich dessen versah, und verunstalteten mich. Um mein Unglück voll zu machen, machten sie mich, als die Braut ihrem Bräutigam zugeführt ward, zu ihrem Aga; ich mußte überall ihre Schritte bewachen, wo sie auch ging.

„Die frühere Geschichte ward verschwiegen; ich lernte jedoch nach und nach mein Schicksal ertragen, blieb lange bei ihr und schwelgte in ihren Reizen, küßte und umarmte sie oft, bis sie, ihr Gemahl, ihr Vater und ihre Mutter starben; ich kam dann in den Fiskus, wo ich blieb, bis ich mich zu euch gesellte, meine Freunde! Das ist die Ursache warum ich so verunstaltet bin."

Der zweite Sklave sprach dann: „Wisset, meine Brüder! meine Geschichte beginnt mit meinem Alter von acht Jahren, wo ich geraubt ward; ich log jedes Jahr die Sklavenhändler so an und hetzte sie so hinter einander, bis sie meiner überdrüssig wurden, mich einem Mäkler übergaben und ausrufen ließen: Wer kauft einen Sklaven mit seinem Fehler? Man fragte den Mäkler: Worin besteht sein Fehler? Die Antwort



war: Er sagt jedes Jahr eine Lüge! Zuletzt kam ein großer Kaufmann, der einen Maulesel ritt, zum Mäkler und fragte: Wie viel muß ich mit seinem Fehler für ihn geben? Er antwortete: Sechshundert Dirham. Der Kaufmann sagte: Gut, und du

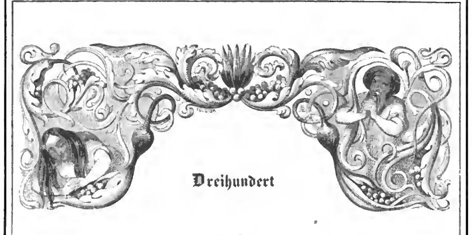
sollst auch noch für dich zwanzig Dirham haben. Der Mäkler brachte ihn zum Sklavenhändler, der von ihm das Geld nahm; ich aber ward in das Haus des Kaufmanns geführt, woselbst der Mäkler den Preis empfing. Der Kaufmann aber kleidete mich anständig und behielt mich bei sich ein ganzes Jahr, während dessen ich ihm treu diente. Als das neue Jahr kam, das ein sehr gesegnetes und fruchtbares an allen Gewächsen war, gaben die Kaufleute jeden Tag Mahlzeiten. Nun kam auch die Reihe an meinen Herrn, einen großen Schmaus in einem Garten außerhalb der Stadt zu geben. Allerlei Speisen, und was sonst die Prachtliebe kennt, wurden aufgestellt, und die Gäste aßen und tranken und unterhielten sich fröhlich bis Mittag. Da brauchte mein Herr etwas aus dem Hause und sagte zu mir: Sklave! nimm den Maulesel, reite nach Hause und bringe mir von deiner Herrin dieses und jenes, und komme schnell zurück! Ich befolgte den Befehl meines Herrn und ritt nach Hause. Als ich in der Nähe des Hauses ankam, schrie und weinte ich so laut, daß alle Leute aus dem Quartier, Groß und Klein, sich versammelten; auch die Frau und die Tochter meines Herrn hörten mich schreien, öffneten die Thüre und fragten mich, was es gäbe? Ich sagte unter Thränen: Mein Herr saß unter einer alten Mauer, um seine Nothdurft zu verrichten, als sie einfiel; wie ich das sah, nahm ich den Maulesel und ritt schnell daher, um es euch zu berichten. Wie die Frau und die Töchter dies hörten, schrien sie, zerrissen ihre Kleider, schlugen sich in's Gesicht, und die Nachbarn und alle Diener liefen wegen ihres lauten Jammers zusammen. Die Frau meines Herrn aber warf, außer sich, alle Geräthschaften des Hauses untereinander, zerstörte alle Mobilien und Divane, zerbrach Fenster und Läden, und beschmierte Alles mit Koth und Indigo. Als sie wieder etwas zu Besinnung kam, sagte sie mir: Wehe dir, Kafur! hilf mir und zerbreche alles dieses Geschirr, die chinesischen Gefäße, Flaschen u. s. w. Ich folgte ihrem Befehl und verwüstete alle Geräthschaften des Hauses, ging auf die Terrasse, zerstörte Alles, was nur zu vernichten war von chinesischen Gefäßen im Hause, und schrie: Wehe, mein Herr! Dann ging meine Herrin mit entblößtem Gesichte, nur den Kopf bedeckt,[1] aus dem Hause mit ihren Söhnen und Töchtern, und sagte mir: Kafur! geh vor uns her und zeige uns, wo dein Herr unter der Mauer todt liegt, daß wir ihn unter dem Schutte hervorziehen, in einem Kasten nach Hause tragen und dann mit Pomp beerdigen. Ich schritt vor ihnen her und rief in einem fort: Wehe, mein Herr! Sie aber folgten mir mit entblößtem Gesichte und schrien: Wehe! Wehe! der Mann! Es

[1] Die Araberinnen entblößen, wie die Jüdinnen, noch eher ihr Gesicht, als ihre Haare.

blieb kein Mensch aus dem Quartiere zurück, kein Mann und keine Frau, kein Mädchen und kein Knabe, keine Junge und keine Alte, Alles ging mit, schrie laut, schlug sich in's Gesicht und weinte heftig. Ich durchzog die Stadt mit ihnen, alle Leute aber fragten, was geschehen sey? Als man ihnen erzählte, was man gehört, sagten die Leute unter einander: Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! Das war ein vornehmer Mann, laßt uns zum Polizeiobersten gehen und ihn davon in Kenntniß setzen."

Scheherſad bemerkte, daß es Tag wurde, und setzte die Erzählung in der folgenden Nacht fort, wie folgt:





Dreihundert und vierzigste Nacht.

„Als sie zum Polizeiobersten kamen und ihm die Geschichte erzählten, ritt er selbst aus, nahm Feldmesser, Arbeiter und Körbe mit; Alle folgten mir, ich aber schlug mich immer in's Gesicht, schrie in einem fort und eilte voraus, so daß ich meine Herrin und ihre Kinder hinter mir ließ; dann streute ich Erde auf meinen Kopf, ging in den Garten und rief laut: O meine Herrin, meine Herrin! Wehe! Wehe! wer wird sich meiner erbarmen! wäre ich doch morgen bei ihr! Als mein Herr mich sah, erschrack er, ward blaß und sagte: Was ist dir, Kafur? was gibt's? Ich antwortete: Herr! als du mich nach Hause schicktest, um dir etwas zu holen, fiel die Mauer des Saales auf meine Herrin und ihre Kinder, gerade wie ich in's Haus treten wollte. Er fragte: Ist deine Herrin nicht gerettet? Ich antwortete: Nein, bei Gott, Herr! es ist Niemand entkommen und meine alte Herrin ist zuerst gestorben. — Ist auch meine kleine Tochter nicht entkommen? — Nein! — Und der Maulesel, der ist doch unbeschädigt? — Nein, bei Gott, Herr! die Mauern des Hauses und des Stalles sind über sie gefallen, und über die Schafe, Gänse und Hühner, und alle sind zu einem Haufen Fleisches geworden. Nichts ist verschont geblieben. — Auch nicht dein alter Herr? — Nein, bei Gott! Niemand ist entkommen; es ist von Haus und Bewohnern keine Spur mehr

geblieben! — Als mein Herr dieses hörte, befiel Schrecken sein Gesicht, er war nicht mehr seiner mächtig, konnte nicht mehr aufrecht stehen, noch ein Glied rühren, und sein Rücken war wie gebrochen. Er zerriß sogleich seine Kleider, riß sich den Bart aus, schlug sich in's Gesicht, bis Blut floß, und schrie: Wehe! o Kinder! o Frau! o Unglück! wem ist je so etwas widerfahren? Seine Freunde, die Kaufleute, klagten und weinten mit ihm, bemitleideten ihn und zerrissen ihre Kleider. Mein Herr trat dann jammernd zum Garten hinaus, und war im Uebermaß seines Kummers wie betrunken wegen des großen Unglücks. Die Kaufleute folgten ihm. Auf einmal sahen sie einen mächtigen Staub und hörten ein großes Geschrei und Jammern. Wie sie die Kommenden betrachteten, war es der Polizeioberste mit den Vorgesetzten, dem ganzen Volk und der Familie des Kaufmanns hintendrein; Alle aber schrien und weinten und waren sehr niedergeschlagen. Mein Herr stieß zuerst auf seine Frau und Kinder, sprang, als er sie sah, erschrocken auf sie zu und rief: Wie geht's euch? was ist euch im Hause widerfahren? Sie aber sagten, als sie ihn sahen: Gott sey für deine Rettung gelobt! Sie umgaben ihn fröhlich, seine Kinder hingen sich an ihm fest und schrien: O Vater! gelobt sey Gott für dein Entkommen! Seine Frau war tief gerührt und kam fast von Sinnen, als sie ihn sah. Endlich sagte sie ihm: Bist du wohl, mein Herr? wie hast du dich gerettet? und was machen deine Freunde, die Kaufleute? Er dagegen fragte: Wie ist es euch im Hause gegangen? Sie antwortete: Wir sind ganz wohl, und unserm Hause ist nichts Böses widerfahren. Aber der Sklave Kafur kam zu uns mit entblößtem Haupte und zerrissenen Kleidern, und schrie: O mein Herr! und als wir ihn fragten: was gibt's, Kafur? antwortete er: Eine Gartenmauer ist auf meinen Herrn und die übrigen Kaufleute gestürzt und hat sie begraben. Da sagte mein Herr: Bei Gott! zu mir kam er so eben und schrie: O meine Herrin! o die Kinder meiner Herrin! Alle sind dir gestorben, o Herr! Bei diesen Worten erblickte er mich neben sich, wie ich immerfort schrie, Erde auf mein Haupt streute und meinen Turban zerrissen über meinen Hals herunter hängen hatte. Er rief mir zu und sagte zu mir: Wehe dir, verruchter Sklave! Sohn einer Hure! verdammtes Geschlecht! was hast du da für Unheil angestellt? Bei Gott! ich will dir die Haut von den Beinen reißen. Meine Antwort war: Bei Gott! Herr! du kannst mir nichts thun, denn du hast mich mit einem Fehler gekauft, und die Zeugen werden aussagen, daß bedungen worden ist, ich sage jedes Jahr eine Lüge; dies war nur erst eine halbe, und am Ende des Jahrs werde ich die andere Lüge sagen, so daß es eine ganze gibt. Er schrie mir zu: Du Hund! Sohn eines Hundes, ist das nur eine halbe Lüge? wahrlich, du bist mir ein großes Unglück. Geh fort

von mir! sey frei im Angesichte Gottes! Ich sagte ihm: Bei Gott! ich nehme deine Freiheit nicht an, bis das Jahr zu Ende ist und ich die andere Hälfte gelogen habe. Wenn die Lüge ganz ist, dann kannst du mich auf dem Markte mit meinem Fehler verkaufen, so wie du mich gekauft hast, denn ich treibe kein Handwerk, von dem ich mich ernähren kann, und das, was ich dir hier sage, ist ganz dem Gesetze gemäß.

„Während wir so sprachen kamen das ganze Volk und alle Leute aus dem Quartiere, Männer und Weiber, zuletzt auch der Polizeioberste mit seinen Leuten; mein Herr und die übrigen Kaufleute gingen zu ihm, erzählten ihm die Geschichte und sagten ihm, das sey nur eine halbe Lüge; wie sie das hörten, verwunderten sie sich über die Größe derselben, verfluchten und schimpften mich; ich aber lachte und sagte: Wie kann mein Herr mir etwas thun, da er mich mit diesem Fehler gekauft? Als nun derselbe in sein Haus kam und es ganz verwüstet fand, denn ich hatte das Meiste und Beste zerstört und so viel zerbrochen, daß es ein ganzes Vermögen ausmacht, und ebenso seine Frau, da sagte ihm diese: Kafur hat alles Geschirr und alle chinesische Gefäße zerbrochen! Sein Zorn nahm zu, er schlug die Hände zusammen und sagte: Bei Gott! in meinem Leben habe ich keinen größeren Schurken, wie dieser Sklave ist, gesehen, und noch behauptet er, das sey nur eine halbe Lüge; wie muß erst eine ganze seyn? Damit würde er eine oder zwei Städte zu Grunde richten. Er ging dann im heftigsten Zorn zum Polizeiobersten, dieser ließ mich eine saubere Bastonade verschlucken, so daß ich das Bewußtseyn verlor.



Während ich ohnmächtig dalag, holte er schnell einen Barbier und ließ mich verunstalten; als ich daher wieder zu mir kam, war ich ein Verschnittener, und mein Herr sagte mir: Wie du mein Herz betrübt hast über das Kostbarste, das ich besaß, so werde ich dich auch als Scheusal von mir stoßen. Dann verkaufte er mich sehr theuer, denn ich war nun ein Verschnittener (also mehr werth); doch hörte ich nicht auf, Unheil zu stiften, und kam von einem Emir zum andern, von einem Großen zum andern, ward immer verkauft und gekauft, bis ich endlich in's Schloß des Fürsten der Gläubigen kam. Nun ist meine Seele zerknirscht, und ich fühle Reue über meine Schandthat."

Als die beiden Sklaven, seine Freunde, dies hörten, lachten sie laut über ihn und sagten: „Du bist ein Witzkopf, Sohn eines Witzkopfs! Du hast eine abscheuliche Lüge ersonnen." Dann sprachen sie zum dritten Sklaven: „Erzähle du nun deine Geschichte." Dieser sagte: „Höret, Freunde! was ihr erzählt habt, ist nichts neben dem, was ich euch über meine Verunstaltung erzählen will, denn, bei Gott! ich hatte mehr (als diese Strafe) verdient."

Die Sultanin Scheherſad bemerkte hier den Anbruch des Tags und brach in ihrer Erzählung ab, um den Sultan von Indien aufstehen und an seine gewöhnlichen Geschäfte gehen zu lassen. In der nächsten Nacht fuhr sie aber folgendermaßen fort:





Dreihundert und einundvierzigste Nacht.

Der dritte Sklave aber sprach: „Bei Gott! ich habe vieles Schändliche begangen, doch meine Geschichte ist lang, es ist jetzt keine Zeit, sie zu erzählen; denn seht, meine Vettern! der Tag ist schon nahe; wenn er anbricht und man diese Kiste bei uns sieht, so sind wir verrathen und kommen um's Leben; nehmt euch in Acht! man wird bald das Stadtthor öffnen. Sobald es geöffnet wird und wir in unser Schloß kommen, werde ich euch erzählen, wie ich Verschnittener geworden bin." Er kletterte dann über die Mauer, öffnete die Thüre, legte das Licht ab, und sie gruben ein Grab so lang und so breit, als die Kiste, zwischen vier Gräbern. Kafur schaufelte die Erde auf und Sawab trug sie in Körben weg, bis sie die Tiefe eines halben Mannes gegraben hatten, dann legten sie die Kiste in das Grab, bedeckten sie wieder mit Erde, gingen weg und schlossen das Grabmal wieder. Ghanem sah bald nichts mehr von ihnen. Als er sich nun sicher und allein wußte, ward er begierig, zu wissen, was in der Kiste sey. Er wartete ein wenig, bis die Morgenröthe heranbrach und es hell ward, dann stieg er vom Baume herunter, scharrte die Erde mit der Hand weg, bis er zur Kiste gelangte; schlug das Schloß mit einem großen Stein auf, nahm den Deckel herunter, sah hinein und erblickte ein Mädchen, das von einem Schlaftrank

betäubt leise athmete; sie war sehr schön und reizend, hatte einen reichen Schmuck, der das Reich eines Sultans werth war, und den man gar nicht mit Geld schätzen konnte. Ghanem merkte wohl, daß man sich gegen sie verschworen und ihr einen Schlaftrank gegeben hatte. Er suchte ihr zu helfen, indem er sie aus der Kiste herauszog und auf den Rücken in's Freie legte. Als sie frische Luft schöpfte und ihr der Wind in die Nase blies, fing sie an zu nießen und tief Athem zu holen. Mit einem Male fiel ihr ein Stück kretensisches Bendj aus dem Halse, so groß, daß, wenn ein Elephant daran gerochen hätte, er auch von einer Nacht zur andern hätte schlafen müssen. Sie öffnete hierauf ihre Augen, warf ihre Blicke umher und sagte mit klarer Stimme: „Wehe dir, Wind! der den Durstigen labt, o Rose des Gesättigten, Blume des Gartens!" (lauter Namen ihrer Sklavinnen.) Niemand antwortete; sie rief weiter: „O Morgenröthe! Perlenbaum! Licht der Leitung! Morgenstern! Wehe dir, Lust! Freude! Süßigkeit! Anmuth! sprecht doch!" Niemand aber antwortete; sie warf dann ihre Blicke umher und sagte: „Wehe mir! durch schändlichen Verrath begrabt ihr mich zwischen den Gräbern bis zum Auferstehungstag; wer hat mich aus meinen Gemächern auf diesen Leichenacker gebracht?" Ghanem stand ihr zur Seite, während sie so sprach; endlich sagte er ihr: „O meine Gebieterin! laß die Gemächer, Schlösser und Gräber! hier steht dein durch Liebe verzauberter Sklave Ghanem, Sohn Ijubs, den der, der alle Geheimnisse kennt, zu dir geschickt hat, um dich aus dieser Noth zu retten, und durch den alle deine Wünsche in Erfüllung kommen mögen!" Sie gab ihm keine Antwort, sah endlich ihre Lage ein und sagte: „Es gibt keinen Gott, außer Gott, und Mohamed ist sein Prophet." Sie wandte sich dann zu Ghanem, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und fragte mit süßer Stimme: „O gesegneter Jüngling! wie bin ich hierher gekommen? ich bin eben erst erwacht." Er antwortete: „Meine Gebieterin! drei Sklaven haben dich in dieser Kiste hierher gebracht," und er erzählte ihr Alles, was vorgefallen und wie er die Nacht hier zugebracht und sie vom Tode gerettet habe. Er verlangte ihre Geschichte zu wissen, sie aber sprach: „Gelobt sey Gott, der mich in die Hand eines Mannes, wie du bist, gegeben hat! Steh' jetzt auf, lege mich in die Kiste, bringe mich auf die Straße und miethe den ersten Esel oder Mauleseltreiber, daß er die Kiste in dein Haus bringe; wenn wir dort angekommen, sollst du meine Geschichte hören, und es wird dir um meinetwillen gut gehen. Er freute sich, ging zum Grabmal hinaus, und schon leuchtete der Tag recht hell. Die Leute gingen schon aus und ein. Er miethete einen Mann mit einem Maulesel, brachte ihn an's Grabmal, lud ihm die Kiste auf, in die er das Mädchen gethan, das er schon





heftig liebte, und ging freudig mit ihr davon; denn sie war zehntausend Dinar werth und hatte allerlei Schmuck an, der mit großen Schätzen nicht hätte bezahlt werden können. Er konnte nicht erwarten, bis er nach Hause kam, die Kiste ablud, sie öffnete und das Mädchen herausnahm. Als sie sich umsah, fand sie eine anständige Wohnung mit Teppichen von angenehmer Farbe belegt, und merkte, daß Ghanem ein vornehmer Kaufmann war; sie sah auch allerlei Waaren und Ballen, und dachte: „Der muß ein reicher Mann seyn." Sie entschleierte dann ihr Gesicht und sah immer mehr, daß er ein hübscher Mann war; ihr Herz glühte in Liebe zu ihm. Sie sagte ihm: „O Herr! laß uns doch essen!" Ghanem antwortete: „Bei meinem Haupte und meinen Augen!" Er ging dann auf den Markt und kaufte gebratenes Hammelfleisch und eine Schüssel süße Speise, nahm auch Früchte und Wachslichter mit u. s. w., auch Wein und allerlei Wohlgerüche, und brachte Alles nach Hause. Als das Mädchen ihn sah, lachte es und grüßte ihm freundlich entgegen; seine Liebe zu ihm wuchs immer mehr. So aßen und tranken sie und scherzten mit einander, bis es Nacht ward; ihre Liebe aber war gleich stark, denn sie waren Beide jung und schön. Als es Nacht war, stand der zärtlich liebende Ghanem auf, zündete Wachslichter und Lampen an und brachte die Weingefäße herbei; sie setzten sich zusammen; er schenkte ihr ein und gab ihr zu trinken, dann füllte sie den Becher und reichte ihn Ghanem; sie scherzten und lachten und recitirten Verse, waren höchst vergnügt und ihre Liebe ward immer heftiger. Gelobt sey der, der den Herzen Liebe einflößt! So fuhren sie fort bis nahe am Morgen, da bemächtigte sich ihrer der Schlaf, sie legten sich Jedes an einen besondern Platz schlafen. Des Morgens stand Ghanem auf, ging auf den Markt und kaufte wieder, was er brauchte, an Gemüse, Fleisch und Wein, und brachte es nach Hause. Sie

setzten sich wieder zusammen, aßen, bis sie satt waren; Ghanem ließ Wein bringen, wovon sie tranken, bis ihre Wangen sich roth färbten und die erregte Glut den Schlaf aus ihren Augen entfernte. Ghanem brannte vor Begierde, das Mädchen zu küssen, und sprach zu ihr: „Erlaube mir doch, dich zu küssen, denn mich verzehrt die Sehnsucht nach dir!“ Sie antwortete: „Warte, Ghanem, bis ich trunken bin und nichts mehr von mir weiß, dann werde ich es dir erlauben.“

Mit diesen Worten stand sie auf, in ihren Blicken war auch ein Schmachten der Liebe sichtbar. Ghanem entbrannte nur um so heftiger in Sehnsucht nach ihr. Er sprach: „Herrin, gestatte mir, was ich von dir gefordert.“ Sie aber antwortete: „Ich darf nicht; denn um meinen Gürtel ist ein hartes Wort geschrieben, und ich gehöre dem Beherrscher der Gläubigen.“ Ghanems Herz brach, sein Schmerz war groß, als er seinen Wunsch unbefriedigt sah, und er sprach folgende Verse:

„Ich bat die, die mich liebeskrank gemacht, um einen Kuß, um zu genesen; sie aber antwortete: Nein, nein, niemals! Ich sagte zu ihr: Ich bitte dich, laß es gern geschehen. Sie aber antwortete: Nur mit Gewalt. Ich erwiderte ihr: Nicht mit Gewalt, sondern mit deiner Einwilligung. Endlich sagte sie: Thue es heimlich. Ich antwortete: Nein, es muß mit deinem Wissen geschehen. Der Reiz des Kusses besteht darin, daß die Geliebte ihn erwidert; küsse mich daher mit der Inbrunst deiner Seele und mache mich dadurch für immer zu deinem Sklaven.“

Da bemerkte die Sultanin Scheherfad den Tag und schloß die Erzählung, um die folgende Nacht fortzufahren:





Dreihundert und zweiundvierzigste Nacht.

Ghanems Leidenschaft ward immer heftiger und sein Herz mächtig von Liebe entflammt. Sie aber sträubte sich immer und sagte: „Ich kann dir's nicht gewähren." Sie unterhielten sich so liebend mit einander, und Ghanem schwamm im Meere der Liebestrunkenheit, sie aber blieb immer würdevoll und unerbittlich, bis die Nacht sie überfiel, die den Saum des Schlafs über die Menschen herabhängt. Dann stand Ghanem auf, zündete die Lampen und Wachslichter an, brachte Alles wieder in Ordnung, nahm ihre Füße, küßte sie und fand sie wie frische Butter; er streichelte sein Gesicht darauf und sagte: „O meine Herrin! habe doch Mitleid mit dem Gefesselten deiner Liebe und mit dem Getödteten deiner Augen. Mein Herz wäre ja ganz gesund ohne dich!" Sie erbarmte sich seines Kummers und sagte ihm: „O mein Herr! Licht meiner Augen! bei Gott! ich liebe dich und halte fest an dir, doch nimmermehr darfst du mich küssen." Er sagte: „Und was hindert mich?" Sie antwortete: „Ich will dir heute Nacht eine Geschichte erzählen, du wirst mich dann entschuldigen."

Ghanem war neugierig, sie zu hören, und ward immer heftiger in seinem Flehen, daß sie ihn das Ziel aller seiner Wünsche erreichen lasse und seinen Kuß erwidern möge. Einmal versprach sie es auf den andern Tag; als der andere Tag jedoch anbrach, floh sie ihn abermals und erwiderte: „Du sollst es endlich wissen, warum ich deine Bitte

nicht erhöre; denn mein Herz muß brechen, wenn ich dich länger deinen Kummer tragen lassen wollte, ohne zu versuchen, ob ich denselben lindern kann.“ Sie nahm dann ihren Gürtel und sprach: „Lese, Herr, was hier geschrieben steht.“ Ghanem nahm ihn und las die in Gold gestickten Worte: „Ich gehöre dir und du gehörst mir, o Vetter des Propheten.“



Hierauf erzählte sie wie folgt: „Wisse, ich bin die Geliebte des Chalifen, des Fürsten der Gläubigen; mein Name ist Kut Alkulub und ich ward im Schlosse des Chalifen erzogen. Als ich heranwuchs und der Chalif mich und meine mir von Gott erhaltene Schönheit und Anmuth sah, liebte er mich sehr, bestimmte mir eine eigene Wohnung und gab mir zehn Sklavinnen zu meiner Bedienung, auch schenkte er mir den Schmuck, den du hier siehst. Als eines Tages der Chalif abgereist war, kam die Frau Subeida zu einer meiner Dienerinnen und sagte: Ich möchte was von dir. Die Sklavin sagte: Dein Wille ist mir Befehl, o Herrin! Subeida aber sprach: Wenn deine Herrin schläft, so stecke ihr dieses Stück Bendj in die Nase oder mische es in ihr Getränke; ich werde dir Geld genug geben! Die Sklavin antwortete: Recht gern, freute sich des Geldes und nahm den Bendj; auch war sie froh, denn sie war früher der Frau Subeida Sklavin gewesen, kam und warf den Bendj in mein Getränke, worüber ich schlaftrunken ward und auf den Boden fiel. Ich war wie todt und ganz

in einer andern Welt. Als diese Schändlichkeit gelungen war, legte sie mich in diese Kiste, ließ dann die Sklaven heimlich kommen und bestach sie, ebenso die Pförtner; so wurde ich in der Nacht, wo du auf dem Dattelbaum schliefest, hinausgetragen, und man verfuhr mit mir wie du gesehen hast, bis du mir als Retter nahtest, mich hierher brachtest und so treulich verpflegtest. Das ist meine Geschichte. Du kennst nun meinen Rang und wirst meine Geschichte geheim halten."

Als Ghanem hörte, daß sie des Chalifen Geliebte sey, fuhr er zurück aus Ehrfurcht vor dem Chalifen, setzte sich allein auf eine Seite des Gemachs, machte sich Vorwürfe und flößte seinem Herzen Stärke ein. Seine Liebe zu einem Gegenstande, den er nicht sein nennen durfte, machte ihn ganz verwirrt; im heftigen Schmerz und in seinen Klagen über das Schicksal sprach er folgende Verse:

„Das Herz des Geliebten vergeht in Sehnsucht wegen seiner Freundin, er ist seines Verstandes wegen ihrer wunderbaren Schönheit beraubt; man fragte ihn: Wie schmeckt die Liebe? und er antwortete: Die Liebe ist süß, doch ist vieles Bittre dabei."

Kut Alkulub stand dann auf und sah ihn mitleidsvoll an, aber die Liebe zu ihr ward immer mächtiger in seinem Herzen, denn sie gestand ihm auch die ihrige. Ihre Augen redeten die Sprache der Sehnsucht, er aber that sich alle Gewalt an, aus Furcht vor dem Chalifen; sie unterhielten sich, im Meere ihrer Liebe versunken, mit einander, bis der Tag anbrach. Dann stand Ghanem auf, kleidete sich an und ging, wie gewöhnlich, nach dem Markte, kaufte ein, was er brauchte, und kehrte wieder nach Hause zurück, wo er Kut Alkulub weinend fand. Als sie ihn aber sah, hörte sie auf zu weinen und sagte lächelnd zu ihm: „Es ist mir bange während deiner Abwesenheit geworden, o Geliebter meines Herzens! Bei Gott! die Stunde, die du fern von mir zubringst, wird mir zu einem Jahre. Ich habe dir nun meinen Zustand dargestellt, laß uns jetzt an die Vergangenheit nicht weiter denken und ganz dem Augenblicke leben." Ghanem sprach: „Seit ich weiß, daß du dem Beherrscher der Gläubigen gehörst, betrachte ich jede Minute, die ich mit dir zubringe, als einen Raub, den nur der Tod büßen kann." Er riß sich dann von ihr los und setzte sich auf die Matte. Durch Ghanems Weigerung aber ward ihre Liebe nur noch heftiger, sie setzte sich an seine Seite, unterhielt ihn und scherzte mit ihm; er ward liebestrunken und schmachtete in Sehnsucht. Er sang dann folgende Verse:

„Das Herz des Gefesselten wird bald zerbröckeln; wie lange noch dieses Abwenden von mir? wie lange noch? O du, der du dich von mir ohne meine Schuld abwendest! pflegen doch liebende Gazellen sich zu vereinigen; weite Trennung und lange Entfernung, so viel kann kein Mann ertragen."

Sie vermischten dann ihre Thränen und tranken, bis es Nacht ward. Dann stand Ghanem auf und sprach: „Wir müssen uns trennen und dürfen nicht länger zusammen leben; denn was dem Beherrscher der Gläubigen gehört, muß für den Sklaven heilig seyn." Sie sagte: „Herr, thu' dies nicht! laß jene Gedanken! Eine Trennung von dir würde mich das Leben kosten;" er aber weigerte sich. Die Liebesflamme entbrannte immer mehr in ihrem Herzen, sie hing sich an ihn und sagte: „Bei Gott! wir wollen uns nicht mehr trennen." Seine Liebe aber war stärker als die ihrige, und er näherte sich ihr nun nicht mehr anders als in Ehrfurcht, die der Geliebten des Chalifen gebührt. Ihre Sehnsucht aber nahm immer zu und wuchs während der drei Monate, die sie zusammen verlebten. Kut Alkulub sang endlich mit müdem Herzen folgende Worte:

„Wunder der Schönheit! wie lange noch diese Ausflüchte? Was ist der Grund, daß du dich von mir abwendest? Du umfassest alle Arten und Zweige der Schönheit und Anmuth, flößest jedem Herzen Liebespein ein und vertreibst den Schlaf aus jedem Auge."

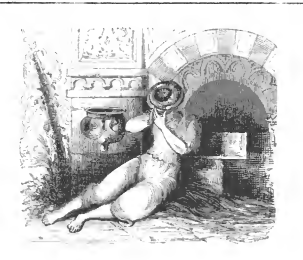
So lebten sie lange in diesem Zustande, o König der Zeit! und Ghanem hielt sich in Ehrfurcht von ihr fern. Das ist's, was den liebeskranken Ghanem angeht; was aber die Frau Subeida betrifft, so war sie mit Kut Alkulub in der Abwesenheit des Chalifen so verfahren; nun er aber zurückkehren sollte, war sie verlegen, irgend eine List zu erdenken, um dem Chalifen zu antworten, falls er nach ihr fragte. Sie eröffnete ihr Geheimniß einer alten Frau, die sie bei sich hatte, und sagte ihr: „Was soll ich thun, da der Chalif Kut Alkulub über alle Maßen liebte?" Als die Alte ihre Absicht errieth, sagte sie: „Wisse, meine Gebieterin! die Ankunft des Chalifen ist nahe. Schicke zum Schreiner, daß er eine Menschenfigur aus Holz mache, und laß ein Grab mitten im Schlosse graben, wir begraben hier diese Figur, bauen eine Wohnung hierher, und zünden Wachslichter und Lampen an, du aber befiehlst Allen, die im Schlosse sind, daß sie sich schwarz kleiden, und sagst deinen Sklavinnen und Dienern, daß, sobald sie die Rückkehr des Chalifen erfahren, sie Koth in den Eingang (des Palastes) werfen, und wenn er dann fragt, warum das geschehe? so sage ihm: Kut Alkulub ist gestorben; Gott vermehre deinen Lohn ihretwillen! Sagt auch, Ihr habt sie hier im Schlosse begraben, weil sie Euch so theuer war. Wenn der Chalif dies hört,

wird er weinen, und es wird ihm ihretwillen leid thun, er wird den Koran für sie lesen lassen und an ihrem Grabe wachen; vielleicht wird er auch sagen: Meine Base, die Frau Subeida, hat vielleicht dies aus Eifersucht gegen Kut Alkulub gethan. Der Verdacht wird vielleicht so stark bei ihm werden, daß er sie wird ausgraben lassen: wenn dies geschieht und er diese Figur sieht, die einem Menschen gleicht, und in das schönste Leichengewand eingehüllt seyn wird, so wird er auf sie zulaufen wollen; halte ihn alsdann zurück, ebenso deine Leute, und sagt ihm: Es ist eine Sünde, ein todtes Mädchen zu sehen; er wird dann glauben, daß sie wirklich todt sey, sie wieder beerdigen lassen und dir für deine That danken. Auf diese Weise hilfst du dir aus dieser Verlegenheit."

Die Frau Subeida fand diese Worte gut, schenkte ihr eine bedeutende Summe und befahl ihr, so zu thun, wie sie gesagt. Die Alte ging sogleich zum Schreiner und bestellte die oben erwähnte Figur, und brachte sie, als sie fertig war, der Frau Subeida; diese hüllte sie in ein Leichengewand, zündete Wachslichter und Lampen an, legte Teppiche um das Grab herum, kleidete sich schwarz und befahl den Mädchen, dasselbe zu thun. Auf einmal war die Nachricht im Schlosse verbreitet: Kut Alkulub sey todt. Als der Chalif nachher von seiner Reise zurückkehrte und in das Schloß kam, wo er alle Diener und Sklavinnen schwarz gekleidet sah, zitterte sein Herz. Er ging zur Frau Subeida, die auch schwarz gekleidet war, und fragte nach der Ursache, und man erzählte ihm, Kut Alkulub sey gestorben. Er ward sehr betrübt und fiel in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, erkundigte er sich nach ihrem Grabe; die Frau Subeida aber sagte ihm: „Wisse, o Fürst der Gläubigen! weil sie mir so theuer war, ließ ich sie im Schlosse begraben." Der Chalif ging in seinen Reisekleidern zum Grabe, wo er die aufgelegten Teppiche, Wachslichter und Lampen sah.

Er dankte ihr zwar für ihre That, doch zweifelte er noch immer und wußte nicht, ob er ihr glauben solle oder nicht. Er ließ daher das Grab aufgraben und sie herausnehmen; wie er aber das Todtengewand sah, fürchtete er sich vor Gott, wie es die Alte vorher gesagt, und befahl, daß man sie wieder an ihren Ort zurücklege, ließ sogleich die Geistlichen und Koranleser rufen, setzte sich neben ihr Grab und weinte, bis er in Ohnmacht fiel. Einen ganzen Monat brachte er so an ihrem Grabe zu.

Mit diesen Worten hielt ScheherSad inne, und fuhr die darauf folgende Nacht fort:



Dreihundert und dreiundvierzigste Nacht.

Während der Chalif so am Grabe schlief und die Veziere und Großen alle nach Hause gegangen waren, saßen zwei Sklavinnen bei ihm, eine zu Kopfe und eine zu Füßen. Wie er erwachte und die Augen öffnete, hörte er, wie eine Sklavin zur andern sagte: „Wehe dir, Chisaran!“ Diese erwiderte: „Was ist, Kadhib?“ Sie sagte: „Unser Herr weiß nicht, was vorgefallen; er wacht hier an einem Grabe, in dem nur eine hölzerne Figur liegt, die ein Schreiner gemacht.“ Chisaran fragte: „Und was ist denn aus Kut Alkulub geworden?“ Kadhib antwortete: „Wisse, die Frau Subeida hat ihr durch eine Sklavin einen Schlaftrank geschickt, und als dieser wirkte, hat sie sie in eine Kiste gelegt und durch Sawab und Kafur in ein Grabmal werfen lassen.“ Da sagte Chisaran: „Kut Alkulub ist also nicht gestorben?“ Jene antwortete: „Nein, bei Gott! sie ist dem Tode entronnen; ich habe gehört, wie die Frau Subeida gesagt hat, sie wohne schon seit vier Monaten bei einem jungen Kaufmanne, Ghanem, der Damascener genannt, während unser Herr hier für Nichts seine Nächte durchweinte.“ Als die Sklavinnen ihr Gespräch, das der Chalif angehört hatte, vollendeten, und er daraus die wahre Geschichte erfuhr, und wußte, daß dieses Grab nur zum Scheine und zum Betrug hier war, erzürnte er sich sehr und ging zu den Großen seines Reiches. Auf dem Wege dahin begegnete er seinem Vezier Djafar,

der die Erde vor ihm küßte; der Chalif aber sagte ihm im Zorne: Geh, Dsafar! frage nach dem Hause des Ghanem, Sohn Ijubs, dringe in sein Haus und bringe mir meine Sklavin Kut Alkulub und auch ihn, daß ich ihn strafe!“ Dsafar ging nach dem Hause Ghanems, der Polizeioberste und die ganze Welt begleitete ihn. Ghanem kam eben mit einem Topfe voll Fleisch zurück, das er mit Kut Alkulub essen wollte; als sie jedoch ihre Blicke umherwarfen, sahen sie das Haus von dem Vezier, dem Polizeiobersten, von Dienern und Mamelucken mit gezogenem Schwerte umgeben, wie das Weiße vom Auge das Schwarze umgibt. Sie merkte gleich, daß der Chalif Nachricht von ihr erhalten, und war ihres Unterganges gewiß; sie ward blaß, verlor ihre Reize, sah ihren Geliebten an und rief ihm zu: „O mein Geliebter, rette dein Leben!“ Er sagte: „Wie soll ich entfliehen, da mein Geld und mein ganzes Vermögen hier im Hause sind?“ Sie antwortete: „Zaudre nicht, sonst verlierst du Gut und Leben, ehe es Abend wird.“ Er sagte: „O Geliebte! Licht meines Auges! wie soll ich's machen, um zu fliehen? Sie haben ja schon das Haus umzingelt.“ Sie erwiderte: „Fürchte nichts!“ Hierauf entkleidete sie ihn, zog ihm alte zerlumpte Kleider an, entstellte sein Gesicht, nahm den Topf, in welchem er das Fleisch gebracht hatte, und legte ihn auf seinen Kopf, that ein Stück Brod und eine Schüssel Speise hinein und sagte: „Geh durch diese List fort und denke meiner nicht! ich weiß, was ich vom Chalifen zu erwarten habe.“ Ghanem befolgte ihren Rath, ging mit dem Topfe fort und ward nicht erkannt; Gott beschützte ihn und bewahrte ihn vor allem Bösen, nach seinem segenbringenden Willen.

Als der Vezier Dsafar an das Haus kam, stieg er vom Pferde ab, ging in's Haus und sah daselbst Kut Alkulub, die sich putzte und schmückte, und eine große Kiste mit Gold, Schmuck, Edelsteinen und andern leichten, aber doch werthvollen Dingen, vollpackte. Sie stand vor Dsafar auf, küßte die Erde vor ihm, und sprach: „Herr! der Kalam (göttliche Feder) hat geschrieben, was Gott beschlossen.“ [1] Er antwortete: „Bei Gott! der Chalif hat bloß den Tod über Ghanem verhängt.“ Sie sagte: „Wisse, er hat Waaren zusammengepackt und ist damit nach Damaskus gereist; ich habe keine Nachricht von ihm. Ich wünsche nun, daß du diese Kiste aufbewahrest und zum Fürsten der Gläubigen bringen lassest.“ Er antwortete: „Ich bin bereit, zu gehorchen.“ Er ließ dann die Kiste aufladen, ging mit Kut Alkulub, welche von Allen sehr ehrerbietig behandelt wurde, zum Chalifen, nachdem Ghanems Haus

[1] D. h. es ist Gottes Wille, daß ich durch deine Hand sterbe.

geplündert worden, und erzählte dem Chalifen, was vorgefallen. Der Chalif ließ Kut Alkulub in ein finsteres Gemach sperren, gab ihr eine alte Frau, mit dem Befehle, für ihre Bedürfnisse zu sorgen; er schrieb dann einen Befehl an den Statthalter von Damaskus, Mohamed, Sohn Suleimans, folgenden Inhalts: „Bei Empfang dieses Befehls nimm Ghanem, Sohn Ijubs, fest und sende ihn mir!" Als dieser den Befehl erhielt, küßte er ihn, legte ihn auf sein Haupt, und ließ auf allen Straßen ausrufen: „Wer plündern will, der gehe in das Haus Ghanems." Sie gingen in sein Haus und fanden daselbst seine Mutter und seine Schwester, die ihm schon ein Grab gemacht hatten und über ihn weinten. Sie wurden ergriffen und ihr Haus geplündert, ohne daß sie wußten, warum. Dann wurden sie zum Sultan geführt, der sie nach ihrem Sohne Ghanem fragte. Sie antworteten ihm: seit einem Jahre hätten sie nichts mehr von ihm gehört; worauf sie wieder nach Hause geführt wurden.

Was aber den liebeskranken Ghanem angeht, so hatte er, als er seines Glücks beraubt ward und über seine Lage nachdachte, so lange geweint, bis ihm fast das Herz sprang und er auf sein Gesicht zu Boden stürzte; dann reiste er weit umher, bis er einst müde und hungrig in ein Dorf kam. Er ging daselbst in die Moschee, setzte sich auf einen Teppich und lehnte sich an die Wand an; in dieser Lage blieb er bis den andern Morgen, sein Herz aber klopfte ihm vor Hunger, vom vielen Schweiß war seine Haut mit Läusen bedeckt, die Reinigung fehlte ihm und er war unkenntlich geworden.

Als Morgens die Leute aus dem Orte zum Morgengebet kamen, fanden sie ihn sehr schwach und leidend vor Hunger, doch sah man an ihm noch Spuren eines frühern Wohlstandes. Als sie ihr Gebet verrichtet hatten, brachten sie ihm Wasser, womit er Hände und Füße wusch; sie brachten ihm auch ein altes Kleid, an dem die Aermel zerfetzt waren, zogen es ihm an und sagten ihm: „Fremder! woher bist du, und warum bist du so schwach?" Er öffnete seine Augen und weinte, antwortete aber nicht; als Einer von ihnen merkte, daß er hungrig war, brachte er Honig und Brod, und er aß davon ein wenig. Sie blieben dann bei ihm sitzen bis die Sonne aufging, dann begaben sie sich zur Arbeit. Ghanem blieb so einen Monat bei ihnen und ward immer schwächer und kränker. Die Leute weinten über ihn und beschlossen unter einander, ihn nach Bagdad in's Spital bringen zu lassen. Während dies vorfiel, kamen zwei Bettlerinnen zu ihnen; diese waren seine Mutter und seine Schwester. Als Ghanem sie sah, gab er ihnen das Brod, das er neben sich liegen hatte, und sie brachten die Nacht bei ihm zu, ohne daß er sie erkannte. Am folgenden Tag kamen die Bewohner jenes Orts mit einem Kameele und seinem Herrn, und sagten diesem: „Lade diesen Kranken

auf dein Kameel, und wenn du nach Bagdad kommst, so lege ihn an der Thüre des Spitals ab, vielleicht wird er geheilt, und dir bleibt der Lohn dafür." Er antwortete: „Ich werde es thun." Sie trugen dann Ghanem mit dem Teppich, auf dem er saß, aus der Moschee, seine Mutter und seine Schwester sahen ihn wieder, erkannten ihn aber immer noch nicht; doch sagten sie, als sie ihn näher betrachteten: „Dieser Kranke gleicht unserm Ghanem, wäre er es wohl selbst?" Ghanem kam indessen nicht eher zu sich, bis er schon auf dem Kameele festgebunden war; er weinte und jammerte; auch seine Mutter und Schwester weinten aus Mitleid mit ihm, ohne ihn zu kennen. Sie reisten dann nach Bagdad, wohin auch der Kameeltreiber Ghanem brachte.

Er wurde daselbst vor der Thüre des Spitals abgelegt, wo er bis den nächsten Morgen liegen blieb. Die Leute, die vorübergingen, blieben stehen, als sie einen fein gebauten Mann von edlem Aussehen in diesem jämmerlichen Zustande sahen. Endlich kam der Aufseher des Marktes hinzu, trieb die Leute von ihm weg und sagte: „Ich will durch diesen Jüngling das Paradies verdienen, denn wenn er in's Spital gebracht wird, so bringen sie ihn an einem Tage um." Er befahl daher seinen Jungen, ihn in sein Haus zu bringen, ließ ihm frisches Bett und Kissen geben, und sagte zu seiner Frau: „Pflege diesen Fremden recht gut!" Sie aber erwiderte: „Recht gerne!" rüstete sich, machte Wasser warm, wusch ihm Hände, Füße und den ganzen Körper, und zog ihm ein Kleid von einer ihrer Sklavinnen an, gab ihm einen Becher Wein und bespritzte ihn mit Rosenwasser. Er aber klagte und jammerte um seine Geliebte Kut Alkulub, und seine Trauer um dieselbe war sehr groß.

Als die Sultanin Scheherſad diese Worte sprach, bemerkte sie den Anbruch des Tages und schloß ihre Erzählung, in welcher sie in der folgenden Nacht also fortfuhr:





Dreihundert

und

vierundvierzigste Nacht.

Was aber Kut Alkulub angeht, so blieb diese achtzig Tage an dem finstern Orte, wohin sie der Chalif in seinem Zorne hatte einsperren lassen. Eines Tages ging der Chalif an ihrem Zimmer vorüber, und hörte, wie sie Verse recitirte; sie schloß ihren Gesang mit folgenden Worten:

„O mein Geliebter! o Ghanem! wie schön bist du! wie mild ist dein Herz! Du thust Gutes denen, die dir Böses thun, und achtest das Heiligthum dessen, der das deinige nicht schont; du beschützest die Frau dessen, der dich und die Deinigen gefangen nehmen ließ! Aber gewiß wirst du einst mit dem Fürsten der Gläubigen vor einem gerechten Richter stehen, und du wirst dann gerecht erscheinen an dem Tage, wo Gott Richter seyn wird, und seine Engel Zeugen!"

Als der Chalif dies hörte, merkte er, daß ihr Unrecht geschehen, und ging in sein Schloß zurück, von wo aus er ihr seinen Diener Masrur schickte. Als dieser zu ihr trat, beugte sie ihr Haupt, weinte und war sehr betrübt. Der Chalif sprach zu ihr:

„O Kut Alkulub! ich sehe, daß du mich tadelst, als ungerechten Richter anklagst, und höre dich sagen: ich thue Böses dem, der mir Gutes erwiesen; wer ist's, der meinen Harem gehütet?" Sie antwortete: „Ghanem, Sohn Ijubs, der Gefesselte, der Beraubte! denn ich schwöre dir bei deiner Gnade, er hat die Ehrfurcht vor deiner Sklavin nicht verletzt." Der Chalif sprach: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! O Kut Alkulub! wünsche dir, was du willst, du sollst es erhalten!" Sie antwortete: „Ich fordere meinen Geliebten!" Der Chalif gewährte ihr ihren Wunsch. Sie sagte weiter: „Ich wünsche, daß, wenn er erscheint, du mich ihm zur Frau gebest." Der Chalif erwiderte: „Das geschehe, und ich werde gewiß mein Wort heilig halten." Sie versetzte: „Erlaube mir, ihn zu suchen, vielleicht wird mich Gott mit ihm vereinen." Der Chalif antwortete: „Thu', was dir gut scheint!" Sie ging freudig weg, nahm tausend Dinar mit, besuchte die Aufseher und gab Almosen für ihn.

Am folgenden Tage begab sie sich wieder auf den Markt der Kaufleute, gab dem Aufseher einige Dirham, und sagte ihm: „Vertheile sie unter die Fremden!" Die folgende Woche ging sie wieder auf den Markt mit tausend Dinar; es war der Markt der Goldarbeiter und Juweliere. Sie rief den Aufseher, gab ihm tausend Dinar und sprach zu ihm: „Vertheile sie unter die Fremden!" Der Aufseher sagte ihr: „Herrin! in meinem Hause befindet sich ein junger Mann, der krank und deines Mitleids würdig ist, willst du nicht mit mir gehen, um den jungen Mann zu sehen?" (Dies war nämlich Ghanem, den der Aufseher nicht kannte, und den er für einen Verschuldeten hielt.) Als sie dies hörte, klopfte ihr das Herz und ihr Inneres kam in Bewegung. Sie sagte: „Schicke Jemanden mit mir in dein Haus!" Er gab ihr einen kleinen Jungen mit, der sie in sein Haus führte, und sie dankte ihm dafür. Als sie in's Haus trat, grüßte sie seine Frau und küßte die Erde vor ihr; diese erkannte sie. Kut Alkulub fragte dann: „Wo ist der Fremde, der bei dir wohnt?" Sie antwortete weinend: „Hier ist er auf dem Bette, schöne Frau! er sieht wohl wie einer aus der niedern Volksklasse aus, doch trägt er noch Spuren des Wohlstandes an sich." Kut Alkulub blickte nach ihm hin, er war aber so mager geworden, daß sie ihn nicht erkannte; sie weinte und sprach: „Der unglückliche junge Mann!" wußte aber nicht, daß es Ghanem war; doch hatte sie Mitleiden mit ihm, machte ihm Wein und verschiedene Arzneien zurecht. Nachdem sie eine Weile seinen Zustand beobachtet hatte, ritt sie wieder in ihr Schloß und besuchte ihn jeden Markttag. Eines Tages kam der Aufseher mit Ghanems Mutter und Schwester und sagte zu seiner Frau: „Gutes Weib! das Paradies wird

dir nicht verschlossen seyn;[1] sieh, so eben ist eine hübsche Frau mit ihrer Tochter in unsere Stadt gekommen, an denen noch Spuren frühern Glücks und Wohlstandes sichtbar sind; ihre Kleidung ist rauh und ärmlich, ihre Augen weinen und ihr Herz ist betrübt. Ich habe sie dir gebracht, damit du sie beherbergest und sie vor dem Betteln bewahrest." Sie antwortete: „Du machst mir Lust, sie zu sehen, wo sind sie?" Er erwiderte freudig: „Ich will sie dir herführen," und brachte sie wirklich in das Zimmer, wo auch Kut Alkulub war. Als diese Ghanems Mutter und Schwester sah und sehr



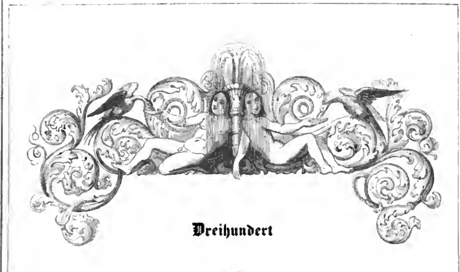
schön fand, hatte sie Mitleid mit ihnen und sprach: „Bei Gott! das sind vornehme Frauen, man sieht es ihnen wohl an." Die Frau des Aufsehers sagte: „Wir lieben die armen Leute des himmlischen Lohnes willen. Wer weiß, ob nicht die Tyrannei diese überfallen, ihre Güter geraubt und ihre Wohnung verwüstet hat." Die beiden Frauen weinten dann heftig, dachten an ihren frühern Wohlstand und ihre jetzige Armuth, erinnerten sich an Ghanem, weinten und Kut Alkulub weinte mit ihnen. Die Mutter Ghanems aber sprach: „Wir beten zu Gott, daß er uns mit dem vereinige, den wir aufsuchen, nämlich mit meinem Sohne Ghanem, Sohn Ijubs." Als Kut Alkulub dies hörte, wußte sie, daß die eine Frau die Mutter ihres Geliebten,

[1] Man ist in Europa der irrigen Meinung, daß die muhamedanische Religion den Frauen das Paradies verschließe.

und die andere seine Schwester sey; sie ward darüber auf's tiefste gerührt, und sagte: „Fürchtet nichts, seyd nicht betrübt! dieser Tag ist der erste euers Glücks und der letzte euers Elends."

Scheherſad bemerkte, daß es Tag wurde, und schloß ihre Erzählung, um in der folgenden Nacht fortzufahren:





Dreihundert

und

fünfundvierzigste Nacht.

Sie befahl dann dem Aufseher, ihnen hübsche Kleider anzuziehen und sie in's Bad zu führen, recht auf sie Acht zu geben und ihnen höchst ehrerbietig zu begegnen; zu dem Zwecke gab sie ihm eine bedeutende Summe Geldes. Am folgenden Tage ritt **Kut Alkulub** wieder nach dem Hause des Aufsehers und ging zu seiner Frau. Diese stand vor ihr auf, küßte ihre Hände und dankte für ihre Wohlthaten. Sie sah **Ghanems** Mutter und Schwester, die des Aufsehers Frau in's Bad gebracht und denen sie andere Kleider angezogen hatte, so daß man ihnen wohl ihren frühern Wohlstand wieder ansah. **Kut Alkulub** setzte sich zu ihnen und unterhielt sich eine Weile mit ihnen, dann fragte sie des Aufsehers Frau nach ihrem Kranken, diese aber antwortete: „Sein Zustand ist immer derselbe," und setzte hinzu: „Kommt, wir wollen einmal nach ihm sehen!" Sie traten alle Vier zu ihm und setzten sich nieder. Als **Ghanem**, der sehr dünn und mager geworden war, sie hörte, kam er wieder zu sich, hob seinen Kopf vom Kissen auf und rief: „O **Kut Alkulub**!" diese betrachtete ihn näher und schrie: „Hier bin ich!" Er sagte zu ihr: „Komm näher!" Sie fragte: „Bist du **Ghanem**, Sohn Ijubs?" Er antwortete: „Ja, ich bin es!" Als sie dies hörte, fiel sie in Ohnmacht. Auch seine Mutter und Schwester riefen: „O Freude!" und waren außer sich. Nach



einer Weile kamen sie wieder zu sich, da sagte Kut Alkulub: „Gelobt sey Gott! der mich mit dir, deiner Mutter und Schwester vereinigt!" Sie trat näher und erzählte ihm, was vorgefallen mit dem Chalifen, und sagte: „Ich habe ihm die Wahrheit entdeckt, er wünscht nun, dich zu sehen, und hat mich dir geschenkt," und er freute sich sehr darüber. Dann sagte Kut Alkulub: „Bleibt ihr Alle hier, bis ich wiederkehre." Mit diesen Worten erhob sie sich, ging in ihr Schloß und holte die Kiste, die sie aus Ghanems Hause gerettet hatte, nahm Geld heraus und sagte dem Aufseher: „Nimm dieses Geld und kaufe den Frauen vier paar Kleider und zwanzig Tücher, und was sie sonst brauchen." Hierauf führte sie die Frauen mit Ghanem in's Bad, ließ sie bedienen und ihnen Suppen, Ninupharwasser und andere erfrischende Getränke reichen, die sie genossen, als sie aus dem Bade kamen und sich angezogen hatten.

Kut Alkulub blieb drei Tage bei ihnen, und gab ihnen Hühnerfleisch zu essen und Zuckerwasser zu trinken. Nach Verfluß von drei Tagen hatten sie sich wieder etwas erholt; sie führte sie abermals in's Bad, vertauschte ihre Kleider mit bessern und ließ sie im Hause des Aufsehers. Sie selbst aber ging in's Schloß und bat den Chalifen, vor ihm erscheinen zu dürfen. Er ließ sie vor, sie aber küßte die Erde vor ihm und erzählte ihm die ganze Geschichte, wie Ghanem mit seiner Mutter und Schwester

anwesend seyen. Als der Chalif dies hörte, befahl er dem Diener: „Bring' sie mir!“ Djafar ging zu ihm; Kut Alkulub aber war ihm schon vorangeeilt und hatte zu Ghanem gesagt, daß der Chalif nach ihm verlange. Sie empfahl ihm, recht beredt und unverzagt zu sprechen, und sagte: „Wisse, daß du zu Jemanden kommst, der über dein Leben und Gut verfügen kann.“ Sie hieß ihn ein vollständiges neues Kleid anziehen, und nun kam auch Djafar auf einem reich hergerichteten Maulesel geritten. Ghanem stand auf, ging ihm entgegen und grüßte ihn, und schon war der Stern seines Glücks in hellem Glanze aufgegangen. Er ging dann mit Djafar zum Fürsten der Gläubigen, küßte die Erde vor ihm und sah alle Fürsten, Veziere, Verwalter, Anführer der Truppen, Türken, Deidamiten, Araber und Perser; er sprach einige lebhafte, beredte Worte, dann schüttelte er mit dem Kopfe und recitirte folgende Verse:

> „Ich schwöre bei dem erhabenen König, bei dem schöne und gute Handlungen sich auf einander folgen, vor dem aus Ehrfurcht alle Könige niederfallen! Alle Wüsten sind für deine Truppen zu eng, und du schlägst deine Zelte hinter Saturn auf. Möge der König aller Könige dich in deiner Macht erhalten! denn dein Herz ist stark und deine Regierung gut; durch dich wird Gerechtigkeit in allen Ländern verbreitet, gleichviel, ob sie dir nahe oder ferne liegen.“

Der Chalif bewunderte seine Beredsamkeit und Dichtkunst.

ScheherSad sah den Morgen dämmern und setzte erst die folgende Nacht ihre Erzählung, wie folgt, fort:





Dreihundert

und

sechsundvierzigste Nacht.

Der Chalif hieß Ghanem näher treten und sprach zu ihm: „Erzähle mir deine Geschichte!" Er erzählte ihm, was ihm in Bagdad widerfahren, wie er auf dem Grabmale geschlafen und die Kiste genommen, nachdem die Sklaven weggegangen waren, und Alles, was ihm von Anfang bis zu Ende zugestoßen. Als der Chalif merkte, daß er aufrichtig war, machte er ihm Ehrengeschenke, behielt ihn in seiner Nähe und sagte ihm: „Verzeihe mir meine Schuld!" Er verzieh es ihm und sagte: „Gehört nicht der Sklave mit Allem, was er besitzt, seinem Herrn?" Der Chalif freute sich darüber, machte ihm viele Geschenke, setzte ihm viele Einkünfte fest, und räumte ihm ein eigenes Schloß ein, wohin er mit seiner Mutter und seiner Schwester Fitnah (bedeutet Verführung) sich begab. Als der Chalif hörte, daß diese durch ihre Schönheit eine wahre Verführung sey, hielt er um sie bei Ghanem an, der ihm zur Antwort gab: „Sie ist ja deine Sklavin und ich bin dein Sklave." Der Chalif dankte und gab ihm hunderttausend Dinar, ließ den Kadhi kommen und die Zeugen, und man schrieb an einem Tag den Ehevertrag zwischen Ghanem und Kut Alkulub, und zwischen dem Chalifen und Fitnah, und sie beschliefen ihre Frauen in einer Nacht. Des Morgens ließ der Chalif die ganze Geschichte Ghanems niederschreiben und in der Schatzkammer aufbewahren.

Geschichte der Tochter des Veziers und des Prinzen Uns Alwudjud.

Man erzählt: — und Gott kennt alle Geheimnisse am besten — Es war in den frühsten Zeiten ein König, welcher Schamech hieß, er war ein sehr angesehener und mächtiger Sultan, und so gefürchtet, daß sich Niemand in seine Nähe wagte. Derselbe hatte einen Sohn, welcher Uns Alwudjud (Rose in der Knospe) hieß. Sein Vezier hatte eine sehr schöne, wohlgestaltete und gebildete Tochter, welche Dichtkunst und lehrreichen Umgang liebte, sie hieß Ward fil Akmam (Heimlichkeit des Daseyns). Der Vezier liebte sie sehr, weil sie so viel Geist und Beredsamkeit besaß, und Geschicklichkeit zu allen Künsten. Sie war wohlgestaltet und zart gebaut, und wenn sie sprach, so konnten ihre Worte einen Kranken heilen. Außer einer vornehmen Erziehung besaß sie so viele vorzügliche Eigenschaften, daß sie Jeden reizte, dem sie sich zuwandte, und Jeden tödtete, dem sie den Rücken kehrte. Sie war, wie ein Dichter sagte:

> „Ihre Erscheinung ist wie die des Mondes zwischen Sternen, und die schwarzen Wolken schmücken sich mit ihrem Haare. Mein Verstand hat mit der Liebe gescherzt, und nun gleicht er einem Sperling in der Hand eines Kindes, das mit ihm spielt.“

Der König war gewöhnt, jedes Jahr die Großen seines Reichs zu versammeln, bei welcher Gelegenheit allerlei Spiele statt hatten. Eines Tages befahl er bei einer solchen Versammlung dem Uns Alwudjud, den Ballen zu schleudern, als gerade die Tochter des Veziers in ihrem Schlosse saß, um dem Spiele der Truppen zuzusehen; sie warf einen Blick herunter und bemerkte einen jungen Mann, so schön, daß nie Jemand seinesgleichen gesehen; seine Wohlgestalt und Anmuth reizte sie so sehr, daß sie oft nach ihm blickte und ihre Amme fragte: „Wie heißt der schöne Jüngling, der sich unter den Truppen auf seinem Pferde tummelt.“ Sie antwortete: „Sie sind Alle schön; zeige mir, welchen du meinst.“ Die Tochter des Veziers versetzte: „Warte, bis er vorüber geht, dann will ich dir ihn zeigen.“ Sie nahm dann einen Apfel und wartete, bis er unter dem Fenster vorüberging, um auf ihn werfen zu können; er hob seinen Kopf in die Höhe, um zu sehen, wer ihm einen Apfel zugeworfen, und erblickte die Tochter des Veziers wie den leuchtenden Mond in der Sphäre der Himmel; sein Herz aber entbrannte



von Liebe zu ihr. Als die Spiele zu Ende waren, entfernte er sich mit dem König und trug ihr Bild im Herzen. Ward sagte dann zu ihrer Amme: „Nun, wie heißt der junge Mann, den ich dir gezeigt?“ Diese antwortete: „Er heißt Uns Alwudjud!“ Sie schüttelte ihr Haupt vor Freude und gab sich ganz der Liebe hin. Als es Nacht war, ging sie zu Bette; aber vor Liebespein konnte sie nicht schlafen; sie recitirte dann folgende Verse:

„Wer dich Uns Alwudjud genannt, hat nicht geirrt, denn nur bei dir allein fühle ich mich wohl, du bist mein Daseyn. O leuchtender Mond! o du, dessen Gesicht das Daseyn aller Wesen beleuchtet! Du bist einzig unter den Menschen, der Sultan der Schönheit, dafür zeugen dein liebevoller Blick, deine rundgewölbten Augenbraunen, dein Wuchs, zart wie ein frischer Baumzweig. Du hast in meinem Innern eine Flamme angezündet, die ich nicht mehr verbergen kann; du, der Trennung unmöglich macht, Neider beschämt und einen mächtigen Arm hat, der überall Wohlthaten übt!“

Als sie diese Verse vollendet hatte, schrieb sie sie auf ein Papier und legte es zusammen unter ihr Kopfkissen. Dies sah eine ihrer Sklavinnen hinter dem Vorhange hervor,

welche sehr verständig und geistreich war; sie ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein, stahl das Papier unter ihrem Kopfe hervor, las es, und wußte, daß sie sich mit Uns Alwudjud beschäftigte.

Scheherſad bemerkte den Tag und erzählte in der folgenden Nacht weiter:





Dreihundert und siebenundvierzigste Nacht.

Sie legte das Papier wieder an seinen Platz, wartete, bis ihre Herrin vom Schlafe erwachte, und sagte ihr: „Herrin! ich will dir einen Rath geben, denn die Liebe ist mächtig, sie verbergen, ist sehr schwer und macht krank.“ Die Herrin fragte: „Und welches Mittel meinst du?“ — „Die Vereinigung.“ — „Und wie kann man dazu gelangen?“ — „Durch Schlauheit, geheimen Briefwechsel, süße Worte, stete Eintracht und wenig Vorwürfe. Hast du etwas zu vertrauen, so werde ich am besten dein Geheimniß bewahren, deine Briefträgerin werden und dir Alles besorgen.“ Als die Herrin dieses hörte, freute sie sich sehr und verlor fast den Verstand, doch nahm sie sich zusammen, um über die Folgen nachzudenken. Sie sagte: „Ich habe doch Niemanden etwas gesagt, woher weißt du, daß ich liebe?“ Sie antwortete: „Es hat mir im Traume Jemand gesagt: „Deine Gebieterin Ward und der Herr Uns Alwudjud lieben sich, sey ihnen behülflich, trage ihre Briefe, besorge ihre Aufträge und verbirg ihr Geheimniß, der Allmächtige, der Liebenden wohl will, wird dir dafür lohnen. Ich habe dir nun erzählt, was ich im Traume gesehen, jetzt ist's an dir.“ Ward sagte: „Wirst du auch

wirklich mein Geheimniß bewahren?" — „Ja!" — Da nahm Ward das Gedicht unter ihrem Kopfe hervor und sagte ihr: „Geh, bring dies Uns Alwudjud und lasse mich seine Antwort wissen." Sie erwiderte: „Recht gerne!" nahm das Papier, brachte es Uns und küßte ihm die Hand. Er öffnete dasselbe, las und schrieb zurück:

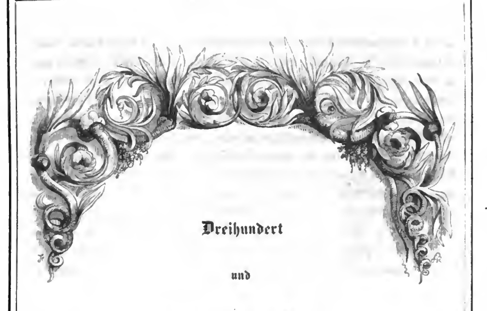
„Liebespein hat mein Herz besiegt, doch muß ich meine peinliche Lage verbergen; wenn meine Thränen fließen, so verwunden sie mein Auge, und ich fürchte, die Hinterbringer möchten mich durchschauen. Mein Herz war bisher frei und ich kannte die Liebe nicht, darum habe Mitleid mit mir, denn ich bin nur noch ein Schüler. Du kennst nun meine Geschichte: ich klage dir bloß mein Verlangen und meine Liebesqual, und schreibe dir mit den Thränen meiner Augen, damit sie dir sagen, wie mir durch dich geworden. Gott bewahre ein Gesicht, dem die Anmuth als Schleier dient, das die leuchtende Sonne und den Mond zu Dienern hat! Für solche Schönheit gibt es keine Schilderung, die Baumzweige können von ihrem zarten Wesen Schmiegsamkeit lernen. Ich schenke dir meinen Geist, vielleicht nimmst du ihn an; ich will dein Sklave werden, o bei Gott! habe nur Mitleid!"

Als er diese Verse geschrieben hatte, legte er das Papier zusammen, küßte es und gab es der Sklavin; sie ging und brachte es ihrer Herrin. Diese küßte es ebenfalls, hob es zur Stirne, las und erkannte den Inhalt; sie nahm dann Dinte und Papier und schrieb:

„O du, dessen Liebe an meiner Schönheit hängt, warte, vielleicht wird es Licht werden um uns. Als ich erfuhr, wie schön du von mir denkst, und sah, daß du mit mir gleiche Leiden theilst, ward meine Liebe über alle Maßen heftig; doch gestatten mir meine Wächter nicht Vereinigung mit dir, und darum ist mein Lager schlaflos."

Scheherfad schloß mit diesen Worten und erzählte die folgende Nacht weiter:





Dreihundert

und

achtundvierzigste Nacht.

Als sie diese Verse vollendet hatte, legte sie das Papier zusammen und gab es ihrer Sklavin, die es nahm, um es dem Prinzen zu bringen; da begegnete ihr der Vezier und fragte sie: „Wo willst du hin?“ Sie antwortete: „In's Bad;“ doch war sie so sehr erschrocken, daß ihr das Papier aus der Hand fiel, ohne daß sie es merkte. Als sie weg war, vermißte sie erst das Papier, sie kehrte zu ihrer Herrin um und sagte ihr, was ihr mit dem Vezier vorgefallen. Indessen kam ein Diener zum Vezier, der auf seinem Throne saß, brachte ihm dieses Papier und sagte: „Herr, ich habe dieses Papier vor der Thüre gefunden!“ Der Vezier öffnete es, las die oben erwähnten Verse und erkannte die Schrift seiner Tochter. Er ging heftig weinend zu ihrer Mutter, die ihn fragte: „Warum weinst du, mein Herr?“ Er erwiderte ihr: „Nimm dieses Papier und sieh, was darauf steht!“ Sie nahm es, las, und fand, daß es ein Liebesbrief ihrer Tochter an den Prinzen war. Sie weinte ebenfalls heftig und sagte dem Vezier: „Was wird aus dieser Geschichte werden?“ Der Vezier antwortete: „Ich fürchte zwei Dinge für meine Tochter, denn du weißt, wieviel der Sultan auf seinen Sohn hält, es könnte für uns sehr böse Folgen haben; was ist dein Rath in dieser Sache?“ Sie antwortete: „Ich will diese Nacht das Wahlgebet verrichten und Gott

um ein Rettungsmittel anflehen." Endlich beschlossen sie auf dem Berge Thakla, worüber an seinem Orte, so Gott will, mehreres, der auf einer Insel mitten im Meere Kanus lag und unzugänglich war, ihrer Tochter ein festes Schloß bauen zu lassen, sie dorthin zu bringen mit Allem, was sie brauchen würde, und ihr auch eine Gesellschafterin mitzugeben. Der Vezier schickte hierauf Architekten und Feldmesser nach dem Berge und befahl ihnen, ein hohes, schönes Schloß zu bauen, was sie auch thaten. Und als nach einem Jahre der Bau und alle nöthigen Vorkehrungen vollendet, auch Lebensmittel in Menge vorhanden waren, ging der Vezier in der Nacht zu seiner Tochter. Sie kam ihm entgegen und küßte seine Hände. Er setzte sich und sagte ihr: „Meine Tochter! mache dich reisefertig." Sie fragte: „Wohin?" Er aber antwortete: „Zu einer Lustreise, so Gott will." Sie wollte in der nächsten Nacht abreisen, ihr Vater aber zwang sie, sich sogleich bereit zu halten. Als sie aus dem Zimmer ging und die vielen Vorbereitungen zur Reise sah, brach ihr Herz wegen der Trennung vom Geliebten; sie weinte heftig, nahm Dinte und Papier und schrieb an der Thürschwelle folgende Verse, durch die sie den Prinzen von ihrem Unfall in Kenntniß setzte:



„Bei Gott! o Wohnung! bringe meinem Geliebten meinen schönsten, reinsten Gruß! Ich weiß nicht, wohin wir gehen. Man führt uns plötzlich in der Nacht heimlich fort, ohne zu sagen, wohin man uns führt: im Schatten der Nacht, wenn die Vögel auf den Zweigen ruhen und wir aus ihren Seufzern erkennen, daß auch sie die Trennung vom Geliebten beweinen. Als wir den Kelch der Trennung gefüllt sahen, und das wechselnde Schicksal uns zwang, ihn auszutrinken, träufelte ich den Saft der Geduldsblume hinein, ich selbst vermag aber nicht, dich zu trösten.“

Scheherſad hielt hier inne und fuhr die folgende Nacht fort:





Dreihundert und neunundvierzigste Nacht.

Als sie diese Verse geschrieben hatte, ging sie fort, ohne zu wissen, wohin. Sie durchwanderten die Wüsten in der Länge und in der Breite, bis sie nach dem Meere Kanus kamen. Hier wurden Zelte aufgeschlagen und ein großes Schiff kam herangesteuert, in dem Ward mit ihren Dienern, Sklavinnen und Vorräthen eingeschifft ward. Der Vezier hatte ihnen aufgetragen, das Schiff zu durchbohren, sobald sie an's Land kommen würden, daß keine Spur davon zurückbleibe. Sie thaten, wie ihnen der Vezier befohlen, und erstatteten ihm Bericht darüber. Während dies hier geschah war der Prinz mit dem Sultan ausgeritten; als er an der Thüre des Veziers, in der Hoffnung, Jemanden zu sehen, vorüberritt, fand er Niemanden; er näherte sich der Thüre und fand die Verse an der Schwelle, die oben erwähnt worden. Als er sie gelesen, kam er ganz außer sich, ein unauslöschbares Feuer brannte in seinem Herzen; er ging in sein Haus zurück, hatte keine Ruhe und keine Geduld; in seinem Gemüthszustande glich er einer Taube, die man schlachtet. Als die Nacht heranbrach, ward ihm noch gräßlicher zu Muthe; er entkleidete sich und zog Kleider eines Bettlers an, ging aus,

ohne zu wissen, wohin, und die ganze Nacht durch. Als es Tag ward und ihn die Sonne branute, bis er großen Durst hatte, sah er einen Bach, den Gott geschaffen — gelobt sey er, der nur zu einem Dinge sagt: Werde! und es wird. — Er setzte sich und wollte trinken, da erblickte er im Wasser sein Bild, es war blaß und seine Füße waren vom Gehen angeschwollen; er weinte und sprach folgende Verse:

„Je heftiger der Schmerz und die Pein, um so heißer wird die Liebe bei dem gequälten Liebenden. Wie soll nach der Trennung noch das Leben schmecken? und doch vermehrt die Trennung noch die Liebesflamme. Als meine Liebe zunahm und meine Thränen über die Wangen flossen, da irrte ich bewußtlos umher, nichts konnte meine Schmerzen mildern, nichts mich heilen."

Er weinte, bis alle seine Kleider von den Thränen naß wurden, dann stand er auf, strengte sich wieder an zum Weitergehen — Gott leitete ihn in seiner Allmacht und ließ ihn Wüsten, Berge und Felsen durchwandern. Während er so dahinging, kam ein ungeheurer Löwe auf ihn zu: ein Ungeheuer mit einem abscheulich großen Kopfe, einem Rachen wie die Oeffnung einer Höhle, und Vorderzähnen wie die eines großen Elephanten. Als der Prinz ihn sah, starb er fast vor Schrecken; er setzte sich ihm gegenüber und erinnerte sich, in alten Büchern gelesen zu haben, daß, wenn Jemanden ein Löwe begegne, man ihn durch Worte zu besänftigen suchen solle; er fing nun an in Reimen zu ihm zu sagen:

„O Löwe des Waldes und der Auen! o Tapferster aller Helden! o Vater der Wackern! Sultan der Thiere! bei Gott, ich bin verliebt und vom Feuer der Trennung verzehrt, fern von meinen Freunden und beraubt von allem Guten."

Schehersad schloß mit diesen Worten und fuhr die folgende Nacht fort:





Dreihundert und fünfzigste Nacht.

Als der Löwe diese Worte hörte, ging er zurück, legte sich auf die Knie, streckte die Vorderfüße aus und horchte auf den Prinzen, welcher weinend folgende Verse sprach:

„Löwe der Wüste! bring' mich nicht um, bis ich meine Geliebte gefunden, die mir Unrecht gethan! Ich bin kein Jäger, ich suche nur meine Geliebte, die mich krank gemacht. Die Trennung von der Geliebten bekümmert mein Herz, so daß ich nur noch ein Bild im Leichengewande bin. O kriegerischer Löwe! mache durch mein Unglück meine Feinde nicht schadenfroh! Der Strom meiner Thränen ersäuft mich, und der Trennungsschmerz richtet mich zu Grunde. Sie sind meine Begleiter im Dunkel der Nacht, bis ich die abwesende Geliebte wieder gefunden habe."

Als er diese Verse vollendet hatte, kam der Löwe auf ihn zu mit Thränen in den Augen, leckte ihn mit der Zunge, ging vor ihm her und winkte ihm, daß er ihm folge; er ging mit ihm auf einen Berg, von da in eine Ebene, in welcher man Spuren von Reisenden bemerkte, und er dachte, das seyen die Spuren der Leute, die Ward entführt haben. Der Löwe warf ihm dann noch einen Blick zu und verschwand. Der Prinz aber folgte diesen Spuren bis an's Ufer des Meeres, und da hier die Spuren

sich verloren, dachte er, sie haben sich hier eingeschifft, und alle seine Hoffnung verschwand; er seufzte und weinte. In seinem Kummer sprach er folgende Verse:

„Hier ist das Ufer des Grabes, und mir bleibt wenig Hoffnung, denn wie könnte ich über das furchtbare Meer zu ihnen fliehen? Wie soll ich standhaft bleiben? Mein Innerstes ist vor Liebe zerknirscht, und der Schlaf in Wachen verwandelt. Von dem Tage an, wo sie von der Heimath schied, brennt eine helle Flamme in meinem Herzen; meine Thränen fließen wie Sichum, Djichun und Euphrat, wie der Nil nach Regengüssen und den vielen Quellen und Bächen, die in ihn fließen. Die vielen Thränen haben mein Auge verwundet und das Herz mit glühenden Kohlen verbrannt. Die Truppen meines Daseyns sind von Sehnsucht zerschlagen, und das Heer meiner Geduld hat zersprengt mir den Rücken zugewandt. Ich hätte mein Leben daran gesetzt, eine andere Geliebte zu finden, doch war mein Leben dadurch in keiner großen Gefahr, denn außer ihr kann ich keine Andere lieben. Eher nehme mir Gott die Augen, die diese Schönheit gesehen, die den Mond überstrahlt. Ihre weiten Augen haben mich mit Liebe erfüllt, ihre scharfen Pfeile haben mein Herz verwundet. Ihr zarter Wuchs, der sanft sich bewegt wie die Zweige des Ban am Morgen, hat mich verführt. Ich sehne mich nach Vereinigung, um meine Liebe zu stillen und Gram und Sorgen zu vertreiben. Durch einen einzigen ihrer Blicke bin ich Morgens und Abends einem Verrückten gleich geworden."

Scheherſad hielt inne, um die folgende Nacht fortzufahren:





Dreihundert

und

einundfünfzigste Nacht.

Seine Thränen flossen so lange, bis er nichts mehr von sich wußte. Als er wieder zu sich kam, fürchtete er sich vor wilden Thieren und stieg auf eine Anhöhe, wo er eine Höhle sah, auf die er zuging. Auf einmal hörte er eine Menschenstimme, die von einem Eremiten herrührte, der allein in dieser Höhle fern von allem Weltlichen nur dem Gottesdienste lebte. Er klopfte an die Thüre, erhielt aber keine Antwort; da setzte er sich an die Thüre der Höhle und blieb drei Tage daselbst sitzen; der Eremit kam aber nicht heraus. Er recitirte dann folgende Verse:

„Wie kann ich nach so vielen Qualen und Schmerzen mein Ziel erreichen? Allerlei Schrecken haben mein Herz verdorrt und meinen Kopf verwüstet, den schon Zeit und Liebe gebleicht. Wie viele Schmerzen mußte ich bis jetzt ertragen, gleich als wäre von dem Allmächtigen alles Leid über mich verhängt. Niemand steht in meiner Liebe mir bei; Niemand lindert den Brand meiner Mattigkeit. Wo bleibt das Mitleid mit einem hoffnungslosen Liebenden, der den Kelch der Trennung trinken mußte? Heiß glüht die Flamme in meinem Innern, und

der Trennungsbrand verzehrt mein ganzes Herz. Welch gräßlicher Tag war es
für mich, als ich an ihrer Thüre die Trennungszeilen geschrieben las. Ich
weinte und tränkte die Erde vor Liebesschmerz; doch verbarg ich meinen Zustand
vor den Tadlern und Spähern. O hätten sie mich gesehen, wie ein Löwe auf
mich zukam und schon aufsprang, um mich anzufallen! Doch besänftigte ich ihn,
und er verzieh mir, als er hörte, daß ich ein Liebender sey, gleichsam als
habe er selbst schon die Liebe gekostet. Erreiche ich jedoch nur mein Ziel,
so wird aller Kummer und alle Qual vergessen seyn."

Als er diese Verse vollendet hatte, öffnete sich die Thüre der Höhle, und eine Stimme rief: „O Erbarmen!" Der Eremit grüßte den Prinzen, der ihm den Gruß

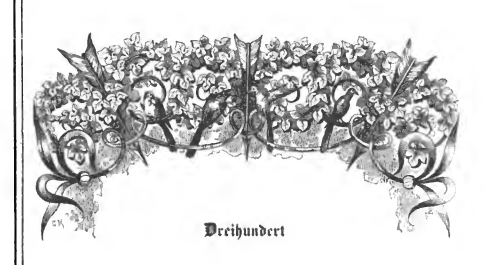


erwiderte und nach seinem Namen fragte. Der Prinz antwortete: „Ich heiße Uns Alwudjud!" Er fragte ihn, warum er hierher gekommen, und der Prinz erzählte ihm seine ganze Geschichte, worüber der Eremit heftig weinen mußte. Dann sagte dieser: „O Prinz! ich bin nun schon zwanzig Jahre in dieser Höhle, ohne Jemanden gesehen zu haben, bis vor ungefähr sechs Tagen, da hörte ich ein Lärmen und ein Geräusch und sah viele Leute und aufgeschlagene Zelte am Ufer des Meeres. Nach

einer Weile bestiegen einige Leute ein Schiff und reisten fort, ein anderer Theil kam wieder zurück und richtete das Schiff zu Grund, ich glaube daher, daß diejenigen, die du suchst, nach dem Berge gereist sind."

Scheherſad schloß für heute und fuhr die folgende Nacht also fort:





Dreihundert

und

zweiundfünfzigste Nacht.

Der Prinz umarmte den Eremiten, und sie verschmolzen ihre Thränen; als sie ausgeweint hatten, versprachen sie einander als Brüder in Gott zu leben. Dann sagte der Eremit: „O Prinz! ich will diese Nacht von Gott mir rathen lassen, was zur Erfüllung deiner Wünsche zu thun ist."

Das ist's, was den Prinzen und den Eremiten angeht; was aber Ward betrifft, so ward sie auf das Schloß auf dem Berge gebracht. Sie fand es recht schön, doch weinte sie und sagte: „Bei Gott! das ist ein schönes und angenehmes Schloß, doch mein Geliebter ist fern." Als sie dann viele Vögel auf der Insel sah, befahl sie ihren Dienern, ihr ein Netz zu machen und ihr Vögel zu fangen, die sie in goldne Käfige sperrte. Dann stellte sie sich an das Fenster des Schlosses und dachte an das, was ihr geschehen; der Gram regte sie auf und sie recitirte folgende Verse:



„Wem soll ich meine Schmerzen klagen? Man hat mich eingesperrt und vom Geliebten getrennt. Lange wache ich nun in der Nacht, bin krank und vergieße Thränen; des Morgens stehe ich ganz abgemagert auf von den quälenden Trennungsschmerzen. Bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang bitte ich die Sonne, meinem Geliebten tausend Grüße zu bringen; meinem Geliebten, dessen Anmuth den Vollmond beschämt und der Nacht ihre Reize verleiht. Wenn eine Rose seinen Wangen gleichen wollte, würde ich sagen: Weit entfernt! mit dir habe ich nichts zu thun. Von seinem Munde rede ich nicht, er ist mein Geist und mein Herz, und Worte der Beseligung kommen aus ihm. Nur wer mich krank gemacht kann mich heilen, nur mein Geliebter ist mein Arzt!“

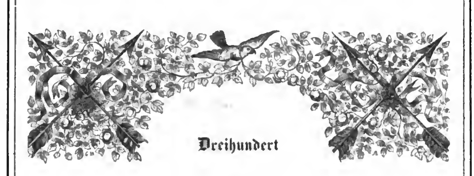
Als sie ihre Verse vollendet hatte, versank sie in ein tiefes Nachdenken und gab sich einem starren Schmerze hin. Als es Nacht ward und sie an einem andern Orte sich befand, entbrannte ihre Sehnsucht noch mehr, und sie dichtete folgende Verse:

„Dunkelheit umgibt mich und erregt Schmerz und Krankheit in mir, die Sehnsucht aber vermehrt noch meine Leiden. Der Trennungsbrand hat sich in meinen Eingeweiden festgesetzt, und die Sorgen haben mich ganz zu Nichts

gemacht, und die Thränen mein Geheimniß verrathen. Ich fühlte gar kein Leben mehr in mir, um am Trennungstag Abschied zu nehmen; o Gewalt! o Reue! o Nacht! sprich von mir zu meinem Freunde, denn du weißt es ja am besten, daß meine ganze Seele an ihm hängt."

Scheherſad schloß ihre Erzählung, um in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzufahren:





Dreihundert

und

dreiundfünfzigste Nacht.

Während Ward in diesem Zustande war, sagte der Eremit zu dem Prinzen: „Geh in das Thal und bring mir Dattelbaumblätter!" Er ging und brachte ihm. Der Eremit flocht Stricke daraus und machte ein Netz, wie man zum Strohtragen braucht. Dann sagte er zum Prinzen: „Geh in das Thal, brich dort junge Bäume, fülle dieses Netz damit, binde es zusammen, wirf sie in's Meer und besteige sie, vielleicht wirst du auf diese Weise zu deinem Ziele gelangen; wer Gefahr scheut, der erreicht seinen Willen nie!" Er nahm dann vom Eremiten Abschied, betete für ihn und bestieg das Meer auf dem Netze. Da kam ein Wind von hinten, trieb ihn vom Lande weg und jagte ihn immer weiter bis an das Gebirg Thakla, das er nach drei Tagen erreichte. Er stieg hier an's Land und war vor Hunger, Durst und Schmerz wie ein geschlachtetes Huhn. Doch fand er auf dem Berge viele Flüsse und Vögel, die auf früchtetragenden Bäumen sangen; er trank von diesen Gewässern und aß von den Gewächsen der Erde und den Früchten — gelobt sey der einzige allmächtige Gott! — Als er weiter ging, sah er etwas Weißes leuchten, und sieh da! es war ein starkes, befestigtes Schloß; er ging auf die Pforte desselben zu, fand sie aber geschlossen und blieb hier drei Tage sitzen. Am vierten Tage ward die Pforte geöffnet, und es kam ein Mann heraus, der vor dem Prinzen erschrack, als er ihn sah. Er fragte ihn: „Wer bist du und wo kommst du her?" Der Prinz antwortete: „Ich komme von Ispahan, wo ich Handel trieb, und machte eine Seereise, bis das Schiff barst, auf dem ich mich befand; ich aber rettete mich auf einem Brette, und das Schicksal warf



mich auf diesen Berg." Als der Mann, der einer der Diener aus dem Schlosse war, dies hörte, weinte er, umarmte ihn und sagte: „Ich bin auch von Ispahan, Gott grüße dich, o Freundesduft! Ich habe dort eine Base, die ich sehr liebte schon von meiner Kindheit an. Da kamen fremde Krieger über uns und führten uns gefangen als Beute weg, und verkauften mich dem Vezier; du kannst mich daher als deinen Freund ansehen." Mit diesen Worten führte er ihn zur Thüre des Schlosses hinein. Er sah in der Mitte des Hofs große Bäume, an denen goldne und silberne Käfige hingen, in denen Vögel sangen. Im ersten Käfige, den er sah, war eine Turteltaube, welche die Stimme erhob, als sage sie (zu Gott): „O Edler!" Als der Prinz dieses hörte, fiel er in Ohnmacht; als er wieder zu sich gekommen, sprach er folgende Verse:

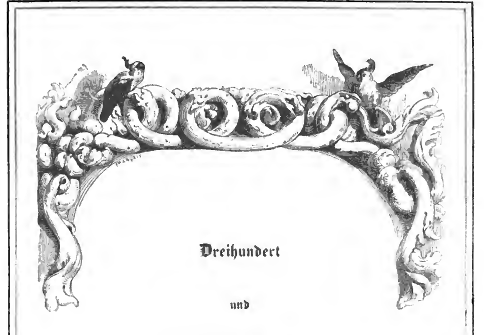
„O Turteltaube! fahre fort, seufze und schmachte! Bete zum Herrn und rufe: O Edler! Sage mir, rufst du vor Entzücken so aus, oder vor Schmerzen, die dein Herz drücken, oder vor Sehnsucht wegen geschiedener Freunde, nach deren Trennung du krank zurückgeblieben? oder hast du, wie ich, deine Geliebte verloren, und regt sich in dir der alte Schmerz wieder? Gott bewahre einen treuen Freund, der bis zur Verwesung unveränderlich bleibt!"

Nach Vollendung dieser Verse fiel er wieder in Ohnmacht; er kam dann an einen zweiten Käfig, in dem eine Feldtaube war. Als sie ihn sah, stieg sie nieder auf den Boden und erhob ihre Stimme, als wollte sie sagen: „O du, dem immer Dank gebührt!“ Als der Prinz dies hörte, recitirte er folgende Verse:

„Die Taube sagte in ihrem Seufzen: O Gott, dem ich in allen Versuchungen doch danke! vielleicht wirst du in deiner Güte mir zum Lohne für meinen Dank Vereinigung gewähren. Vielleicht wird ein trauriger Liebender kommen, meine Lage sehen und mich zu meinem Weibchen bringen. Während die Liebesflamme in meinem Herzen lodert und Thränen meine Wangen überströmen, rufe ich aus: Es gibt kein Geschöpf ohne Kummer, und doch gibt mir dies keinen Trost in meinem Leiden. Ich gelobe zu Gott, wenn mein Schicksal mich mit meiner Herrin vereint, Alles, was ich besitze, mit den Liebenden, meinen Glaubensgenossen, zu theilen, die Vögel zu befreien aus ihren Gefängnissen und ihre Trauer in Freude zu verwandeln.“

Scheherſad wollte fortfahren, aber der Tag brach an und hinderte sie. Die darauf folgende Nacht fuhr sie fort:





Dreihundert

und

vierundfünfzigste Nacht.

Er kam dann an einen dritten Käfig, in welchem eine Nachtigall war, und sprach folgende Verse:

> „Deine Stimme ist traurig, doch sie gefällt mir, denn sie gleicht meinen Klagen in der Liebespein. O Mitleid mit den Liebenden! wie sehr sind sie in der Nacht von schmerzlicher Sehnsucht geplagt; ihre Nacht kenni keinen Schlaf, und ihnen tagt kein Morgen. Auch wenn sie mir mit dem Bilde der Geliebten naht, bemächtigt sich meiner eine heftige Pein, Thränen strömen aus meinen Augen, meine Sehnsucht wird durch die Trennung nur immer heftiger; die Schätze meiner Geduld sind zerronnen und der allmächtige Gram verzehrt mich. Wenn das Schicksal gerecht ist, so muß es mich durch die Vereinigung mit meiner Geliebten selig machen. Ich ziehe meine Kleider vor ihm aus, damit es sehe, wie mein Körper durch die Trennung abgenommen.“

Als er sich nach diesen Worten umkehrte, sah er endlich noch den schönsten Käfig, in dem eine Ringeltaube war, mit einer Perlenschnur am Halse; sie ist der Sultan

der Liebenden unter den Vögeln; als sie den Prinzen sah, stieg sie nieder auf den Boden und seufzte, der Prinz aber recitirte folgende Verse:

„Sey gegrüßt, Ringeltaube! Freundin unglücklicher Liebenden! Ich liebe eine schmächtige Gazelle, deren Blicke schärfer als Pfeile stechen. Ihre Trennung hat mein Herz verzehrt und allerlei Uebel über meinen Körper gebracht. Ich habe mir alle Süßigkeit des Lebens versagt, so wie mir der Schlummer geraubt wurde. Trost und Geduld sind verschwunden, Liebe und Schmerzen aber sind geblieben; wie kann mir das Leben noch schmecken, nachdem die edelsten Freunde von mir geschieden?“

Als er diese Verse vollendet hatte, seufzte und zwitscherte die Taube; ihre Seufzer schienen zu sagen:

„O Liebender! Du erinnerst mich an eine Zeit, in der ich mein Herz verloren habe an meinen holden Geliebten, der mich verließ, dessen Stimme, wenn er auf den Bäumen sang, einer Laute glich. Ein Jäger stellte mir ein Netz und fing mich; ich aber sagte ihm: Fange mich nur, du wirst mich wieder frei lassen. Ich glaubte, er werde Mitleid mit mir haben, sobald er sehe, daß ich liebe. Gott möge ihm zeigen, daß er mich hartherzig von meinem Geliebten getrennt, und dadurch mein Herz verbrannt hat. Gott belohne Denjenigen, der Antheil nimmt an meiner Liebe und sich meiner erbarmt, wenn er mich so in meinem Käfig nach meinem Geliebten schmachten sieht!“

Er wandte sich hierauf zu seinem Freunde aus Ispahan und fragte ihn, wem dieses Schloß gehöre, wer es gebaut und wer es bewohne? Er antwortete: „Der Vezier des Königs Schamech hat es für seine Tochter gebaut, aus Furcht vor den Unfällen des Schicksals, und hat seinen Dienern befohlen, das Thor nur einmal im Jahre zu öffnen, wenn Lebensmittel gebracht werden.“ Der Prinz dachte: Nun ist der Zweck erreicht, wenn auch nach vielen Qualen. Soviel, was den Prinzen angeht.

Ward aber, der das Leben gar zu bitter geworden war, konnte nicht liegen noch ruhen; ihre Leiden nahmen immer zu, sie ging an den Säulen des Schlosses umher und konnte keinen Ausweg finden; in ihrem Kummer sprach sie folgende Verse:

„Man hat mich grausam weit von meinem Geliebten eingekerkert und mich mit einem heißen Brande im Kerker heimgesucht. Ich bin in ein neues Schloß eingesperrt, das auf einem hohen Berge liegt, an dessen Fuß sich die Meereswogen brechen, so daß kein Blick meines Geliebten zu mir reichen kann. Sie glauben,

ich werde mich trösten, doch meine Liebesqual nimmt immer zu. Wie soll ich den vergessen, dessen Blicke mir mein ganzes Seyn gegeben haben? Tage und Nächte bring' ich in Kummer und Sorgen zu; so lange Morgen und Abend wechseln, werde ich seiner gedenken, vielleicht wird doch zuletzt einmal das Schicksal uns begünstigen!"

Da bemerkte Scheherſad den Anbruch des Tages und schloß ihre Erzählung. In der nächsten Nacht fuhr sie folgendermaßen fort:





Dreihundert und fünfundfünfzigste Nacht.

Als sie diese Verse vollendet hatte, verfiel sie in den heftigsten Schmerz; sie zog ihre kostbarsten Kleider und Edelsteine an, band dann mehrere Tücher an einander, befestigte sie an dem Altan des Schlosses und ließ sich daran auf die Erde herunter; sie erreichte glücklich den Boden und ging auf der Insel fort, bis sie an's Meeresufer kam, wo sie einen Fischer auf einem Kahne erblickte, den die Bestimmung und der Wind dahin getrieben. Als er sie sah, erschrack er und entfloh; sie winkte ihm und sprach folgende Verse:

„O Fischer! fürchte nichts Böses von mir, denn ich bin ein Mensch aus Fleisch wie du, rathe mir in meiner Verlegenheit und sprich Wahrheit. Bei Gott, habe Mitleid mit mir! Sage mir, hast du den gespaltenen Mond gesehen? Bei Gott! sobald er die Blicke meines Geliebten sah, sprach er: Ich bin geringer als er, und entschuldigte sich bei ihm. Die Schönheit hat eine kurze Zeile mit Moschuspulver auf seine Wangen geschrieben: Wer das Licht der Leitung sieht, der wird den rechten Weg wandeln; wer von ihm abweicht, ist ein Ungläubiger. Magst du dich auch meiner erbarmen, oder mir neue Schmerzen verursachen, immer sey dir dein Lohn gewiß. Er gleicht am meisten den glänzendsten Perlen und feinsten Edelsteinen; vielleicht aber liebe ich doch einen Mann, dessen Herz dem meinigen in Gram und Sehnsucht antwortet.“

Als der Fischer diese Verse hörte, weinte er, er gedachte vergangener Zeiten seiner Jugend, in denen auch er Liebe und Sehnsucht fühlte; er erstaunte über dieses Mädchen und sprach folgende Verse:

„Die Worte des Liebenden sind leicht verständlich, seine Thränen fließen und sein Körper ist krank. Auch meine Augen wachten einst in Hoffnungen, auch mein Herz war wie ein zündender Feuerstrahl; ich habe die Liebe in meiner Jugend gekostet und kenne ihre Freuden und ihre Leiden. Wir geben unser Leben für die Liebe hin, und unser einziger Rathgeber ist die Vereinigung mit der Geliebten. Der Glaube der Liebenden fordert, daß sie mit ihrem vergänglichen Leben die Nähe des Geliebten gerne erkaufen."

Als er diese Worte gesprochen, sagte er zu ihr: „Komm heran, ich führe dich hin, wo du willst." Sie bestieg den Nachen, und er fuhr mit ihr einige Tage lang, bis



sie an eine Stadt kamen, die am Ufer des Meeres lag; daselbst herrschte ein König, der wegen seiner furchtbaren Macht Derbas (Löwe) hieß; er saß auf der Terrasse seines Schlosses und sah den Nachen mit dem Fischer und einem Mädchen, das einer verirrten Gazelle glich; er befahl sogleich, daß man sie ihm bringe, und die Diener vollzogen seinen Befehl. Der König ging ihr schnell entgegen, und als er sie sah, dachte er gleich, sie müsse eine Königstochter seyn, weil sie einen so kostbaren Schmuck trug. Er

ließ sie in sein Schloß bringen, ging zu ihr, freute sich mit ihr, und fragte sie nach ihrem Namen, nach dem ihres Vaters und ihrer Heimath, so wie nach der Ursache ihrer Reise. Sie sagte ihm: „Wisse, o König! Ich bin die Tochter Ibrahims, des Veziers des Königs Schamech." Sie erzählte ihm ihre ganze Geschichte vom Anfang bis zu Ende, und verheimlichte gar nichts vor ihm; sie bat ihn dann um seinen Schutz und Beistand durch folgende Verse:

„Vor Kummer und Zerrüttung ergießen sich die Thränen über meine Wangen, des Freundes willen, dessen Liebe ich mich keinen einzigen Tag freuen kann. Seine Schönheit entzückt jedes Auge, und in Beredsamkeit übertrifft er Araber und Perser. Sonne und Mond verewigen seinen Glanz und erweisen sich ehrerbietig gegen ihn. Sein Auge ist von wunderbarem Zauber bemalt und der Bogen seiner Augenbraunen ist zum Wurf gespannt. O du, vor dessen Rang und Macht ich beschämt stehe, erbarme dich eines Liebenden, den die Liebe tödtet! O meine Hoffnung! verbirg die Scham der Liebenden und werde Ursache ihrer Vereinigung! Die Liebe hat mich schwachen Fremdling an eure Ufer geworfen, von euch hoffe ich meine Rettung."

Als der König ihre Verse hörte, hatte er Mitleid mit ihr und sagte: „Fürchte nichts, du hast schon deinen Zweck erreicht!" Der König recitirte dann folgende Verse:

„Edles, vornehmes und wohlgebildetes Mädchen, empfange die gute Botschaft, du hast deinen höchsten Wunsch erreicht! Noch heute sammle ich Geld und schicke es Schamech durch vornehme Ritter; ich will ihm vom schönsten Moschus und Seidenstoffe schicken, und allerlei glänzendes Silber und Gold. Ich werde ihm in einem Briefe sagen, ich wolle ihn zu meinem Schwiegersohne machen. Ich will gern Alles thun, um euch von euerm Liebesbrande zu heilen. Ich habe wahrlich auch den Liebeskelch gekostet, und entschuldige Jeden, der ihn getrunken."

Als der König diese Verse geendet, dankte ihm Ward für die Theilnahme, die er einer Unglücklichen schenke, und sprach folgende Verse:

„Heil dir, großer König! denn das Unglück hat an deinem Herzen einen Platz gefunden, du trocknest die Thränen der Leidenden und milderst den Kummer der Betrübten; der Lohn wird dir dafür nicht ausbleiben."

Der König aber hatte großes Mitleid mit Ward, er übergab sie Frauen, die sie liebevoll verpflegten und ihr Trost zusprachen. Ward empfand einige Linderung ihres Kummers und vertraute dem König, der sich so großmüthig ihrer annahm.

Da bemerkte Scheherſad den Anbruch des Tages und schwieg.





Dreihundert und sechsundfünfzigste Nacht.

Scheherſad erzählte weiter: Der König rief ſeinem Vezier und rüſtete ihn mit allerlei Geſchenken aus; auch befahl er ihm, zum König Schamech zu gehen und den Prinzen Uns Alwudjud von dort zu holen, und ſetzte hinzu: „Sage ihm, ich wolle ihm meine Tochter zur Frau geben; und bringſt du mir ihn nicht, wirſt du von deiner Stelle entſetzt.“ Der Vezier nahm Alles, was ihm der König gab, durchwanderte die Wüſte in der Länge und in der Breite, bis er in das Land des Königs Schamech kam. Als der König ſeine Ankunft erfuhr, ließ er ihn drei Tage lang bewirthen und am vierten Tage zu ſich kommen; der Vezier aber überreichte ihm den Brief und die Geſchenke des Königs Derbas. Als der König Schamech den Brief geleſen hatte und den Namen Uns Alwudjud darin las, weinte er heftig und ſagte zum Vezier: „Wo iſt Uns Alwudjud? bring' mir ihn und nimm was du willſt!“ Er ſprach dann folgende Verſe:

> „Gebt mir meinen Freund wieder, ich brauche kein Geld, ich will den, deſſen Anmuth der Mond meines Himmels war, keine andere Geſchenke und keine Menſchen. Sein Blick übertraf an Lieblichkeit den einer Gazelle, ſein Wuchs war ein Zweig des Ban, ich habe ihn groß gezogen, ſchon als Kind war er mein Liebling und der Stern meines Auges, und nun traure ich ſeinetwillen.“

Als der König diese Verse vollendet hatte, wendete er sich zu seinem Vezier Ibrahim und fragte ihn: „Wo ist mein Sohn?“ Er antwortete: „Ich weiß nicht, Herr!“ Er wandte sich dann zum Vezier des Königs Derbas und sagte ihm: „Mein Sohn ist schon lange Zeit abwesend und wir wissen nicht, wohin er gegangen.“ Dann befahl er seinem Vezier: „Geh umher, suche meinen Sohn und bring' mir ihn!“ Dieser antwortete: „Ich gehorche.“ Beide Veziere reisten sogleich ab, um den Prinzen zu suchen, und so oft sie an einen Ort kamen, fragten sie: „Ist hier ein Mann durchgereist, der so und so aussieht?“ Aber es wußte Niemand etwas von ihm. So gingen sie immer fort, bis sie an das Meer Kanns kamen, da bestiegen sie ein Schiff und segelten nach dem Berge Thakla und stiegen an's Land. Da fragte der Vezier: „Warum heißt dieser Berg Thakla (der verwaiste)?“ und man antwortete ihm: „Es war einmal vor alten Zeiten eine Genie, die einen Menschen liebte, da sie sich aber vor ihren Leuten fürchtete, zog sie mit ihm nach diesem abgelegenen Berge, zu dem weder Menschen noch Genien kommen, bewohnte ihn abwechselnd eine Zeitlang mit ihrem Geliebten, und ging dann wieder eine Weile zu ihren Leuten; dies währte lange Zeit, und so oft ein Schiff in der Nähe dieses Berges vorüberfuhr, hörten die Leute diesen jungen Mann weinen und sagten: Hier wohnt eine Waise, und darum heißt der Berg Thakla.“ Der Vezier des Königs Derbas war erstaunt über diese Geschichte. Sie gingen bis an das Schloß, klopften an der Thüre, und man öffnete ihnen; als sie hinein kamen und die Diener ihnen entgegen traten, sahen sie bei ihnen einen jungen Mann in einem elenden Zustande. Der Vezier fragte: „Woher kommt dieser Elende?“ Man antwortete ihm: „Er war auf einem Schiffe, das unterging, und hat auf einem Brette sich hierher gerettet; er ist ein armer Mann.“ Der Vezier wandte sich von ihm weg, ging auf's Schloß und fragte nach seiner Tochter, konnte aber keine Auskunft über sie erhalten; die Diener und Sklavinnen, die er nach ihr befragte, sagten ihm: „Sie ist nur kurze Zeit bei uns geblieben, dann ist sie verschwunden, wir wissen nicht wie, noch wohin.“ Als er dies hörte, verlor er seinen Verstand und ward wie ein Wahnsinniger. Er trat auf die Terrasse des Schlosses hinaus, wo er die Tücher sah, an welchen seine Tochter sich herunter gelassen hatte, und er dachte wohl, daß sie auf diesem Wege entflohen sey; er hörte auf der Terrasse einen Raben und eine Nachteule krähen, weinte heftig und sprach: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! Es hilft keine List gegen Gottes Beschluß, und keine Vorsicht gegen die Bestimmung!“ Er sprach noch folgende Verse:

„Ich kam in die Wohnung meiner geliebten Tochter, um die Flamme meiner Sehnsucht zu löschen, fand aber nichts darin, als einen Löwen und eine Nachteule. Diese schienen mir zu sagen: Du hast unrecht gehandelt, du hast zwei Liebende getrennt, koste nun selbst den Trennungsschmerz, den sie gekostet, und lebe betrübt, oder stirb vor Schmerzensglut!"

Da brach der Tag an und Scheherſad hörte auf zu erzählen. In der darauf folgenden Nacht fuhr sie fort:





Dreihundert

und

siebenundfünfzigste Nacht.

Der Vezier ging weinend vom Schlosse herunter und befahl den Dienern, überall auf dem Berge ihre Herrin zu suchen. Sie thaten dies, fanden sie aber nicht, noch trafen sie eine Spur von ihr. Als aber der Prinz sich überzeugt hatte, daß Ward weggegangen war, schrie er laut und fiel in Ohnmacht; der Vezier wollte mit Allem, was im Schlosse war, zurückkehren; der Vezier des Königs Derbas aber nahm Abschied von ihm und sagte: „Ich will diesen Derwisch (den Prinzen) mit mir nehmen und ihn nach Ispahan schicken, denn diese Stadt liegt nicht weit von unserm Lande, und ich hoffe von Gott, daß mein König mir für den Segen, den ich ihm durch diesen Derwisch bringe, gnädig seyn wird." Der Vezier Ibrahim sagte: „Thu', was du willst." Sie nahmen dann von einander Abschied, und der Vezier des Königs Derbas reiste mit dem Prinzen drei Tage lang, ohne daß dieser zu sich kam. Der Vezier trug ihn von einem Orte zum andern und goß ihm Getränke ein, ohne daß er etwas davon wußte. Nach drei Tagen, als sie dem Lande des Königs Derbas nahe waren, kam er zu sich und setzte sich aufrecht. Man berichtete dem König die Ankunft seines Veziers.



Der König schickte ihm entgegen und ließ ihm sagen: „Wenn du mir nicht den Prinzen Uns Alwudjud bringst, so bist du abgesetzt und ich habe nichts mehr mit dir zu thun!" Als der Vezier dies hörte, ward er sehr bestürzt, denn er wußte nicht, daß Ward beim König war, und konnte nicht begreifen, was er vom Prinzen wollte. Als dieser den Vezier in diesem Zustande sah, fragte er ihn: „Was hast du?" Er antwortete: „Der König hat mir einen Auftrag gegeben, den ich nicht besorgen konnte; so eben ließ er mir sagen: wenn du mir nicht bringst was ich dir aufgetragen, so bist du abgesetzt!" Der Prinz fragte abermals: „Und wornach hat dich der König geschickt?" und er erzählte ihm die ganze Sache. Da sagte der Prinz: „Nimm mich mit zum König, ich will dir den Prinzen herbeischaffen." Der Vezier freute sich sehr und sagte: „Sprichst du die Wahrheit?" Er antwortete: „Ja." Der Vezier ritt dann mit ihm zum König, der ihn fragte: „Wo ist der Prinz?" Der Vezier antwortete: „Dieser Derwisch weiß, wo er ist." Der König fragte: „Weißt du, wo er ist?" Er antwortete: „Er ist dir sehr nahe, was willst du von ihm? Sage mir es, ich will ihn dir herbeibringen." Als der König dies hörte, trat er mit ihm auf die Seite und erzählte ihm, warum er ihn suchen lasse. Da sagte der Prinz: „Bring mir ein schönes Kleid!" Der König brachte es ihm; er ging damit in's Bad, reinigte und salbte sich, zog das schöne Kleid an und sagte dann dem König: „Herr! ich bin Uns Alwudjud." Er sprach noch folgende Verse:

„Das Andenken, meiner Geliebten tröstet mich in meiner Einsamkeit, und begleitet mich während der Nacht. Ich habe keine andere Hülfe als meine Thränen, sie allein erleichtern meine Last. Meine Sehnsucht ist heftig, noch nie hat Jemand so durch sie gelitten; wunderbar ist die Macht meiner Liebe; mein Herz ist zerknirscht, mein Auge schläft nicht. Die Flamme loderte so verzehrend in meinem Herzen, und meine Leiden wurden so mächtig, daß alle Geduld von mir wich. Der Trennungsschmerz machte mich mager und krank; meine Augen sammt dem Augapfel wurden wund von den Thränen, die ich nicht zurückhalten konnte. Meine Kraft nahm ab, die Pulse meines Herzens hörten auf zu schlagen und ich fühlte einen Brand nach dem andern. Mein Herz und mein Kopf zeigten den festen Willen, bis zur Todesstunde meiner Herrin, die Gott erhalte! zu gehören. Sie hatten vor, uns zu trennen, und bezweckten doch nur unsere Vereinigung. Wozu diese längere Trennung, Sehnsucht und Qual? meine Seele schmachtet nach dem Wiedersehen! Laßt nun meine Geliebte liebend mit mir kosen und unsere Trauer sich in Freude verwandeln!“

Da bemerkte die Sultanin Scheherſad den Tag und brach ihre Erzählung ab. In der folgenden Nacht fuhr sie fort:





Dreihundert

und

achtundfünfzigste Nacht.

Als er die Verse vollendet hatte, sagte ihm der König: „Bei Gott! du bist ein weiser Mann, ihr seyd wahre Liebende und eure Geschichte ist wunderbar." Er erzählte ihm dann, wie es Ward gegangen; der Prinz aber fragte: „Und wo ist sie?" Der König antwortete: „Hier bei mir." Als der Prinz dies hörte, weinte er heftig und fiel vor Freude in Ohnmacht. Der König ließ dann den Kadhi und die Zeugen rufen und den Ehevertrag zwischen dem Prinzen und Ward schreiben. Als dies geschehen war, gab der König Derbas dem König Schamech Nachricht davon; dieser freute sich sehr und schickte dem König Derbas viel Geld und andere Geschenke, und ließ ihm sagen: „Die Verlobung mag bei dir stattfinden, die Hochzeit aber soll bei mir mit allem Glanz gefeiert werden!" Als diese Nachricht mit den Geschenken ankam, nahmen der Prinz und Ward Abschied und reisten in ihre Heimath zurück. Als der König und der Vezier hörten, daß sie in der Nähe der Stadt waren, gingen sie mit allen Großen des Reichs ihnen entgegen; sie zogen freudig mit einander in die Stadt, und dieser Tag ward unter die glücklichen gerechnet. Der Prinz wohnte zusammen mit Ward; es wurde während sieben Tage und Nächte gezecht, und der König machte ihnen viele Geschenke. Als sie allein waren, umarmten sie sich und sprachen von ihren Abenteuern. Dann recitirte Ward folgende Verse:

„Die Freude ist gekommen, Kummer und Trauer sind vorüber, wir sind nun vereinigt unsern Neidern zum Trotze. Der Athem der Vereinigung weht wohlduftend, belebt unser Herz und unsern ganzen Körper. Die Freude der Geselligkeit umleuchtet uns, und unsere frohe Botschaft verbreitet sich nach allen Enden. Glaubt nicht, daß ich vor Schmerzen weine, nein, es sind nur Freudethränen, die ich vergieße. In dieser Stunde der Vereinigung vergesse ich alle Schrecknisse und Qualen der Trennung, die an dem Mark unsers Lebens gezehrt haben."

Als sie diese Verse vollendet hatte, umarmten sie sich wieder und weinten. Der Prinz sagte: „Wie süß ist diese Nacht der Freude und Gewährung!" und sprach folgende Verse:

„Die Freuden der Vereinigung sind uns zu Theil geworden, und die Trennungsschmerzen sind verschwunden. Freundlich naht uns jetzt der Tag, beim Durchwachen der Nächte leeren wir den Freudenkelch; wie süß und angenehm ist nun das Leben! fortan wird die Liebe uns stets mehr veredeln."



Sie legten sich allein nieder, kosten, recitirten Verse und tauchten in den Freuden der Vereinigung unter. So vergingen, ohne daß sie es merkten, sieben Tage; als die Leute am siebenten Tage kamen, um ihnen zu gratuliren, standen sie auf und Ward sprach folgende Verse:

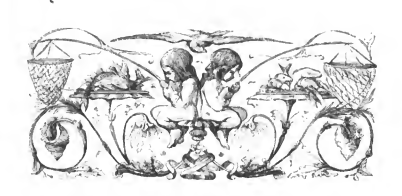
„Trotz der Neider und Aufseher bin ich doch mit meinem Geliebten vereinigt worden, und statt der frühern vor Kummer schlaflosen Nächte durchwachen wir sie jetzt in Umarmungen auf Seidenstoffen mit Rosen durchwirkt, auf weichem Sopha mit Vogelfedern vollgestopft; wünscht mir daher Glück und saget: O Geliebte! Gott lasse deine Vereinigung lange dauern!"

Als sie vollendet hatte, sprach der Prinz folgende Verse:

„Der Tag der Freude und Glückwünsche ist gekommen, meine Geliebte hat mir ihre Treue bewahrt und mich die schönsten Freuden der Vereinigung kosten lassen. Ich habe so viele Wonne bei ihr genossen, daß ich ganz mein Seyn vergaß. Mögen alle Liebende wie ich durch Vereinigung glücklich werden!"

Scheherſad bemerkte den Tag und erzählte die folgende Nacht weiter:





Dreihundert und neunundfünfzigste Nacht.

Sie standen dann auf und theilten viele Almosen aus; Ward aber sagte zum Prinzen: „O mein Geliebter! laß uns in's Bad gehen!“ Der Prinz gewährte ihr ihren Wunsch, sie aber gab Befehl, daß man das Bad auf's feinste beräuchere, und sprach folgende Verse:

> „O du, der schon lange im Besitze meines Herzens ist! O du, dessen Nähe jeden Kranken heilt! O du, den Niemand mir ersetzen kann! Licht meiner Augen! komm in's Bad, schon brennen die Lichter, der Boden ist mit Rosen, Narzissen, Myrthen und Lilien bestreut, und lieblich duften Aloe und Ambra; dort will ich mein Herz erfreuen, und wenn ich dich dort sehe, will ich ausrufen: Heil und Freude dir, o Geliebter!“

Vom Bade gingen sie in's Schloß zurück und lebten in Freude und Wonne, bis der Zerstörer aller Freuden und der Trenner aller Vergnügungen sie überfiel; das ist Alles, was ich von dieser Geschichte gehört. Doch was ist das im Vergleich zur

Geschichte des Abul Hassan.

Man erzählt nämlich, daß Harun Arraschid, Gott erbarme sich seiner! einst eine sehr unruhige Nacht hatte; er rief daher Masrur, das Schwert seiner Rache. Als dieser erschien, sagte ihm der Chalif: „Rufe mir den Barmekiden Djafar!" Als dieser nahte, sprach der Chalif: „Ich bin diese Nacht sehr unruhigen Gemüths, ohne daß ich weiß, warum, und kann nicht schlafen; wie könnte ich wohl diese Unruhe und Qual vertreiben?" Djafar antwortete: „O Fürst der Gläubigen! die Weisen sagen: Frauen besuchen, in's Bad gehen und Sänger hören, vertreibt Kummer und Sorgen." Der Chalif antwortete: „Alles dies habe ich gethan, es half aber nichts; ich schwöre nun bei meinem Vater und bei meinen reinen Ahnen, wenn du meinen Kummer nicht verscheuchest, so schlage ich dir den Kopf ab!" Djafar sagte: „Nun, Herr, so folge meinem Rathe! laß uns einen Nachen besteigen und nach einem Orte fahren, Kirn Asserat genannt, vielleicht werden wir dort etwas Neues sehen oder hören; denn man sagt: durch drei Dinge kann man den Kummer vertreiben: etwas sehen was man nie gesehen, etwas hören was man nie gehört, etwas erfahren was man nie erfahren. Vielleicht wird, so Gott will! dein Kummer verschwinden. An beiden Ufern sind Fenster und Altane: vielleicht hören wir da etwas, das unser Herz erfreut." Djafars Vorschlag gefiel dem Chalifen, sie gingen zusammen mit Fadhil, Ishak, Masrur und Abu Nauas, bestiegen einen vergoldeten Kahn und die Schiffleute ruderten dem Orte zu, wohin sie



wollten; auf dem Wege dahin hörten sie eine bezaubernde Mädchenstimme, von einer Laute begleitet, folgende Verse singen:

„Steh auf, Freund! der Wein ist klar und die Nachtigall singt auf den Bäumen! Wie lange noch dieses Zögern und Träumen? Erwache! das Leben ist nur geliehenes Gut, nimm es aus der Hand eines zarten Jünglings mit Blicken der Liebe, auf dessen Wangen frische Rosen gesäet sind, neben denen rothe Kirschen wachsen."

Da bemerkte die Sultanin Scheherſad den Tag und brach in ihrer Erzählung ab. In der folgenden Nacht fuhr sie fort:





Dreihundert und sechzigste Nacht.

Als der Chalif dies hörte, erstarrte er und sprach: „O Ishak! was sagst du zu dieser Stimme?“ — Ishak, der Gesellschafter des Chalifen, war nämlich der geschickteste Lautenspieler seiner Zeit. — Er antwortete: „O Fürst der Gläubigen! mein Ohr hat nie so etwas Vortreffliches gehört; hinter dem Vorhange hören wir jedoch nur die Hälfte: wie muß es erst in der Nähe seyn?“ Der Chalif, der das weibliche Geschlecht liebte, sagte: „Kommt, wir wollen uns beim Herrn des Hauses als Gäste melden, vielleicht sehen wir sie dann, wie sie vor uns singt.“

Wir stiegen — so erzählt nämlich der Barmekide Djafar — aus dem Nachen, klopften an der Thüre des Hauses, aus welchem der Gesang kam, und baten um Erlaubniß hineinzukommen. Es trat hierauf ein hübscher beredter junger Mann zu uns heraus und sagte: „Willkommen, ihr vornehme Herren! kommet herein und macht es euch bequem!“ Er führte uns in ein Haus, das nach vier Seiten freistand; die Decke der Zimmer war golden und die Wände waren mit Lasursteinen gemauert; man sah darin einen großen Saal mit einem Sopha von Elfenbein und Ebenholz, mit dazu passenden Matrazen und Kissen. Auf demselben saßen fünf Mädchen wie der



Mond. Der junge Mann rief ihnen zu, und sie standen auf. Er wandte sich dann zu Djafar und sprach: „Herr! ich kann den Vornehmsten unter euch nicht unterscheiden; darum setze sich im Namen Gottes der Erste unter euch oben an, und so Jeder nach seinem Range." Der Chalif setzte sich oben an; die verständigen Worte des jungen Mannes aber gefielen ihm sehr. Jeder nahm seinen Platz ein, bis auf Masrur, der zur Bedienung stehen blieb. Nachdem sie Platz genommen hatten, sagte der junge Mann: „Wenn ihr es erlaubt, meine Gäste, so lasse ich etwas auftragen," und er befahl, ein Tischchen von Chalandj [1] herzurichten.

Auf sein Geheiß nahten sich vier umgürtete Sklavinnen mit krystallnen und chinesischen vergoldeten Gefäßen in der Hand, worauf die kostbarsten Butterspeisen, Feldhühner und junge Tauben waren. Auf dem Rande des Tischchens waren folgende Verse:

> „Brich das Brod und die Kuchen an und laß dir Gebackenes und Geflügel wohlschmecken, bevor du die Hand nach den Fischen ausstreckst. Göttlich schmeckt hierauf der Braten mit Gemüsen und sauren Speisen; schon ist der Hasen mit Milch überfüllt, daß die Hand bis zu den Armbändern hinein reicht; zum Nachtisch iß Mehl- und süße Speisen. O Leben! Geduld! das Schicksal ist wunderbar: wenn es uns einen Tag bewegt, so wird es uns am folgenden wieder leicht."

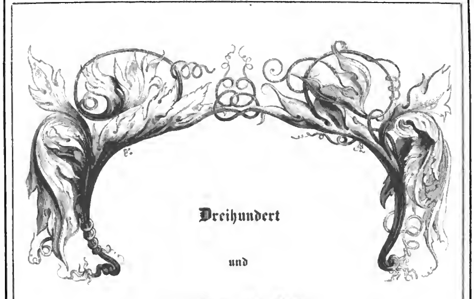
[1] Ein Baum, der in der Provinz Jemen wächst.

Wir aßen bis wir satt waren, dann wuschen wir unsere Hände mit Rosenwasser in silbernen Waschbecken. Endlich sagte der junge Mann: „Ihr habt mir eure Freundschaft bewiesen; wenn ihr nun irgend ein Anliegen habt, so sagt es mir, ich werde mir eine Ehre daraus machen, euch gefällig zu seyn.“ Sie fragten ihn: „Willst du das wirklich thun?“ Er antwortete: „Ja.“ Sie sprachen zu ihm: „Wir sind nur in dein Haus gedrungen, weil wir von außen eine schöne Stimme gehört haben; wir bitten dich nun, sie uns in der Nähe vernehmen zu lassen, dann werden wir, so Gott will! wieder hingehen woher wir gekommen sind.“ Er sagte: „Gerne,“ und rief einer schwarzen Sklavin zu: „Laß deine Herrin kommen!“ Sie ging weg, blieb eine Weile aus, dann brachte sie einen chinesischen Sessel mit griechischem Seidenstoff überzogen; ihr folgte ein Mädchen wie der Vollmond, wie man nie ein schöneres gesehen; das Mädchen grüßte und setzte sich. Ein anderes Mädchen überreichte ihr ein Futteral von rother Seide, woraus sie eine Laute nahm, die mit Gold und Juwelen besetzt war, wie der Dichter sagt:

> „Wenn sie sie in ihren Schooß nimmt, so verleiht sie ihr Leben. Die Laute ist kostbar verziert, die Töne aber, die sie hervorlockt, sind zaubervoll und befangen auf's angenehmste die Sinne.“

Schehersad schloß ihre Erzählung, um in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzufahren:





Dreihundert und einundsechzigste Nacht.

Der Erzähler fuhr fort: Sie nahm die Laute, legte sie an ihren Busen, und neigte sich zu ihr hin, wie die Mutter zu ihrem Kinde; dann ergriff sie die Saiten und schlug einen Ton an, wie ein Kind, das nach seiner Mutter ruft. Dazu sang sie folgende Verse:

„Die Zeit ist mit dem Gegenstande meiner Liebe zurückgekehrt, und ich kann ihm Vorwürfe machen. O Freund! Da du doch wiedergekehrt, so trinke von dem Weine, der, sobald er das Herz berührt, allen Kummer in Entzücken verwandelt. Der Zephyr selbst stand auf und pries ihn im Becher, und ich sah den Vollmond, der einen Stern trug; wie manche Nacht habe ich mit dem Vollmond gekost über dem Tigris, ehe er unterging. Dann neigte er sich zum Untergang, und es war als ginge ein goldnes Dach über dem Wasser her."

Als sie diese Verse vollendet hatte, weinte sie heftig, wir aber waren höchst entzückt, und ganz außer uns, wegen ihrer schönen Stimme und Gestalt. Der Chalif sprach zu Ishak, indem er sich zu ihm hinneigte: „Was hast du gesehen, o Ishak?" Er antwortete: „O Fürst der Gläubigen! ihre Kunst ist unübertrefflich!" Der Chalif betrachtete dann den jungen Mann, und bewunderte seine Schönheit und Anmuth, obschon sein Gesicht so gelb aussah, als wollte er sterben. Der Chalif sagte: „Junger Mann!" Dieser

antwortete: „Was beliebt, o Fürst der Gläubigen?" — Dies wurde ihm nämlich gesagt während das Mädchen sang. — Der Chalif sprach: „Ich möchte wissen, ob das Gelbe in deinem Gesichte dir angeboren, oder ob es Folge einer Krankheit ist?" Er antwortete: „O Fürst der Gläubigen! erst später ist es an mich gekommen." — „Und wie so? erzähle mir, vielleicht kann dir durch mich geholfen werden." Der junge Mann sprach: „Höre mich an, ich will dir es erzählen. Wisse, o Fürst der Gläubigen! ich bin ein Kaufmann aus der Stadt Aman; mein Vater war auch Kaufmann, besaß viele Güter und trieb einen großen Seehandel; er war ein edler Mann, lehrte mich schreiben und was sonst der Mensch wissen soll.

Einst saß ich in meiner Wohnung mit mehreren Kaufleuten, da kam mein Diener und sagte: „Herr! es ist ein Mann an der Thüre, der um Erlaubniß bittet, vorgelassen zu werden;" ich erlaubte es ihm und er kam mit einem Träger, der einen zugedeckten Korb auf dem Kopfe hatte, den er vor mir niedersetzte. Als ich ihn aufdeckte, fand ich seltene Früchte darin; ich dankte ihm, gab ihm hundert Dinar, auch dem Träger seinen Lohn; er ging fort und wünschte mir viel Glück. Ich theilte die Früchte unter die Anwesenden, und fragte die Kaufleute, wo diese Früchte herkommen? Sie sagten: von Bassora, beschrieben mir die Stadt und fügten hinzu: „Es gibt in der Welt keine angenehmere Stadt als Bagdad, und keine bessere und wohlgesittere Leute als die Bewohner derselben." Ich hatte keine Ruhe mehr, so groß ward meine Sehnsucht, dahin zu reisen; ich verkaufte zuerst meine Güter und meine Schiffe für hunderttausend Dinar; dann meine Sklaven und Sklavinnen, und mein Vermögen belief sich auf eine Million Dinar, außer den Juwelen und Edelsteinen. Ich bestieg ein Schiff, ließ Alles darauf bringen und reiste nach Bassora, wo ich einige Zeit verweilte; ich verkaufte zuletzt auch dieses Schiff und miethete ein anderes, auf das ich mein Vermögen brachte, und fuhr damit nach Bagdad. Daselbst angekommen, fragte ich, wo die Kaufleute wohnen? und man sagte mir: in einem Quartiere, Karch genannt; ich ging dahin, miethete ein schönes Haus in der Safranstraße, ließ Alles, was ich bei mir hatte, dahin bringen, und lebte dort recht angenehm. Eines Tages, es war Freitag, begab ich mich in die Moschee, um zu beten; als dies geschehen war, ging ich mit den Leuten heraus nach einem Orte, Kirn Asserat genannt, und sah daselbst ein altes Haus mit Altanen nach dem Ufer hin und eisernen vergoldeten Gittern. Die Leute gingen alle nach diesem Gitter zu, ich folgte der Menge und sah einen schönen alten Mann vor demselben sitzen, kostbar gekleidet, fein parfumirt, mit einem Barte, der wie zwei Silberstangen sich über seiner Brust zertheilte; vier Sklavinnen und fünf Sklaven umgaben ihn zu seiner

Bedienung. Ich fragte die Umstehenden: „Wer ist dieser alte Mann?“ Man antwortete mir: „Es ist Zaher, Sohn Alas, der alle Durstigen in Bagdad verpflegt; wer bei ihm einkehrt, kann essen, trinken und schöne Mädchen sehen.“ Da sagte ich: „Bei Gott! ich suche schon lange ein solches Haus.“ Ich ging also auf den Alten zu, grüßte ihn und sprach zu ihm: „Herr, ich habe ein Anliegen an dich.“ Er antwortete: „Komm nur und trage es vor.“

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht folgendermaßen fortgesetzt wurde:





Dreihundert

und

zweiundsechzigste Nacht.

Er stand vor mir auf; ich ging mit ihm hinein und sagte ihm: „Herr, ich wünsche diese Nacht dein Gast zu seyn." Er sagte: „Recht gerne; sieh, mein Sohn, ich habe sehr viele und schöne Mädchen im Hause, wähle dir die schönste aus, von der du bedient seyn willst." Ich erwiderte: „Herr! laß mich bei dir wohnen, denn in deinem Hause gefällt es mir," und zahlte ihm sogleich dreihundert Dinar aus für einen ganzen Monat. Er ließ mich hierauf in's Bad, und von da in ein Zimmer bringen, wo ein Mädchen war, und der Diener sagte ihr: „Nimm hier deinen Gast!" Sie nahm mich gut auf, ließ mich neben sich sitzen und befahl vier Sklavinnen, die sie umgaben, mir zu essen und zu trinken zu bringen. Sie brachten einen Tisch mit kostbaren Speisen, worauf folgende Verse geschrieben waren:

„Sage, hast du nicht Lust zu Hammelfleisch in einem großen Topfe gekocht, das wie Rosenwasser, Moschus und Ambra duftet? Willst du essen, so greife zu, magst du nicht, so bist du ein Narr.“

Man brachte uns Wein, das Mädchen aber nahm die Laute und sang; ich verließ sie hierauf und ging zu einer Andern, und fuhr so fort bis ich zur Schönsten kam, die ein wahres Wunder von Anmuth und Liebenswürdigkeit war. Eines Abends hörte ich ein großes Geschrei, fragte, was es wäre, und man sagte mir: „Alle Bewohner der Stadt fahren auf dem Flusse spazieren.“ Der Alte aber sagte mir: „Mein Sohn, wenn du willst, so kannst du Alles von hier aus sehen.“ Ich stieg daher mit ihm auf die Terrasse, von wo ich eine Menge Volk mit Wachslichtern und Fackeln in großem Gedränge sah. Als ich an das Ende der Terrasse kam, sah ich einen schönen Vorhang vor



einer schönen Wohnung; mitten in der Wohnung war ein Sopha von Cypressenholz mit Gold belegt und dazu passenden Kissen und Matrazen, und ein Mädchen saß darauf, ich hatte nie ein schöneres in meinem Leben gesehen. Neben dem Mädchen stand ein Jüngling, der seine Hand um ihren Hals geschlungen hatte und sie küßte; als ich dies sah, o Fürst der Gläubigen! da war ich nicht mehr Herr meiner selbst und wußte nicht

mehr, wo ich auf Gottes Erde war, so schön war ihre Gestalt. Als ich dann wieder herunter stieg, erkundigte ich mich nach ihr bei meinem Mädchen, und fragte es: „Was ist das für ein junges Mädchen, was so schön ist, daß mir der Kopf schwindelt?" Sie lächelte und sagte: „Hättest du wohl auch Lust, deinen Arm um ihren Hals zu schlingen und sie zu küssen?" Ich antwortete: „Ja, bei Gott! und kostete es mein Leben." Da sagte sie: „Das ist die Tochter Zahers und unsre Herrin, wir alle sind ihre Sklavinnen; weißt du was es kostet, sie zu küssen und von ihr bedient zu werden? Fünfhundert Dinar, und das thut doch dem Herzen eines Kaufmanns wehe." Ich aber dachte: Bei Gott! ich will gerne mein ganzes Vermögen für sie hingeben. Ich konnte kaum den Morgen erwarten, stieg in's Bad, zog ein kostbares, mit Gold und Juwelen verziertes Kleid an und ging zum Alten. Er hieß mich willkommen und fragte mich, was ich wolle? Ich sagte: „Ich möchte das Mädchen zu meiner Dienerin haben?" Er sprach: „Glück dazu! willst du die Summe erwägen?" Ich sagte ja, und brachte sogleich fünfzehntausend Dinar für einen ganzen Monat. Er befahl dann einem Diener: „Geh, bringe ihn deiner Herrin Zahra!" Dieser brachte mich in eine Wohnung, dergleichen sich in der Welt nicht wieder findet; als ich hinein kam und das Mädchen dasitzen sah, fiel ich vor Gott nieder und dankte ihm für ein so bezauberndes Geschöpf; sie war so blühend und schön, wie der Dichter sagt:

> „Wenn sie mit der Sonne wetteifern wollte, so würden alle Leute sie statt ihres Idols anbeten; wenn sie in das bittere Meer spie, es würde von ihrem Speichel süß werden, und wenn sie im Westen einem frommen Pilger sich zeigte, er würde den Osten lassen, und ihr nach Westen folgen."

Kurz, o Fürst der Gläubigen! fuhr der junge Mann fort, sie war über alle Beschreibung schön. Als ich sie grüßte, stand sie vor mir auf und hieß mich vielmal willkommen. Ich sah sie gehen, unnennbarer Liebreiz war in ihrem ganzen Wesen, ihr Gang so anmuthsvoll; gepriesen sey der, der sie geschaffen! Ich setzte mich neben sie, und sie befahl den Sklavinnen, eine Mahlzeit zu bringen. Da kamen vier junge Mädchen mit einem Tische voll Speisen, wie man sie nur bei Königen sieht, und stellten ihn vor uns auf. Ich griff nach den Speisen und verlor vor Entzücken meine ganze Besinnung. Als wir genug gegessen hatten, wuschen wir unsere Hände. Man brachte hierauf Wein, eine ihrer Sklavinnen reichte ihr eine Laute, die sie auf ihren Schooß legte und stimmte. Die Laute gab einen so rührenden Ton von sich, wie ein kleines Kind, das nach seiner Mutter schreit, wie der Dichter sagt:

„Wir tranken edlen Wein in der Dunkelheit der Nacht, wenn die Auflaurer schleichen. Sie sang, drückte die Laute an ihren Busen und ließ Hals- und Armbänder darüber herunterhängen, neigte sich liebevoll zu ihr hin und es war als hätte sie ein Kind in ihrem Schooße.“

Mit diesen Worten hielt Scheherſad inne, und fuhr die darauf folgende Nacht fort:





Dreihundert und dreiundsechzigste Nacht.

Ich lebte so, o Fürst der Gläubigen! von einem Monat zum andern, bis ich all mein Geld verschwendet hatte. Eines Tages saß ich bei ihr und dachte, wie ich mich nun von ihr trennen müsse, und weinte. Sie fragte: „Was weinst du?“ Ich antwortete: „Ueber unsre Trennung, o Licht meiner Augen!“ Sie fragte wieder: „Und warum müssen wir uns trennen?“ Ich antwortete: „Bei Gott! von dem Tage an, als ich zu dir kam, nimmt dein Vater jeden Tag fünfhundert Dinar von mir; nun habe ich aber nichts mehr. Die Leute sagen: die Armuth macht einen zum Fremden in der Heimath, und der Reichthum ersetzt sie dem Fremden.“ Sie aber sprach: „Wisse, mein Vater ist gewöhnt, jedem Kaufmann, der sein Vermögen bei uns verschwendet, drei Tage zu schenken und ihn dann fortzuschicken: fürchte du aber nichts, ich will es so einrichten, daß wir uns nie trennen müssen. Denn wisse, mein Vater ist so reich, daß nur Gott weiß, wieviel er besitzt, und all sein Geld gibt er mir aufzubewahren, ich werde dir jeden Tag fünfhundert Dinar geben, die du meinem Vater bezahlst; wie er es mir schickt, gebe ich es dir zurück, und du kannst auf diese Weise, so lange Gott will, bei mir bleiben.“ Als ich dies hörte, o Fürst der Gläubigen! stand ich auf und küßte ihr die Hand, wir lebten auf diese Weise ein ganzes Jahr fort, bis einst Gott unsre Trennung

wollte; sie schlug nämlich eine ihrer Sklavinnen sehr heftig, und diese sagte: „Du hast durch Schläge mir weh gethan, bei dem erhabenen Gott! ich will nun auch deinem Herzen weh thun." Sie ging hierauf zu ihrem Vater und erzählte ihm die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende. Als ihr Vater dies hörte, stand er auf, kam zu mir und sagte: „O Amaner! bei uns ist es Sitte, wenn Jemand arm wird, so schenken wir ihm drei Tage: du hast nun schon ein ganzes Jahr genossen." Er befahl dann einem Diener: „Zieh' ihm seine Kleider aus!" Man zog mir meine Kleider aus, gab mir statt derselben alte zerrissene, die keine Drachme werth waren, und schenkte mir zehn Drachmen. Der Alte sagte mir: „Ich werde dich nicht schlagen und dir nichts zu leid thun, geh' nur deines Weges, bleibe nicht in diesem Lande und erwähne unsrer



niemals, sonst haftet dein Blut an deinem eigenen Halse." So ging ich gezwungen fort, ohne zu wissen wohin.

Aller Gram von der Welt drückte mich, als ich an das Geld dachte, das ich hierher gebracht hatte, wie ich mit einer Million Dinar aus meiner Heimath gekommen war, die ich nun in dem Hause dieses verruchten Alten verschwendet hatte, und wie ich nun elend und zerknirscht weggehen mußte. Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! Ich blieb nur noch drei Tage in großer Verzweiflung in Bagdad, und konnte weder essen noch trinken. Am vierten Tage sah ich ein Schiff, das nach Bassora ging, ich bestieg es und gab die zehn Drachmen her. Als wir nach Bassora kamen, ging ich hungrig auf den Markt und sah daselbst einen Gemüsehändler,

der mich von früher her kannte; er stand vor mir auf, umarmte mich und fragte, wie es mir gehe, daß er mich in so schlechten Kleidern sehe? Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte, und er sagte: „Herr! das ist kein Verfahren eines verständigen Mannes.“ Er fragte hierauf: „Was hast du nun vor?“ Ich antwortete: „Bei Gott! ich weiß es nicht.“ Er aber sagte: „Bleibe bei mir und führe mein Buch, du sollst jeden Tag zwei Drachmen nebst freier Kost haben.“ Meine Antwort war: „Gut, Alles ist ja nach der Bestimmung des erhabenen Gottes!“ Ich blieb nun bei ihm, bis ich hundert Dinar beisammen hatte, miethete mir eine Hütte am Ufer des Flusses und wartete auf ein Schiff, das nach Bagdad segelte.





Dreihundert und vierundsechzigste Nacht.

Eines Tages kam ein Schiff, mit Waaren beladen; alle Kaufleute und Großen des Landes gingen um einzukaufen, und ich mischte mich unter die Menge. Da stiegen zwei Männer vom Schiffe; man stellte ihnen zwei Stühle, auf die sie sich setzten. Die Kaufleute begrüßten sie, sie aber befahlen dem Diener, Teppiche auszubreiten. Als dies geschehen war, holten sie einen Sack mit Perlen und Edelsteinen, Karniol, Krystall, Korallen und andern Steinen. Dann sagten sie: „O ihr Kaufleute! heute verkaufen wir nur dieses." Die Kaufleute überboten dann einander, und es wurden vierhundert Dinar gelöst. Da sah mich einer der Leute, die auf dem Schiffe waren, und der früher mein Freund war, er kam herunter und grüßte mich. Er fragte mich: „Warum sprichst du nicht mit den Kaufleuten?" Ich antwortete: „Das Schicksal der Welt hat mich überfallen und mir mein Vermögen geraubt; ich besitze nur noch hundert Dinar; so hat die Bestimmung es gewollt." Ich schämte mich so sehr vor ihm, daß ich weinen mußte. Als er mich in diesem Zustand sah, bekam er Mitleid mit mir, und weinte mit mir. Er sagte dann den Kaufleuten, die um ihn herum waren: „Ihr seyd meine Zeugen, daß ich diesen Teppich mit Allem, was darauf ist, diesem Amaner für hundert Dinar verkaufe, obschon ich weiß, daß er noch einmal so viel werth ist; doch schenke ich es ihm gerne." Ich wünschte ihm viel Gutes, und alle Kaufleute lobten seine Freigebigkeit. Ich nahm die Waaren, ging damit auf

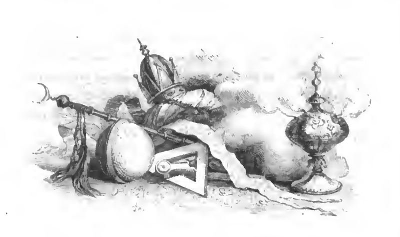
den Perlenmarkt, und handelte ein Jahr lang. Nun war unter diesen Edelsteinen auch ein Amulett von Korallen, worauf ganz feine Talismane, die ich nicht verstand, so fein wie Bienenfüße geschrieben waren; ich nahm dieses Amulett und gab es dem Makler, der damit eine Weile ausblieb, dann kam er wieder und sagte: „Verkaufst du es für zehn Drachmen?“ Ich sagte: „Nein, dafür gebe ich es nicht her!“ Er warf es vor mich hin und ging wieder fort. Ich ließ es an einem andern Tage wieder ausrufen, da fragte er mich: „Verkaufst du es für fünf Drachmen?“ Ich nahm es ihm weg und warf es vor mich hin. Als ich eines Tages so dasaß, kam ein Reisender zu mir, grüßte mich und ich erwiderte seinen Gruß. Er sagte: „Erlaube mir, Alles, was du hier hast, genau zu betrachten.“ Ich antwortete: „Thu was du willst.“ Ich ward aber mißmuthig, als er von allen Edelsteinen nichts als dieses Amulett kaufen wollte, und eine große Freude hatte, als sein Blick darauf fiel, und daß er seine Hand küßte. Er fragte mich: „Verkaufst du dies?“ Ich sagte: „Ja,“ und sah wohl, daß er eine große Lust dazu hatte. Er fragte: „Wie theuer?“ Ich antwortete: „Wieviel hast du bei dir?“ Er sagte: „Zwanzig Drachmen.“ Ich versetzte: „So laß es nur, und gehe deines Weges!“ Er sprach: „Laß mir es um fünfzig Dinar!“ Ich glaubte, er mache nur Spaß, und sagte: „Geh, laß mich, scherze nicht mit mir, hier ist kein Ort zum Spaßen!“ Er sagte dann: „Verkaufst du es um hundert Dinar? um zweihundert, um fünfhundert, um tausend



Dinar?" Das alles sprach er lachend, und ich glaubte immer, er scherze nur. Er bot dann noch mehr als tausend, ich aber antwortete vor Zorn nicht mehr. Endlich sagte er: „Verkaufst du es für zwanzigtausend Dinar?" Da mußte ich lachen und spaßte nun auch mit ihm. Alle Leute des Marktes versammelten sich um uns und riefen mir zu: „Verkaufe es ihm, und wenn er es nicht bezahlt, so machen wir uns Alle gegen ihn auf, und treiben ihn aus der Stadt."

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht folgendermaßen fortgesetzt wurde:





Dreihundert und fünfundsechzigste Nacht.

Ich sagte: „Nun, in Wahrheit, wieviel Geld hast du?“ Er aber fragte: „Verkaufst du es?“ Ich antwortete: „Ja, wenn du es kaufen willst.“ Da sagte er: „Ich habe dreißigtausend Dinar, verkaufst du es dafür? nimm sie und gib das Amulett.“ Ich sprach zu den Anwesenden: „Ihr seyd Zeugen. Doch verkaufe ich es nicht, bis du mir sagst, wozu es dient, daß du so viel Geld dafür gibst.“ Er sagte: „Mache nur den Handel richtig, dann sage ich es dir, und Gott bürgt mir für deine Aufrichtigkeit.“ Ich sagte: „Nun, es sey!“ Da freute er sich sehr, nahm das Gold heraus, gab es mir, nahm das Amulett, hing es um seinen Hals und fragte noch einmal: „Bist du zufrieden?“ Ich antwortete: „Ja.“ Er sagte dann zu den Anwesenden: „Ihr seyd Zeugen, daß er zufrieden ist und den Werth angenommen hat.“ Er wandte sich hierauf zu mir und sagte: „Bei dem erhabenen Gott! hättest du noch mehr gefordert, ich hätte dir hundert, zweihundert, dreihunderttausend Dinar gegeben.“ Als ich dies hörte, war mir, als sey ich aus dem Schlafe erwacht, das Blut floß mir aus Augen und Mund, und von damals an ward ich durch die Bestimmung Gottes, gelobt sey er! so gelb. Ich fragte ihn: „Und wozu dient es?“ Er sagte mir: „Mein Sohn, höre meine Geschichte!“

Es versammelten sich nun mehr als tausend Menschen um uns, und er sprach: „Wisse! Kaschmir, der große König von Jemen, der ein Drittheil der Welt besitzt, ist

der Vater der schönsten Tochter in der Welt, die aber die fallende Sucht hat. Der König ließ alle Sterndeuter kommen, um sie zu heilen. Da sagte einer der Anwesenden: O König! ich kenne einen Mann, er heißt Abd Allah aus Babel, und ist der geschickteste Mann auf der Welt, um derartige Krankheiten zu heilen; wenn du willst, so schicke mich zu ihm. Der König gab ihm ein Stück Karniol und hunderttausend Dinar, und der Mann reiste damit nach dem Lande Babel, fragte nach dem alten Manne und brachte ihm die Geschenke. Der Alte nahm sie an und beobachtete sieben Monate lang die Sterne, bis er eine günstige Stunde fand, in der er nach seiner Einsicht die Talismane und Namen auf dieses Amulett schrieb. Der Mann nahm es und brachte es dem König, der es seiner Tochter umhängte. Diese war an vier Ketten gefesselt, jede Nacht mußte ein Mann bei ihr wachen, der Morgens hingerichtet wurde. Sobald ihr nun der König dieses Amulett umgehängt, ward sie durch den Willen des erhabenen Gottes wieder gesund, und von jenem Tag an bekam sie keinen Anfall mehr. Der König freute sich sehr, machte jenem Manne viele Geschenke, und alle Bewohner der Stadt erwiesen ihm Wohlthaten. Eines Tages aber machte die Prinzessin mit ihren Sklavinnen eine Spazierfahrt auf dem Flusse und spielte mit ihnen; da streckte eine Sklavin scherzend die



Hand nach ihr aus, das Amulett machte sich los und fiel in's Wasser. Die Prinzessin fiel in Ohnmacht und ward wieder krank wie zuvor. Als der König dies hörte, gab er mir Geld und befahl mir zum Alten zu gehen, um ein neues Amulett machen zu

lassen; als ich aber nach seinem Orte kam, war er schon todt. Gottes Barmherzigkeit sey mit ihm! Der König schickte uns dann zu Zehn ab und gab uns viel Geld, um in allen Ländern nachzusuchen, bis mich mein Glück zu dir trieb." Mit diesen Worten nahm er das Amulett und ging fort. Du hast nun, Fürst der Gläubigen! die Ursache meines gelben Gesichts gehört! Ich kehrte hierauf nach Bagdad zurück, nahm mein Geld mit mir und miethete wieder mein altes Haus. Am Morgen nach meiner Ankunft zog ich mich an und ging nach dem Hause Zahers, Sohn Alas, in der Hoffnung, meine Geliebte wieder zu sehen. Als ich dahin kam, sah ich die Fenster geschlossen; ich blieb eine Weile stehen und dachte über meine Lage und über die Macht des Schicksals nach, bis ich einen Diener sah. Ich fragte ihn, was aus dem Herrn dieses Hauses geworden? Er antwortete: „Mein Onkel! er hat sich zu dem erhabenen Gott bekehrt." Ich fragte: „Und was hat ihn zu seiner Buße veranlaßt?" Er antwortete: „Vor einigen Jahren war ein Mann bei uns, mit Namen Abul Hassan aus Aman, den seine Tochter sehr liebte; als er sie verließ, ward sie so krank, daß sie vor Gram dem Tode nahe war."

Da bemerkte Schehersad den Anbruch des Tages und schloß ihre Erzählung. In der nächsten Nacht fuhr sie folgendermaßen fort:





Dreihundert und sechsundsechzigste Nacht.

Der Diener fuhr fort: „Sie erklärte sich nun ihrem Vater, der nach allen Ländern schickte, um ihn aufzusuchen. Er versprach dem, der ihn bringen würde, hunderttausend Dinar. Niemand aber wußte wo er hingekommen, und man konnte keine Spur von ihm entdecken; die Tochter ward deßhalb immer kränker, und nun ist sie dem Grabe sehr nahe. Ihr Vater hat des großen Unglücks seiner Tochter willen alle Mädchen verkauft und sich zu dem erhabenen Gott bekehrt." Ich sagte dem Diener: „Was wirst du sagen, wenn dir Jemand den Abul Hassan zeigt?" Er antwortete: „O ich beschwöre dich bei Gott, hilf mir und meinem Gebieter aus unserm Elende!" Ich sagte ihm: „Geh hinein und sprich: Abul Hassan aus Aman ist an der Thüre und läßt dich grüßen." Er rief aus: „Was sagst du? Ich beschwöre dich bei Gott, sprich die Wahrheit!" Ich antwortete ihm: „Geh hinein und sage was ich dir aufgetragen;" worauf er von mir weglief, wie ein Maulesel, der von der Mühle entflieht. Nach einer Weile kam er wieder mit dem Alten zurück. Als dieser mich sah, grüßte er, umarmte mich und sprach: „Gelobt sey Gott, der dich wohl erhalten!" Mit diesen Worten ging er in sein Haus, gab dem jungen Manne tausend Dinar und kam hierauf wieder zu mir, umarmte mich nochmals und



sagte: „Gelobt sey Gott, der dich wohl erhalten! Wo warst du, mein Sohn? deine Trennung hat meine Tochter niedergeschlagen. Komm mit mir herein!" Ich trat mit ihm in seine Wohnung. Er hieß mich sitzen, ging zu seiner Tochter und sagte: „O meine Tochter! Gott rette dich aus dieser Krankheit!" Sie erwiderte: „O mein Vater! ich werde nicht eher gesund, bis ich den Geliebten meines Herzens wiedersehe; wäre mir doch vergönnt, auch nur einen einzigen Blick auf sein Antlitz zu werfen." Er aber sprach: „Ich gelobe, dich mit deinem Geliebten zu vereinigen; geh nur zuerst in's Bad und iß etwas!" Als sie diese Worte hörte, rief sie vor Angst bebend aus: „Sprichst du wahr?" Hierauf sagte der Alte zu seinem Diener: „Geh zu dem Herrn, der eben angekommen ist!" Er kam zu mir, und ich trat mit ihm hinein. Kaum hatte das Mädchen mich erblickt, o Fürst der Gläubigen! so fiel es in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, seufzte sie tief und sprach diese Verse:

„Gewiß, ich habe ihn noch beim Leben gesehen, und erschrack so sehr, daß ich ihm nichts erwidern konnte."

Sie setzte sich dann aufrecht und sagte: „O mein Herr! bei Gott! ich habe geglaubt, dich nur im Traume wieder zu sehen!" umarmte mich und weinte heftig. Hierauf sagte sie ihrem Vater: „Geh, reiche mir etwas zu essen." Der Alte freute sich sehr darüber, und brachte ihr Speisen und Getränke; wir aßen und tranken. Ich brachte einige Zeit

bei ihr zu; ihre Schönheit und Anmuth kehrten aber zusehends wieder. Dann ließ ihr Vater den Kadhi und die Zeugen rufen und verheirathete mich mit ihr; nun ist sie meine Gemahlin, o Fürst der Gläubigen! und ich habe schon einen Knaben von ihr." Er brachte hierauf einen Knaben herbei, schön wie der aufgehende Mond, und küßte die Erde vor dem Chalifen; der Chalif nahm ihn zu sich, küßte ihn und pries Gott für seine Schönheit.

Da bemerkte Scheherſad den Anbruch des Tages und schwieg.





Dreihundert

und

siebenundsechzigste Nacht.

Der Chalif, dem diese Geschichte sehr wohl gefiel, stand auf, indem er zu Djafar sagte: „Bei Gott! das ist eine wunderbare Begebenheit!“ Sie gingen dann mit einander in den Palast des Chalifen. Als dieser am folgenden Morgen auf dem Throne saß, rief er Masrur, und ließ ihn drei Ladungen Geld, eine von Bagdad, eine von Arsan und eine von Bassora zusammentragen, bis es eine so ungeheure Summe ausmachte, daß nur Gott sie zählen konnte; er befahl dann Djafar, den jungen Mann zu rufen. Er ging zu ihm, klopfte an der Thür und als er zu Djafar herauskam, sagte er ihm: „Der Fürst der Gläubigen läßt dich rufen!“ Als er mit ihm zum Fürsten kam, küßte er die Erde, nahte sich zitternd und ließ seine Hände herunterfallen, denn er fürchtete sich, er habe in etwas gegen den Chalifen verstoßen, dessen Reich Gott verewige und dem Gott seine Huld zuströmen lasse! Der Chalif hieß ihn den Vorhang, den er über das Geld hatte decken lassen, wegnehmen. Als der junge Mann den Vorhang wegnahm und das viele Geld sah, erschrack er und schwieg. Der Chalif sagte ihm: „Ich schenke dir dieses Geld als Ersatz für das, was du bei dem Amulett verloren!“ Der junge Mann antwortete: „O Fürst der Gläubigen! das ist ja mehr als noch einmal so

viel!" Der Chalif sprach zu den Anwesenden: „Ihr seyd Zeugen, daß ich dieses Geld diesem jungen Manne schenke." Derselbe trat dann vorwärts, küßte die Erde und schwieg; er schämte sich und weinte, es flossen Thränen über seine Wangen; mit Erlaubniß des erhabenen Gottes kehrte das Blut wieder in sein Gesicht zurück, und es war wie der Vollmond. Als der Fürst der Gläubigen ihn sah, sagte er: „Es gibt keinen Gott, außer Gott! gepriesen sey der ewig Unveränderliche! sieh einmal in den Spiegel!" Als er sein Gesicht gesehen, fiel er dankend vor Gott nieder, und dankte auch unserm Herrn Harun Arraschid, dem Fürsten der Gläubigen. Der Chalif sprach: „Bei der Herrlichkeit Gottes und seinem vollkommenen Wesen! ich nehme keinen Drachmen von diesem Geld! ich schenke dir Alles, und ein Ehrengeschenk darf nicht zurückgewiesen werden." Er ließ das Geld in sein Haus tragen, nahm ihn auf immer in seine Dienste, machte ihn zu seinem Gesellschafter, und sie lebten in Wonne, Freude und Annehmlichkeiten, bis ihnen der Herr der Welten den Tod sandte.

Doch, was ist dies im Vergleich zur

Geschichte der Haiat Alnufus mit Ardschir.

Man erzählt nämlich — und Gott kennt am besten alle Geheimnisse der Vergangenheit und Zukunft der Geschichte der Völker — es war in den frühesten Jahrhunderten ein mächtiger Sultan, der viele Truppen und Verbündete hatte; er besaß einen einzigen Sohn, der Ardschir hieß, so hübsch und verständig und alle Vollkommenheiten umfassend, wie nie ein Auge gesehen. Seine Leidenschaft war die Jagd. Als er einst auf der Jagd war, nahte sich eine Karavane, deren Anführer ein sehr einnehmendes Gesicht hatte. Es gefiel dem Prinzen so sehr, daß er zu einigen seiner Diener sprach: „Geht, und bringt mir diesen Mann!" Sie gingen zu ihm und sagten ihm: „Der Prinz möchte mit dir zusammenkommen." Der Karavanenführer sagte: „Ich gehorche;" zog seine schönsten Kleider an, machte sich sogleich auf, nahm kostbare Geschenke mit und ging mit den Dienern zum Prinzen. Als ihm der Prinz erlaubt hatte, vor ihn zu kommen, küßte er die Erde, wünschte ihm langes Leben und überreichte ihm die Geschenke. Der Prinz freute sich darüber, hieß ihn sitzen und redete ihn freundlich an. Dann sagte er zu ihm: „Aus welchem Lande kommst du? und in welchen Geschäften?" Er antwortete: „Herr! ich komme aus Indien, um mir Trost und Zerstreuung zu holen." Der Prinz fragte: „Und warum bedarfst du

dessen?" Er antwortete: „Herr! meine Geschichte ist wunderbar und mein ganzes Unglück kommt davon."

Da brach der Tag an und Scheherſad hörte auf zu erzählen. In der darauf folgenden Nacht fuhr sie fort:





Dreihundert

und

achtundsechzigste Nacht.

Bei diesen Worten zog er ein Stück Seidenstoff aus der Tasche, und als es der Prinz ansah, war das Bild eines der schönsten Mädchen darauf. Sie hatte die Finger ihrer rechten Hand am Halse, ihre linke Hand an der Hüfte, und ihr Gesicht strahlte wie der Mond. Sie schien zu sprechen und dem, der sie ansah, freundlich zuzuwinken. Als der Prinz Ardschir sie sah, entbrannte eine Flamme in seinem Herzen, und er sprach: „O Mann! woher kennst du dieses Mädchen?“ Er antwortete: „Herr! ich beschwöre dich bei Gott, schüre nicht das Feuer in meinem Herzen, und rege meine Schmerzen nicht auf! Doch wenn sie dir gefällt, so nimm sie!“ Der Prinz sagte: „Bei Gott! ich muß den Gegenstand dieses Bildes haben, ich nehme keine Andre und müßte ich ihretwillen die ganze Welt durchstreifen!“ Er fragte den Fremden: „Wie heißt denn das Mädchen?“ Dieser antwortete: „Der Name steht über dem Kopfe des Bildes.“ Der Prinz suchte nach und fand: „Haiat Alnufus, Tochter des Königs Kader, Herrn der weisen Stadt.“ Als er diesen Namen las, kam er außer sich und wurde ganz Flamme. Sein Vater, der ihn dieses Bildes wegen in einem so fieberhaften



Zustande sah, sagte: „Habe nur Geduld, mein Sohn, ich will zu ihrem Vater schicken und um sie für dich werben lassen; verweigert er sie, so ziehe ich zu ihm mit einer Armee, so groß, daß ihre Vorposten bis zu ihm und der Nachtrab bis zu mir reicht." Der Prinz sprach: „Thu' das schnell, denn ich werde sonst gewiß zu Grunde gehen." Der König ließ hierauf den Großvezier rufen und sagte ihm: „Ich will dich sogleich zum König Kader schicken, denn du bist ein verständiger und einsichtsvoller Mann, damit du seine Tochter für meinen Sohn forderst!" Der Großvezier ging sogleich, machte seine Vorbereitungen und der König gab ihm viele Geschenke mit, die keine Zunge beschreiben kann; er reiste durch Wüsten und Haiden Tag und Nacht, bis er zum König Kader kam. Die Begleiter desselben kamen ihm entgegen und führten ihn zum König mit den Geschenken, die er bei sich hatte. Der König erzeigte ihm drei Tage lang viele Ehre. Am vierten Tag ließ er ihn rufen, und nachdem er sich eine Weile mit ihm unterhalten, sprach der Vezier: „O König! ich komme im Namen des mächtigen Königs, des Herrn der Erde in der Länge und Breite, um für seinen Sohn Ardschir, der wie der leuchtende Mond ist, um deine Tochter anzuhalten." Als der König diese Rede hörte, ward er verlegen zu antworten; er beugte den Kopf eine Weile, dann sagte er zu einem seiner Diener: „Kafur, geh zu meiner Tochter Haiat Alnufus, grüße sie von mir recht zärtlich, und sage ihr: Dein Vater schickt mich zu dir, um dir anzuzeigen, daß

einer von den Großen der Erde gekommen ist, der dein Gemahl zu werden wünscht, was sagst du dazu? Merke dir ihre Antwort und bringe sie mir!" Kafur ging und sagte: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen und Mächtigen! Bei Gott! ich habe nur noch zwei Zähne, um essen zu können." Die Prinzessin haßte nämlich die Männer so sehr, daß, so oft Kafur im Namen ihres Vaters kam, um ihren Willen über eine Ehe zu erfragen, sie auf ihn losging und ihm zwei Zähne ausriß, bis ihm zuletzt nur noch zwei blieben. Als er vor ihr Gemach kam, dachte er eine Weile nach, ob er hineingehen solle oder nicht. Die Prinzessin war eben aufgestanden und ließ sich von den Dienern goldne, mit Perlen besetzte Pantoffeln anziehen. Sie sah ihn, wie er sich nahte; er aber entfloh vor ihr. Sie rief ihm zu: „Bleibe nur! bei Gott, wenn du mir nahe kömmst, reiße ich dir die übrigen Zähne auch aus!" Auch befahl sie den Dienern, ihn fest zu nehmen, er aber lief schnell zum König wie ein Rasender. Der König fragte ihn: „Wer verfolgt dich?" Er antwortete: „Herr, ich habe so eben glücklicherweise noch meine übrigen Zähne gerettet." Da sagte der König zum Vezier: „Du hörst und siehst, entschuldige uns daher bei deinem Herrn, und sage ihm: Meine Tochter liebt die Männer nicht, sie will durchaus nicht heirathen, und wenn ich sie zwingen wollte, so würde sie sich umbringen." Der Vezier kehrte hierauf wieder nach seinem Lande zurück, ohne etwas bezweckt zu haben. Das ist's, was ihn betrifft. Der Prinz Ardschir indessen hatte sich gleich nach der Abreise des Veziers in seine Wohnung begeben; als es Nacht ward, brannte eine mächtige Flamme in seinem Herzen, heiße Sehnsucht bemächtigte sich seiner, er mußte zu Bette gehen, konnte weder essen noch trinken; er war höchst niedergeschlagen und in Wehmuth versunken, und die Thränen flossen wie Regen über seine Wangen. In seinem Schmerze recitirte er folgende Verse:

„Feindlich fällt die Nacht über den Verzweifelten her und bringt Schmerzen und glühende Seufzer in mein Herz. Fraget die Nacht nach mir, sie wird euch sagen, welche Liebespein in mir wohnt. Ich bin betrübt, verlassen, fremd, ohne Frau und Kind und so krank, daß ich die Sterne der Nacht nicht mehr sehen mag; ich habe alle meine Geduld verloren und finde keinen Trost in meinem Trennungsschmerze. Doch will ich meine Qualen und meine Pein nur Gott allein und sonst Niemanden klagen."

Hier endigte Scheherſad ihre Erzählung und begann in der nächsten Nacht folgendermaßen:



Dreihundert und neunundsechzigste Nacht.

Als er diese Verse gesprochen hatte, seufzte er tief und traurig und fiel in Ohnmacht; als er wieder zu sich kam, blickte er immer zu den Sternen bis Morgens, stand auf und kleidete sich an. Sein Diener erschien, der Prinz hob den Kopf in die Höhe, und ließ ihn sein von Kummer entstelltes Antlitz sehen; der Diener aber bemitleidete ihn und versprach ihm, ihn mit der Geliebten zu vereinigen. Der Vezier reiste indessen Tag und Nacht, bis er wieder in seine Heimathstadt kam; er ging sogleich zum König, küßte die Erde vor ihm und erzählte ihm Alles von Anfang bis zu Ende. Als der König dies hörte, setzte er sich, stand nach einer Weile wieder auf und sprach: „Ein Mann wie ich soll in einer Angelegenheit einen Gesandten schicken und nichts ausrichten!“ Hierauf befahl er einem seiner Begleiter: „Laß die Zelte aus den Magazinen nehmen und die Truppen zum Kriege aufrufen! Ich will seine Wohnung verwüsten und jede Spur von ihm vertilgen, seine Schätze rauben, seine Leute umbringen und seine Familie gefangen nehmen.“ Da der Prinz Ardschir, der neben seinem Vater stand, diese Worte hörte, und wohl wußte, daß sein Vater ein so mächtiger Sultan war, daß er mit seinen vielen Truppen und Verbündeten es wohl wagen konnte, seine Wohnungen zu verwüsten, seine Spur zu vertilgen und seine Familie wegzunehmen, fürchtete er, die Prinzessin möchte durch ein solches Verfahren so erbittert werden, daß sie sich selbst umbringe, und er dann doch seinen Zweck nicht erreiche. Er näherte

sich daher seinem Vater, küßte die Erde vor ihm und sprach: „O großer König! ziehe nicht in den Krieg mit deinen Tapfern, und verschwende nicht umsonst Leben und Güter: ich will suchen, das Mädchen auf eine andere Weise zu gewinnen.“ Der König aber erwiderte: „Und was soll ich für dich thun?“ Er antwortete: „Ich will als Kaufmann zu ihr reisen und suchen, in ihre Nähe zu kommen.“ Der König antwortete: „Wenn du das willst, so nimm mit dir alle Schätze, die du begehrst, nimm auch den Vezier mit, daß er dir zum Erlangen deines Zwecks behülflich sey.“ Der König gab ihm dreihunderttausend Dinar, führte ihn in seine Schatzkammer und ließ ihm für ebensoviel Waaren übergeben. Er ging dann zu seiner Mutter; diese gab ihm hunderttausend Dinar und für ebensoviel Kleider und Schmuck. Hierauf nahm er von seinen Eltern Abschied. Der König ließ seine Waaren auf Kameele laden, und befahl den Dienern, sich als Kaufleute zu kleiden; der Prinz aber reiste mit dem Vezier Tag und Nacht durch Wüsten und Haiden. Auf der langen Reise nahm seine Liebe immer mehr zu und er sprach folgende Verse:

> „Meine Pein kommt von der Liebe, die immer wächst, Niemand hilft mir gegen die Gewalt des Schicksals; ich schaue immer zu den Sternen, bis der Morgen naht, in Sehnsucht vertieft, mit brennender Liebesflamme. Doch ich schwöre es, nie will ich aufhören, dich zu lieben, wenn auch der Schmerz meinen Augenliedern den Schlaf raubt, wenn auch meine Leiden lange dauern und meine Geduld immer weniger wird. Ich werde ausharren, o du mein höchstes Verlangen! bis uns Gott vereinigt und alle unsre Feinde und Neider beschämt.“

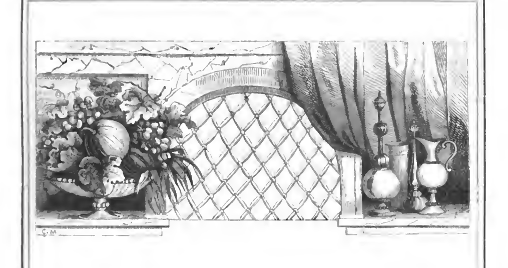


Als er diese Verse vollendet hatte, weinte er heftig vor Liebespein; der Bezier bemerkte es, kam zu ihm und versprach ihm die Erfüllung seiner Wünsche; er unterhielt ihn und tröstete ihn die ganze Reise durch, bis ihnen endlich an einem Morgen bei Sonnenaufgang die Stadt entgegen leuchtete, die das Ziel ihrer Reise war; der Prinz freute sich sehr und sprach folgende Verse:

„O mein Freund! immer schmachte ich nach meiner Geliebten mit sehnsuchtsvollem Schmerz; ich weine und seufze wie eine Verwaiste, und im Dunkeln der Nacht begleiten mich die Tauben. Aus meinen Augen strömen Thränen wie Regen, Tag und Nacht kannst du mich im Meere dieser Thränen schwimmen sehen. Friede sey mit euch, so lange der Zephyr weht, die Turteltauben seufzen und meine Sehnsucht glüht!“

Als die Sultanin Scheherſad diese Worte sprach, bemerkte sie den Anbruch des Tages und schloß ihre Erzählung, in welcher sie in der folgenden Nacht fortfuhr:





Dreihundert und siebenzigste Nacht.

Der Prinz konnte den Augenblick nicht erwarten, bis sie sich der Stadt näherten. Als sie endlich hineinkamen, fragten sie nach den Chans der Kaufleute; man zeigte sie ihnen und sie stiegen dort ab mit ihren Waaren, um auszuruhen. Der Vezier dachte über die Angelegenheit des Prinzen nach und beschloß, auf dem Bazar zu wohnen; er sagte dem Prinzen: „Wisse, mein Sohn! länger hier bleiben wird uns nichts nützen; mir ist etwas in den Sinn gekommen, das — so Gott will! — zum Besten führen wird.“ Der Prinz sprach: „Du hast recht, Vezier, thu, was du für gut findest, Gott wird dir beistehen.“ Der Vezier versetzte: „Wir wollen auf dem Bazar einen Laden miethen und ich will dich für meinen Sohn ausgeben; alle Leute werden dann deine schöne Gestalt bewundern, und man wird bald in der ganzen Stadt von dir sprechen.“ Der Prinz sagte: „Thu, was dir gut scheint!“ Der Vezier machte sich sogleich auf und zog seine kostbarsten Kleider an. Der Prinz that dasselbe, steckte tausend Dinar zu sich und sie gingen mit einander aus. Sobald sie aber auf die Straße kamen, sahen ihnen alle Leute nach, denn sie verbreiteten Moschus und Kampherduft. Die Leute bemerkten, wie Gott den Prinzen mit so großer Schönheit, Beredsamkeit und königlichem Anstand

geschaffen, und sagten: „Gelobt sey Gott, der diesen Jüngling geschaffen! Wessen Sohn ist er? aus welchem Lande? das ist kein Mensch, das ist ein wahrer Engel!“ Es wurde sehr Vieles über den Prinzen gesprochen. Einer sagte: „Der Wächter des Paradieses war nachlässig, und dieser ist daraus entflohen!“ Ein Andrer sagte: „Er ist ein Engel!“ Ein Dritter sagte: „Er ist ein Djinn!“ Alle Leute blieben auf beiden Seiten stehen und sahen ihm nach, denn er war so hübsch, wie der Dichter sagt:

> „O du, dessen Blicke in Liebe schmachten, dessen Schönheit Vornehme und Niedrige beschämt! die Menschen sind aus Wasser und Erde geschaffen, du aber aus Licht und Glanz! Sprichst du, so vermehrt sich mein Schmerz, und schweigst du, so wächst meine Sehnsucht. Du bist aus dem ewigen Paradiese gestohlen worden, während der Engel Radhwan nachlässig wachte.“

Als sie auf den Bazar kamen, trat ihnen ein alter ehrwürdiger Mann entgegen und sprach zu ihnen: „Meine Herren! wer ist dieser Jüngling?“ Der Vezier fragte: „Wer seyd Ihr?“ Der Alte antwortete: „Ich bin der Oberste des Bazars.“ Da sagte der Vezier: „Dieser Jüngling ist mein Sohn, mit dem ich alle Länder bereise und in jeder großen Stadt ein Jahr verweile, damit er den Handel und die Sitten der Bewohner kennen lerne.“ Der Andere sagte: „Wohl!“ und ließ ihm am schönsten Orte einen Laden einräumen. Der Vezier befahl den Dienern, zu reinigen, eine Matraze herzurichten, die zehntausend Dinar werth war; darauf legte er einen goldgestickten Ueberzug mit goldnen Kissen und eine lederne Lehne, mit Gold verziert und mit Straußfedern ausgestopft. Der Vezier stand vor dem Prinzen und andre Jünglinge wie Gazellen umgaben ihn. Der Prinz aber sah wie der Vollmond aus und wie ein Zweig in seinem Wuchse, die Schönheit zierte ihn von allen Seiten. Der Vezier empfahl ihm dann, sein Geheimniß zu verwahren, indem nur so der Zweck erreicht werden könne, ließ ihn allein im Laden und ging nach Hause. Wer nun auf den Bazar kam, betrachtete den schönen Prinzen, und bald sprach man in der ganzen Stadt so viel von ihm, daß alle Leute kamen, an ihm zu sehen, was Gott an Schönheit, Liebenswürdigkeit, Wuchs, Ebenmaß u. s. w. geschaffen. Dieser Bazar war zuletzt so gedrängt voll, nicht von Käufern und Verkäufern, sondern von Leuten, die den Prinzen sehen wollten, daß man kaum durchkommen konnte. Der Prinz sah sich auch nach allen Seiten um und suchte Etwas von seiner Geliebten zu hören, was ihm aber nicht gelang; sein Liebesschmerz nahm so zu, daß er die Süßigkeit des Schlafes nicht mehr kostete, und doch durfte er nicht nach seiner Geliebten fragen.

Als er nun eines Tages betrübt und nachdenkend wie der Vollmond in seinem Laden saß und schon fürchtete, seine Mühe werde vergebens seyn, und nicht wußte, was er anfangen sollte, da kam eine alte Frau mit zwei Sklavinnen hinter ihr und blieb an seinem Laden stehen, sah ihn an, bewunderte seine Schönheit und sagte: „Gelobt sey der, welcher diesen Jüngling geschaffen und ihn durch so viele Reize ausgezeichnet hat!" Mit diesen Worten näherte sie sich ihm und grüßte ihn; als er ihren Gruß erwidert hatte, fragte sie: „Bist du von hier, mein Freund?" Er antwortete:



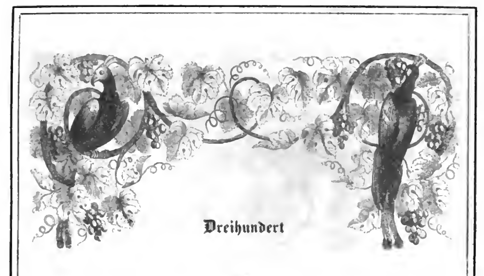
„Nein, bei Gott! meine Mutter, ich bin zum ersten Mal hier, um die Stadt zu sehen." Sie sagte: „Sie wird durch deinen Aufenthalt geehrt; und," setzte sie hinzu, „was hast du für Waaren bei dir? zeige mir einmal so Hübsches, als du bist, denn wer hübsch ist, kann nur Hübsches bringen." Der Prinz fragte sie, was sie wolle? und sie antwortete: „Ein Kleid für die Prinzessin, das schönste, das es gibt."

Als der Prinz den Namen der Prinzessin hörte, pochte sein Herz, er sprach kein Wort, holte einen Pack herbei und nahm ein Kleid heraus, das tausend Dinar werth war. Da es der Alten sehr gefiel, fragte sie: „Wie theuer, o Vollkommener!" Er antwortete: „Es kostet nichts." Sie dankte und fragte noch einmal; er aber sagte: „Bei Gott! ich nehme nichts von dir und mache es dir zum Geschenke; gelobt sey Gott, der

mich mit dir bekannt gemacht! so daß, wenn ich deiner bedarf, ich dich zu finden weiß." Sie war über die Freigebigkeit des Prinzen erstaunt und fragte ihn: „Wie heißt du?" Er antwortete: „Ardschir." Sie sagte: „So nennen ja Könige ihre Söhne, und du trittst als Kaufmann auf?" Er versetzte: „Mein Vater hat mich aus großer Liebe zu mir so genannt, doch ein Name bedeutet gar nichts."

Schehersad hielt inne und erzählte in der folgenden Nacht weiter:





Dreihundert und einundsiebenzigste Nacht.

Die Alte nahm das Kleid und ging, seine Schönheit, Liebenswürdigkeit, hübsche Gestalt und Freigebigkeit bewundernd, von ihm weg zur Prinzessin, küßte die Erde vor ihr und sagte: „O meine Gebieterin! hier bringe ich Etwas, desgleichen du nie gesehen!" Als sie fragte: „Was ist es denn?" zog sie das Kleid hervor und sagte: „Lege es auseinander und betrachte es!" Die Prinzessin that dies, und es gefiel ihr sehr. Sie sprach: „O meine Amme! bei Gott! das Kleid ist schön, ich habe nie ein ähnliches gesehen." Da sagte die Alte: „O meine Herrin! hättest du den Eigenthümer dieses Kleides gesehen! bei Gott! er ist ein Mensch, so schön, wie es keinen auf Erden gibt, mit länglichten Wangen, Augen wie Kohlen, mit einem vollen Wuchse, schlank wie ein Baumzweig, der sich sanft hin und her neigt, und einem Gesichte wie eine Lampe. Gepriesen sey Gott, der erhabene Schöpfer, der ihn aus gutem Samen geschaffen!"

Als die Prinzessin die Beschreibung der Alten hörte, gerieth sie in heftigen Zorn und sprach: „Du Alte, bist du von Sinnen, oder hast du keinen Verstand? Habe ich dich nach seiner Schönheit und Anmuth gefragt, daß du mir ihn schilderst?" Die Alte, die den Zorn der Prinzessin fürchtete, erwiderte: „Bei Gott, meine Gebieterin! ich



wollte nur sagen, daß, als ich nach dem Preise des Kleides fragte, er schwur, er werde nichts annehmen, er mache es euch zum Geschenke, und so sehr ich ihn auch bat, er doch nichts von mir nahm."

Als die Prinzessin dies hörte, war sie sehr erstaunt und sprach: „Das ist höchst wunderbar! die Kaufleute reisen doch nur des Geldes willen in der Welt herum. Er soll uns aber nicht an Freigebigkeit übertreffen; geh und bring ihm den Werth des Kleides und sieh, ob er noch was Schöneres hat als dieses." Die Alte sagte: „Dein Wille ist mir Befehl!" und konnte nicht erwarten, bis sie von ihr weg war. Sie ging sogleich wieder in den Laden des Prinzen, der sich sehr freute; denn er hatte nicht gehofft, sie in den nächsten Tagen wieder zu sehen. Er stand vor ihr auf, als sie an seinem Laden hielt, und hieß sie willkommen. Sie sagte: „Die Prinzessin schickt dir hier den Werth des Kleides, nimm ihn und sieh dann, ob du noch was Schöneres hast." Der Prinz aber sprach: „Recht gerne, ich habe noch was Schöneres; doch nimm du den Werth des Kleides, denn ich habe geschworen, ich werde nichts annehmen, nicht einen einzigen Drachmen; wenn daher die Prinzessin das Kleid nicht annehmen will, so nimm du dessen Werth." Er holte hierauf einen Pack herbei, öffnete ihn und zog ein anderes Kleid hervor, mit Perlen, rothen, blauen und gelben Rubinen und Sapphiren besetzt, vom Werthe eines Kaiserreiches. Als er es vor ihr auseinander legte, ward der ganze Bazar von den Edelsteinen und Diamanten beleuchtet. Die Alte ward ganz entzückt von der

schönen Arbeit und sagte: „Bei Gott! das ist was Wunderbares! was kostet das, o Vollkommener an Eigenschaften?“ Er antwortete: „Es kostet nichts, nimm es nur und fürchte nichts!“ Sie sagte: „O mein Freund! laß doch diese Reden und sage mir, was es kostet!“ Er antwortete: „Das weiß nur Gott! aber, beim Allmächtigen! ich nehme nichts dafür, sondern ich mache es der Prinzessin zum Geschenke für die Gastfreundschaft, die ich hier finde; dieses Kleid ziemt nur ihr.“ Als die Alte diese Rede hörte, sagte sie: „O mein Freund! wisse, daß Aufrichtigkeit die höchste Tugend ist; was du hier sagst, hat gewiß irgend einen geheimen Grund, drum erkläre dich mir und vertraue mir dein Geheimniß, vielleicht kann ich dir in deiner Angelegenheit behülflich seyn.“ Der Prinz ergriff hierauf ihre Hand, erzählte ihr seine ganze Geschichte und vertraute ihr seine Liebe zur Prinzessin, nur gestand er nicht, daß er ein Prinz sey. Die Alte schüttelte den Kopf und sagte: „Das ist nun die Wahrheit; aber, mein Sohn, du bist doch nur ein junger Kaufmann, und wenn du auch noch so viele Schätze besitzest. Verhehle mir nicht, wer du bist; du behauptest, du seyest ein Kaufmann, ich sage dir jedoch, sobald ein Kaufmann eine Stufe nur über seinen Rang sich erheben will, so strauchelt er. Drum, mein Sohn, wirb um die Tochter eines Kadhi, oder eines Offiziers, oder eines Kaufmanns deinesgleichen. Aber, mein Sohn, wie kannst du deine Augen zur Tochter des Königs der Zeit, der Perle des Jahrhunderts, erheben, zu einer Jungfrau, die noch gar nicht weiß, wie die Welt beschaffen ist, wie die Straße gebaut sind; die in ihrem Leben nichts als ihr Schloß und das Gemach gesehen, in dem sie wohnt, und die Citadelle ihres Vaters; die aber doch trotz ihrer Jugend sehr klug, verständig und geistreich ist und das schönste Betragen hat, so daß ihr Vater, der mächtige König, von allen seinen Kindern nur sie liebt, und so oft er vom Schlafe erwacht, sie besucht, ihr leuchtendes Antlitz küßt und nichts ohne ihren Rath beschließt; daher auch Alle, die ihr und ihres Vaters Schloß bewohnen, sie sehr fürchten. Auch wage ich es nicht, mein Sohn, mit ihr von etwas der Art zu sprechen. Dafür kann ich gar nichts thun, mein Sohn, so sehr auch mein Fleisch, mein Blut, meine Gebeine und Glieder mit dir Mitleid fühlen. Gewiß, könnte ich dich mit ihr vereinigen, ich würde es um deinetwillen auf Gefahr meines Lebens thun; willst du, so werde ich um das vornehmste Mädchen in der Stadt für dich werben.“ Der Prinz antwortete: „Ich kenne keinen Ersatz für sie; bei Gott! mein Herz sehnt sich nur nach ihr. Die Liebe zu ihr tödtet mich, ich bin hoffnungslos, ganz rasend vor Liebe! Bei Gott! meine Mutter, habe Mitleid mit mir Fremden und mildre meinen Jammer! ich werde dich reich dafür belohnen!“ Die Alte sagte: „Bei Gott! mein Sohn, mein Herz spaltet sich um deinetwillen; doch weiß ich nichts für dich

zu thun." Der Prinz versetzte: „O meine Mutter! ich fordre nicht, daß du für mich sprechen sollst, bring ihr nur ein Briefchen von mir, sonst nichts!" Sie sagte: „So schreibe, was du willst, ich will es ihr bringen." Als er dies hörte, freute er sich sehr, nahm Dinte und Papier und schrieb folgende Verse:

„O Haiat Alnufus! beglücke mit deiner Nähe einen Liebenden, den die Trennung auflöset! Mein Leben war von Freude und Wonne umgeben, und nun bringe ich die Nächte rasend und liebestrunken zu. Muß immer fern von dir seufzen und jammern, bin stets betrübt und hoffnungslos! die ganze Nacht koste ich keinen Schlaf und schaue immer nach den Sternen hinauf. O habe Mitleid mit einem bestürzten, gequälten Liebenden, dessen Herz stets betrübt und dessen Augen wach sind."

Schehersad schloß die Erzählung und fuhr in der folgenden Nacht fort:





Dreihundert und zweiundsiebenzigste Nacht.

Als er diese Verse geschrieben hatte, legte er das Papier zusammen, reichte es der Alten und gab ihr auch einen Beutel, in dem fünfhundert Dinar waren, mit den Worten: „Nimm das für die Antwort!" Sie schlug es ab; er aber sagte: „Du darfst dich dessen nicht weigern!" Sie nahm ihn, ging zur Prinzessin und brachte ihr das Kleid; als sie es auseinander legte, ward das ganze Schloß von der schönen Arbeit und den vielen Edelsteinen beleuchtet, und Jedermann, der es sah, war höchst erstaunt. Auch die Prinzessin bewunderte das Kleid und fand, daß es gar nicht zu schätzen war. Sie sagte zur Alten: „O Amme, ist dieses Kleid von Demselben, bei dem du das erste kauftest, oder von einem Andern?" — „Es ist von Demselben." — „Ist dieser Kaufmann aus unsrer Stadt oder aus einer fremden?" — „Meine Gebieterin, er ist ein Fremder und wohnt erst seit kurzer Zeit hier." Die Prinzessin sprach: „Es ist merkwürdig, daß diese beiden Kleider, für die sich gar kein Werth angeben läßt, von einem Kaufmann sind; wie reich muß der wohl seyn! Ich habe in meinem Leben nichts Schöneres gesehen. Was verlangt er dafür?" Die Alte antwortete: „Er gab es mir mit den Worten: Das ist ein Geschenk, das ich der Prinzessin mache; es ziemt nur ihr. Auch gab er mir das Geld für das erste Kleid zurück und schwur, er werde es nicht nehmen: wolle es die Prinzessin nicht, so möge ich es behalten." Da sagte die Prinzessin: „Das

ist ein großer Reichthum und eine unerhörte Freigebigkeit; ich fürchte sehr, er hat was anders dabei im Sinne. Hast du ihn gefragt, ob er irgend ein Anliegen habe, worin du ihm helfen kannst?" — „Ich habe ihn gefragt, und er antwortete: er habe ein Anliegen, wollte mir es aber nicht anvertrauen, sondern gab mir nur diesen Brief." Die Prinzessin nahm ihn, öffnete und las; als sie ihn gelesen hatte,



ward sie ganz blaß und entstellt; sie sagte der Alten: „Wehe dir, o Amme! was denkt der verbannte Hund, der in unsre Stadt gekommen, daß er es wagt, mir zu schreiben? Bei Gott und dem Brunnen Samsam und der heiligen Mauer am Tempel zu Mekka! fürchtete ich nicht Gott, den Herrn der Welten, ich würde nach diesem Hunde schicken, ihn gefesselt, mit abgeschnittenen Ohren und Nase hieherbringen und mit allen seinen Nachbarn vor seinem Laden aufhängen lassen!" Die Alte ward ganz blaß, ihre Achseln zitterten und ihre Zunge ward gefesselt. Endlich sagte sie: „Was enthält denn der Brief, das dich so entrüstet? ich denke, er klagt über irgend ein Unrecht, das ihm geschehen." Sie antwortete: „Nein, bei Gott! es sind Verse und Worte der Leidenschaft; der Mensch muß entweder wahnsinnig, betrunken oder lebensmüde seyn, daß er mir solche Verse zusendet, um meinen Verstand zu verwirren." Die Alte erwiderte: „Bei Gott! du hast Recht, meine Gebieterin; doch was kehrst du dich an solche Worte, du wohnst ja hier in deinem hohen Schlosse, das nicht einmal Vögel erreichen können, und das Niemanden zugänglich ist. Drohe ihm mit dem Tode und schreibe ihm: Du Hund

unter Kaufleuten, der sein ganzes Leben damit zubringt, Geld zu gewinnen! Bei Gott! wenn du aus deinem Schlafe nicht erwachst und aus deiner Trunkenheit nicht nüchtern wirst, so lasse ich dich und alle deine Nachbarn vor deinem Laden aufhängen!" Die Prinzessin aber sagte: „Ich fürchte, o Amme! wenn ich ihm schreibe, wird er sich noch mehr Hoffnung machen." Die Alte entgegnete: „Wie kann er das? wenn Ihr ihm nur schreibt, daß Ihr nichts von ihm hören wollt, so wird er Angst und Furcht bekommen." Sie redete dann der Prinzessin so lange zu, bis sie sich Dinte und Papier geben ließ und folgende Verse schrieb:

> „O du, der von Gram, Kummer und langen schlaflosen Nächten aus Liebe zu uns spricht! O Verblendeter! kannst du wohl die Nähe des Mondes verlangen? Hat je ein Mensch vom Monde die Befriedigung seiner Wünsche erlangt? Höre nun den Rath, den ich dir hier ertheile: Laß ab, denn du schwebst in großer Gefahr! Kommst du noch einmal mit einer solchen Bitte, so erwarte eine derbe Züchtigung von mir; sey verständig, klug und bedacht, und höre meinen Rath; denn ich schwöre bei dem, der Alles so herrlich geschaffen und die Himmel mit Sonne und Mond geschmückt hat, wenn du noch einmal mit solchen Reden wiederkehrst, so lasse ich dich auf den Zweig eines Baumes hängen!"

Scheherſad sah, daß sie für diesmal aufhören müsse, und fuhr dann die darauf folgende Nacht fort:





Dreihundert und dreiundsiebenzigste Nacht.

Nachdem sie dies geschrieben hatte, legte sie den Brief zusammen und gab ihn der Alten. Diese ging zum Prinzen, warf ihm den Brief hin und sagte: „Lese hier die Antwort und wisse, daß sie deinen Brief gelesen und dessen Inhalt verstanden hat; daß sie aber sehr erzürnt darüber war; ich habe ihr so lange süße Worte gesagt, bis sie dir diese Antwort schrieb." Der Prinz dankte ihr, öffnete den Brief und las. Als er dessen Inhalt verstanden, weinte er heftig. Die Alte aber sagte: „Warum weinst du so? Gott lasse nie dein Auge weinen, noch dein Herz trauern! Was antwortet sie denn, daß du so kummervoll bist?" Er antwortete: „Was soll ich denn thun? sie droht mir mit dem Tode und verbietet mir, ihr wieder zu schreiben. Aber bei Gott! meine Mutter, ich will lieber sterben, als so leben! Darum sey so gut und bringe ihr einen andern Brief von mir, ich fordere nichts Anderes von dir." Die Alte sagte: „Schreibe nur, ich will dir schon wieder Antwort bringen. Bei Gott! ich will gern mein Leben für dich wagen, wenn nur deine Wünsche erfüllt werden." Er dankte ihr und schrieb folgende Verse:

„Du drohst mir für meine Liebe mit dem Tode; nun, der Tod ist meine Bestimmung, der bringt mir Ruhe. Der Liebende zieht den Tod einem langen Leben vor, das er fern von der Geliebten zubringen soll. Wende dich, Geliebte,

einem Unglücklichen zu, von dem alle Hülfe fern, und quäle nicht länger einen Verlassenen durch dein Verschmähen! Deine Worte drohen mir, deinem Sklaven, der dir in Allem gehorcht! Wie soll ich mich trösten, da mir Niemand dich ersetzen kann? Wie soll ich mit zerknirschtem Herzen auf Milderung hoffen? Der Mond ist mein Gesellschafter und mein Schmerz tobt die ganze Nacht; der Schlaf erquickt den Trunkenen! O meine Herrin! habe Mitleid mit einem Sehnsuchtskranken: es ist ja kein Verbrechen, edle Menschen zu lieben."

Als er dies geschrieben hatte, legte er das Papier zusammen und gab es der Alten nebst einem Beutel von vierhundert Dinar mit den Worten: „Das ist für die Antwort." Die Alte wollte es nicht nehmen und sprach: „O mein Sohn, bei Gott! du überschüttest mich mit deiner Güte; doch sey guten Muthes und freudigen Auges! ich werde deinen Feinden zum Trotze dein Verlangen stillen." Sie nahm den Brief, ging zur Prinzessin und gab ihr denselben. Diese ward ganz blaß und sagte: „O Amme! erkenne deine Thorheit, indem du mich in diesen Briefwechsel mit einem Fremdlinge verwickelt hast." Diese erwiderte: „O meine Gebieterin! gib mir nur eine Antwort, wie sie dir in den Sinn kommt."

Die Prinzessin nahm den Brief, las ihn und schlug die Hände über einander; endlich sagte sie: „Wir sind schon einer Gefahr ausgesetzt, ohne nur zu wissen, wie



wir dazu gekommen; vielleicht könnten wir entdeckt werden und ich meinen Ruf verlieren." Die Alte fragte: „Wie so das, meine Gebieterin? Wer kann ein solches Geheimniß

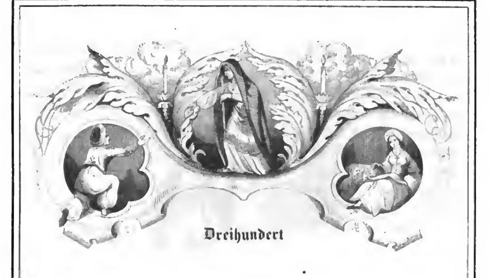
aufdecken? oder wer darf nur davon reden?" Die Prinzessin versetzte: „Selbst wir dürfen von solchen Dingen nur mit Besorgniß und Furcht sprechen." — „Nun," sagte die Alte, „schreibe ihm einen recht derben Brief, und sage ihm: wenn du mir noch einmal schreibst, so laß ich dir den Kopf abschlagen." Die Prinzessin aber erwiderte: „O meine Amme! ich fürchte, daß sich der Fremdling dadurch nicht abweisen läßt." Sie schrieb ihm dann folgende Verse:

> „O du, der die Zufälle des Schicksals nicht beobachtet, und dessen Herz nach Vereinigung schmachtet, hoffst du, o Getäuschter! den Himmel zu erreichen und den leuchtenden Mond einzuholen? Du wirst mehr Verachtung finden, als dein Herz ertragen kann; schneidende Schwerter werden dir den Tod geben, eine brennende Flamme wird dich verzehren und der Schmerz deine Haare bleichen. Drum nimm meinen Rath an, laß ab von der Liebe, der du dich hingegeben."

Sie warf zornig der Alten den Brief vor; diese legte ihn zusammen und brachte ihn dem Prinzen. Als er ihn gelesen hatte, beugte er den Kopf zur Erde, sagte nichts und schrieb in seiner Verzweiflung mit den Fingern Worte vor sich hin. Da sagte die Alte: „Warum sprichst du nichts, mein Sohn?" Er antwortete: „Was soll ich sagen? sie droht mir mit dem Tode und wird immer härter." — „Schreibe ihr nur wieder," sprach die Alte, „ich übernehme es, dir Antwort zu bringen; sey nur guten Muthes, ich werde euch schon vereinigen!" Er dankte ihr und schrieb folgende Verse:

> „Bei Gott! erweicht sich dein Herz nicht für einen Liebenden, der nach Vereinigung schmachtet? Meine Augen sind entzündet, denn sie vergießen jeden Abend blutige Thränen. O sey doch mild und gütig gegen einen aus Liebe um deine Reize Verzweifelten, der die ganze Nacht schlaflos zubringt, weil er, o Schöne! liebevoll an dir hängt. Zerstöre nicht die Hoffnungen eines Herzens, das nur für dich schlägt, gramvoll und abgehärmt ist! Bei Gott! verschmähe nicht länger den, der den Strahl deiner Augen sucht, um sein trunkenes Herz daran zu erquicken."

Da bemerkte Scheherſad den Tag und hörte auf zu erzählen, um die folgende Nacht fortzufahren:



Dreihundert

und

vierundsiebenzigste Nacht.

Der Prinz legte das Papier zusammen, gab es der Alten mit einem Beutel von dreihundert Dinar und sagte ihr: „Nimm das, um deine Kleider waschen zu lassen!" Sie sagte: „Bei Gott! verschone mich mit diesem Gelde, du hast mir schon Gutes genug erwiesen." Er sprach aber: „Du mußt es nehmen!" Sie nahm es an und küßte seine Hände.

Als sie zur Prinzessin gekommen war, küßte sie den Brief und überreichte ihr ihn. Die Prinzessin sagte: „Was denkst du, o Amme! uns in solche Gefahr zu setzen durch das Hin- und Herbringen unsrer Briefe? Ich glaube, du hast keinen Verstand, daß du so den Rasenden beschützest, dem ich bald den Todeskelch reichen werde." Sie las dann den Brief und warf ihn weg; die Schweißtropfen des Zornes standen ihr zwischen den Augen, und Niemand wagte es, sie anzureden. Sie begab sich nach dem Schloß ihres Vaters und fragte nach ihm, aber man sagte ihr, er befinde sich auf der Jagd. Sie kehrte vor Zorn zitternd zurück, ließ den Kopf hängen und redete mit Niemand ein Wort. Erst nach drei Stunden beruhigte sie sich, und ihr Gesicht nahm wieder seinen lieblichen Ausdruck an. Als die Alte dies bemerkte, näherte sie sich ihr, küßte die Erde



vor ihr und sagte: „Wohin hattest du deine edlen Schritte gewendet?“ Sie antwortete: „Nach dem Schlosse meines Vaters.“ — „Hätte dir Niemand dein Geschäft besorgen können, daß du dich selbst bemühtest?“ — „Niemand konnte das versehen, denn ich ging zu ihm, um ihm die Geschichte mit den Kaufleuten zu erzählen, die auf dem Bazar sitzen und sich bis zu mir erkühnen, damit er sie züchtigen und vor ihre Läden hängen lasse; kein einziger Kaufmann in der Stadt soll verschont werden.“ — „Bist du nur deßhalb zu deinem Vater gegangen?“ — „Ja.“ — „Und was hat er beschlossen?“ — „Er war auf der Jagd, und ich muß nun warten, bis er zurückkehrt.“ Da sagte die Alte: „Hättest du nun deinen Vater zu Hause gefunden und ihn von dem ganzen Vorfall in Kenntniß gesetzt, würden nicht die Leute, wenn er den jungen Kaufmann mit den Seinigen hätte hinrichten lassen, fragen, was sie denn verbrochen haben. Man würde sagen, sie haben die Prinzessin verführen wollen; Andere würden sagen: sie haben die Prinzessin verführt, sie verließ deßhalb ihr Schloß nicht, weil sie ganz den Kaufleuten lebte — kurz, Jeder würde was Anderes sagen; denn man glaubt gern Gerüchten, und Ehre ist wie Milch. Ihr Tod wird dir nichts nützen, du wirst nur deinen Ruf dadurch verlieren. Nimm daher meinen Rath an, du bist ja eine kluge Herrin; laß ab von deinem Vorhaben und danke Gott, daß dein Vater nicht zu Hause und daß du mich zuerst angehört. Doch das ist deine Sache.“

Als die Prinzessin diese Worte hörte und darüber nachdachte, fand sie, daß die Alte Recht hatte, und sprach: „Bei Gott! meine Amme, du hast wahr gesprochen; der Zorn hatte nur meinen Verstand betäubt und mein Herz verstopft; gelobt sey Gott! daß ich meinen Vater nicht getroffen." Die Alte sagte: „Dein Entschluß ist dem erhabenen Gott angenehm; ich glaube, wir werden mit diesem Hunde von Kaufmann nicht fertig, bis du ihm schreibst: Du Hund von Kaufmann! bei Gott! hätte ich den König getroffen ehe er ausritt, so hingest du jetzt mit allen deinen Nachbarn an der Thüre deines Ladens; doch wird dir dies, bei Gott, nicht fehlen! ich schwöre, daß ich jede Spur von dir von der Erde vertilgen werde, wenn du nicht abläßest. Gib mir dann den Brief, er soll ihn lesen, daß seine Achseln zittern und er aus seinem Schlaf erwache." Da sagte die Prinzessin: „Wird er vor diesen Worten zittern?" — „Und wie sollte er nicht zittern und von seinem Vorhaben abstehen?" Sie schrieb ihm dann folgende Verse:

> „Du knüpfst deine Hoffnung auf unsre Vereinigung und erwartest Gegenliebe von mir. Der Mensch fällt nur durch Selbsttäuschung, sie stürzt ihn in's größte Verderben; du hast keine Kraft, keine Macht, kein Reich, und doch bekehrst du dich nicht. Handelte selbst ein Sultan meines Ranges so wie du, er würde doch vor der Gefahr zurückschrecken, denn der Krieg macht grau. Doch ich vergebe dir deine Schuld, vielleicht wirst du nun zu besserer Einsicht gelangen."

Sie warf das Papier der Alten hin und sprach zu ihr: „O meine Amme! halte ihn doch ab von solchen Reden, sey nicht nachgiebig gegen sein Beharren in seiner Schuld." Die Alte sagte: „Bei Gott! ich will ihm keine Seite lassen, auf die er sich umwenden könnte." Sie ging damit zum Prinzen und gab ihm den Brief. Als er ihn gelesen und verstanden hatte, sprach er: „Ich bin Gottes und kehre zu ihm zurück. O meine Mutter! was soll ich thun? mein Herz zerspringt und meine Geduld versiegt." Die Alte sagte: „Laß den Muth nicht sinken! nach dem Einen kommt das Andere. Schreibe ihr nur, was du im Sinne hast, so Gott will, bringe ich dir wieder Antwort. Sey nur guten Muthes und heitern Blickes! so Gott will, muß ich euch doch noch vereinigen." Er dankte ihr und schrieb folgende Verse:

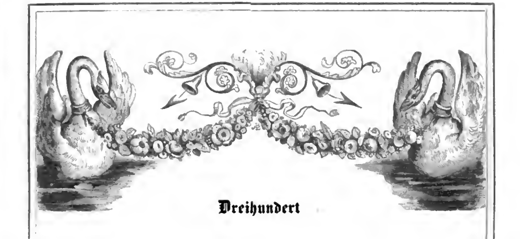
> „Wenn mein Gut nur in der Liebe besteht, wer will mir's rauben? Meiner Liebe Gewalt anthun, heißt mir den Tod geben. Warum soll ich nicht nach dir verlangen, o höchstes Ziel? Ich trage bei Tag und bei Nacht eine Feuerflamme in meinem Innern, und bete zu dem Gott des Firmaments, daß er mir deine Zuneigung verschaffe, denn schmerzlich plagt mich die Liebe!"

Er gab den Brief der Alten mit einem Beutel von hundert Dinar und sagte: „Nimm dieses Geld und widersetze dich nicht." Sie nahm das Geld und den Brief und überreichte ihn ihrer Herrin. Die Prinzessin nahm ihn aber nicht, sondern sah ihn an und sagte: „Was hat er hier wieder für einen Brief geschickt?" Die Alte sagte: „Es ist die Antwort auf dein Schreiben." Sie nahm und las den Brief, und als sie damit zu Ende war, sah sie die Alte an und sprach zu ihr: „Wo sind deine Ermahnungen geblieben?" Sie antwortete: „Er hat sich bekehrt und dich um Verzeihung gebeten." Die Prinzessin aber versetzte: „Bei Gott! er hat sich weder bekehrt noch entschuldigt." Die Alte sagte: „So antworte ihm nur, ich will dir schon sagen, was ich mit ihm anfange." Die Prinzessin erwiderte: „Soll ich ihm denn immerfort schreiben?" Die Alte antwortete: „Du mußt das thun, um ihm alle Hoffnung zu nehmen und ihn ganz zu verwirren." Die Prinzessin nahm dann, als die Alte es durchaus wollte, Dinte und Papier und schrieb diese Verse:

> „Lange schon dauert die Zurechtweisung, und noch hat sie keine Früchte getragen; wie oft muß ich dir wiederholen, daß deine Leidenschaft kein Gehör bei mir findet? Deine Widerspenstigkeit nimmt immer zu; ich verzieh dir, doch du ließest nicht ab. Verschließe nur deine Liebe und laß sie nie mehr laut werden, sonst werde ich kein Mitleid mehr mit dir haben. Du wirst sehr bald mächtige Stürme sehen, und die Vögel der Wüste werden dir zurufen. Kehre zurück zu einem frommen Wandel, denn bleibst du ruchlos, so wird dein Ende nahe seyn!"

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht folgendermaßen fortgesetzt wurde:





Dreihundert

und

fünfundsiebenzigste Nacht.

Sie warf das Papier in heftigem Zorne weg; die Alte hob es auf und lief damit zum Prinzen. Er nahm, öffnete und las es. Da er aber daraus merkte, daß sie immer erzürnter gegen ihn ward und ihm kein Mittel übrig schien, sich ihr zu nähern und seine Wünsche gekrönt zu sehen, entschloß er sich, sie in einer Antwort zu verwünschen. Er schrieb daher folgende Verse:

„O Herr! befreie mich von den Fesseln meiner Liebe! Du kennst die Flamme, die mich verzehrt, und meine Sehnsucht nach einem mitleidlosen Wesen. Wie lange soll ich noch in den Qualen heißer, unbefriedigter Leidenschaft leben! Wie lange soll ich noch unter den Fittichen der Nacht laut und heimlich klagen? Ich irre in einem bodenlosen Abgrund umher, und Niemand kommt mir zu Hülfe. Wie lange soll ich noch vergebens Trost und Geduld gegen ihre Liebe suchen? O Vogel der Trennung! sage mir doch einmal: du bist nun sicher gegen die Vorfälle und Tücken des Schicksals. Du lebst ruhig mitten in deiner Heimath, während ich von meiner Familie und meinem Vaterlande getrennt bin!“

Er legte den Brief zusammen und gab ihn der Alten mit einem Beutel von einhundert Dinar. Sie ging zur Prinzessin und gab ihr den Brief. Als diese ihn

ganz gelesen hatte, warf sie ihn weg und sagte: „Du unheilvolle Alte! alles Böse kommt von dir! du treibst uns von einem Brief zum andern und sagst immer: ich will dir Ruhe schaffen! nur damit ich ihm von Neuem schreibe und der Briefwechsel so lange fortgesetzt werde, bis zuletzt mein Ruf zu Grunde geht.“ Sie befahl dann ihren Dienern: „Ergreift die Alte und prügelt sie!“ Sie wurde geprügelt, bis ihr das Blut aus der Nase und vom ganzen Körper herunterlief und sie ohnmächtig hinfiel. Dann befahl die Prinzessin einer ihrer Sklavinnen, sie an den Füßen zum Schlosse hinauszuschleppen,



neben ihr stehen zu bleiben, und wenn sie wieder zu sich komme, ihr zu sagen: „Die Prinzessin hat geschworen, dich umzubringen, wenn du wieder in's Schloß kommst!“

Man schleppte sie hinaus, und es blieb Jemand bei ihr stehen, der ihr, als sie wieder zu sich kam, sagte, was die Prinzessin befohlen hatte. Die Alte sprach: „Gott bewahre mich vor dem bösen Teufel! Bin ich rasend? Wenn auch die Prinzessin mir das nicht sagen ließe, so würde ich doch lieber sterben, als je zu ihr zurückkehren; da ich aber nun nicht gehen kann, so bitte ich dich, sey so gut, miethe mir einen Esel, der mich nach Hause bringe.“

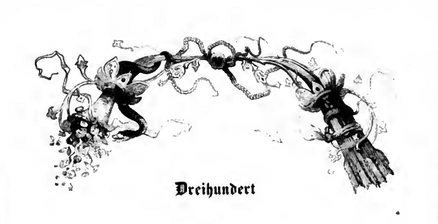
Die Sklavin holte ihr einen Esel und sie ritt darauf nach dem Laden des Prinzen. Dieser sagte ihr: „O meine Mutter! warum sehe ich dich in diesem Zustande? Du machst mir bange.“ Sie versetzte, indem sie ihm ihren Leib und ihre zerrissenen Kleider zeigte: „Das Alles habe ich um deinetwillen erlitten.“ Als er dies hörte und ihren zerschlagenen Leib sah, kam er fast von Sinnen und sprach: „O meine Mutter! wer hat dir das gethan?“ Sie erzählte ihm die Geschichte von Anfang bis zu Ende. Er ward sehr betrübt darüber und sagte ihr: „O meine Mutter! es thut mir sehr leid, doch geschieht ja Alles nach der Bestimmung des erhabenen Gottes; weißt du aber nicht, meine Mutter, wie es kommt, daß die Prinzessin die Männer haßt?“ Sie antwortete: „Wisse, mein Sohn, sie hat einen großen Garten, den größten und schönsten auf der ganzen Erde. Als sie einst in der Nacht schlief, sah sie im Traum einen Vogelfänger, der sein Netz auswarf und Weizen ausstreute. Nach einer kurzen Weile versammelten sich die Vögel umher und klaubten die Weizenkörner auf. Da fiel ein Männchen in das Netz und ward verstrickt, und alle Vögel entflohen; nur ein Weibchen, das auch zugegen war, kam gleich wieder zurück und biß so lange mit dem Schnabel an dem Strick, der den Fuß des Männchens fesselte, bis es ihn brach und dadurch das Männchen befreite. Dies Alles geschah, während der Vogelfänger schlief. Als er erwachte, sah er das Netz zerrissen; er flickte es und streute wieder Weizen aus. Nach einer Weile kamen die Vögel wieder, ein Weibchen fiel in's Netz und flatterte; erschrocken entflohen alle übrigen Vögel mit dem Männchen, das nicht zurückkehrte. Nach einer Weile ward nun das Weibchen gefangen, losgemacht und geschlachtet. Hier erwachte nun die Prinzessin ganz erschrocken und sprach: So verfährt das männliche Geschlecht mit dem weiblichen! Das Weibchen hat auf Gefahr des eignen Lebens das Männchen befreit, und als Gott beschlossen hatte, daß jenes falle, hat das Männchen es sterben lassen und ist ihm nicht zu Hülfe gekommen, bis der Vogelfänger es schlachtete. Gott verdamme Jeden, der auf Männer sich verläßt! Seit jener Zeit haßt sie die Männer.“

Es sagt der Erzähler: Hierauf fragte der Prinz: „Kannst du mich nicht nach jenem Garten bringen? Bei Gott! ich möchte ihm nur so nahe seyn, daß ich einen einzigen Blick auf sie werfen könnte, und wäre es auch mein Tod!“ Die Alte erwiderte: „Sie kommt jährlich nur einmal in diesen Garten.“ — „Und wann wird sie ihn besuchen?“ — „Wann die Früchte reifen; sonst lebt sie immer in ihrem Schlosse, und geht auch nur durch eine geheime Thür in diesen Garten, der in der Nähe des Schlosses ist; außer ihrem und ihres Vaters Schlosse hat sie noch nichts in der Welt gesehen. Ich

will dir nun einen guten Rath geben: wir haben noch einen Monat bis die Früchte reif werden; du weißt, mein Sohn, Liebe kann Alles; du gehst nun von heute an nach dem Garten, den ich dir zeigen werde, knüpfst mit dem Gartenhüter ein freundschaftliches Verhältniß an und erzeigst ihm manche Wohlthaten, damit er dich lieb gewinne. Dann bittest du ihn, er möge dich den Garten sehen lassen, worin du täglich spazieren gehest; an dem Tage, bevor die Prinzessin in den Garten gehen will und ehe der Thorhüter es weiß, daß sie kommen wird, wird er dir denn auch, wie immer, erlauben, hineinzugehen; bringe sodann die Nacht darin zu, um, wenn die Prinzessin kommt, schon daselbst zu seyn. Sobald du sie siehst, gehe ihr entgegen; vielleicht, wenn sie dich sieht, wird sie gerührt werden, denn die Liebe überwindet Alles. Auch bist du so schön, mein Sohn, daß selbst ein Mönch, wenn er dich sähe, von deiner Schönheit überrascht würde." Er dankte, brachte ihr ein Stück Seidenstoff mit goldenen Franfen und andern Stoffen, und sagte ihr: „O meine Mutter! nimm das statt deiner zerrissenen Kleider!" Auch gab er ihr hundert Dinar, die sie nahm. Zuletzt zeigte sie ihm noch ihre Wohnung. Der Prinz aber erzählte dem Vezier Alles, was ihm widerfahren, von Anfang bis zu Ende, und befahl seinen Dienern, den Laden zu schließen.

Scheherfad schwieg und fuhr in der folgenden Nacht fort:





Dreihundert

und

sechsundsiebenzigste Nacht.

Als der Vezier dies hörte, sagte er: „Mein Sohn, wenn du aber in den Garten gehst und sie dich sieht und nicht gut aufnimmt, was willst du dann thun?“ Er antwortete: „O Vezier! es bleibt mir dann nichts übrig, als mein Leben zu wagen, sie mitten aus ihren Dienern herauszureißen, hinter mir auf mein Pferd zu setzen, und mit ihr in die Wüste zu fliehen. Entkomme ich, so habe ich meinen Zweck erreicht, wo nicht, so bin ich dieses schlechte Leben los.“

Der Vezier sprach: „Mein Sohn, das kann nicht gut enden, du bist allein mit mir, wir sind hier fremd und dieses Land ist sehr weit von dem unsrigen entfernt; wie kannst du so etwas gegen einen der mächtigsten Könige der Zeit unternehmen, der über hunderttausend Zügel zu gebieten hat; könntest du auch seinen Truppen entkommen, so würden die Bürger dir im Wege seyn; so darf ein verständiger Mann nicht handeln.“ Der Prinz entgegnete: „Was ist denn zu thun, Herr? mein Schicksal reißt mich dahin.“ Der Vezier sagte: „Wir wollen morgen in den Garten gehen und sehen, wie er ist und was mit dem Wächter angefangen werden kann.“ Sie brachten mit diesem Entschlusse die Nacht zu. Als Gott einen schönen Morgen heranleuchten ließ, stand der Vezier auf und nahm den Prinzen mit nach dem Garten; vorher steckte er tausend Dinar zu sich.

Als sie nach dem Garten kamen, sahen sie hohe Mauern, viele Bäume und Bäche; Blumen dufteten, Vögel sangen und Früchte waren in Menge da, wie in den Gärten des Paradieses. An der Thüre des Hauses stand ein alter Mann. Als er sie sah, stand er vor ihnen auf und grüßte sie, sie aber erwiderten seinen Gruß. Er sprach zu ihnen: „Braucht ihr etwas, womit ich die Ehre haben kann, euch aufzuwarten?" Der Vezier antwortete: „Wisse, o Alter! wir sind hier fremd, es ist uns sehr heiß, und unsre Wohnung ist weit von hier am andern Ende der Stadt; sey also so gut, nimm dieses Geld und kaufe uns etwas dafür zu frühstücken, öffne uns den Garten und führe uns auf einen schattigen Platz, wo wir uns abkühlen können, bis das Essen kommt; wenn wir ausgeruht haben, so gehen wir wieder unsers Weges.

Schehersad brach ab und fuhr die kommende Nacht, wie folgt, fort:





Dreihundert und siebenundsiebenzigste Nacht.

Der Vezier dachte, auch in einer solchen Stunde nützt das Geld etwas dem, der es hat; er griff daher in die Tasche und nahm einen goldnen Dinar heraus, der fünf Mithkal wog, steckte ihn dem Alten in die Hand und sagte: „Kaufe dafür deinen Kindern etwas!" Derselbe war schon siebenzig Jahre alt und hatte niemals in seiner Hand etwas Gelbes gesehen als Limonenschalen. Als er daher den Dinar sah, flog sein Verstand davon. Er machte sich auf, öffnete ihnen die Thür und führte sie in den Garten unter einen großen schattigen Baum, neben dem Wasser floß. Dann sagte er ihnen: „Meine Herren! geht nicht in's Innere des Gartens, wegen der Haremsthüre, die in's Schloß der Prinzessin führt." Sie erwiderten: „Wir werden nicht von hier aufstehen, bis du wiederkehrst." Der Wächter ging dann fort und kam nach einer Weile mit allerlei Speisen zurück; sie

aßen und tranken, und als sie fertig waren, betrachtete der Vezier den Garten und untersuchte ihn von allen Seiten. Er sah ein altes Schloß mit hohen Mauern, die aber gespalten waren und keinen festen Grund mehr hatten. Der Vezier fragte: „O Alter! wem gehört dieses Schloß und dieser Garten? ist es dein Eigenthum oder hast du es bloß gemiethet?“ Er antwortete: „Herr, ich bin bloß der Wächter.“ Der Vezier fragte abermals: „Wie viel Lohn hast du monatlich?“ — „Einen Dinar.“ Da sagte der Vezier: „Man thut dir Unrecht, besonders wenn du Frau und Kinder zu ernähren hast.“ — „Herr,“ sprach der Alte, „ich habe acht Kinder und ihre Mutter.“ Der Vezier sagte: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! Ich theile deine Sorgen, o armer Mann! Was sagst du zu dem, der deiner Familie willen dir Gutes erweist?“ Der Alte antwortete: „Was du auch mir thuest, mag Gott gefällig und dir selbst zum Besten werden.“ Da sagte der Vezier: „Sieh Alter, in diesem so schönen Garten steht ein altes zerfallenes Schloß, das sich gar schlecht ausnimmt; ich will es ausbessern, frisch weißen, hübsch anstreichen und meinen Namen auf die Thüre schreiben lassen.“ Der Alte fragte: „Und was ist deine Absicht damit?“ — „Damit,“ antwortete der Vezier, „wenn du oder deine Kinder es sehen, ihr für mich betet und euch meiner zum besten erinnert; und wenn der Eigenthümer kommt und dich fragt, wer das so hergestellt hat, du ihm antwortest: ich war es, Herr, ich wollte mit weißem Gesichte vor dir erscheinen, denn ich hoffte auf deine Wohlthaten; und gewiß wird er dir dann deine Auslage ersetzen und es wird zu deinem Nutzen ausfallen.“ Er zog hierauf einen Beutel von fünfhundert Dinar hervor und sagte ihm: „Nimm diesen Beutel, mach' es dir bequemer mit deiner Frau und deinen Kindern und sage ihnen, sie sollen nach jedem Gebete uns Gutes wünschen.“

Als der Alte das Gold sah, entfloh sein Verstand. Er warf sich dem Vezier und dem Prinzen zu Füßen, küßte sie und wünschte ihnen Glück. Der Vezier sagte: „Dein Abschied wird uns wehe thun.“ [1] Der Alte fragte: „Wohin gehst du?“ Der Vezier antwortete: „Nach Hause.“ Der Alte rief wehmüthig aus: „So wird sich dieses edle Gesicht von mir wenden? Ich kann eure Trennung nicht ertragen, und ihr habt mir ja versprochen, diesen Ort schöner herstellen zu lassen.“ Der Vezier antwortete: „So Gott will kommen wir morgen früh und trennen uns dann nicht mehr von dir, weder bei Tag noch bei Nacht,“ und ging fort. Der Prinz aber fragte: „O Vezier, was

[1] Eine Abschiedsformel.

ist deine Absicht bei der Herstellung dieses Schlosses?“ Er antwortete: „Ich habe etwas im Sinne, das du, so Gott will, später erfahren sollst und worauf unser Wohl beruht.“

Am folgenden Morgen ging der Vezier zu dem Obersten der Maurer und Anstreicher und forderte von ihnen die beste Arbeit, die sie zu liefern im Stande seyen. Zu den Maurern sagte er: „Streicht dieses Haus schön weiß an.“ Als dies geschehen war, gab er ihnen den Lohn und schickte sie fort. Er ließ hierauf die Maler kommen und



sagte ihnen: „Heute ist der Tag, wo wir eurer bedürfen; hört nun meinen Plan. Wisset, ihr Gelehrten! ich schlief eines Tages in diesem Garten und sah im Traum einen Jäger, der sein Netz auslegte und Weizen streute. Die Vögel versammelten sich um ihn her, um den Weizen aufzulesen; ein Männchen und ein Weibchen waren darunter; nach einer Weile fiel das Männchen in das Netz, und alle Vögel entflohen; das Weibchen aber kam wieder zurück und biß so lange am Strick, der den Fuß des Männchens festhielt, bis es ihn losmachte und das Männchen mit ihm davon fliegen konnte. Dies Alles geschah, während der Vogelfänger schlief. Als er erwachte, fand er das Netz verdorben, er besserte es wieder aus und streute wieder Weizen. Die Vögel kamen wieder und hackten die Körner auf, bis das Weibchen in den Strick fiel. Als dies die übrigen Vögel sahen, entflohen sie sämmtlich mit dem Männchen; der Jäger aber erwachte hiervon, nahm das Weibchen und schlachtete es. Als das Männchen wiederkehren wollte, um das Weibchen zu befreien, stürzte ein Adler über es her, zerriß es und trank sein Blut. Ich wünsche nun, daß ihr mir meinen Traum mit allen Figuren auf diese Wand malet, mit dem Männchen, wie es später der Adler ergreift und verzehrt. Führt ihr das nach meinem Wunsche aus, so werde ich es bei eurem Lohne nicht genau nehmen, sondern euch reichlich bezahlen.“ Sie sagten: „Herr! du sollst unsre Arbeit sehen.“ Sie holten allerlei Farben, bemalten das Schloß von Innen und von Außen, und malten in die Mitte, was ihnen der Vezier beschrieben; derselbe

war sehr damit zufrieden, denn es war ihm als träumte er wirklich; er dankte ihnen und gab ihnen reichlichen Lohn.

Als später der Prinz kam, um zu sehen, was der Vezier machen lasse, und den Traum der Prinzessin gemalt fand, mit dem Netze, dem Vogelfänger und den Vögeln, wie das Männchen sich verstrickt und vom Weibchen befreit wird, und wie später das Weibchen fällt, und das Männchen, als es zu Hülfe eilen wollte, vom Adler ergriffen wird, der es mit seinen Krallen zerreißt, sein Blut trinkt und sein Fleisch frißt, war er vor Verwunderung ganz außer sich.

Scheherfad hielt inne und fuhr die folgende Nacht fort:





Dreihundert

und

achtundsiebenzigste Nacht.

Der Prinz eilte außer sich zum Vezier und sagte ihm: „O Vezier! ich habe ein Wunder gesehen; wenn es mit der Nadel auf das Auge geschrieben wäre, so würde es Jedem zur Belehrung dienen.“ Der Vezier fragte: „Was denn, Herr?“ Er antwortete: „Ich habe dir den Traum der Prinzessin erzählt, der die Ursache ihres Hasses gegen die Männer war; so eben sah ich diesen nun gemalt wie ein Bild der Wirklichkeit, und außerdem noch etwas, das die Prinzessin nicht gesehen; hätte sie es gesehen, so wäre unser Sieg gewiß.“ Der Vezier fragte: „Was war es?“ Der Prinz antwortete: „Ich sah, wie das Männchen zurückkam, um das Weibchen zu befreien, und ein Adler darüber herstürzte, es zerriß, sein Blut trank und sein Fleisch aß. O hätte doch die Prinzessin den Traum bis zum Ende gesehen, wie das arme Männchen vom Adler ergriffen wurde, daher es das Weibchen nicht befreien konnte.“ Der Vezier sagte: „Bei Gott, das ist wunderbar!“ Der Prinz aber hörte nicht auf, sich zu verwundern und zu bedauern, daß die Prinzessin nicht Alles gesehen. Er dachte bei sich: träume ich am Ende nicht selbst? Der Vezier sagte: „Du hast mich gefragt,

was ich mit der Ausbesserung dieses Schlosses wollte? und ich habe dir geantwortet, du wirst schon sehen, so Gott will. Nun, ich selbst habe diese Malerei angeordnet; ich habe den Malern befohlen, das Männchen in den Krallen des Adlers zu malen, damit es die Prinzessin sehe, das Männchen entschuldige und die Männer nicht mehr hasse." Als der Prinz dies hörte, freute er sich sehr, dankte dem Vezier und sprach: „Ein Mann wie du verdient es, Vezier der Könige zu seyn. Bei Gott! wenn ich meinen Zweck erreiche und zu meinem Vater zurückkehre, so muß er dir noch mehr Gutes erweisen und dich mit einem höhern Rang bekleiden." Der Vezier küßte ihm die Hand und wünschte ihm viel Glück. Dann suchte er den Alten auf und sagte ihm: „Sieh', wie schön dieser Ort nun ist!" Der Alte antwortete: „Eure Hoheit hat dies gethan!" Der Vezier sagte ihm weiter: „Wenn deine Freunde dich fragen, wer dies hat machen lassen, so sage nur, du habest so und so viel dafür ausgegeben, damit dir Gutes dafür erwiesen werde." Der Alte erwiderte: „Gut, ich werde gehorchen."

Von diesem Tag an verließ der Prinz diesen Ort nicht mehr, beschenkte reichlich den Wächter und trennte sich nicht mehr von ihm, weder bei Tag noch bei Nacht. Das ist's, was Diese betrifft; was aber die Prinzessin angeht, so hatte sie, als der Briefwechsel aufhörte, geglaubt, der junge Mann habe die Stadt verlassen, sie freute sich darüber sehr und lebte vergnügt, bis ihr eines Tages ihr Vater ein bedecktes Kästchen schickte. Als sie es öffnete, fand sie Früchte darin und fragte ihre Sklavinnen: „Sind die Früchte ganz reif?" Sie antworteten: „Ja; o möchtest du uns die Vorbereitungen zum Spaziergang in dem Garten machen lassen! willst du?" Sie antwortete: „Wie kann ich anders, gehen wir nicht jedes Jahr in den Garten, um den Farbenwechsel und die herbstliche Natur zu sehen, zu spielen und uns zu freuen? Doch fehlt diesmal die Amme, die ich schlagen und vertreiben ließ. Aber bei dem erhabenen Gott! ich sehne mich nach ihr und bereue, was ich ihr gethan; sie ist doch immer meine Amme, und ich bin ihr meine Erziehung und lange Dienste schuldig; nur der Zorn hat mich dazu verleitet." Als ihre Dienerinnen dies hörten, standen sie Alle auf, beugten sich, küßten die Erde vor ihr und sagten: „Bei Gott! Herrin, verzeihe ihr, sey gnädig gegen sie und erlaube ihr mitzukommen?" Die Prinzessin aber sprach: „Bei Gott! das war meine Absicht, ehe ihr es sagtet. Wer von euch geht zu ihr und bringt sie mir her, schon habe ich ein schönes Kleid für sie bereitet?" Da traten zwei Sklavinnen hervor, die eine hieß Balid und die andere Suwad Alein, es waren die angesehensten und der Prinzessin liebsten Sklavinnen unter allen, und sagten: „Wir wollen zu ihr gehen und sie hieher bringen."

Die Prinzessin erlaubte es ihnen; sie gingen daher fort, nachdem sie ihre kostbarsten Kleider angezogen hatten, und klopften an dem Hause der Alten. Diese kam zu ihnen heraus, erkannte sie sogleich und drückte sie in ihre Arme, freute sich mit ihnen und erwies ihnen viele Ehre, denn sie wußte, wie hoch sie bei der Prinzessin standen. Als sie sich niedergelassen hatten, sagten sie: „O Amme! die Prinzessin hat dir verziehen und bereut, was geschehen; sie sehnt sich wieder nach dir, denn sie erinnert sich der Erziehung, die du ihr gegeben, und der Zärtlichkeit, die du für sie hattest! Sie hat daher befohlen, dich mit Ehre zu ihr zurückzubringen, und schon hat sie ein schönes Kleid für dich bereit gelegt, das nur für dich paßt. Komm also mit zu ihr!“ Die Alte sprach: „Das kann nie seyn und müßte ich den Todeskelch trinken. Wie kann ich zu ihr zurückkehren, nachdem sie mich vor meinen Freunden und Feinden so behandeln ließ, daß ich in meinem Blute schwamm und beinahe starb; ließ sie mich nicht wie eine Hündin an den Füßen zum Schloß hinausschleppen! Bei Gott! ich werde nie zu ihr zurückkehren, noch sie mehr bedienen, selbst wenn sie meine Augen mit Gold und Silber füllte!“ Die Sklavinnen sagten ihr: „O Amme! das ist nicht schön von dir; wir sind nun einmal



deßhalb zu dir gekommen, wo bleibt die Ehre, die du uns schuldig bist? Bedenke, wer zu dir gekommen ist! gibt es eine höhere Person, als wir bei der Prinzessin sind?" Sie antwortete: „Gott, der Allwissende, bewahre mich vor dem schlimmen Satan! Ich weiß, bei Gott! daß ich nicht so viel Ehre verdiene, und daß, wenn die Prinzessin mich nicht wieder auf eine hohe Stufe stellen wollte, sie euch nicht geschickt hätte. Aber immerhin werde ich in einem schlechten Ansehen bei ihren Dienern und Sklavinnen stehen, während früher der Erste unter ihnen vor Angst starb, wenn ich ihn nur anschrie." Eine der Sklavinnen erwiderte: „Höre meinen Rath! wisse, das Sprichwort sagt: Küsse die Hand, die du nicht beißen kannst! Bedenke daher, daß die Prinzessin noch jung und rasch ist; wenn sie aufgebracht wird, so wird sie dir andre Boten schicken, dich mit Gewalt holen und umbringen lassen: wer kann es ihr verbieten; wenn wir zurückkommen und ihr sagen, du wollest nicht kommen, so würde es dir gewiß nicht gut gehen. Komm also mit uns und sträube dich nicht länger!"

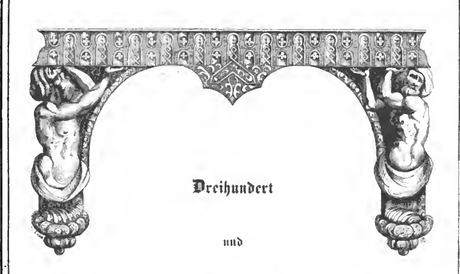
Als die Alte diese Worte hörte und sie wahr fand, sagte sie: „Bei Gott! wäret ihr nicht gekommen und ständet ihr nicht in so hohem Ansehen, ich wäre nie zu ihr zurückgekehrt, und hätte sie mich auch umbringen lassen!" Sie dankten ihr, die Alte aber machte sich sogleich auf und ging mit ihnen. Als sie zur Prinzessin kam, blieb sie in einiger Entfernung stehen, sah sie an und sprach: „Bei Gott! meine Gebieterin, ich verdiene nicht so viel Ehre, die Schuld ist auf meiner Seite und die Großmuth auf der deinigen." Die Prinzessin aber sprach: „Bei Gott, o Amme! dein Ansehen ist groß bei uns, ich bin dir meine Erziehung schuldig; doch du weißt, Gott hat drei Dinge geschaffen, die er unter die Menschen vertheilt hat: den Charakter, die Lebensnothdurft und den Tod; der Mensch kann nichts daran verbessern. So konnte ich mich auch nicht beherrschen und meinen Zorn zurückhalten; aber bei Gott, o Amme! ich bereue, was ich gethan." Die Amme stand nun auf und küßte die Erde vor ihr, die Prinzessin aber ließ ein schönes Kleid bringen, überreichte es der Amme, und alle Diener und Sklavinnen freuten sich.

Als dieses Gespräch zu Ende war, sagte die Prinzessin: „Wie steht's mit den Früchten? ich glaube, die in unserm Garten sind reif." Da sagte die Alte: „O Herrin! es ist nun die Zeit, in der wir jedes Jahr in den Garten gehen; ich will mich heute erkundigen und Euch Antwort bringen." Sie nahm dann wieder einen noch ehrenvollern Platz ein als früher. Sie ging sogleich zum Prinzen, der ihr freudig entgegen kam und sie umarmte. Seine Augen strahlten vor Freude, denn er hatte sie mit Sehnsucht erwartet. Als sie sich niedergelassen, erzählte sie ihm, was zwischen ihr und der Prinzessin

vorgefallen, wie sie von ihr beschenkt worden, und daß sie nun morgen oder übermorgen in den Garten gehen wolle. Sie fragte ihn, ob er, wie sie ihn geheißen, dem Wächter Geschenke gemacht? Er antwortete: „Ja, er ist mein Freund;“ er erzählte auch, was der Vezier gethan und wie er den Traum der Prinzessin habe malen lassen.

Scheherſad wollte fortfahren, aber der Tag brach an und hinderte sie. Die darauf folgende Nacht fuhr sie fort:





Dreihundert

und

neunundsiebenzigste Nacht.

Als die Alte diesen Plan hörte, gefiel er ihr, und sie freute sich sehr; sie sagte: „Bei Gott! weise diesem Freunde eine Stelle mitten in deinem Herzen an; denn diese Handlung beweist, daß er viel Verstand hat und gut zu rathen versteht; das ist das Werk eines Fürsten und verdient ein Königreich. Nun, mein Sohn, mache dich sogleich auf, geh in's Bad und ziehe deine schönsten Kleider an, denn es bleibt uns kein andres Mittel mehr; geh zum Wächter und mache, daß er dich in den Garten läßt. Bist du einmal darin, so suche ein Mittel, daß er dir darin zu übernachten erlaubt. Thu' das aber gleich; denn hört einmal der Wächter, daß die Prinzessin in den Garten kommt, so darfst du ihm die ganze Welt schenken, er wird dich nicht eintreten lassen, aus Furcht, sie möchte ihn umbringen lassen, und man könnte es ihm gar nicht übel nehmen. Kämpfe nur dafür, daß du im Garten übernachten darfst, und müßtest du ihn mit Allem, was du besitzest, bestechen! Hast du dies erlangt, so verbirg dich im Garten an dem und dem Platze, bis du mich rufen hörst: o du mit verborgenen Reizen, wir haben nichts mehr zu fürchten! tritt alsdann hervor und zeige deine Schönheit; vielleicht, wenn sie dich sieht, wird ihr Herz dich lieben, du erreichst dein Ziel und deine Qual hat ein Ende." Der Prinz versprach ihr zu



gehorchen, gab ihr einen Beutel mit fünfhundert Dinar und sprach: „Verrichte deine Geschäfte damit!" Sie schwur, sie werde ihn nicht nehmen, der Prinz aber bestand darauf, sie müsse ihn nehmen; sie nahm ihn daher und kehrte wieder zur Prinzessin zurück. Der Prinz ging dann in's Bad und zog sein schönstes Kleid an, wie es nur die größten Könige tragen. Seine Wangen waren roth, seine Augen strahlten Liebe, seine Lippen schmachteten, er neigte sich lieblich hin und her mit seinem schönen Wuchse und ging nach dem Garten. Als der Wächter ihn sah, freute er sich sehr, stand vor ihm auf, bewillkommte und grüßte ihn. Der Prinz stellte sich zornig; er fragte ihn daher, was er habe? Der Prinz antwortete: „O Scheich! ich ward zu jeder Zeit bis auf den heutigen Tag von meinem Vater geliebt und in Ehren gehalten; heute aber hatten wir einen Wortwechsel, er schimpfte und schalt auf mich, schlug mich und jagte mich aus dem Hause. Da ich nun keinen Freund und keinen Verwandten habe, an den ich mich wenden könnte, denn ich bin ja hier fremd und fern von meiner Familie; da ich ferner dachte: wenn ich mich fremden Leuten anschließe, so wird mein Vater noch aufgebrachter gegen mich werden und die Sache wird schlimme Folgen haben, denn er ist ein sehr mißtrauischer Mann und würde leicht irgend eine Treulosigkeit von mir befürchten; so schwur ich mit keinem von Gottes Geschöpfen Freundschaft anzuknüpfen, und kam zu dir, o mein

Onkel! weil mein Vater dich als einen guten Mann kennt, damit du mir den Garten öffnest, daß ich bis Abends darin verweile und darin übernachte, bis Gott zwischen mir und meinem Vater Frieden machen wird, und er erfahre, daß ich mit Niemanden Freundschaft angeknüpft und nur im Garten geschlafen habe.

Schehersad schloß für heute und fuhr die folgende Nacht also fort:





Dreihundert

und

achtzigste Nacht.

Als der Alte dies hörte, schmerzte es ihn sehr, und er sagte: „Herr! ich will zu deinem Vater gehen und zwischen euch den Frieden herstellen.“ Der Prinz aber sprach: „Mein Vater hat eine unerträgliche Heftigkeit, und wenn du dich ihm in der Hitze seiner Leidenschaft vorstellst, so wird er sich nicht bereden lassen, weder von dir, noch von sonst Jemanden: ich kenne ihn zu gut. Sind aber ein paar Tage vorüber, so wird er sich besänftigen lassen; und wenn du zu ihm gehst, so wird er dir Gehör geben.“ Der Alte sagte: „Ich bin bereit zu gehorchen, doch geh mit mir in mein Haus, du kannst bei meiner Frau und meinen Kindern übernachten; dein Vater kennt mich ja und weiß, daß ich ein alter Mann bin, der Familie hat.“ Der Prinz sagte: „Ich werde nirgends als in diesem Garten schlafen.“ Der Alte versetzte: „Bei Gott! Herr, es thut mir leid, dich allein hier schlafen zu lassen, während ich bei meiner Familie übernachte.“ Der Prinz aber wiederholte: „Ich thue das absichtlich, um meines Vaters Verdacht zu zerstreuen; ich weiß, daß ich dadurch sein Herz wieder gewinnen werde.“ Da sagte der Alte: „So will ich dir ein Bett bringen, worauf du schlafen kannst,“ und der Prinz antwortete: „Das kann nichts schaden.“ Der Alte öffnete ihm die Thüre, führte ihn in den Garten und brachte ein Stück Bett und eine Decke, denn er wußte noch nicht,

daß die Prinzessin in den Garten kommen wolle. Das ist, was ihn betrifft; was aber die Alte angeht, so ging diese zur Prinzessin und sagte ihr, die Früchte seyen reif. Die Prinzessin sprach: „Nun so wollen wir nach unsrer Gewohnheit in den Garten spazieren gehen, und zwar morgen, so Gott will; benachrichtige nur den Wächter davon!" Die Amme schickte nach ihm, und als er kam, sagte ihm die Prinzessin: „Wir wollen in den Garten gehen; schaffe also alle deine Diener hinaus, laß kein Geschöpf Gottes



im Garten und mache ihn recht rein!" Der Wächter sagte: „Dein Wille ist mir Befehl," ging zum Prinzen und sprach zu ihm: „Mein Sohn, die Prinzessin hat nach mir geschickt und mir gesagt, ich solle Niemanden im Garten lassen, denn sie wird ihn mit ihren Sklavinnen besuchen; überlege nun, was du beginnen willst, Herr!" Der Prinz entgegnete: „Ist dir jemals durch uns etwas Unangenehmes zugestoßen?" — „Nein, bei Gott! Herr, nichts als Wohlthaten und Geschenke." — „Nun so wird dir auch in Zukunft nur Gutes durch uns zu Theil werden. Ich will mich im Garten verbergen, daß kein Mensch und kein Djinn mich sehen soll, bis die Prinzessin ihn wieder verläßt." — „Wenn sie dich, oder nur deinen Schatten sieht, läßt sie mir den Kopf abschlagen." — „Ich will mich so verbergen, daß kein Mensch mich sehen soll; sey nur guten Muthes!" Bei diesen Worten überreichte er ihm hundert Dinar und sagte: „Gib das aus und mache es deiner Familie bequem, laß dir wohl seyn; Alles wird nur zu deinem Besten gereichen." Als der Alte die hundert

Dinar sah, ward ihm leicht zu Muthe; er warnte daher den Prinzen noch einmal, sich gar nicht zu zeigen, und ging fort.

Als es früh Morgens war, kamen die Diener und Sklavinnen zur Prinzessin; sie befahl ihnen, die Thüre zu öffnen, die vom Schlosse in den Garten führte, zog die kostbarsten königlichen Kleider an, aus Seidenstoffen mit Gold gestickt, mit Perlen und Rubinen u. s. w. besetzt. Sie war so schön, daß sie Sonne und Mond beschämte. Auf ihrem Kopfe trug sie eine Krone von frischem Aloe mit Gold und Juwelen besetzt; sie legte ihre Hand auf den Hals der Alten, um durch die geheime Thüre in den Garten zu gehen. Da sah die Alte den Garten voll mit Dienern und Sklavinnen, und sagte zur Prinzessin: „O meine Gebieterin! ist das ein Garten oder ein Spital?" Die Prinzessin fragte: „Was willst du damit sagen, o Amme?" Diese antwortete: „Der Garten ist so mit Dienern und Sklavinnen angefüllt, es sind etwa fünfhundert Diener und fünfhundert Sklavinnen da, die essen die Früchte, trüben die Bäche, verscheuchen die Vögel, und stören uns in unsern Spielen und Spaziergängen; was bedarfst du ihrer? gingest du von deinem Schlosse auf die Straße, so würde deine Würde dieses Gefolge nothwendig machen, hierher kamst du jedoch durch die geheime Thüre und kein menschliches Geschöpf Gottes sieht dich hier." Die Prinzessin sagte: „Bei Gott, o Amme! du hast Recht; doch was ist zu thun?" Die Amme antwortete: „Ich will die Diener und Sklavinnen wegschicken." Dies geschah und es blieben nur ihre zwei liebsten Sklavinnen bei ihr.

Scheherſad bemerkte den Tag und fuhr in der folgenden Nacht fort:





Dreihundert und einundachtzigste Nacht.

Als die Alte nun Zeit und Ort günstig fand, sagte sie: „Komme, jetzt können wir hübsch spazieren gehen, meine Gebieterin!“ Die Prinzessin machte sich auf, legte ihre Hand auf die Schulter ihrer Amme, die zwei Sklavinnen aber gingen voraus und klatschten mit den Händen; die Prinzessin lachte mit ihnen und wiegte sich im Gehen. Die Alte führte sie herum und scherzte mit ihr, zeigte ihr die Bäume, reichte ihr Früchte und machte sie auf das Zwitschern der Vögel aufmerksam, bis sie an das alte Schloß kam. Als die Prinzessin dieses Schloß hübsch neu fand, sprach sie: „O Amme! ich sehe dieses Schloß wieder fest gemauert und die Wände frisch angestrichen und glänzend bemalt.“ Die Alte sagte: „Bei Gott! meine Gebieterin, du erinnerst mich wieder an das, was ich vergessen hatte. Ich habe nämlich von einem Kaufmann gehört, der Wächter



habe Waaren von ihm gemiethet, sie verkauft und mit dem erlösten Gelde dieses Schloß wieder aufbauen und malen lassen. Ich sah, wie der Kaufmann sein Geld von dem Wächter forderte, und hörte diesen sagen: Wenn die Prinzessin in den Garten kommt, will ich dich bezahlen! Ich fragte ihn hierauf: Warum hast du das Schloß hergestellt? und er antwortete: Bei Gott! ich sah den Grund ganz zerfallen und die Mauern gespalten." Die Prinzessin sprach: „Hast du ihn nicht gefragt, was er dabei beabsichtigt?" Die Alte antwortete: „Ich habe ihn gefragt, und er hat mir gesagt, er wolle den Platz

recht schön machen lassen, und erwarte dafür den Lohn von dir, Prinzessin! die die Güte selbst sey; er hatte wohl keinen andern Zweck, als die Hoffnung auf deine Gnade und Wohlthaten." Die Prinzessin sprach: „Bei Gott! er hat etwas Gutes gethan; durch das Aufbauen dieses Schlosses ist der ganze Platz verschönert; wie glänzen nun die Mauern und wie hübsch sieht das aus! wir wollen ihm auch seinen schönen Lohn dafür geben." Sie befahl hierauf einer Sklavin, hundert Dinar herbeizuschaffen, und schickte die Amme nach dem Wächter. Als sie zu ihm kam, sagte sie: „Die Prinzessin will dich sprechen." Als er dies hörte, fürchtete er sich sehr, denn er dachte bei sich selbst: Die Prinzessin hat den jungen Mann gesehen, bei Gott! dies ist ein Unglückstag für mich. Er nahm weinend von seiner Familie Abschied und ging zur Prinzessin mit blassem Gesichte und so heftig zitternd, daß er fast umfiel. Als die Alte dies merkte, kam sie ihm zuvor und sagte: „O Scheich! küsse die Erde, danke dem erhabenen Gott und bete für die Prinzessin! Gott bewahre ihre Unschuld und vergebe ihre Sünden ihrer hohen Vorzüge wegen! Ich habe ihr gesagt, wie du Schulden gemacht hast, um dieses Schloß herzustellen, darum beschenkt sie dich auch mit hundert Dinar, nimm sie von ihrer Sklavin, bete für sie und küsse die Erde vor ihr." Als der Alte diese Worte hörte, küßte er die Erde vor der Prinzessin, nahm die hundert Dinar und ging vergnügt nach Hause; seine Leute aber freuten sich mit ihm, und sie beteten zusammen für den, der die Ursache von Allem war. Das ist's, was diese betrifft. Die Alte aber sagte zur Prinzessin: „Bei Gott, Herrin! nun ist dieser Ort einer der schönsten, die es gibt; komm, wir wollen uns ein wenig im Schlosse umsehen." Sie gingen dann mit einander in's Schloß, wo die Prinzessin die schöne Malerei bewunderte und sich nach allen Seiten umsah, bis ihr Blick auf den gemalten Traum fiel; sie betrachtete ihn lange und sah immer darnach hin; die Amme aber, die dies bemerkte, nahm die zwei Sklavinnen zu sich, damit sie sie nicht störten. Als die Prinzessin den ganzen Traum bis zu Ende gesehen hatte, wendete sie sich zur Alten und sprach: „O meine Amme! sieh einmal hier Etwas, wenn es mit einer Nadelspitze auf's Auge gegraben wäre, so könnte Jeder sich daran ein Beispiel nehmen." Die Alte fragte: „Was ist's, meine Gebieterin?" Diese antwortete: „Habe ich dir nicht einst einen Traum erzählt, der die Ursache meines Hasses gegen die Männer war?" — „Ja, Prinzessin," sagte die Alte, „du thatest es." — „Nun," versetzte Diese: „komm und sieh dich einmal hier um und sag' mir dann, was du gesehen." Die Alte betrachtete den Traum, ging erstaunt zur Prinzessin und sagte ihr: „Meine Gebieterin! hier ist der Traum im Garten, wie du mir ihn beschrieben hast, mit dem Vogelfänger, dem Netze und den Vögeln. Doch, ich bewundere weder die Malerei,

noch den Traum, sondern nur den Maler, der ihn nicht besser hätte zeichnen können, wenn du ihn ihm selbst erzählt hättest. Bei Gott! das ist wunderbar. Der Engel, der über Menschen und andere Geschöpfe wacht, hat wohl gehört, wie wir das Männchen mit Unrecht anklagten, daß es nicht zum Weibchen zurückkehrte, um es zu befreien; er hat daher diesen Traum hergemalt, um die Unschuld des Männchens zu beweisen und zu zeigen, was die Bestimmung über das Männchen verfügt."

Scheherſad schwieg bei diesen Worten und setzte die Erzählung in der folgenden Nacht fort:





Dreihundert

und

zweiunddachtzigste Nacht.

Die Prinzessin sprach: „Nun ist es entschuldigt, und wir denken nichts Böses mehr von ihm." Die Alte sagte: „O meine Gebieterin! es gibt nichts Zärtlicheres auf der Welt, als ein Männchen gegen sein Weibchen, bei allen Geschöpfen Gottes, besonders aber bei den Menschen. Oft hungert der Mann, um die Frau zu speisen, er bleibt nackt, um sie zu kleiden, erzürnt lieber seine Eltern, um sie zu befriedigen; sie fällt ihm an die Brust und er umarmt sie, sie können nicht mehr getrennt leben, er wird ihr dann theurer als ihre Familie und Kinder. So war einst ein König, der seine Frau so sehr liebte, daß, als sie starb, er aus Liebe sich mit ihr beerdigen ließ. So starb auch einst ein König, und als man ihn beerdigen wollte, sagte seine Frau zu ihren Leuten: Laßt mich mit ihm das Grab theilen, wenn ihr nicht wollt, daß ich mich tödte! Als sie dies von ihr hörten, zogen sie ihr die hübschesten Kleider und den reichsten Schmuck an, und aus Liebe begrub sie sich selbst mit ihm."

Die Alte fuhr dann so fort, ihr von den Männern und Frauen zu erzählen, bis aller Männerhaß im Herzen der Prinzessin verschwunden war und sie sprach: „O meine

Amme! der arme Vogel, wir haben ihm Unrecht gethan, und seinetwillen alle Männer gehaßt; nun sehen wir, daß er unschuldig war. Bei Gott! ich will die Männer nicht mehr hassen."

Als die Alte merkte, daß kein Männerhaß mehr im Herzen der Prinzessin geblieben, sagte sie: „Wir haben uns nun hier genug umgesehen: nun laß uns auch im Garten zwischen den Bäumen spazieren gehen." Die Prinzessin machte sich auf, ging mit ihr, und man konnte so recht ihre Schönheit, Liebenswürdigkeit, ihren hübschen Wuchs und das Ebenmaß ihrer Glieder bewundern, als ein Blick des Prinzen auf sie fiel. Er starrte sie an und verlor seine Besinnung; seine Liebe zu ihr erreichte die höchste Stufe und er fiel ohnmächtig hin. Als er wieder zu sich kam und die Prinzessin verschwunden war, seufzte er tief, starb fast vor Sehnsucht und sprach folgende Verse:

„Als meine Augen ihre Reize sahen, ward mir Liebegefesselten ohnmächtig. Ich ward wie ein Todter, der auf der Erde liegt, und meine Geliebte wußte nichts davon. Sie ging fort und zerstörte ein Herz, von Liebe gebunden; o dürfte ich doch nur ihr Sklave seyn! O Herr! vereinige uns bald und verschaffe mir Hülfe durch meine Geliebte, ehe ich in's Grab steige. Ich werde nicht aufhören, sie zu lieben, bis sie mich tödtet; vielleicht wird sie dann Mitleid mit mir haben und mich wieder in's Leben zurückrufen. Ich komme ihr zehn und zehnmal entgegen, doch Ihresgleichen kehrt sich nicht an meine Sehnsucht und Liebespein. O hilf mir durch ihre Liebe; denn, liebe ich ohne Hoffnung, so reicht mir die Liebe den Todeskelch. Thränen fließen stets aus meinen verwundeten Augen, die der Blindheit nahe sind. Ich kenne keinen Schlaf in den langen Nächten, ich durchwache sie lieber, in meine Liebe vertieft. Selbst meine Feinde haben Mitleid mit mir, wenn sie den Gram sehen, den mir die Trennung verursacht. Wenn nur die Zeit einen einzigen Tag der Vereinigung brächte, gerne wollte ich ihr mein Leben geben und ihr Sklave werden. Gott beschütze die Vereinigungstage und ihre Süßigkeit! und es lebe die Zeit, die mein Verlangen stillt!"

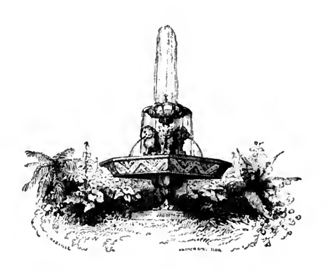
Die Alte führte die Prinzessin auf allen Seiten des Gartens umher, bis sie wieder an die Stelle kamen, wo der Prinz verborgen war. Da rief sie: „O du mit verborgenen Reizen! wir haben nichts mehr zu fürchten." Als der Prinz diese Worte vernahm, verließ er die Stelle, wo er verborgen war, und trat in seiner ganzen Schönheit und in der Anmuth seines Wesens zwischen den Bäumen hervor, so daß seine Schönheit den Mond beschämte. Die Prinzessin ging eben majestätisch einher, als ihr schöner Blick auf den Prinzen fiel. Sie betrachtete ihn lange, wie seine Augen die Sprache der Liebe redeten, wie seine Augenbraunen sich wölbten und seine Wangen sich färbten; sie fand ihn so

schön, anmuthig und hübsch gewachsen, daß sie ihren Verstand verlor, und die Pfeile seiner Augen ihr Herz verwundeten. Sie wandte sich zur Alten und sagte ihr: „O Amme! woher kommt dieser schöne Jüngling mit wunderschönem Wuchse, gleich dem Vollmonde oder einem Lichte in der Dunkelheit?“ Die Alte fragte: „Wo ist er?“ Die Prinzessin erwiderte: „Hier in unsrer Nähe zwischen den Bäumen.“ Die Alte sah sich rechts und links um, als wüßte sie von Nichts. Dann sprach die Prinzessin: „Wie mag er in den Garten gekommen seyn?“ — „Ich weiß nicht.“ — „Wer ist wohl dieser junge Mann?“ — „Meine Gebieterin! er ist der, der dir Briefe schickte.“ — „Bei Gott! meine Amme, er ist ein sehr hübscher Mann, es gibt auf der ganzen Erde keinen schönern; ist er wohl noch wie er war, oder hat er sich verändert?“ — „Bei Gott! meine Gebieterin, ich bin ihm vor drei Tagen erst auf der Straße begegnet, grüßte ihn und fragte nach seinem Befinden; er aber erwiderte mir: Gott war mir gnädig und hat mir gegen alles Dieses Kraft gegeben, d. h. gegen die Liebe, Sehnsucht und Verzweiflung. Es ist ihm, als hätte er sie nie gekannt, und es fällt ihm gar nichts mehr davon ein, gelobt sey Gott!“

Schehersad schloß mit diesen Worten und fuhr die folgende Nacht fort:







Dreihundert und dreiundachtzigste Nacht.

Als die Prinzessin dies hörte, beugte sie den Kopf lange zur Erde; die Liebe bemächtigte sich ihres Herzens, es pochte heftig und sie sprach: „O Amme! vielleicht ist es später anders mit ihm geworden, oder vielleicht hat er dir die Wahrheit nicht gestanden." Die Alte antwortete: „Bei Gott! ich habe ihm gesagt, selbst wenn die Geliebte nicht erhört, dauert wahre Liebe dennoch fort; er aber hat mir erwidert: Bei Gott! mein Herz denkt nicht mehr daran, denn der erhabene Gott hat meine Liebe in Haß verwandelt." Die Prinzessin schwieg und machte sich Muth, dies half jedoch nichts, denn so wie sie wieder einen Blick auf den Prinzen warf, brachten sie seine Schönheit und anmuthsvolle Gestalt in Verwirrung, und sie sprach: „O Amme! winke ihm mit der Hand, daß wir ihn näher sehen!" Die Alte antwortete: „Er wird nicht wollen und mich nicht anhören."

Die Prinzessin beugte dann beschämt ihren Kopf zur Erde und enthielt sich weiterer Bitten, das Feuer der Leidenschaft aber raste in ihrem Innern. Doch machte

sie sich stark, um wieder einen Blick auf ihn zu werfen; sie ward jedoch abermals von der Liebe besiegt, die Pfeile seiner Augen trafen sie und sie verlor ihre Stärke. Sie ergriff dann die Hand der Amme und sagte: „In meinem ganzen Leben bedarf ich deiner zum ersten Mal, und du versagst mir deine Hülfe?" Die Amme antwortete: „Bei Gott! meine Gebieterin, es ist kein schlechter Wille; gibt es für die Sklavin eine größere Freude, als ihrer Herrin willfahren zu können? Ich fürchte, er wird mich beschämen und meine Bitte nicht anhören, ich möchte lieber sterben, als mit einer schnöden Antwort zu Euch zurückkehren. Doch ich will zu ihm gehen und in ihn dringen."

Mit diesen Worten ging sie zum Prinzen, der die Prinzessin lachen gesehen hatte, und sagte ihm: „Die Prinzessin ist von einer unauslöschlichen Flamme ergriffen, komm nur zu ihr und klage ihr deine Lage! Die Tage des Briefwechsels sind nun vorüber, jetzt kommen die der Vereinigung und der Vorwürfe." Der Prinz machte sich auf, außer sich vor Freude wegen der guten Botschaft; er glaubte zu träumen und wollte sogleich mit der Alten zur Prinzessin gehen. Die Alte aber sagte: „Halt, du gehst noch nicht mit, sie muß zu dir kommen; denn nun ist die Reihe an ihr, um Liebe zu flehen." Der Prinz sagte im Uebermaß seiner Liebe und in der Heftigkeit seiner Flamme: „Laß mich doch zu ihr gehen und ihr gehorchen." Die Alte aber versetzte: „Folge nur meinem Rath und bleibe hier ruhig sitzen." Der Prinz gehorchte ihr ungern, und die Alte kehrte allein zurück.

Als sie der Prinzessin nahe war, sprach diese: „O Amme! ich sehe dich mit kaltem Gesichte zurückkehren." Die Alte erwiderte: „Habe ich dir nicht gesagt, er wird mich beschämen und nicht kommen wollen?" Die Prinzessin aber sprach: „Wärest du mit Ernst und ganzem Herzen zu ihm gegangen, er hätte sich nicht geweigert." Die Alte versetzte: „O meine Gebieterin! als er im Anfang Lust hatte, wünschte er nichts mehr, als daß du ihm gnädigst erlauben möchtest, vor dir zu erscheinen; nun aber ist seine Lust vorüber, und du verlangst nach ihm; komm also, wir wollen zu ihm gehen; vielleicht wird er sich vor dir schämen, wenn du selbst zu ihm gehst." Die Prinzessin sprach: „O Amme! wie kann ich zu ihm gehen? ich bin eine Jungfrau, kenne nur meinen Vater und dich, wie soll ich mich dem Hohn eines fremden Jünglings aussetzen? was soll ich ihm sagen? wie kann sich mein Auge zu dem seinigen erheben? wie meine Zunge ihn anreden? Das kann nie seyn, und müßte ich den Todeskelch trinken! Ich weiß kein Mittel und überlasse dir meine Angelegenheit." Die Amme sagte: „O meine Gebieterin! bei Gott! ich weiß kein anderes Mittel, als daß du zu ihm gehst,

und Niemand kann dies tadeln. Komm nur mit, ich will vorausgehen und für dich mit ihm sprechen; da er ein edler Jüngling ist, so wird er dich nicht beschämen." Die Prinzessin sprach: „Nun, o Amme! so geh mir voran! Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! Gott hat das über uns verhängt."

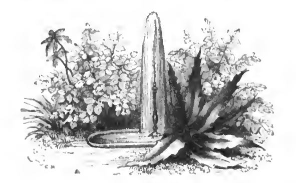
Die Alte machte sich dann auf und die Prinzessin folgte ihr zu dem Prinzen, der wie der Vollmond dasaß. Da sagte die Alte: „Junger Mann! sieh einmal, wer vor dir erscheint: es ist die Prinzessin Haiat Alnufus (Seelenleben), die dir entgegenkommt; steh also vor ihr auf!" Der Prinz stand bei diesen Worten auf, und die Alte ließ sie allein. Als sie nun einander gegenüberstanden und ihre Augen sich begegneten, waren Beide von Liebe und Sehnsucht trunken; sie umarmten sich, fielen in Ohnmacht,



und blieben lange auf der Erde liegen. Da die Alte fürchtete, sie möchten entdeckt werden, trug sie sie in's Schloß und sagte den Sklavinnen, die im Garten waren: „Benützt die Zeit zum Spaziergange, denn die Prinzessin schläft;" und so gingen sie wieder fort. Als nun die Liebenden erwachten und sich im Schlosse fanden, sprach der Prinz: „Wache oder träume ich?" Sie umarmten sich wieder und klagten einander ihre Liebe und Sehnsucht; dann recitirte der Prinz folgende Verse:

„Wenn das Licht der Sonne und das Leuchten des Mondes sich begegnen, wird das Firmament verdunkelt; wenn ihre strahlenden Wangen sich zeigen, wird die Morgenröthe aus Scham blaß; und wenn bei ihrem Lächeln ein Blitz aus ihren Zähnen leuchtet, so wird die dunkle Abenddämmerung heller Morgen. Ihr Wuchs ist so ebenmäßig, daß, wenn sie erscheint, die Zweige des Ban eifersüchtig über sie werden. Der Mond besitzt nur einen Theil ihrer Reize, die Sonne wollte sie anfechten, konnte es aber nicht. Wo hat die Sonne Hüften, wie sie die Königin meines Herzens hat? Wer besitzt gleich ihr solch schöne Form und solch herrliche Tugenden? Kein Liebender kann je ihrer Liebe widerstehen, mein Auge und mein Herz bezeugen es einstimmig! An sie war mein Herz durch Liebe gefesselt; schmachtet nicht jedes Herz vor Verlangen nach ihr? Diese Pein! o meine Hoffnung! komm an des Liebenden Herz und weiche nie mehr davon!“

Schehersad bemerkte den Tag und erzählte die folgende Nacht weiter:





Dreihundert und vierundachtzigste Nacht.

Als er die Verse vollendet hatte, drückte sie ihn an ihre Brust und küßte ihn zwischen den Augen und auf den Mund. Dies gab ihm neues Leben. Dann klagte er ihr, was er gelitten vor heftiger Sehnsucht und tiefer Liebespein, Verzweiflung und Schlaflosigkeit, wie ihn ihre Hartherzigkeit und lange Trennung geschmerzt. Als sie diese Worte hörte, küßte sie ihm Hände und Füße und sprach: „O Geliebter meines Herzens! o höchstes Ziel meiner Wünsche! die Trennung höre auf, Gott lasse sie nie mehr wiederkehren und mich alles Schlimme statt deiner treffen; er erhöre alle deine Wünsche! Wie leid thut mir, daß wir so viel Zeit verloren, ohne uns zu sehen! Welches Herz kann deine Entfernung ertragen? Wen erfüllt nicht mit Wonne die Süßigkeit deiner Umarmungen? Heftige Liebe hast du in mir erregt und eine heiße Flamme in meinem Busen angeschürt!" Mit diesen Worten drückte sie ihn an ihre Brust und sprach noch folgende Verse:

„O du, der Mond und Sonne beschämt! Deine Anmuth hat sich meines Herzens bemächtigt, das Schwert deiner Blicke durchschneidet mein Inneres und ich weiß ihm nicht zu widerstehen. Ziehe den Bogen deiner Augenbraunen zurück, der mein Herz blutig getroffen! Deine Wangen und dein Wuchs, gleich einem blühenden Baumzweige mit schönen Früchten, haben mich verführt, so daß ich mich nicht mehr von dir trennen kann. Du hast mich lange gequält und mir schlaflose Nächte verursacht, am öffentlichen Tage wolltest du mich tödten! Fern seyen alle Schmerzen, verbannt die Trennung und stets freudig das Wiedersehen! O habe Mitleid mit einem Herzen, das, o Geliebter, deinen Schutz anfleht!“

Als sie ihre Verse vollendet hatte, ward ihre Liebe entflammt, sie vergoß viele Thränen, schmachtete und war außer sich. Er näherte sich ihr und küßte ihre Füße, weinte und hatte Mitleid mit ihr. Sie sprachen dann mit einander, erzählten sich Geschichten und recitirten Verse bis zur Afferstunde, als sie an das Weggehen denken mußten. Die Prinzessin sagte ihm: „O Licht meiner Augen und Innerstes meines Herzens, wann sehen wir uns wieder?“ Der Prinz, den diese Worte wie ein Pfeil trafen, sprach: „Bei Gott! ich liebe die Trennung nicht, meine Seele verläßt mich.“ Die Prinzessin sagte: „Bei deiner hohen Anmuth und bei deinem schönen Antlitz! von dem Augenblick der Trennung wird der Schlaf mich fliehen und mein Herz in deiner Liebe versunken bleiben.“ Der Prinz aber ging aus dem Schloß. Er wandte sich noch einmal um und sah, wie die Prinzessin viele Thränen vergoß; er mußte ebenfalls heftig weinen und sprach folgende Verse:

„O Ziel meines Herzens! meine Flamme wird heftiger. O Leben meiner Seele! was ist zu thun? Auch wenn du nicht mit mir bist, erscheint mir dein Bild im Traum. Dein Gesicht leitet die im Dunkeln Wandelnden wie der leuchtende Mond, während dein schwarzes Haar der Nacht gleicht. Deine Augen verbreiten das Licht des Tages, wenn sie nach den Edlen unter den Männern hinblicken. Ein Kuß von deinen Lippen ist wie Honig und Moschus und gewährt die süßesten Freuden. O Haiat Alnufus! befreie einen Gefesselten und beglücke ihn mit deiner Erscheinung im Traume!“

Als sie diese Verse hörte, umarmte sie ihn wieder und sagte: „Ich schwöre bei Dem, der dich durch vollkommene Schönheit ausgezeichnet, daß ich ohne dich in der Mitte meiner Diener und Sklavinnen nicht leben kann; ich habe alle Geduld verloren, mein Herz ist auf heißen Kohlen und es ist mir, als ginge ich in's Grab. Doch die Leute sagen ein Sprichwort: Geduld ist der Schlüssel zur Freude.

Wir wollen schon ein Mittel zur Vereinigung ersinnen, so Gott will." Sie nahm dann Abschied von ihm und ging fort, ohne zu wissen, wohin sie ihren Fuß setzte, vor Liebe und Gram. Als ihr Geliebter aus ihren Augen verschwunden war, ward ihre Sehnsucht noch heftiger; sie ging in ihr Gemach, immer mit dem Prinzen beschäftigt.

Was den Prinzen angeht, so wuchs auch seine Leidenschaft immer mehr, so daß er die Süßigkeit des Schlafs nicht mehr kostete. Er erzählte dem Vezier, was vorgefallen, und schmachtete immer mehr. Auch die Augen der Prinzessin schlossen sich nicht mehr dem Schlafe, und sie wollte nichts essen. Als Gott den folgenden Morgen zum Guten heranleuchten ließ, schickte sie nach der Alten; als diese kam, fand sie die Prinzessin ganz verändert und fragte nach der Ursache. Die Prinzessin erwiderte: „Das Alles ist deine Verführung, mein ganzes Unglück rührt von dir her; wo ist der Geliebte meines Herzens, der meinen Verstand besitzt?" Die Alte antwortete: „Und wann hast du ihn denn verlassen? es ist ja erst eine Nacht seitdem verflossen."

Bei dieser Stelle bemerkte die Sultanin Scheherssad den Anbruch des Tages und verschob die Erzählung bis zur folgenden Nacht, wo sie also sprach:





Dreihundert

und

fünfundachtzigste Nacht.

Die Prinzessin sagte: „O Amme! er ist so schön und liebenswürdig, daß ich gar keine Geduld habe, und ihn weder bei Tag noch bei Nacht, weder des Morgens noch des Abends vergesse; geh' also und schaffe uns schnell wieder eine Zusammenkunft, denn ich bin in der schrecklichsten Qual und meine Seele ist dem Tode nahe." Die Alte sagte: „Habe Geduld, daß wir auf ein Mittel denken, wie die Sache verborgen bleibt, damit deinem Ruf nicht geschadet wird." Sie antwortete: „Es bleibt nichts mehr zu verbergen übrig, seitdem die Liebe sich meines Herzens bemächtigt hat und meine Neider an mir zweifeln."

Es sagt der Erzähler: Dann fuhr die Prinzessin fort: „Wenn du uns nicht zusammenbringst, so werde ich dem König sagen, daß du mich verführt hast, und er wird dir den Hals abschlagen lassen; denn wärst du nicht gewesen, so hätte ich doch Ruhe vor allem diesem." Die Alte entgegnete: „Bei Gott! meine Gebieterin, habe doch nur ein wenig Geduld, denn das ist eine ernste Sache!" Sie flehte dann so lange, bis die Prinzessin ihr drei Tage Frist gestattete. Diese aber setzte hinzu: „Wisse, o Amme! daß mir diese drei Tage wie drei Jahre vorkommen, und gehen die vorüber, ohne daß du mir ihn bringst, so lasse ich dich umbringen." Die Alte ging in ihre Wohnung und überlegte die Sache.

Am folgenden Morgen suchte sie Jemand auf, der ihr Salben und Farben verkaufte, öffnete eine Kiste, nahm Frauenkleider heraus und ging damit zum Prinzen. Sie klopfte an der Thüre; er kam zu ihr heraus, freute sich, sie wiederzusehen, und fragte sie, wie sie sich befinde? Sie sagte ihm: „Mein Sohn, willst du eine Zusammenkunft mit der Prinzessin haben?" Er antwortete: „Wie soll ich das nicht wünschen, da mein Leben dem Untergang nahe ist?" Sie hieß ihn hierauf seine Kleider ausziehen. Als er dies gethan, bemalte und färbte sie ihm Hände und Füße, reichte ihm ein königliches Kleid, putzte ihn wie ein Frauenzimmer auf, gab ihm goldene Armbänder und lehrte ihn, wie er als Frauenzimmer gehen müsse. Er ging eine Weile vor ihr her und glich einer Huri aus dem Paradiese. Die Alte freute sich sehr und sagte: „Nun bleibt noch eins übrig; du mußt nämlich recht herzhaft seyn, denn du kommst nun in ein königliches Schloß und wirst viele Diener und Begleiter des Königs an der Thüre treffen. Wenn du zu schnell gehst, so ist's um uns geschehen. Hast du also nicht Muth dazu, so sage es, damit ich eine andere List ersinnen kann." Der Prinz antwortete: „Wisse, mein Vater ist ein Kaufmann, der gewöhnt ist, mit allen Leuten, auch mit Fürsten und Königen, umzugehen; das macht mir gar keine Sorge, sey nur frohen Herzens!"

Als er dies gesagt hatte, ging er voran und sie folgte ihm. Da das Schloß mit Menschen angefüllt war, sah ihn die Alte an, ob er in Verlegenheit gekommen, sie fand ihn aber gar nicht verändert und er glich einer Huri. Sie war froh darüber. Als der Pförtner sie sah, erkannte er sie, da er aber noch ein Mädchen bei ihr erblickte, dem weder die Sonne noch der Mond an Schönheit verglichen werden konnte, sagte er: „Was die Alte betrifft, sie ist die Amme; was aber die betrifft, die mit ihr geht, so kenne ich Niemanden, der ihr gliche, als die Prinzessin, und die ist in ihrem Zimmer bewacht. Ich möchte doch wissen, wie sie auf die Straße gekommen ist, sie geht ja nie aus." Er stand dann auf, um die Wahrheit zu erforschen, ihm folgten etwa dreißig Diener mit gezogenen Schwertern. Als die Alte dies sah, sprach sie: „Ich bin Gottes und kehre zu ihm zurück, es ist um uns geschehen!" Der Pförtner erinnerte sich indessen der Strenge der Prinzessin, ihn überfiel die Furcht, und er dachte: Gewiß hat ihr der König erlaubt auszugehen, ohne daß sie Jemand bewache, was liegt mir daran; und so kehrte er wieder mit seinen Dienern um. Die Alte aber ging mit dem Prinzen immer vorwärts, und so oft sie Jemandem begegnete, grüßte sie ihn mit dem Kopfe.

So kamen sie nun von einer Pforte zur andern, bis sie endlich an die siebente kamen, welche in das größte Schloß führte, wo des Königs Thron war, von wo aus

man zu des Königs Gemächern gelangte. Es sagt der Erzähler: Als sie hier angelangt waren, blieb die Alte stehen und sagte: „Mein Sohn! nun kommen wir in das königliche Schloß und wir müssen durch viele Gemächer gehen, ehe wir in das der Prinzessin kommen; dieser Weg ist gefährlicher als der, den wir zurückgelegt, und wir kommen nicht gut durch, bis es dunkel geworden ist, und uns der Aufseher nicht mehr bemerkt.“ Der Prinz sagte: „Du hast Recht; doch sind wir nun hier, hast du das nicht vorher berechnet?“ Sie antwortete: „Fürchte nichts! ich weiß hinter dieser Thür eine tiefe Höhle mit einer Fallthür, wo es sehr finster ist; ich will dich hinunterlassen, und wenn es Nacht wird, wieder herausholen, daß wir weiter gehen; und der uns im Anfang beschützt hat, wird uns auch am Ende beschützen.“ Der Prinz sagte: „Thu, was du willst!“

Sie ließ ihn dann in die Grube hinunter und verließ ihn bis Abends, holte ihn dann wieder herauf und führte ihn durch die Pforte des Königsschlosses zu dem Gemache der Prinzessin. Die Alte klopfte hier an der Thür, und eine Sklavin kam heraus. Als sie in's Gemach der Prinzessin traten, fand sie schon den Saal vorbereitet, alle Gefäße waren aufgestellt, die Divans mit Kissen hergerichtet; Wachslichter brannten in goldenen und silbernen Leuchtern, Süßigkeiten und Früchte standen bereit, und das Zimmer war mit Ambra, Moschus, Aloe, Kampher u. s. w. beräuchert. Sie saß auf



einem Sopha mit Straußfedern gefüllt, im Glanze der Wachslichter und der Lampen, doch überstrahlte sie selbst das Licht der Sonne. Als sie die Amme sah, sagte sie: „Wo ist der Geliebte meines Herzens, der Gebieter meiner Seele?“ Sie antwortete: „Herrin! ich konnte ihn nicht dazu bereden, aber hier bringe ich dir seine Schwester.“ Die Prinzessin sprach: „Du bist wahnsinnig, was soll ich mit seiner Schwester thun?“ Die Alte aber sagte: „O meine Gebieterin, sieh sie einmal an, ob sie dir gefällt; wenn nicht, so führe ich sie wieder weg.“

Mit diesen Worten entschleierte sie ihr das Gesicht, und sieh da! es war der Prinz, der Geliebte ihres Herzens. Als sie ihn erkannte, stand sie auf, drückte ihn an ihre Brust und fiel in Ohnmacht. Die Amme bespritzte sie mit Rosenwasser und Kampherpulver, bis sie wieder zu sich kam; sie küßte ihn dann auf den Mund und zwischen die Augen, und sprach folgende Verse:

> „Der Geliebte meines Herzens besuchte mich in der Dunkelheit, ich stand ehrfurchtsvoll vor ihm auf, hieß ihn sitzen und sagte ihm: O du mein Verlangen! mein einziger Wunsch! du besuchst mich in der Nacht, fürchtest du die Wächter nicht? Er erwiderte: Wohl fürchte ich sie, doch die Liebe ist Herrin meines Herzens und Geistes. Wir umarmten uns und schliefen eine Weile so süß, daß uns fast die Seele schwand. Doch dürft ihr uns nicht im Verdachte haben: wir schütteln den Saum unsrer Kleider aus, und nichts Unreines ist darin.“

Scheherfad hielt inne, um die folgende Nacht fortzufahren:





Dreihundert

und

sechsundachtzigste Nacht.

Als sie diese Verse vollendet hatte, sprach sie: „O Licht meiner Augen! o Innerstes meines Herzens! so sehe ich dich endlich in meiner Wohnung, kann mich endlich an deiner Nähe ergötzen!“ Die Liebe ward dann so mächtig in ihr, daß sie folgende Verse recitirte:

> „Der Geliebte meines Herzens besucht mich in der Dunkelheit, nachdem ich lange seine Ankunft erwartet hatte. Ich erkannte ihn an dem Ton seiner Stimme; er rief: Geliebte! und ich autwortete: Sey willkommen! Ich küßte aus Unterwürfigkeit die Füße des Geliebten und sein Gesicht, dem nichts Uebles nahen kann. Ich habe in meinem Leben keine solche Nacht gesehen, o wie süß habe ich sie durchwacht! Gott vergelte ihm nun auch, wie er es verdient, und belohne ihn, bei meinen Augen! so lange der Zephyr weht. Er belohne einen Geliebten, der meinetwillen sich so quält und mich besucht. Gott möge ihn mir erhalten und er nie mehr von mir zieben!“

Als sie diese Verse vollendet hatte, drückte er sie an seine Brust und umarmte sie; er legte seine Wangen auf ihre Füße, beugte sein Gesicht zur Erde, weinte vor Liebe und sprach folgende Verse:

„O einzige Nacht unsers Lebens! wie süß ist sie, sie ersetzt mir alle anderen meines Daseyns; ich nehme aus den Kelchen, was rein und klar darin ist, und wenn sie leer sind, gebe ich sie wieder zurück. Mein Leben gehört ihr, so lange es währt. O Gott bewahre uns vor weiterer Trennung, denn schon haben wir genug gelitten.“



Er fiel dann in Ohnmacht, sie aber warf sich über ihn her und küßte ihm Hände und Füße. Sie brachten so die Nacht beisammen zu, recitirten Verse, unterhielten sich, tranken, küßten und umarmten sich — mehr nicht —. Als der Morgen leuchtete, nahmen sie die Gefäße weg, legten das Bett zusammen und reinigten das Zimmer. Die Prinzessin setzte sich auf ihren Stuhl und ließ die Thür öffnen. Die Diener erschienen wie gewöhnlich vor ihr, die Sklavinnen machten ihre Aufwartung und gingen wieder fort. Als dies geschehen war, schloß sie die Thüren und richtete Alles wieder her, wie es war. Sie tranken dann wieder und benützten die Zeit, recitirten Verse und umarmten sich die ganze Nacht und den ganzen Tag, ohne daß etwas vorfiel, und ohne daß sie verrathen wurden. Am folgenden Morgen kamen die Diener wieder, stellten wieder Wein auf, und so ging das lange fort.

Als aber der Vezier nach mehreren Tagen den Prinzen nicht wiederkehren sah und nichts von ihm hörte, fürchtete er, es sey ihm ein Unglück zugestoßen, das ihm selbst auch das Leben kosten würde. Er dachte: Mir bleibt nichts übrig, als nach Hause zu gehen, um den König von Allem in Kenntniß zu setzen, damit er mich nicht anklage,

und kehrte auch in der That in sein Land zurück. Der Prinz blieb indessen bei der Prinzessin, ohne daß etwas vorfiel. Erst nach Verlauf eines Monats dachte der Prinz: Bei Gott! ich bin in großer Gefahr; wenn das herauskommt, werde ich umgebracht werden; ich weiß nicht, wohin das führen soll. Das Beste ist, ich gestehe ihr Alles und warne sie vor weiterem Leichtsinn; ich werde dann hören, was sie dazu sagt.

Schehersad schwieg, um die folgende Nacht fortzufahren:





Dreihundert

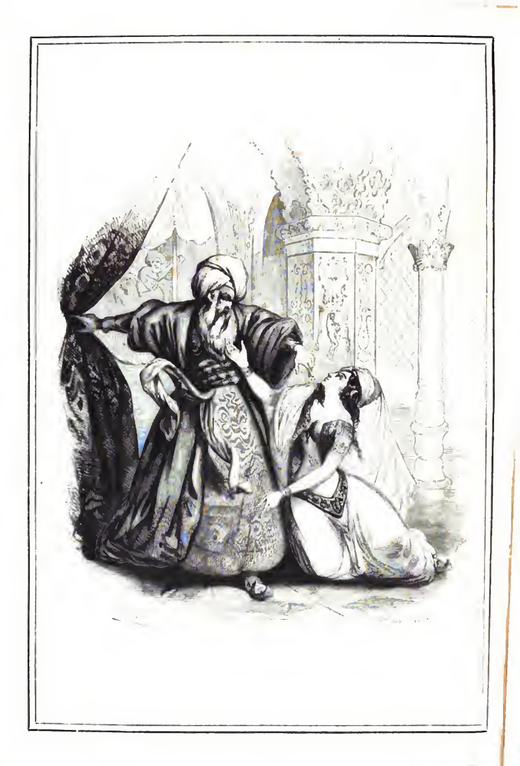
und

siebenundachtzigste Nacht.

Als in einer Nacht der Wein ihnen wohlschmeckte, sie in Liebe glühten und der Prinz betrunken war, sprach er zur Prinzessin: „O Gebieterin des Mondes! o du, die ich lieben darf! wisse, daß ich nun dir nichts mehr verbergen will, wir sind ja zwei Seelen in einem Körper.“ Sie sagte: „Gewiß,“ und er fuhr fort: „So wisse, daß mein Vater kein Kaufmann und kein Handwerker ist, sondern der große König, der Herr der Erde in der Länge und in der Breite, und ich bin sein Sohn Ardschir; ich bin's, der deinem Vater meinen Vezier schickte, daß er um dich werbe; als er ohne Erfolg von euch zurückkam, zürnte mein Vater sehr und sprach: Ein Mann wie ich soll irgend einem König eine Botschaft schicken, und diese soll unverrichteter Sache zurückkommen? In seinem Zorn ließ er die Zelte zubereiten und die Truppen ausrüsten, um gegen euch zu ziehen. Da ich nun fürchtete, daß mein Vater mit seiner zahlreichen Armee, mit seinen Reitern und Verbündeten euer Land verwüste, eure Güter plündre, eure Krieger erschlage und eure Frauen gefangen nehme, und dachte, du möchtest dir selbst den Tod geben und ich meinen Zweck nicht erreichen, näherte ich mich ihm, küßte die Erde vor ihm und machte ihn davon abwendig, denn ich sagte ihm: O mein Vater! ich will selbst dahin gehen und meine Angelegenheit besorgen. Er antwortete mir dann: Nimm meinen Vezier mit dir, daß er dir mit seinem Rathe beistehe; auch gab er mir viel Geld und viele Geschenke mit. Ich verließ mit dem Vezier die

Stadt, verkleidete mich als Kaufmann, und es geschah mir mit dir, wie du wohl weißt; du warst so hart gegen mich, daß ich fast starb, und nun hat Gott dein Herz für mich erweicht und es mir zugeneigt. Wir sind jedoch in großer Gefahr: wenn, was Gott bewahre! die Sache herauskommt, so ist's um uns geschehen, denn die Leute sagen: Bis das Heilmittel aus Irak kommt, stirbt der von einer Schlange Gebissene, d. h. meines Vaters Hülfe würde zu spät kommen, darum will ich dir nun Alles gestehen."

Als die Prinzessin vernahm, daß er ein vornehmer Prinz sey, fiel sie, Gott dankend, zur Erde, denn sie hatte sich stets Vorwürfe gemacht, innerlich und laut, und zu sich selbst gesagt: „O Haiat Alnufus! ist es so weit mit dir gekommen, daß du dich einem Kaufmanne hingibst, der des Geldes willen in der Welt herumreist! Wenn dein Geheimniß entdeckt wird, wie wird deine Schande groß unter den Prinzessinnen seyn! Wäre dies mit einem Prinzen geschehen, so wäre die Schuld so groß nicht, und es ließe sich verzeihen." So hatte sie immer zu sich gesprochen, die Liebe zu dem jungen Manne war jedoch stärker als Alles gewesen. Wie sie aber nun hörte, daß er ein Prinz sey, bewunderte sie seine lange Geduld und Verschwiegenheit und sagte ihm: „O mein Geliebter! wie geduldig bist du für einen Prinzen, da doch Prinzen gewöhnlich hochmüthig sind. Wie lange hast du meine harten Briefe, meine Drohungen ertragen, während ein Anderer nach Hause gegangen wäre und seines Vaters Truppen geholt hätte! Doch habe ich dadurch deine Tugend kennen gelernt, ich lobe nun deine Gesinnungen und deine Handlungen." Der Prinz sagte: „O Innerstes meines Herzens! o du mein höchstes Verlangen! ich will nun nach Hause reisen und meinem Vater Alles erzählen, er soll den Vezier wieder zu deinem Vater schicken und um dich werben lassen, du nimmst den Antrag an, und so entgehen wir dieser drohenden Gefahr." Als die Prinzessin dies hörte, konnte sie nichts antworten und weinte sehr heftig. Der Prinz stillte ihre Thränen, beruhigte ihren Schrecken, küßte ihr Hände und Füße und sagte ihr: „Wenn ich einen Fehler begangen habe, so verzeihe mir, Gott sey uns gnädig!" Er war so lange zärtlich gegen sie, bis sie sich beruhigte. Endlich sprach sie: „O mein Geliebter! ich glaubte nicht, daß du mich verlassen wolltest, und vermuthe wohl, daß du in der Ferne noch eine Andere liebest; doch sage mir es lieber, damit ich mich gleich umbringe, ehe du dich von mir trennst." Der Prinz sagte: „Bei dem höchsten Herrn! mein Herz ist nie in ein Netz gefallen vor dir, und ich bin bereit, zu thun, was du begehrst." Hierauf heiterte sie sich wieder auf und sprach: „O Geliebter meines Herzens! wie kann ich zu deiner Abreise einwilligen? Der Zeit ist nicht zu trauen, und Entfernung bringt oft Unglück; wenn du nun in dein



Land gehst, könntest du mich vergessen, oder dein Vater könnte seine Einwilligung nicht geben, und ich müßte sterben. Das Beste ist, wir suchen ein Mittel, daß wir zusammengehen können, und ich bleibe dann bei deinen Leuten." Sie brachten noch viele Tage und Nächte so beisammen zu, bis sie einst in der Nacht berauscht von Liebe und Wein süß schliefen und des Morgens nicht erwachten. An jenem Morgen schickte gerade ein König ihrem Vater kostbare Geschenke, worunter auch eine werthvolle Halskette aus Edelsteinen war, die dem König sehr gefiel. Er dachte daher bei sich: Diese Halskette ziemt Niemanden als meiner Tochter Haiat Alnufus.

Er rief dem Diener Kafur, dem sie so viele Zähne ausgerissen hatte, und sprach zu ihm: „Kafur, nimm diese Halskette, bringe sie meiner Tochter, grüße sie und sage ihr, diese Halskette sey mir von einem König zum Geschenk gemacht worden, ich schicke sie ihr, damit sie in ihrem Schatze verwahrt werde." Der Diener sagte: „Dein Wille ist mir Befehl," nahm die Kette und ging an die Thür ihres Gemachs; er fand sie aber geschlossen und die Alte vor der Thüre schlafend; er weckte sie auf und sprach zu ihr: „Liegt Ihr noch beim hellen Morgen?" Die Alte erwachte und erschrack. Er rief ihr zu: „Oeffne die Thüre!" Sie aber fragte: „Was willst du in dieser Stunde?" Er antwortete: „Der König schickt mich zur Prinzessin, ich habe etwas bei ihr zu thun." Die Alte wandte sich rechts und links, endlich sagte sie: „Ich habe die Schlüssel nicht bei mir, gehe einstweilen bis ich sie bringe." Kafur rief ihr zu: „Bring schnell die Schlüssel her, denn ich eile und will hier warten." Da sie nun lange säumte und er sich vor dem König fürchtete, wenn er zu lange ausbleiben würde, zog er die Thüre mit Gewalt an sich, bis das Schloß zerbrach und sie sich öffnete. Er kam dann an eine zweite Thüre, die offen war, und so an eine dritte und vierte, bis er endlich an die Thür ihres Gemachs kam; er sah darin ein hübsches Bett, Wachslichter und Wein, und erstaunte sehr darüber. So ging er immer weiter, bis er an den Thron gelangte, auf dem die Prinzessin lag; er war aus Elfenbein und vergoldet, und eine seidene Decke lag darüber; er hob diese auf und sah die Prinzessin darunter liegen, mit einem hübschen Manne, wie der Mond, im Arme. Er sagte: „Bei Gott! ist es so weit mit der Prinzessin gekommen? darum haßte sie die Männer so, und riß mir die Zähne aus? Bei Gott! das soll dem König nicht verborgen bleiben." Er deckte sie wieder zu und ging nach der Thüre; in dem Augenblick erwachte die Prinzessin, erschrack, als sie Kafur sah, und rief ihm nach; er gab ihr aber keine Antwort. Sie stieg schnell vom Throne herunter, holte ihn noch an der Thür ein, hielt den Saum seines Kleides fest und sagte: „Kafur! verbirg, was Gott verborgen hat!" Er antwortete: „Wer dich

beschützt, bleibt doch nicht verschont! Du hast mir noch wenig Gutes gethan, meine Zähne ausgerissen, mich häßlich und meine Feinde schadenfroh an mir gemacht!"

Mit diesen Worten riß er sich von ihr los, verschloß die Thür, stellte Diener davor und ging zum König. Dieser fragte: „Hast du die Kette abgegeben?" Er antwortete: „Bei Gott! deine Tochter verdient mehr als dies." — „Was meinst du damit?" — „Ich will dir es allein sagen." — „Sprich nur, wir brauchen nicht allein zu seyn!" Da aber mehrere Veziere, unter Andern auch der böse Großvezier, zugegen waren, sagte Kafur: „Wirf mir dein Tuch als Zeichen der Sicherheit zu!" Der König warf es ihm zu. Dann sprach er: „O König! als ich zu Haiat Alnufus kam, fand ich ihr Gemach mit allerlei Betten versehen, Wachslichter brannten und Weingefäße waren aufgestellt. Ich sah sie auf ihrem Bette liegen mit einem jungen Mann in den Armen, schöner als die Sonne. So weit ist die Prinzessin gekommen, nachdem sie die Männer so sehr gehaßt! Ich verschloß die Thür und kam hieher, um dir Nachricht davon zu bringen." Als der König dies hörte, setzte er sich aufrecht, denn er hatte sich angelehnt, ließ den Pförtner rufen und sagte ihm: „Nimm Diener mit dir, geh in meiner Tochter Gemach und bring sie hieher auf ihrem Throne mit dem, der bei ihr ist! Widersetzt sich dir Jemand, so schlage ihm den Kopf ab."

Schehersad schloß mit diesen Worten und erzählte die folgende Nacht weiter:





Dreihundert und achtundachtzigste Nacht.

Der Pförtner that, wie ihm der König befohlen, trat in das Gemach der Prinzessin, wo er diese aufrecht sitzend fand; eben so den jungen Mann. Der Pförtner sagte: „O Prinzessin! lege dich mit dem jungen Mann auf den Thron, gerade so, wie dich Kafur fand, denn der König hat mir befohlen, euch so zu ihm zu bringen, und Jedem, der sich widersetzt, den Kopf vor die Füße zu werfen.“ Da Haiat Alnufus für ihr und des Prinzen Leben fürchtete, sagte sie: „Es ist jetzt keine Zeit des Ungehorsams; wir wollen uns nun wieder legen, wie wir waren, und unsre Sache Gott überlassen, der verfügt in seinem Reiche über Alles nach seinem Willen.“ Sie legten sich wie ihnen befohlen worden, und wurden so zum König getragen. Der König hob die Decke auf, und Haiat Alnufus erhob sich. Als der König sie sah, zog er sein Schwert, um ihr den Hals abzuschlagen. Der Prinz aber warf sich über sie her und sagte: „O König! sie ist nicht schuldig, ich bin es allein, bring mich zuerst um!“ Der König holte aus, um den Prinzen zu erschlagen, sie aber warf sich über ihn her und sagte: „O König! bring mich um, und thu diesem jungen Manne nichts

zu Leid, denn er ist der Sohn des mächtigsten Königs!" Als der König dies hörte, sprach er, zum Großvezier sich wendend: „Was sagst du dazu?" Dieser antwortete: „Ich sage, daß wer in einer solchen Lage sich befindet, seine Zuflucht zu Lügen nimmt; man muß ihnen den Kopf abschlagen, sie vorher aber noch derb züchtigen!" Der König ließ den Scharfrichter kommen, der mit zwei Jungen erschien, die wie Höllendiener aussahen. Der König sprach zu ihnen: „Nehmet diese Buhlerin und diesen Jungen, schlagt ihnen den Kopf ab, und fragt mich nichts weiter!"

Als der Scharfrichter diese Worte vernommen, legte er seine Hand auf ihren Rücken, um sie wegzuführen. Der König aber sagte: „Du Hund! bist du mild, wenn ich erzürnt bin? ergreife sie nur bei ihrem Zopfe, schleppe sie weg aus meinem Antlitz



eben so den Jüngling, und breite die Blutmatte unter ihnen aus.“ Er zog hierauf sein Schwert, die Prinzessin aber trat einige Schritte zurück und war nur mit dem Prinzen beschäftigt. Der König holte mit dem Schwerte dreimal aus und schwang es um seinen Kopf, während alle Anwesende den Jüngling und die Jungfrau beweinten und zu Gott beteten, daß er ihnen einen Fürbitter schicke. Der Scharfrichter hob das Schwert so in die Höhe, daß man das Schwarze unter seiner Achsel sehen konnte, und wollte eben zuschlagen, als man einen großen Lärm hörte und einen mächtigen Staub in der Luft sah. Alle Leute zitterten und dem Scharfrichter versagte die Hand. Der König sprach zu seinen Leuten: „Seht einmal, was es Neues gibt und dieser Staub bedeutet, der die ganze Luft erfüllt, und dieser Lärm, der uns so betäubt!“ Der Großvezier ging weg, und sah vor sich ein Volk, so zahlreich wie Heuschrecken, das Weh und Unglück schrie. Er kehrte zurück und rief in den Saal: „O ihr Leute! es ist eine Armee herangerückt, so zahlreich wie Heuschrecken, die alle Berge und Thäler ausfüllt.“ Der König ward sehr niedergeschlagen und sprach: „Was mag wohl die Ursache dieses Feldzugs seyn? Geh einmal, Vezier, sieh, wer sie anführt, grüße ihn von mir und sage ihm, wenn er an Einem unter uns Blutrache nehmen will, so würden wir ihm beistehen; bring mir dann seine Antwort!“

Der Vezier ging zur Stadt hinaus und sein Erstaunen wuchs, wie er Berg und Thal von Soldaten wimmeln sah. Er ging durch das Lager verschiedener Truppenabtheilungen von Morgens bis Nachmittags, bis er endlich zum Zelte des Königs kam und den mächtigen König selbst und ganz fremde Gestalten sah. Seine Begleiter riefen ihm zu: „Küsse die Erde!“ Er küßte sie und stand wieder auf, man schrie ihm aber von allen Seiten so laut zu, daß er vor Furcht fast zu Boden fiel. Dann sprach er: „O König! Gott gebe dir langes Leben und erhebe deine Macht! mein König schickt mich zu dir, er grüßt dich, küßt die Erde vor dir und läßt dich fragen: in welcher Angelegenheit du daher gezogen kommst, damit er dir beistehe.“ Im Namen des fremden Königs antwortete ihm dessen Vezier: „Geh zu deinem Herrn zurück und sage zu ihm: der mächtige und verehrte Sultan hat einen Sohn, der schon vor langer Zeit in dieses Land gekommen ist, und von dem er seitdem nichts mehr gehört hat; wißt ihr, wo er ist, so nehme ich ihn und ziehe wieder fort. Ist ihm aber ein Unglück zugestoßen, so verwüsten wir euer Land, vertilgen jede Spur von euch, plündern eure Güter und erschlagen eure Helden! Sage das deinem Herrn und bringe uns wieder Antwort, ehe unsre Leute zur That schreiten.“ Der Vezier sagte: „Ich gehorche,“ und wollte weggehen; man schrie ihm

aber zu: „Küsse die Erde!“ er that dies zwanzigmal und ging sehr besorgt fort, denn er fürchtete für sein und der Seinigen Leben.

Als er wieder zu seinem König kam, sagte er ihm: „O König! ein mächtiger Sultan ist's, der dich überfallen hat; er hat einen Sohn in dieser Stadt verloren, es ist derselbe, den du umbringen lassen wolltest. Gelobt sey Gott! daß du dich nicht übereiltest und unser Land nicht verwüstet wird.“ Der König sprach: „Daran ist dein schlechter Rath nicht schuld.“ Er ließ den Scharfrichter kommen und rief ihm zu: „Wo ist der junge Mann, der Prinz?“ Er antwortete: „Herr! du hast mir befohlen, ihn ungesäumt umzubringen.“ Der König schrie ihn an: „Du Hund von einem Scharfrichter! dich werde ich ihm nachfolgen lassen!“ Derselbe sprach freudig: „Herr, er lebt noch.“ Der König freute sich und sagte: „Bring ihn her!“ Als man ihn brachte, stand der König vor ihm auf und sprach: „Mein Sohn! ich bitte Gott um Verzeihung deinetwillen; sage doch deinem Vater nicht, wie wir gegen dich verfahren haben.“ Der Prinz sprach: „Bei deiner Gnade! ich weiche nicht von hier, bis meine und deiner Tochter Ehre von deinem Verdacht gereinigt ist! Wisse, deine Tochter ist Jungfrau, das Wort eines Königssohnes bürgt dir dafür; wäre dem nicht so, so würde ich gern meinen Hals der Schärfe deines Schwertes reichen.“ Der König sagte: „Sprichst du wahr? sage es lieber, daß wir keine zweite Schmach erleben.“ Er antwortete: „O König! deine Tochter ist eine verständige, tugendhafte Jungfrau, auch nicht der kleinste Flecken haftet auf ihrer Ehre.“

Da bemerkte die Sultanin Scheherſad den Anbruch des Tages und schwieg. In der nächsten Nacht aber sprach sie:





Dreihundert

und

neunundachtzigste Nacht.

Der König freute sich sehr darüber, und alle Frauen und Sklavinnen im Schlosse jubelten; der König umarmte den Prinzen, ließ ihm ein kostbares Bad bereiten, gab ihm ein unschätzbares Kleid und setzte ihm eine glänzende Krone auf. So ausgestattet ließ er ihn auf einem seiner Lieblingspferde mit allerlei Ehrenbezeigungen zu seinem Vater begleiten, und bat ihn, bei demselben anzufragen, ob er vor ihm erscheinen dürfe. Der Prinz sagte: „Gut, es wird dir Alles gestattet." Der König dankte ihm und sprach: „Mein Sohn, sage deinem Vater nichts von dem, was bei uns vorgefallen, da doch Gott ein so gutes Ende herbeigeführt." Der Prinz küßte die Erde vor ihm und ritt fort, alle Bewohner der Stadt aber kamen auf die Straße, um den schönen Jüngling zu sehen. Seine Geschichte wurde bekannt und man freute sich über sein Entkommen, weil dadurch der Friede zwischen den beiden Königen erhalten ward. Als der Sohn mit seinem Gefolge zu seinem Vater kam, jubelte die ganze Armee; alle Truppen mit den Veziren erschienen vor dem König und wünschten ihm zur Rettung seines Sohnes Glück. Der Prinz ließ hierauf unter den Truppen bekannt machen, daß

es Jedermann vergönnt sey, ihn zu sehen; wer nun früher auf den Markt gekommen und den jungen Prinzen vor seinem Laden sitzen gesehen hatte, wunderte sich darüber, wie er, ein großmächtiger Prinz, das hatte thun mögen.

Die Geschichte ward nun bekannt und die Leute sahen die Größe des mächtigen Sultans. Auch der Prinzessin blieb dies nicht länger verborgen, sie sah von ihrem Schloß aus Berg und Thal mit Truppen wimmeln, und sprach: „Die Majestät ist Gottes!" Sie war aber noch immer ängstlich im Schlosse ihres Vaters und wußte noch nicht, was er ihr thun werde; auch fürchtete sie, der Prinz möchte sie vergessen, und der Gram um ihn verzehrte sie. Endlich sagte sie einer Dienerin, die bei ihr war: „Geh zu meinem Herrn, dem Prinzen Ardschir, fürchte dich nicht, denn er hat befohlen, man solle Niemanden zurückweisen; wenn du zu ihm kommst, küsse ihm die Hände, sage ihm, daß du von mir abgesandt seyest, auch melde ihm, daß deine Herrin noch im Schloß ihres Vaters unter Verwahrung ist und nicht weiß, was derselbe ihr thun wird; daß sie ihn bittet, doch auch ihrer zu gedenken, da er doch heute Alles vermag. Sage ihm, wenn er mich noch liebt, so soll er bei meinem Vater um mich werben und mir dadurch Beweise von seiner Liebe geben; hat er keine Freude mehr an mir, so soll er seinen Vater bei dem meinigen für mich um Gnade bitten und nicht eher ruhen lassen, bis ihm mein Vater versprochen hat, mir kein Leid zu thun. Gott möge mir alsdann meinen Gram erleichtern! Bring ihm diesen Abschied und sage ihm, daß die Liebe mich tödten und bald in's Grab senden wird." Die Dienerin ging zum Prinzen und gab sich zu erkennen. Der Prinz stand vor ihr auf, umarmte sie und hieß sie willkommen. Als sie ihm den Auftrag der Prinzessin bekannt gemacht, weinte der Prinz so heftig, daß ihm fast die Seele schwand; endlich sagte er ihr: „Sage deiner Herrin, ich sey ihr Sklave und ihr Gefangener, liebe nur sie allein, und werde, bei Gott! nie unsern Liebesbund brechen; ich habe schon mit meinem Vater von ihr gesprochen und werde nur mit ihr abreisen, denn ihr Vater wird sich dem meinigen nicht widersetzen." Die Dienerin kehrte mit dieser Botschaft zu ihrer Herrin zurück und erzählte ihr Alles, was vorgefallen. Die Prinzessin weinte vor Freude, lobte und dankte Gott. Als der Prinz Abends allein bei seinem Vater war und ihm Alles, was vorgefallen, vom Anfang bis zu Ende erzählte, fragte ihn derselbe: „Nun, mein Sohn, was soll ich jetzt thun? Wenn du es verlangst, so laß ich ihr Land verwüsten und ihr Harem schänden." Der Prinz antwortete: „Bei Gott! mir ist nichts geschehen, was eine solche Strafe verdient; übrigens hängt mein Herz an Haiat Alnufus, sie ist eine verständige Jungfrau, ich kenne sie seit langer Zeit, sie liebt

nur mich. Ich wünsche also von deiner Gnade, daß du ihrem Vater ein kostbares Geschenk schickest. Laß den Vezier dasselbe überbringen und zugleich um Haiat Alnufus für mich werben. Bei dieser Gelegenheit, theurer Vater, soll er in seinem Range steigen und der größte aller Veziere werden, sowie ich ihm versprochen." Sein Vater sagte: „Gern," öffnete sogleich seine Schätze und nahm ein schönes Geschenk heraus von Moschus, Kampher, Gold, Silber u. s. w., so viel, daß man es gar nicht beschreiben kann, und gab es seinem Sohne. Dieser war sehr damit zufrieden, ließ den Vezier rufen und befahl ihm, es mitzunehmen und damit für die Prinzessin zu werben. Er nahm es, ging damit zum König, der, seitdem der Prinz ihn verlassen, in angstvoller Erwartung war, küßte die Erde vor ihm und sagte: „Mein König grüßt dich und läßt dir sagen, daß er deine Tochter für seinen Sohn wünscht!" Der König sprach: „Gern;" der Vezier gab ihm das Geschenk, der König nahm es an, freute sich dessen und ritt mit seinen Truppen aus. Der große Sultan kam ihm entgegen und grüßte ihn, sie wurden große Freunde und ritten mit einander in die Stadt, wo ein großes Hochzeitfest gefeiert ward.

Der mächtige Sultan verweilte noch einige Zeit hier, dann reiste er wieder mit seinem Sohne und Haiat Alnufus in sein Land zurück, und sie lebten vereint in Glück und Freude, bis sie die Gewißheit (der Tod) überfiel. Gelobt sey Gott, der Herr der Welten!

Dann sagte Schehersad: O glückseliger König! was ist das im Vergleich zur

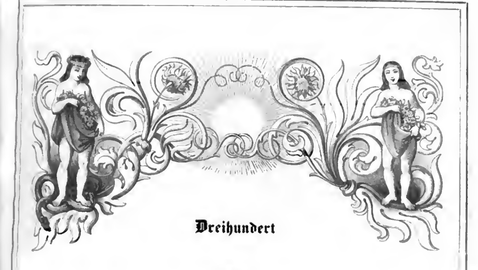
Geschichte des Hassan aus Bassora und der Inseln Wak Wak.

Man erzählt nämlich: Es war in frühern Zeiten und längst verflossenen Aeonen in der Stadt Bassora ein wunderschöner und wohlgewachsener Jüngling. Man nannte ihn Hassan aus Bassora; sein Vater war ein sehr reicher Kaufmann und hatte ihm bei seinem Tode viel Geld, Güter und Gärten hinterlassen, wovon Hassan und seine Mutter die einzigen Erben waren. Hassan fing nun an, ein geselliges Leben zu führen, besuchte Frauen und Jünglinge, gab viele Monate lang Mahlzeiten in seinen Gärten, und kümmerte sich gar nicht mehr um den Handel, den sein Vater getrieben, sondern dachte nur daran, sein Vermögen zu genießen. Nach einiger Zeit verlor er sein ganzes Vermögen; er hatte schon alle Güter seines Vaters verkauft und es blieb

ihm gar nichts mehr übrig, weder wenig noch viel, und keiner seiner Freunde wollte ihn mehr kennen. Er und seine Mutter hungerten drei Tage lang zu Hause. Er ging dann aus, ohne zu wissen wohin. Da begegnete ihm ein Freund seines Vaters und erkundigte sich nach seinem Befinden. Hassan erzählte ihm, was ihm geschehen.

Hier schloß die Sultanin Scheherſad ihre Erzählung, die sie in der folgenden Nacht mit diesen Worten fortsetzte:





Dreihundert
und
neunzigste Nacht.

Der Mann sagte: „Mein Sohn, ich habe einen Bruder, der Goldarbeiter ist, wenn du willst, kannst du zu ihm gehen und sein Handwerk lernen: es liegt nur an dir, ein sehr geschickter Arbeiter zu werden." Hassan willigte ein, ging mit jenem, welcher ihn seinem Bruder empfahl, indem er ihm sagte: „Dieser Mann ist mein Sohn, unterrichte ihn mir zu Gefallen in deinem Handwerk."

Hassan arbeitete nun bei diesem Manne, und Gott war ihm gnädig. Eines Tages kam ein Perser mit einem großen Barte vorüber; er trug einen weißen Turban, an dem das Zeichen der Kaufleute war, grüßte Hassan und dieser erwiderte ehrfurchtsvoll seinen Gruß. Der Perser fragte: „Wie ist dein Name?" Er antwortete: „Hassan." Er fragte wieder: „Hast du einen großen Kessel?" Hassan holte einen. Der Fremde warf Kupfer hinein und stellte den Kessel über das Feuer, bis das Kupfer zerschmolz. Zuletzt nahm der Perser etwas wie Gras aus seinem Turban hervor und warf ein wenig davon in den Kessel. Nach einer Weile ward das Kupfer zu einem Golde, woraus er eine Goldstange machte. Abermals fragte er Hassan: „Bist du verheirathet?" Er antwortete: „Nein." Der Perser versetzte: „So nimm dies und



heirathe damit!" und ging fort. Hassan war außer sich vor Freude, sein Herz hing an dem, was er gesehen, und er erwartete die Rückkehr des Fremden. Am folgenden Tage kam er wieder und setzte sich vor Hassans Laden. Als nach Asser der Bazar leer ward, kam er zu Hassan und grüßte ihn. Dieser erwiderte seinen Gruß und hieß ihn sitzen; er setzte sich und unterhielt sich mit ihm; endlich sagte er: „Mein Sohn, bei Gott! ich habe dich recht gern und meine Liebe ist göttlich rein, ohne Absicht; wenn mir Gott gnädig ist, so erkenne ich dich als meinen Sohn an. Gott hat mich eine Kunst gelehrt, die kein Mensch kennt; ich will dir sie mittheilen, du bleibst dadurch immer vor Armuth geschützt, und bekommst Ruhe vor Feuer, Ambos und Hammer." Hassan sagte: „Herr! wann willst du mich sie lehren?" Er antwortete: „Morgen, so Gott will, komme ich und mache in deiner Gegenwart aus Kupfer Gold." Hassan freute sich und sprach mit dem Perser bis zum Nachtgebete; dann stand er auf, verabschiedete sich von dem Perser, ging zu seiner Mutter und grüßte sie. Sie brachte Lebensmittel und aß mit ihm. Hassan aß ganz besinnungslos, denn alle seine Gedanken waren bei dem Perser.

Seine Mutter fragte ihn, warum er so in Gedanken dasitze, und er erzählte ihr Alles, was ihm der Perser gesagt. Als sie dies hörte, zitterte ihr Herz, sie drückte

ihn an ihre Brust und sagte: „Hüte dich vor solchen Gauklern, Schwarzkünstlern und Alchymisten, die suchen nur den Leuten ihr Vermögen aufzuzehren!“ Hassan versetzte: „O meine Mutter! wir sind ja arme Leute, wir haben ja nichts, das sie bewegen könnte, uns zu betrügen, und der Perser ist ein alter Mann, der sehr fromm aussieht; Gott hat ihm Mitleid zu uns eingeflößt, und er hat mich als seinen Sohn angenommen.“ Die Mutter schwieg betrübt, Hassan aber konnte vor Freude nicht schlafen. Als der Tag anbrach, stand er auf, nahm die Schlüssel, öffnete den Laden und setzte sich. Der Perser kam bald; Hassan stand vor ihm auf und wollte ihm die Hände küssen, er aber erlaubte es nicht, setzte sich und sagte zu Hassan: „Mein Sohn, mache den Kessel zurecht und lege den Blasbalg an's Feuer!“ Hassan that dies und machte ein Kohlenfeuer; dann fragte der Perser: „Hast du Kupfer?“ Er antwortete: „Ich habe eine zerbrochene Schüssel.“ Der Perser hieß ihn sie in kleine Stücke zerschneiden; warf sie hierauf in den Kessel und blies das Feuer bis die Stücke der Schüssel ganz zerschmolzen waren, streckte hierauf die Hand nach dem Turban aus, zog ein zusammengewickeltes Papier hervor, öffnete es und streute ein gelbes Pulver, ungefähr einen halben Drachmen, in den Kessel, und befahl Hassan, mit dem Blasbalge herumzurühren; Hassan that dies, und es ward eine Goldstange daraus vom feinsten Golde.

Als Hassan dies sah, strahlte sein Antlitz vor Freude, er ward ganz rasend; er nahm die Stange in die Hand und drehte sie darin herum, zuletzt nahm er die Feile, feilte daran und sah, daß es ganz feines Gold war. Er verlor darüber fast den Verstand vor Freude und beugte sich in seinem Entzücken über die Hände des Persers, um sie zu küssen. Der Perser sprach: „Gib die Stange dem Makler und laß dir das Geld dafür geben, ohne daß Jemand es bemerkt.“ Der Makler probirte die Stange und fand, daß es reines Gold war; er fing an, sie für zehntausend Dirham auszurufen, die Kaufleute aber überboten einander bis auf fünfzehntausend Dirham. Hassan nahm das Geld, ging damit nach Hause, erzählte seiner Mutter von dem Glück, das ihm widerfahren war, und sagte ihr: „Ich habe diese Kunst erlernt.“ Die Mutter lachte und sprach: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen!“ und schwieg mit Schmerzen. Hassan aber nahm in seiner Unüberlegtheit einen Mörser und ging damit zum Perser, der vor seinem Laden saß. Dieser fragte ihn: „Mein Sohn, was willst du mit diesem Mörser?“ Er antwortete: „Verwandle ihn in Gold.“ Der Perser lachte und sprach: „Bist du toll? willst du zwei Güsse an einem Tage machen? Weißt du nicht, daß man uns nachstellt und daß

wir um's Leben kommen können? Wenn du diese Kunst von mir gelernt haben wirst, mein Sohn, so übe sie nur einmal im Jahr aus, sie genügt dir von einem Jahr zum andern." Hassan antwortete: „Du hast Recht, Herr." Er ging dann in den Laden und setzte den Kessel über das Feuer. Der Perser fragte: „Was willst du thun?" — „Lehre mich die Kunst." Der Perser lachte und sagte: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei dem erhabenen Gott! Du bist ein junger Mann ohne Verstand; eine so hohe Kunst kann man nicht so auf der Straße öffentlich lernen, die Leute würden sagen: Hier wohnen Goldmacher. Die Obrigkeit würde es erfahren und uns um's Leben bringen. Doch wenn du diese Kunst schnell im Geheimen lernen willst, so komm mit mir in mein Haus!" Hassan konnte nicht erwarten, bis er den Laden geschlossen hatte und mit dem Perser auf die Straße gehen konnte. Während er damit beschäftigt war, fielen ihm die Worte seiner Mutter ein; er dachte lange nach und blieb stehen.

Schehersad schloß mit diesen Worten und fuhr die folgende Nacht fort:





Dreihundert

und

einundneunzigste Nacht.

Als der Perser sich umdrehte und Hassans zweifelhafte Miene sah, sprach er: „Du Elender! was fürchtest du? Ich bin dir im Herzen gut, und du denkst dir Schlimmes?“ Nach diesen Worten blieb er bei ihm stehen, beugte den Kopf und fuhr fort: „Wenn du mich fürchtest, so will ich mit dir in dein Haus gehen und dich dort meine Kunst lehren; geh' mir nur voran!“ Hassan nahm den Weg nach seinem Hause, und der Perser folgte ihm. Hassan benachrichtigte seine Mutter von dem Besuche des Persers, sie brachte die Wohnung in Ordnung und verzierte sie; als sie aber fertig war, sagte ihr Hassan, sie möchte einstweilen zu einem Nachbar gehen. Sie ging fort und überließ ihnen das Haus, Hassan aber führte den Perser herein. Als er im Hause war, nahm Hassan eine Schüssel, ging damit auf den Markt, um einige Speisen zu kaufen, stellte sie dem Perser vor und sagte ihm: „Iß, Herr, von meinem Brod und Salz zum Zeichen unsrer Freundschaft, und Gott verlasse den, der

dem Bunde untreu wird!" Der Perser erwiderte: „Du hast Recht," mein Sohn; Schmach dem, der die Gastfreundschaft verletzt!"

Als sie gegessen hatten, sagte er: „Mein Sohn Hassan! bring auch einige süße Speisen!" Hassan ging auf den Markt und holte zehn Tassen voll süßer Speisen; als sie dies aßen, sagte der Perser: „Gott belohne dich dafür! Leute, wie du, verdienen es, daß man ihnen Geheimnisse vertraue und sie nützliche Dinge lehre." Als sie genug gegessen hatten, sprach der Perser: „Bring nun die Geräthschaften!" Kaum hatte Hassan diese Worte gehört, so lief er wie ein junges Pferd, das man in den Klee läßt, in seinen Laden, holte die Geräthschaften und stellte sie dem Perser vor. Dieser zog aus seinem Turban ein Papier hervor und sagte: „O Hassan, bei dem Brod und bei dem Salze! wärest du mir nicht theurer als mein Sohn, so würde ich dir diese Kunst nicht mittheilen. Dieses Papier enthält Alles, was ich noch von dem Pulver besitze, doch will ich dir die Kunst mittheilen. Wisse, mein Sohn! wenn man zu zehn Pfund Kupfer nur einen halben Drachmen von dem Pulver nimmt, das in diesem Papier ist, so wird reines Gold daraus." Weiter sagte er: „O mein Sohn Hassan! in diesem Papier sind noch drei ägyptische Ok; [1] ehe sie verbraucht sind, werde ich wieder neues Pulver verfertigen." Hassan nahm das Papier und fand das Pulver noch feiner als das frühere; er fragte den Perser: „Herr, wie heißt das, wo findet man es und wie wird's zubereitet?" Der Perser lachte und sagte: „Frage lieber, woher du ein vorwitziger Junge bist! mache nur dein Gold und schweige!" Hassan holte eine Kupferplatte aus dem Hause, zerbrach sie mit der Zange, rührte sie im Kessel herum und streute Pulver aus dem Papier darauf, bis eine feine Goldstange daraus ward. Als er dies sah, freute er sich sehr und kam ganz außer sich vor Erstaunen. Während aber nun Hassan beschäftigt war, die Goldstange herauszuheben, zog der Perser einen Beutel hervor, der ein Stück Bendj aus Krata enthielt, so groß, daß, wenn ein Elephant daran gerochen hätte, er von einer Nacht zur andern hätte schlafen müssen; er that ein wenig davon in die süße Speise und sagte zu Hassan: „O Hassan! nun bist du mein Sohn und mir theurer als mein Lebensgeist zwischen meinen Seiten. Ich habe eine Tochter, so schön und wohlgewachsen, daß nie Ihresgleichen gesehen worden; ich sehe, du allein passest für sie, und sie nur für dich; so Gott will, verheirathe ich dich mit ihr." Hassan sprach: „Herr! ich bin dein Sklave, was du mit mir beginnst, geschehe mit Gott!" Der Perser sagte

[1] Das Ok hat ungefähr vierzig Loth.

weiter: „Mein Sohn, habe Geduld, es wird dir gut gehen." Mit diesen Worten reichte er ihm die süße Speise mit Bendj; er nahm sie, küßte seine Hand und steckte sie in den Mund; denn er wußte nicht, was im Verborgenen seiner harrte; der Herr alles Verborgenen offenbart Geheimnisse nur nach seinem Willen! Sobald er sie aber geschluckt hatte, fiel er zu Boden.



Als der Perser ihn getroffen sah, stand er freudig auf und sagte: „Bist du endlich gefallen, du Hund von Araber! schon zwei Jahre suche ich dich vergebens." Er band ihm Hände und Füße zusammen, legte ihn in eine leere Kiste, nahm auch die Goldstangen und legte sie in eine andere Kiste, die er verschloß. Er ging dann auf die Straße, holte zwei Träger und ließ die Kisten zur Stadt hinaustragen an's Ufer des Stroms, wo ein Schiff auf den Perser wartete. Als der Schiffshauptmann und die Mannschaft den Perser kommen sahen, gingen sie ihm entgegen und trugen die Kisten auf das Schiff. Der Perser aber sprach zum Hauptmann: „Jetzt schnell fort! unser Geschäft ist abgethan, unser Ziel ist erreicht!" Der Hauptmann schrie den Matrosen zu, sie spannten die Segel, und das Schiff lief mit günstigem Winde aus.

Das ist's, was den Perser und Hassan angeht; was aber seine Mutter betrifft, so hatte sie ihren Sohn bis Abends erwartet; als sie nichts mehr von ihm hörte, ging

sie in ihr Haus zurück, das sie offen fand. Da sie beim Eintreten Niemand darin sah, die zwei Kisten und alles Gold vermißte, merkte sie, daß ihr Sohn verloren sey und daß der Pfeil des Schicksals ihn getroffen. Sie schlug sich daher in's Gesicht, zerriß ihre Kleider, schrie und jammerte: „O mein Sohn! mein Sohn! Frucht meines Herzens!“ Sie sprach noch folgende erhabene Verse:

„Der Stern meines Lebens ist untergegangen, mein Weh und mein Jammer nehmen zu, seitdem du fern bist! Bei Gott! was nützt mir ein ferneres Daseyn, seitdem mein Heiligthum verloren ist. Wie soll ich vor Elend wachen oder schlafen, da sie mir meinen Sohn geraubt haben! Du bist geschieden und hast das Haus und seine Bewohner öde zurückgelassen. Du warst mein Beistand in jedem Unglück, mein Glanz, mein Stolz und mein Vermittler unter den Menschen. O daß es nicht Tag würde, so lange du meinen Augen entzogen bist, damit ich dich bald zurückkehren sehe!“

Scheherſad hielt hier inne und fuhr die folgende Nacht fort:





Dreihundert

und

zweiundneunzigste Nacht.

Sie weinte und jammerte bis zum folgenden Morgen; da kamen die Nachbarn zu ihr und fragten sie nach ihrem Sohne; sie erzählte ihnen, was ihm mit dem Perser geschehen, und daß sie keine Hoffnung mehr habe, ihn wiederzusehen; in ihrem Jammer lief sie im Zimmer auf und ab und weinte. Mit einemmal fielen ihre Augen auf die Wand, worauf sie zwei Zeilen geschrieben sah. Sie ließ den Rechtsgelehrten kommen, um sie zu lesen; der Inhalt der Verse aber war folgender:

„Ich sah eine Traumgestalt in der Nacht umherwandeln und in weiter Ferne sich niederlegen; als ich erwachte, war die Wohnung leer und fern sein Grab —."

Als Hassans Mutter dies hörte, schrie sie laut auf: „Ja, mein Sohn, die Wohnung ist leer und dein Grab ist fern!" Die Nachbarn wünschten ihr Geduld und baldiges Wiedersehen, und verließen sie. Sie aber ließ mitten im Hause ein Grab

bauen, schrieb Hassans Namen darauf und den Tag seines Verschwindens, und trennte sich nicht mehr von demselben.

Das ist's, was Hassans Mutter angeht; was jedoch Hassan und den Magier betrifft, denn dieser Perser war ein Magier, der die Muselmänner haßte und, so oft er konnte, einen Muselmann umbrachte. Er war ein Feueranbeter, ein Goldmacher, ein Astrolog, wie der Dichter sagt:

> „Ein Niederträchtiger, Widerspenstiger, Sohn eines Hundes und einer schlechten Mutter, Sohn eines bösen Abtrünnigen. Es ist an ihm kein Fleck, so groß daß eine Mücke sich darauf setzen könnte, worauf nicht irgend eine Schändlichkeit haftet!"

Dieser Verdammte hieß Bahram; jedes Jahr opferte er einen Muselmann an seinem Feste; als ihm nun seine List mit Hassan gelungen und er einen ganzen Tag mit ihm herumgefahren war, ließ er des Abends Anker werfen. Am folgenden Morgen befahl er seinen Sklaven, die Kiste heraufzuholen, in der Hassan war. Er öffnete sie, zog ihn heraus, bespritzte ihn mit Essig und blies ihm in die Nase. Hassan mußte nießen, erwachte und lobte den erhabenen Gott. Er sah sich um und fand sich mitten im Meere, der Perser saß ihm gegenüber. Wie er nun merkte, daß der Verdammte ihn betrogen und daß er sich selbst in das Unglück gestürzt hatte, vor dem er von seiner Mutter gewarnt worden war, sagte er die Worte, deren sich Niemand zu schämen hat: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! ich bin Gottes und kehre zu ihm zurück! O Gott, sey mir gnädig in deinem Beschluß und gib mir Muth in der Versuchung, o Herr der Welten!" Er wandte sich hierauf zu dem Perser und redete ihn sanft an: „Herr! was ist das für ein Verfahren? wo bleibt der Bund und der Eid, den du mir geschworen? Du bist dem Brod und dem Salz untreu geworden." Der Perser sah ihn an und sprach: „Du Hund! Sohn eines Hundes! kenne ich Salz und Brod? Ich habe 999 junge Leute deinesgleichen getödtet, mit dir werden es 1000 seyn."

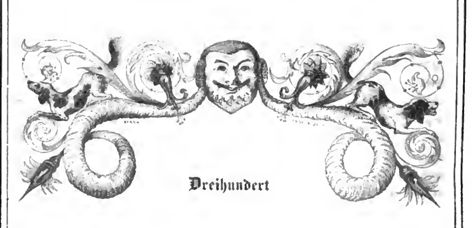
Hassan schwieg, denn er sah ein, daß der Pfeil des Schicksals ihn getroffen hatte. Der Verruchte ließ ihn losbinden und ihm ein wenig Wasser zu trinken geben. Der treulose Magier lachte hierauf und sprach: „Bei dem Feuer und dem Licht! ich glaubte nicht, dich zu fangen, doch das Feuer hat dich mir geliefert und mich in den Stand gesetzt, meine Pflicht zu erfüllen; ich will dich nun auch ihm opfern, damit es mit mir zufrieden werde." Hassan sagte: „Du bist dem Brod und dem Salz untreu geworden!"

Der Magier hob seine Hand auf und schlug Hassan, bis er weinend mit den Zähnen auf den Boden in Ohnmacht fiel. Der Magier befahl dann seinen Sklaven Feuer anzuzünden. Hassan fragte: „Was willst du mit dem Feuer?" Der Magier antwortete: „Sieh dieses Feuer, die Quelle des Lichts und das Symbol der Gottheit, betest du es an, gleich mir, so schenke ich dir die Hälfte meines Vermögens und gebe dir meine Tochter zur Frau!" Hassan schrie: „Wehe dir, du Magier! du betest das Feuer an und nicht den allmächtigen Herrn! das ist eine abscheuliche Religion!" Der Magier erzürnte sich, fiel vor dem Feuer nieder und befahl den Sklaven, Hassan auf sein Gesicht hinzustrecken. Er nahm dann eine geflochtene Peitsche und schlug Hassan, bis seine Seiten wund waren. Hassan schrie um Hülfe, aber Niemand half ihm; er hob daher sein Auge zum allmächtigen König und nahm seine Zuflucht zu ihm. Seine Thränen flossen heftig, er verlor allen Muth und sprach folgende Verse:

„O Gott! du forderst Unterwerfung unter dein Urtheil: ich ertrage mein Schicksal geduldig, wenn du es so willst. Man thut mir Gewalt an und verurtheilt mich mit Unrecht; verzeihe mir durch deine Gnade und hilf deinem Knecht."

Als die Sultanin Scheherſad den Tag heraufkommen sah, schwieg sie, und fuhr in der folgenden Nacht fort:





Dreihundert

und

dreiundneunzigste Nacht.

Der Magier befahl, ihn aufrecht zu setzen und mit Wasser zu bespritzen; als dies geschehen war, ließ er ihm etwas zu essen und zu trinken geben, Hassan wollte jedoch nichts essen. Der Verruchte folterte ihn nun die ganze Reise durch; Hassan aber ertrug geduldig Gottes Rathschluß und flehte zu dem, der seine Lage kannte und über ihn wachte, während der Gottlose immer hartherziger gegen ihn ward. Nach einer Reise von drei Monaten schickte Gott, gepriesen sey sein Name! einen Sturmwind über das Schiff, das Meer ward unruhig und schlug mächtige Wellen; der Schiffshauptmann und die Matrosen klagten und sprachen: „Das Alles geschieht dieses Jünglings willen, den dieser Magier so quält; das ist nicht Gottes Wille und nicht der seines Gesandten!" Sie vereinigten sich und erschlugen die Sklaven des Magiers, so daß nur er noch allein übrig war. Wie er dies sah, fürchtete er für sein Leben, nahm Hassan die Fesseln ab und entschuldigte sich bei ihm; er zog ihm seine schmutzigen Kleider aus und gab ihm andere dafür, versprach ihm auch, er wolle ihn die Kunst lehren und ihn in sein Land zurückbringen. Er sagte: „Mein Sohn, verzeihe mir, was geschehen, du sollst in Zukunft nur Freude erleben!" Hassan aber sprach: „Wie kann ich dir nunmehr

noch trauen?" Er antwortete: „Gäbe es keine Schuld, wo bliebe die Verzeihung; ich habe dies nur gethan, um dich zu versuchen und deine Standhaftigkeit zu prüfen; du weißt, daß Alles in der Hand Gottes ist!" Der Schiffshauptmann und die Matrosen freuten sich, ihn gerettet zu haben. Hassan betete für sie und dankte Gott; der Wind legte sich und ward günstig, die Dunkelheit hörte auf und das Schiff segelte glücklich weiter. Hassan fragte den Magier: „O Herr! wo gehen wir denn hin?" Er antwortete: „Nach dem Wolkenberge, wo das geheimnißvolle Pulver sich findet;" und schwur bei Feuer und Licht, bei dem Schatten und der Hitze, er werde ihn nicht mehr betrügen. Hassan war vergnügt und frohen Herzens darüber, aß und trank und schlief mit dem Magier. So vergingen wieder drei Monate. Nachdem sie ein halbes Jahr auf dem Meer zugebracht, landeten sie an einer großen Wüste, die mit Steinen von weißer, gelber, schwarzer und blauer Farbe angefüllt war. Sobald das Schiff vor Anker lag, stand der Perser auf und sagte zu Hassan: „Komm, wir haben unser Ziel erreicht."

Hassan ging mit dem Perser an's Land, nachdem dieser dem Hauptmann das Schiff empfohlen und ihm gesagt hatte, er solle ihn einen ganzen Monat erwarten. Als sie vom Schiff eine Strecke entfernt waren, nahm der Perser ein Stück Kupfer aus der Tasche, auf welchem allerlei Namen und Talismane gestochen waren. Er schlug



darauf und es erhob sich auf einmal ein Staub aus der Wüste heraus. Hassan war ganz erstaunt, fürchtete sich und bereute es, das Schiff verlassen zu haben. Als der Perser sah, wie er ganz blaß geworden, sprach er: „Mein Sohn Hassan, bei dem Feuer und dem Lichte! du hast nichts mehr von mir zu befürchten, und müßte ich nicht mein Geschäft in deinem Namen verrichten, so hätte ich dich gar nicht mitgenommen; erwarte nur Gutes. Der Staub, den du siehst, ist ein Wesen, auf dem wir reiten und das uns helfen soll, diese weite Wüste zu durchziehen." Nach einer kleinen Weile bildete sich der Staub zu drei vortrefflichen Kameelen; der Perser bestieg eins, Hassan das andere, und auf das dritte packten sie ihre Lebensmittel. Nach einer siebentägigen Reise kamen sie in ein großes bebautes Land, wo sie eine auf vier goldnen Säulen ruhende Kuppel sahen. Sie stiegen ab, traten darunter, aßen, tranken und ruhten. Als Hassan sich umsah, bemerkte er etwas, das sehr hoch gelegen war; er fragte den Perser, was es wäre. Dieser antwortete: „Es ist ein Schloß." Hassan sagte: „Laß uns dahin gehen, es sehen und dort ausruhen!" Der Magier erzürnte sich und sprach: „Rede nicht mehr von diesem Schlosse, denn dort wohnt mein Feind, mit dem ich ein Abenteuer hatte, das ich dir erzählen muß." Mit diesen Worten ergriff er Hassan an der Hand, lief mit ihm weg und schlug die Trommel; sogleich kamen die Kameele wieder, und sie ritten wieder sieben Tage lang. Am achten Tage sagte der Magier: „Hassan, was siehst du?" Er antwortete: „Ich sehe Wolken und Nebel von Osten bis Westen." Da sagte der Magier: „Das sind weder Wolken noch Nebel, sondern das ist ein so hoher Berg, daß er die Wolken spaltet, denn keine kann sich über ihn erheben. Dieser Berg ist unser Ziel, droben findet sich, was wir suchen, dich aber mußte ich mitnehmen, weil ich es nur durch dich erhalte." Hassan verzweifelte am Leben und sagte: „Bei dem, was du anbetest! bei deinem Glauben! was haben wir hier zu suchen?" Er antwortete: „Unsre geheime Kunst kann nur mit Hülfe einer Pflanze gelingen, auf die nie eine Wolke kommt, und eine solche findet sich nur auf diesem Berge; ich will dich nun hinaufbringen und dir das Geheimniß der Kunst mittheilen, die du lernen willst." Hassan sagte vor Angst: „Gut, Herr!" Er gab jedoch alle Lebenshoffnung auf und weinte über die Trennung von seiner Mutter und seinem Vaterlande, auch machte er sich Vorwürfe, daß er gegen seine Mutter ungehorsam gewesen war, und sprach folgende Verse:

„Erwarte in Geduld das Werk deines Gottes, bis er sich helfend dir naht
Verzweifle nicht in der Gefahr: wie vieles Wunderbare ist dir ein Geheimniß!"

Sie reisten vier Tage lang, bis sie an den Berg kamen; daselbst angelangt, setzten sie sich an dessen Fuß. Da sah Hassan auf dem Berge ein Schloß, und er sprach zum Magier: „Wer konnte da oben ein Schloß hinbauen?“ Der Magier antwortete: „Das ist die Wohnung der Djinn, der Wehrwölfe und der Teufel!“ Mit diesen Worten näherte er sich Hassan, küßte ihn und sagte: „Verzeihe mir meine erste Treulosigkeit, ich schwöre dir, daß ich dich nicht mehr hintergehen werde; schwöre du mir auch, es geschehe was da wolle, mich nicht zu verlassen und Glück und Unglück mit mir zu theilen!“ Hassan sagte: „Recht gerne!“ Der Magier holte dann eine kleine Mühle, nahm Weizen aus einem Sack, mahlte ihn und knetete drei Laibe daraus, hierauf zündete er Feuer an und buk sie. Als dies geschehen war, nahm er die kupferne Trommel und trommelte, worauf sogleich die Kameele kamen; er schlachtete eins davon, zog ihm die Haut ab und sagte zu Hassan: „Höre, was ich dir anempfehle, sonst ist unser Tod unvermeidlich.“ Hassan sagte: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! Sprich nur.“ Der Perser sagte: „Ziehe diese Haut um dich, ich will sie zunähen und dich liegen lassen; der Vogel Roch wird dann kommen und dich auf die Spitze des Berges hintragen; bist du oben, so nimm dieses Messer, zerschneide die Haut, worauf die Vögel wegfliegen werden, ist dieses geschehen, so sieh auf mich herunter und ich werde dir sagen, was du zu thun hast.“

Mit diesen Worten gab er ihm die drei Laibe und einen kleinen Schlauch Wasser, nähte die Haut um ihn zu und ging weg. Sogleich kam das Junge eines Rochs und flog mit ihm auf den Berg. Als Hassan merkte, daß er droben war, spaltete er die Haut, schlüpfte heraus und sprach mit dem Magier von oben herunter. Als dieser seine Stimme hörte, tanzte er vor Freude und sagte: „Geh ein wenig rückwärts und sage mir, was du siehst.“ Hassan machte nur ein paar Schritte und erblickte viele faule Gebeine und Holz daneben. Der Magier aber rief hinauf: „Nun ist der Zweck erreicht! nimm sieben Scheite von diesem Holz.“ Als Hassan dies gethan, sprach der Magier: „Du Blutwurm! du Hund! nun habe ich meinen Zweck erreicht, du magst nun sterben oder nicht!“ und ging fort. Hassan sagte: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! Der Verruchte hat mich verrathen.“ Er setzte sich, seufzte und sprach folgende Verse:

„Die ewige Bestimmung hat es so gewollt; wohl konnte ich fehlen, aber nicht die Bestimmung, denn sie ist unabänderlich. Wenn Gott mit einem Manne rechten will, der Verstand, seine Ohren und gute Augen hat, so macht er seine

Ohren taub, sein Herz blind und seinen Verstand so klein wie ein Gerstenkorn, bis sein Spruch bei ihm durchdringt; dann gibt er ihm den Verstand zurück, daß er sich belehre. Wenn etwas geschehen ist, frage nicht: Wie? denn Alles geschieht nach Gottes Rathschluß und Bestimmung!"

Da die Sultanin Scheher ſad den Morgen kommen sah, schloß sie, und fuhr die folgende Nacht fort:





Dreihundert und vierundneunzigste Nacht.

Hassan stand auf, wendete sich rechts und links und sprach: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen!“ Er ging dann auf dem Berge herum und dachte an den Tod. So kam er an das Ende des Berges und sah unter sich ein blauschwarzes Meer, das Wellen schlug, die hohen Bergen glichen. Hassan setzte sich, las Einiges aus dem Koran, betete zu Gott, daß er ihm entweder einen leichten Tod gebe, oder ihn aus dieser Noth befreie. Er sprach hierauf das Sterbegebet und sprang in's Meer. Der erhabene Gott ließ ihn glücklich vom Wind in's Meer tragen; der König aller Meere bewahrte ihn auch im Wasser und brachte ihn wieder an's Land; gepriesen sey er! Hassan fiel auf die Knie und dankte Gott; als dies geschehen war, ging er umher, um Früchte zu suchen, denn ihn hungerte; da bemerkte er, daß er sich gerade wieder an der Stelle befand, wo er früher mit dem Magier gewesen; er freute sich über sein Entkommen und pries den erhabenen Gott. Als er weiter ging, sah er ein großes, sich hoch erhebendes Schloß: es war das, wovon der Magier ihm gesagt hatte, dort wohne sein Feind. Hassan ging hinein, denn er dachte: vielleicht finde ich hier Rettung; auch war die Thür offen und an dem Hausgange

war eine Bank, auf der zwei Mädchen saßen wie Monde, sie hatten ein Schachspiel vor sich und spielten.

Als eine von ihnen den Kopf in die Höhe hob und Hassan sah, schrie sie freudig: „Bei Gott, ein Mensch! Ich glaube, es ist der, den der Magier Bahram dieses Jahr gebracht hat.“ Als Hassan dies hörte, fiel er vor ihr nieder, weinte und sagte: „Es ist derselbe, Herrin! bei Gott! ich bin jener Elende.“ Hierauf sagte die Jüngere der beiden Mädchen: „Ich nehme dich zum Zeugen, daß ich vor Gott mit diesem Manne einen Bund der Freundschaft schließe, daß ich Trauer und Freude, so wie den Tod mit ihm theilen will.“ Sie umarmte und küßte ihn, ergriff seine Hand und ging mit



ihm in's Schloß; ihre Schwester folgte. Sie zogen Hassan alle seine schmutzigen Kleider aus und kleideten ihn in die Gewänder eines Königs; dann stellten sie ihm kostbare Speisen vor, setzten sich zu ihm, aßen mit ihm und sagten: „Erzähle uns, wie es dir mit diesem Hunde, dem ruchlosen Zauberer, gegangen, seitdem du in seine Hand gefallen, bis zum Augenblicke deiner Befreiung; wir wollen dir dann auch unsre Abenteuer mit ihm erzählen von Anfang bis zu Ende, damit, wenn du ihn wiedersiehst, du dich vor ihm hütest.“ Als Hassan diese Worte und diese Aufnahme sah, beruhigte er sich und kam wieder zu seinem Verstand; er erzählte ihnen Alles, was ihm widerfahren,

sagte ihnen auch, er habe den Magier nach diesem Schlosse gefragt, und derselbe habe geantwortet: „Sprich nicht von diesem Schlosse, es ist von Teufeln und von Iblis bewohnt!“ Die Mädchen geriethen in heftigen Zorn und sagten: „Macht uns der Hund zu Teufeln und Iblis! Bei Gott! wir wollen ihn den schlimmsten Tod sterben lassen!“ Hassan fragte die Jüngere: „Wie willst du zu ihm gelangen, um ihn zu tödten?“ Sie antwortete: „Er ist in einem Garten, Musid genannt; dort will ich ihm den Tod bereiten.“ Die ältere Schwester aber sprach: „Bei Gott! was Hassan von diesem Hunde erzählt, ist Alles wahr; doch erzähle ihm nun auch unsre Geschichte, damit er sie auch beherzige.“ Da sprach die Jüngere: „Wisse, mein Bruder, wir sind Töchter eines mächtigen Königs der Djinn, der viele Truppen und Verbündete und abtrünnige Geister zu Dienern hat; seine zwei ältern Brüder sind Zauberer. Er bekam sieben Töchter von einer einzigen Frau, aber aus Dummheit, Stolz und Eifersucht wollte er ihnen keine Männer geben. Er ließ einst seine Veziere und Freunde kommen und sagte ihnen: Wißt ihr einen Ort, der weder von Menschen noch von Genien besucht wird, an dem aber doch viele Bäume, Früchte und Bäche sind? Sie antworteten: Was willst du damit? Da ist der Wolkenberg mit einem Schlosse, das ein Geist erbaute, der von unserm Herrn Salomon, Sohn Davids (Friede sey mit ihm!), dahin verwiesen worden ist; seitdem er umkam, ist es unbewohnt geblieben, weil es ganz einsam liegt. Rund herum sind Fruchtbäume, und Bäche fließen dort, deren Wasser süßer als Honig und frischer als Schnee ist; es hat noch nie ein Aussätziger davon getrunken, ohne sogleich geheilt worden zu seyn. Als mein Vater von diesem Orte hörte, schickte er uns mit seinen Truppen dahin und ließ uns mit allen nöthigen Speisen und Getränken versehen. Unsre fünf Schwestern sind jetzt auf der Jagd in diesem blumigen Thale, worin unzählbare Gazellen und anderes Wild umherstreift. Es ist nun an uns die Reihe, für sie zu kochen. Wir haben stets zu Gott gebetet, er möchte uns doch einen Menschen bescheeren, der uns Gesellschaft leiste; gelobt sey nun Gott, der uns mit dir zusammengebracht!“

Hassan freute sich, ward frohen Herzens und dankte Gott, der ihn diesen Weg der Rettung geführt und ihm die Herzen zugeneigt. Die Jüngere, die ihn so gut aufgenommen, führte ihn in ein Zimmer, aus dem sie allerlei Stoffe und Teppiche herausnahm. Nach einer Weile kamen die übrigen Schwestern von der Jagd und freuten sich, als man ihnen von Hassan erzählte; sie gingen zu ihm, grüßten ihn und wünschten ihm zu seiner Rettung Glück. Er lebte in Freude, Genuß und Liebe, ging mit ihnen auf die Jagd, schlachtete was sie gefangen, und sie freuten sich seiner Gesellschaft. So ward bald sein

Körper wieder gesund, er heilte von allen Uebeln, ward dick und stark von der Ehre, die man ihm erwies und von seinem Aufenthalte zwischen sieben Monden, die ihn auf alle Weise zu befriedigen strebten, in einem Schlosse, das mit den wunderbarsten und kunstvollsten Arbeiten ausgeschmückt war, mitten zwischen blumigen Gärten, von gleich hübschen und wohlgewachsenen Mädchen geliebt, die ihm den süßen Wein ihres Speichels zu trinken gaben. Die jüngste Schwester erzählte den übrigen die Geschichte des Magiers, der sie für Teufel ausgegeben, und Alle schwuren, ihn umzubringen.

Da bemerkte Scheherſad den Anbruch des Tages und schwieg.





Dreihundert

und

fünfundneunzigste Nacht.

Im folgenden Jahre kam der verruchte Magier Bahram wieder mit einem gefesselten Jünglinge, hübsch wie der Mond, in die Nähe des Schlosses. Hassan stand an einem Bache unter den Bäumen und sah ihn. Sein Herz klopfte und er ward blaß; er ging zu den Mädchen und sagte ihnen: „Bei Gott! meine Schwestern, helft mir diesen Verruchten umbringen, den wir jetzt leicht ergreifen können, denn er ist wieder mit einem jungen gefangenen Muselmann da, den er auf alle Weise quält. Ich will nun meine Blutrache an ihm nehmen, ihn tödten und mein Herz um dieses Jünglings willen an ihm kühlen, ehe er ihn, wie er mir gethan hat, von einem Roch auf den Berg bringen läßt und sich dann von ihm entfernt. Ich eile nun, um eine belohnungswerthe That zu vollbringen, und gebe diesen Jüngling seiner Heimath, seinen Verwandten und Freunden zurück: diese fromme That übe ich für euch, daß Gott euch dafür belohne." Die Mädchen sagten: „Wir gehorchen Gott und dir, o Bruder Hassan!" Sie verschleierten sich, zogen Kriegsgewänder an, umgürteten ihre Waffen, brachten dem Hassan ein vortreffliches Pferd und eine vollkommene Kriegsrüstung mit einem guten Schwerte, und gingen auf den Magier zu.

Als sie in seine Nähe kamen, sahen sie, wie er schon ein Kameel geschlachtet und ihm die Haut abgezogen hatte, wie er den Jüngling peinigte und ihm sagte: „Stecke

dich in diese Haut!" Hassan aber nahte sich unbemerkt von hinten und schrie ihn mit einer demüthigenden und zerknirschenden Stimme an: „Laß ab von diesem Jüngling! du Verruchter! du Feind Gottes und der Muselmänner! du Hund! du Treuloser! du Uebelthäter! du ruchloser Anbeter des Feuers und des Lichts! du, der bei Hitze und Schatten schwört." Als der Verruchte sich umkehrte und Hassan sah, wollte er ihn wieder mit süßen Worten täuschen, und sprach zu Hassan: „O mein Sohn! wie hast du dein Leben gerettet? wie bist du vom Berge herunter gekommen?" Hassan antwortete: „Derjenige, der dein Leben in meine Hand geliefert hat, war der Retter; ich will dich nun foltern, wie du mich gefoltert; du Ungläubiger! du Gottloser! der vom rechten Wege abgewichen, nun bist du verloren; dir hilft kein Bruder und kein Freund mehr, dein Tod ist gewiß! Hast du nicht gesagt: Wer dem Brode und dem Salze untreu wird, den verläßt Gott? und doch warst du treulos. Nun hat dich Gott in meine Gewalt gegeben, und dein Entkommen ist fern." Der Magier sprach: „O mein Sohn Hassan! bei Gott! du bist mir theurer als mein Leben, o Licht meiner Augen!" Hassan aber ging auf ihn zu, zog das glänzende Schwert aus der Scheide, versetzte ihm einen Hieb auf den Nacken und Gott sandte schnell seinen Geist in die Hölle; wehe einem solchen



Aufenthalte! Hassan nahm den Sack, den der Magier bei sich hatte, öffnete ihn und zog die Trommel und den Schlegel heraus. Damit trommelte er, bis die Kameele wie der Blitz herbei gelaufen kamen. Hassan entfesselte den Jüngling, sattelte ihm ein Kameel, gab ihm Lebensmittel auf die Reise und nahm Abschied von ihm. So rettete der erhabene Gott diesen Jüngling aus der Noth und führte ihn in seine Heimath zurück. Die Mädchen freuten sich, als sie den Magier von Hassan erschlagen sahen, und wunderten sich, daß Gott diesen Verruchten gerade durch ihn hatte sterben lassen; sie wünschten ihm Glück zu seiner Rettung und sprachen: „O Hassan! du hast hier eine That vollbracht, mit der du Kranke heilst und bei dem erhabenen König Wohlgefallen findest!" Hassan kehrte mit den Mädchen in's Schloß zurück und lebte mit ihnen sehr angenehm in Essen, Trinken, Spiel und Scherz; er gedachte nicht mehr seiner Mutter. Während sie nun das freudigste Leben führten, erhob sich auf einmal ein mächtiger Staub aus der Wüste, der die ganze Luft verfinsterte. Die Mädchen sagten zu Hassan: „Steh auf, geh auf dein Zimmer, oder verbirg dich im Garten zwischen den Bäumen und Reben!" Hassan verbarg sich auf seinem Zimmer, das sie hinter ihm verschlossen. Als dann der Staub sich legte, sah man wie sich darunter eine Armee bewegte, die wie das Meer lärmte. Die Mädchen hießen die Truppen absteigen und bewirtheten sie drei Tage lang. Sie fragten die Kriegsleute, wie es ihrem Vater gehe und was sie Neues bringen? Sie antworteten: „Wir kommen, um euch zu holen im Namen des Königs. Einer der Nachbarfürsten wird seine Tochter heirathen, und euer Vater will euch die Freude machen, der Hochzeit beizuwohnen." Die Mädchen fragten: „Wie lange sollen wir abwesend bleiben?" Sie antworteten: „Mit der Hin- und Herreise und dem Aufenthalte einen Monat." Die Mädchen gingen dann zu Hassan, benachrichtigten ihn davon und sagten ihm: „Hassan, dieser Ort gehört dir, laß dir wohl seyn und sey heiter! fürchte nichts, es wird Niemand zu dir kommen! Nur bitten wir dich bei unsrer Freundschaft, öffne diese Thüre nicht, denn du hast es nicht nöthig!" Sie nahmen Abschied von ihm und zogen mit den Truppen fort. Als Hassan allein im Schlosse war, ward sein Herz sehr beklommen, er ward ungeduldig, mißmuthig und hatte banges Gefühl, denn seine Trauer über ihr Scheiden war groß. Er erinnerte sich ihrer Gesellschaft und Unterhaltung, und sprach folgende Verse:

„Die ganze Welt kommt meinen Augen eng vor und mein ganzes Herz ist betrübt; alle Freude ist vorüber, seitdem sie fern sind, und der Thränen Strom ergießt sich aus meinen Augenhöhlen. Der Schlaf flieht mein Auge, seitdem sie von mir gegangen, und mein ganzes Innere ist betrübt."

Es sagt der wunderbare und entzückende Erzähler — und Friede sey mit unserm geliebten Herrn Muhammed, der den, der für ihn betet, vor der Feuerpein bewahrt, Gott habe Wohlgefallen an seinen treuen Verwandten und Gefährten! Amen. Hassan ritt jeden Tag auf die Jagd, schlachtete und aß, doch ohne Lust, zehn Tage lang. Nachher ward seine Brust sehr beklommen, und er wußte nicht mehr, was er anfangen sollte. Er ging im Schlosse umher und durchsuchte alle Gemächer, bis er in die Zimmer der Mädchen kam, worin er viele Schätze und Kostbarkeiten sah, doch hatte er wegen ihrer Abwesenheit keine Freude daran; auch brannte sein Herz wegen der Thüre, die er nicht öffnen sollte. Er dachte bei sich: Gewiß hat meine Freundin mir deßhalb den Zugang zu diesem Zimmer versagt, weil etwas darin ist, das Niemand sehen soll. Indessen hat sie das Gold nicht verschlossen, allerlei Kostbarkeiten und Geschenke liegen auch offen da, bei Gott! ich will die Thüre öffnen und sehen was in diesem Zimmer ist, und sollte ich auch sterben müssen. Er holte die Schlüssel und öffnete die Thüre, fand aber nichts als



mitten im Zimmer eine Treppe von jemanischen Steinen. Hassan stieg die Treppe hinauf auf die Terasse des Schlosses und dachte: dies ist der Ort, den ich nicht sehen

sollte. Er ging auf der Terrasse herum und sah unter dem Schlosse schöne Wiesen, Gärten und Bäume, Blumen, Bäche, Wildpret und Vögel, die alle den einzigen allmächtigen Gott priesen; er sah auch das Meer, das hohe Wellen schlug. So ging er lange umher und sah sich nach allen Seiten um, bis er endlich an einen Pavillon kam, der mit allerlei Edelsteinen, wie Rubin, Smaragd und Diamanten, verziert war; der Fußboden bestand aus zwei Lagen Gold und einer Lage Silber. Mitten in diesem Pavillon war ein kleiner See, voll mit Wasser, und darüber ein Zelt von Sandalen-, Aloe- und anderm wohlriechenden Holze, mit goldnen Gittern, und über demselben waren Reben mit Trauben wie Rubine, jede Beere so groß wie ein Taubenei. Auf der Seite des See's sah man einen Thron von Aloeholz, mit Perlen, Edelsteinen und mit goldenen Stangen geschmückt; die Vögel zwitscherten auf den Bäumen in verschiedenen Sprachen und priesen den einzigen allmächtigen Gott. Als Hassan dies sah, war er höchst erstaunt und wußte nicht mehr, wo er war. Er setzte sich und sah verwundert umher, ohne Jemanden zu entdecken, als Vögel und Thiere; er dachte: welchem König mag wohl dieser Ort gehören? oder ist das wohl der Garten Irem [1] mit den Pfeilern, von denen man erzählt? Wer gebietet wohl hier? Während er so in Verwunderung saß, kamen zehn Vögel aus der Wüste auf das Schloß zu; Hassan aber sah sie nach diesem Lusthause fliegen. Da er fürchtete, wenn sie ihn sähen, möchten sie entfliehen, stand er auf und verbarg sich vor ihnen. In einem Augenblicke ließen sie sich um den See herum nieder, und er bemerkte einen von den Vögeln unter den andern hervorragen, den die übrigen nenn wie seine Diener umgaben. Der große Vogel pickte die andern und quälte sie, bis sie vor ihm entflohen. Hassan sah Allem aus der Ferne zu, ohne daß sie ihn bemerkten. Sie setzten sich dann auf den Thron, jeder Vogel aber zog mit seinen Krallen sein Kleid aus, und sieh da! es waren Federnkleider, aus denen zehn Jungfrauen schlüpften, schön wie der Mond. Sie stiegen alle in den See, badeten sich, spielten und lachten; der große Vogel aber hob sie in die Höhe und tauchte sie wieder unter, bis sie vor ihm entflohen.

Da brach der Tag an und Scheherſad hörte auf zu erzählen. In der darauf folgenden Nacht fuhr sie fort:

[1] Der Garten Irem ist von dem gottlosen König Schedad im glücklichen Arabien erbaut worden, und wird im Koran erwähnt. Die Muselmänner betrachten ihn als den schönsten auf Erden.



Dreihundert

und

sechsundneunzigste Nacht.

Als Hassan sie sah, kam er ganz außer sich und verlor seinen Verstand. Er dachte, die Mädchen hätten ihm nur deßhalb verboten, jene Thüre zu öffnen; denn sein Herz ward gefesselt, als er sie so im Wasser mit den Uebrigen spielen sah, sie waren aber Alle nackt und Hassan konnte sie ungestört betrachten, und bedauerte nur, sich ihnen nicht nahen zu dürfen. Hassan bewunderte besonders die Oberste der Mädchen und fiel in das Netz ihrer Liebe. Er weinte und fühlte in seinem Herzen eine unauslöschliche Liebesflamme. Die Mädchen stiegen indessen wieder aus dem Bassin, der Unglückliche aber blieb immer in ihre Betrachtung versunken und bewunderte Gottes Geschöpfe: doch was kann Gott nicht schaffen! Als sein Auge auf die Oberste der Mädchen, die ganz nackt war, fiel, da flog sein Verstand ganz davon. Als Alle aus dem Wasser waren, zogen sie ein mit Gold, Perlen und Edelsteinen besetztes Kleid an, nur die Oberste trug ein grünes Gewand. Der Glanz ihres Angesichts überstrahlte den Vollmond, und ihr schöner Wuchs alle Baumzweige; ihr majestätischer Gang raubte Jedem den Verstand; sie war wie der Dichter sagt:

„Ein zart gebautes Mädchen, von deren Wangen die Sonne ihren Glanz entlehnt, erschien in einem grünen Hemde, wie ein grünes Blatt mit Kirschen."

Als sich die Mädchen angekleidet hatten, setzten sie sich, unterhielten sich mit einander und lachten; die Oberste aber neckte immer die Andern, fiel bald über Diese und bald über Jene her, und Keine wagte es, die Hand gegen sie auszustrecken. Hassan stand auf glühenden Kohlen, ganz von Sinnen und vor Liebe außer sich, und sprach zu sich: „O hätte ich doch diese Thüre nicht geöffnet, und diese Reize nicht gesehen! Wie willst du, Hassan, zu ihrem Besitze gelangen? wie willst du dir einen Vogel, der in der Luft fliegt, zueignen? Bei Gott! Hassan, du hast dich in ein bodenloses Meer geworfen und in eine Sache eingelassen, der du nicht gewachsen bist; du mußt nun aus Verzweiflung sterben, und Niemand wird deinen Tod erfahren!" Er betrachtete dann noch einmal das schöne Mädchen, das alle Menschen an Schönheit übertraf. Und wie anders? ihr Mund war wie Salomons Siegelring, ihre Haare wie die finstere Nacht, ihre Augen bezaubernd wie die der Gazellen, ihre Nase wie die eines Adlers. Sie hatte Wangen wie Anemonen, Lippen wie Rubinen, Zähne wie Perlen in Korallen gereiht, eine Zunge voll Süßigkeiten wie ein königlicher Tisch, einen herrlichen Busen, kurz alle ihre Reize waren vollkommen, wie der Dichter sagt:

„Ein schönes Mädchen! ihr Speichel ist wie Honig, ihr Auge schärfer als ein indisches Schwert; ihre Bewegungen beschämen die Zweige des Ban, und wenn sie lächelt, so gleicht sie der Anthemis. Du sagst, ihre Wangen seyen wie Doppelrosen, doch sie empört sich darüber und spricht: „Wer wagt es, mich mit einer Rose zu vergleichen? wer schämt sich nicht, zu behaupten, mein Busen sey so reizend wie die Frucht eines Baumes? Bei meiner Schönheit und Anmuth! bei meinen Augen und schwarzen Haaren! wer wieder solche Vergleiche macht, den verbanne ich aus meiner Nähe und tödte ihn durch die Trennung; denn findet er in den Zweigen des Ban meinen Wuchs, und in den Rosen meine Wangen, was hat er bei mir zu suchen?"

Da bemerkte Scheherſad den Anbruch des Tages und schloß ihre Erzählung. In der nächsten Nacht fuhr sie folgendermaßen fort:



Dreihundert und siebenundneunzigste Nacht.

Die Mädchen lachten und spielten immer fort, Hassan aber bewunderte ihre Reize und vergaß seine Schwestern, deren Abwesenheit ihn so verstimmt hatte, bis zur Asserzeit. Da sagte die Schöne zu den Uebrigen: „O ihr Prinzessinnen! es wird spät, wir haben noch weit und sind schon müde, kommt, laßt uns aufbrechen!" Sie zogen hierauf Alle zugleich ihre Federnkleider an und flogen, wie sie gekommen waren, als Vögel davon, die Schöne aber flog in der Mitte, und Hassan verzweifelte. Er wollte aufstehen, konnte aber nicht; er weinte, jammerte und sprach folgende Verse:

> „Nach Eurer Entfernung wird es mir unmöglich, die Süßigkeit des Schlafes zu kosten. Seitdem Ihr geschieden, haben sich meine Augen nicht mehr geschlossen, auch schmeckt mir keine Ruhe nach der Wanderung. Es ist mir, als sehe ich im Traume Euer Bild, o wären die Träume doch wahr! ich suche den Schlaf nur in der Hoffnung, Euch im Traume zu sehen!"

Er ging dann ein wenig und setzte sich wieder, konnte aber nur mit großer Mühe die Treppe hinunter steigen. Zitternd trat er durch die Thüre seines Zimmers und schloß sie. Als er darin war, legte er sich hin, war aber ganz in Gedanken versunken,

aß und trank nicht und konnte den ganzen Tag keine Ruhe finden. Als es Nacht ward, weinte und seufzte er; er erwähnte den Namen unsers Herrn Muhammed, und sprach folgende Verse:

„Die Vögel flogen Abends davon und schrien: Wer aus Liebe stirbt, hat keine Flügel, denn so lange man beisammen verweilt, kann man nicht von Liebe sprechen, wäre sie auch noch so heftig. Mir erscheint das Bild derjenigen, deren Stirne dem Morgen gleicht, und sie verwandelt meine Nacht in Tag. Ich seufze nach ihr, wenn freie Menschen schlafen und den Kelch der Ruhe schlürfen. Gerne gebe ich ihr all mein Gut, das Blut meines Herzens und meinen Verstand, denn was bleibt dem Sehnsuchtsvollen übrig, als der Liebe Alles zu opfern? Man sagt, es ist verboten, vergängliche Dinge zu lieben, und doch erlaubt man, daß Liebende ihr Blut vergießen. So oft mir dein Bild vorschwebt, klage und seufze ich, denn was kann der Verzweifelte mehr thun, als klagen, da er doch ohne Flügel nicht fliegen kann!"

Als die Sonne aufging, öffnete er die Zimmerthüre und stieg wieder auf die Terrasse; er setzte sich an eine Stelle dem Altan gegenüber, und wich nicht bis Abends; die Vögel aber kamen nicht, und er weinte so lange, bis er ohnmächtig auf den Boden fiel. Als er wieder zu sich kam, stieg er hinunter. Er legte sich nieder, bis der nächste Morgen begann und die Sonne Berge und Thäler beleuchtete, hatte jedoch keine Ruhe; die ganze Nacht schlief er nicht, konnte weder essen noch trinken; er war traurig und niedergeschlagen, weil er immer an seine Liebe dachte, und sprach folgende Verse:

„Sie beschämt die leuchtende Morgensonne und alle Baumzweige; o möge doch das Schicksal sie mir zurückbringen, damit sie den Trennungsschmerz mildre und mein Herz beruhige! o könnte ich des Abends sie umarmen und Wange auf Wange, und Hals auf Hals legen! Wer sagt, die Liebe sey süß? gewiß hat die Liebe gar zu bittre Tage!"

Schehersad bemerkte den Tag und erzählte die folgende Nacht weiter:





Dreihundert und achtundneunzigste Nacht.

Als Hassan diese Verse vollendet hatte, sah er einen großen Staub sich aus der Wüste erheben; er ging schnell hinunter und verbarg sich, denn er dachte, daß es die Bewohner des Schlosses seyen. Sehr bald darauf erschienen wirklich die sieben Mädchen mit Soldaten, die sich im ganzen Schlosse verbreiteten. Sie zogen ihre Kleider und Kriegsrüstung aus, die Jüngste aber, Hassans Freundin, ging sogleich, ohne sich umzukleiden, auf sein Zimmer, fand ihn jedoch nicht; sie suchte so lange, bis sie ihn in einem andern Zimmer erblickte; er war schwach, mager und blaß und hatte hohle Augen, weil er weder gegessen, noch getrunken, noch geschlafen hatte, Alles aus Liebe und Sehnsucht nach dem Mädchen. Als seine Freundin ihn in diesem Zustande fand, ward ihr ganz unwohl; sie fragte ihn, was ihm zugestoßen, und sprach: „O erzähle mir's doch, ich gebe mein Leben hin, mein Bruder! um dir zu helfen!" Hassan weinte bis er in Ohnmacht fiel, und sprach dann folgende Verse:

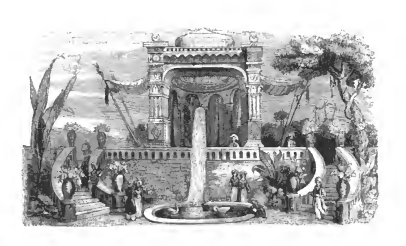
„Bleibe fern! siehst du nicht die Flecken der Verwesung, den kranken Körper,
von Innen und Außen verzehrt, der eine Beute der kummervollsten Gedanken ist?“

Seine Freundin erstaunte über diese beredten Worte, und sagte zu ihm: „O mein Bruder! wann ist dir ein solches Unglück widerfahren, daß du solche Verse im Munde führst und so viele Thränen vergießest? Bei dem Brod, das wir zusammen genießen, erkläre mir deinen Zustand und verhehle mir nichts! sage mir, was dir in meiner Abwesenheit widerfahren, denn dein Zustand betrübt mich sehr.“ Hassan seufzte und vergoß Thränen wie ein Platzregen; er sprach: „Ich fürchte, o Schwester! du wirst mir nicht beistehen in meinem Verlangen, und ich werde aus Verzweiflung sterben müssen.“ Sie aber schwur: „Bei Gott! mein Bruder, ich verlasse dich nicht und kostete es auch mein Leben!“ Hassan erzählte ihr, daß er die Thüre geöffnet habe und was er gesehen, von Anfang bis zu Ende, wie ihn nun die Liebe zu dem Mädchen so unglücklich mache, daß er schon zehn Tage weder an Essen noch Trinken Freude habe; er setzte seine Klagen so lange fort, bis seine Freundin ihn bemitleidete und mit ihm weinte. Sie sprach zu ihm: „Sey frohen Herzens und heitern Auges! ich will jede Gefahr mit dir theilen und auf Mittel denken, wie du zu ihrem Besitze gelangest, müßte ich auch mein eigenes Leben dabei opfern! Verberge jedoch dein Geheimniß vor meinen Schwestern, sonst sind wir Beide verloren. Wenn sie dich fragen, ob du jene Thüre geöffnet hast, so antworte: Nein, sondern ich bin niedergeschlagen von meiner langen Einsamkeit in diesem Schlosse, es wird mir in eurer Abwesenheit gar zu unheimlich.“ Hassan sagte: „Dein Rath ist gut, ich will ihn befolgen.“ Er heiterte sich wieder auf, öffnete jedoch aus Furcht vor den Mädchen die Thüre nicht mehr, seine Lebensgeister aber kehrten wieder zu ihm zurück. Als seine Freundin dies bemerkte, brachte sie ihm zu essen und zu trinken, ging zu ihren Schwestern und sagte ihnen mit Thränen in den Augen, ihr Freund sey krank und habe schon zehn Tage nichts gegessen. Als sie fragten, was er für eine Krankheit habe, antwortete sie: „Sie entstand aus Verlangen nach uns, denn die Tage unsrer Abwesenheit schienen ihm länger als tausend Jahre. Der Unglückliche ist hier fremd und mußte ganz allein bleiben, ohne Gesellschaft und Erheiterung; er ist noch so jung, ihn schmerzt die Trennung von seiner Mutter, die eine alte Frau ist und um ihn weint, und die er nur in unsrer Gesellschaft vergessen hatte.“ Als die Schwestern dies hörten, weinten sie aus Mitleid mit ihm; sie entließen die Truppen, gingen zu Hassan und grüßten ihn; ihr Kummer war groß, als sie sahen wie seine Reize abgenommen hatten, und wie mager sein Körper geworden war. Sie weinten, trösteten ihn und erzählten ihm alles Wunderbare, was sie auf der Reise gesehen, und was den Verlobten widerfahren sey.

So suchten sie ihn mit den süßesten Reden aufzumuntern: wie konnte er sieben Mädchen, schön wie der Mond, länger widerstehen! Doch war Hassan so sehr mit seiner Liebe beschäftigt, daß ihm die Gesellschaft der Mädchen gar nicht angenehm war, denn er wollte wieder auf's Schloß steigen. Die Mädchen verließen ihn aber einen ganzen Monat lang nicht, und bedauerten ihn sehr, da sie seine Krankheit täglich zunehmen sahen. Nach einem Monat hatten jedoch die Mädchen wieder Lust auf die Jagd zu reiten. Sie fragten die Jüngste, ob sie mit wolle? Diese aber antwortete: „Bei Gott! meine Schwestern, ich kann nicht mit euch gehen, so lange mein Freund in einem so kranken Zustande ist." Die Mädchen lobten die gute That ihrer jüngsten Schwester, und sagten: „Du wirst gewiß einst den Lohn ernten für die Wohlthaten, die du diesem Fremden erweisest." Mit diesen Worten verabschiedeten sie sich, nahmen Lebensmittel auf zwanzig Tage mit und ritten fort.

Da bemerkte die Sultanin Schehersad den Tag und brach in ihrer Erzählung ab. In der folgenden Nacht fuhr sie fort:





Dreihundert und neunundneunzigste Nacht.

Sobald die Mädchen das Schloß verlassen hatten, ging die jüngste Schwester zu Hassan und sagte ihm: „Steh' auf und zeige mir den Ort, wo du die Mädchen gesehen!" Voller Freude, weil er schon der Erfüllung seiner Wünsche entgegensah, rief er: „Im Namen Gottes!" und wollte mit ihr gehen. Er war aber so schwach, daß er gar nicht aufstehen konnte, und seine Freundin mußte ihn auf ihren Armen tragen. Sie öffnete die Thüre, die zur Treppe führte, und stieg mit Hassan auf die Terrasse. Als sie oben waren, zeigte ihr Hassan die Stelle, wo er die Mädchen nackt gesehen, so wie auch den Pavillon und das Bassin, in das sie gestiegen. Dann sagte sie: „Beschreibe mir das Aussehen deiner Geliebten!" Als Hassan sie beschrieb, ward seine Freundin plötzlich ganz blaß. Hassan fragte: „Was hast du? Warum wirst du auf einmal so entstellt?" Sie antwortete: „Wisse, mein Freund, dieses Mädchen ist die Tochter des mächtigsten Königs der Genien, ihr Vater herrscht über Menschen und Djinn, über Zauberer und Priester; auch unser Vater steht unter seiner Oberherrschaft. Er hat viele Verbündete und gebietet über weite Länder und Inseln, Niemand kann ihn bezwingen, so zahlreich ist seine Armee, so groß sein Königreich und so unermeßlich



sein Schatz. Er hat seinen Töchtern, die du gesehen, ein Land, das man in nicht weniger als einem Jahre durchreisen kann, übergeben; kein Mensch und kein Djinn kann dahin gelangen, denn es ist ringsumher von einem Strome umgeben. Unter seinen vielen Truppen befindet sich auch eine Abtheilung, die aus fünfundzwanzigtausend kriegerischen Mädchen besteht, welche, wenn sie ihr Pferd besteigen, die tapfersten Helden schlagen, und seine sieben Töchter haben mehr Muth und Kraft, als ein Löwe. In dem eben erwähnten Lande, das eine Ausdehnung von einer jährigen Reise hat, regiert die älteste Prinzessin, welche so viele Klugheit, List, Tapferkeit und Zauberkünste besitzt, daß, wenn sie wollte, sie leicht unser Reich zerstören könnte; die Mädchen, die sie begleiten, sind die Großen ihres Reichs und ihre Verbündeten, und die Federnhäute, mit denen sie fliegen, sind Zauberwerk von Genien. Willst du diese Prinzessin, diese ausgezeichnete Perle, dir zueignen und an ihren Reizen dich ergötzen, so warte hier, denn sie kömmt am Anfang jeden Monats hierher; wenn du sie aber kommen siehst, so verbirg dich recht sorgfältig, denn wenn sie dich erblicken, so sind wir verloren, wir Alle sammt unserm Vater. Merke dir nun wohl, was ich dir sage, bleibe in der Nähe irgendwo sitzen, wo du sie sehen kannst, ohne von ihnen gesehen zu werden;

wenn sie dann ihre Kleider ausziehen, so gib Acht, wo die Prinzessin ihr Federnkleid hinlegt, nimm es und verwahre es wohl, denn nur mit diesem Kleide kann sie nach ihrem Reiche zurückkehren. Laß dich aber ja nicht von ihr bereden, wenn sie es zurückfordert und sagt: ich bin ja bei dir, du kannst mich ja festnehmen; denn sobald sie ihr Kleid hat, bringt sie dich um, zerstört unser Schloß und tödtet unsern Vater. Sehen dann die andern Mädchen, daß das Kleid der Prinzessin gestohlen worden, so fliegen sie fort und lassen sie allein. Sobald du bemerkst, daß sie die Hoffnung, ihre Gefährtinnen wiederzusehen, aufgegeben hat, so gehe auf sie zu, ergreife sie bei den Haaren und trage sie in dein Gemach, denn du bist ihr Herr. Verwahre aber das Federnkleid wohl, denn so lange du dieses hast, ist sie in deiner Gewalt. Ich rathe dir daher, ihr gar nicht zu sagen, daß du es genommen."

ScheherSad bemerkte den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:





Vierhundertste Nacht.

Als Hassan diese Rede seiner Freundin hörte, beruhigte sich sein Gemüth, er erhob sich neu gestärkt, küßte das Haupt seiner Freundin und betete für sie. Sie gingen dann wieder herunter und brachten die Nacht beisammen im Schlosse zu. Sobald am folgenden Morgen die Sonne aufging, stieg Hassan wieder auf die Terrasse, die er bis Abends nicht verließ, so daß seine Freundin ihm zu essen und zu trinken hinauf bringen mußte. So ging das fort, bis der Neumond ihm das erwartete Glück brachte; denn mit ihm kamen auch die Vögel wie der Blitz herangezogen. Hassan verbarg sich schnell an einem Orte, wo er sie sehen konnte, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Sie ließen sich herunter und zogen ihre Federngewänder aus. Der große Vogel zog nach Gottes Bestimmung sein Gewand in der Nähe Hassans aus, und ging in's Bassin zu den übrigen Vögeln. Hassan machte sich ganz leise unter Gottes Schutz auf und nahm, während sie im Wasser allerlei Scherze trieben, ohne von ihnen bemerkt zu werden, das Gewand der Prinzessin weg. Nach dem Bade stiegen sie wieder aus dem Bassin, und jede zog ihr Gewand wieder an. Als aber die Prinzessin, welche zuletzt ausgestiegen war, ihr Federnkleid nicht mehr fand, da stieß sie ein lautes Geschrei aus

und schlug sich in's Gesicht; die andern Mädchen kamen zu ihr und fragten sie, warum sie so jammere; und als sie hörten, daß sie ihr Federngewand vermisse, weinten sie mit ihr und wußten nicht, was sie von diesem Raube denken, noch was sie thun sollten. Da es indessen schon spät war und sie fürchteten, es möchte ihnen, wenn sie länger blieben, auch ein Unglück widerfahren, nahmen sie Abschied von ihr und flogen davon. Als sie sich entfernt hatten, sagte sie: „Ich beschwöre dich bei Gott, du, der du mein Kleid genommen, gib mir es zurück; Gott lasse dich nie einen solchen Verlust fühlen!"

Sobald Hassan diese Worte hörte, die süßer als Julep waren, bemächtigte sich seiner eine heftige Leidenschaft, die ihm alle Besinnung raubte; er stürzte gewaltig auf sie zu, faßte sie bei den Haaren, zog sie an sich, trug sie, ohne auf ihre Thränen zu



achten, in sein Zimmer hinunter und warf ein seidnes Tuch über sie. Er schloß dann das Zimmer zu und ging, um seiner Freundin zu sagen, daß er nun seine Geliebte in

seiner Macht habe, daß sie aber weine und vor Verzweiflung sich in die Hand beiße. Als seine Freundin dies hörte, ging sie mit ihm auf sein Zimmer und küßte die Erde vor der niedergeschlagenen Prinzessin und grüßte sie. Diese rief: „So schlecht behandelt ihr Prinzessinnen? Ihr kennt doch meinen Vater, seine Macht, sein Reich und seine Armee; ihr wißt, daß alle Könige furchtsam vor ihm zittern wegen seiner vielen Zauberer, Gelehrten, Priester, Genien, Dämonen und Truppen, welche so zahlreich sind, daß nur der erhabene Gott ihre Zahl kennt, und dennoch beherberget ihr einen Mann bei euch und macht ihn mit unsern und euren Zuständen bekannt! Wie seyd ihr zu diesem hergelaufenen Fremden gekommen?" Hassans Freundin antwortete: „O Prinzessin, der Mann hat nichts Böses vor, die Weiber sind ja doch nur für die Männer, und die Männer für die Weiber geschaffen; er hat nur einen Blick auf dich geworfen, und dahin ist seine Gesundheit und Heiterkeit." Sie erzählte ihr dann Alles, wie sie es von Hassan vernommen, redete ihr freundlich zu und suchte sie zu trösten, aber die Prinzessin blieb eine Weile ganz bewußtlos.

Bei diesen Worten bemerkte Schehersad den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht aber setzte sie ihre Erzählung mit folgenden Worten fort:





Vierhundert und erste Nacht.

Als die Prinzessin wieder zu sich kam, fiel Hassans Freundin theilnehmend über ihre Hände und Füße her und küßte sie. Dann holte sie ihr ein schönes Kleid und zog es ihr an, brachte ihr Speisen und aß mit ihr, suchte sie durch gute Worte aufzuheitern und ihr für Hassans Schicksal Mitleid einzuflößen; aber die Prinzessin weinte die ganze Nacht durch.

Am folgenden Morgen, als sie sah, daß ihr Jammern ihr keine Rettung verschaffte, hörte sie auf zu weinen, ward ruhiger und sagte: „Gott hat nun einmal über mein Haupt beschlossen, ich soll in der Fremde, fern von meinen Verwandten und von meinem Vaterlande, leben; ich muß den Rathschluß des Herrn mit Ergebung ertragen." Hassans Freundin richtete ihr dann ein Zimmer im Schlosse her, leistete ihr Gesellschaft und tröstete sie so lange, bis sie endlich ganz munter ward und sich nicht mehr über ihre Trennung von den Ihrigen betrübte. Jene ging dann zu Hassan und sagte ihm:



„Geh zu deiner Geliebten, küsse ihr Haupt und ihre Hände und sey recht zärtlich gegen sie!" Hassan besuchte sie, küßte ihre Füße und ihre Wangen, und sagte ihr: „O Herrin der Schönheit, belebende Seele, Freude des Auges! Sey doch ganz ohne Sorge, ich werde dich nicht hintergehen, ich will dein Sklave seyn bis zum Tode, und diese meine Freundin erbietet sich als deine Sklavin; auch fordre ich nichts, was den Geboten Gottes und seines Propheten (Gott sey ihm gnädig!) zuwider ist, ich will dich gesetzmäßig heirathen, und mit dir nach meinem Vaterlande, nach Bagdad, reisen, wo meine theure Mutter wohnt, die dich mit ihren Augen bedienen wird; auch kaufe ich dir Sklaven und Sklavinnen. Sieh, unser Land ist hübsch und von schönen Menschen mit freundlichen Gesichtern bewohnt."

Als Hassan so gesprochen, wurde an die Thüre des Schlosses geklopft; Hassan ging, um zu sehen, wer draußen sey, und siehe, es waren die Mädchen, welche von der Jagd zurückkehrten. Hassan ging ihnen freudig entgegen, auch sie freuten

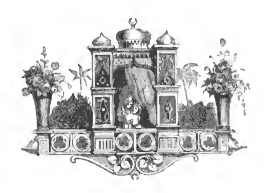
sich sehr, als sein gutes Aussehen ihnen seine Wiedergenesung verkündigte. Sie stiegen von ihren Pferden ab, und nachdem sie sich in ihren Gemächern umgekleidet hatten, ließen sie den Ertrag der Jagd herbeibringen, um Einiges schlachten, Anderes im Schloßhofe herumlaufen zu lassen. Hassan nahm eine Schürze vor, um Einiges zu schlachten, das noch auf Mittag gekocht werden sollte, und die Mädchen freuten sich, ihn in ihrer Mitte zu sehen. Hassan ging nun zur Aeltesten und küßte ihr Haupt, dann auch zu den Uebrigen und küßte Eine nach der Andern. Sie sagten: „Laß doch, o Bruder, das sind wir dir schuldig, du bist gewiß vornehmer, als wir!" Da weinte und seufzte er. Die Mädchen fragten: „Was hast du? Warum weinst du und betrübst uns so durch deinen Kummer? Wenn du Heimweh hast, so wollen wir dich mit dem Nöthigen ausstatten und du kannst in deine Heimath zu deiner Mutter zurückkehren." Er sagte: „Bei Gott, ich habe keine Lust, euch zu verlassen." Da sagten sie: „Warum bist du denn so niedergeschlagen?" Hassan schämte sich, ihnen etwas von der Prinzessin zu sagen, auch befürchtete er ihre Einreden.

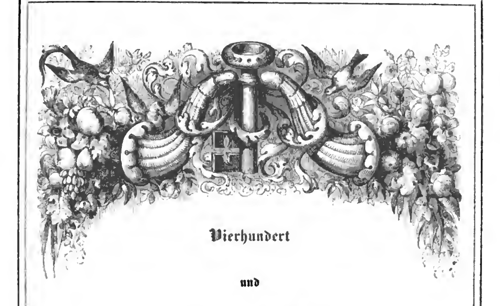
Als er daher schwieg, sagte seine Freundin zu ihren Schwestern: „Er hat einen Vogel in der Luft gefangen, und ihr sollt ihm helfen, ihn zu verzehren." Sie sagten Alle: „Wir sind bereit, dir in Allem beizustehen, erzähle uns nur deine Geschichte." Hassan sagte seiner Freundin: „Erzähle du sie ihnen, denn ich schäme mich." Als diese hierauf ihren Schwestern Hassans Abenteuer erzählt, und Hassan ihre Reize geschildert hatte, wünschten sie zu ihr geführt zu werden. Hassan ging vor ihnen her und öffnete die Thüre seines Zimmers. Sobald sie die schöne Prinzessin sahen, küßten sie die Erde vor ihr und bewunderten ihre herrliche Gestalt, grüßten sie und sagten ihr: „O Prinzessin, wir schwören dir, daß wir von Allem, was mit dir geschehen ist, nichts wußten; hat sich dir Hassan etwa auf eine unanständige Weise genähert?" Sie antwortete: „Nein!" — „Bei Gott," fuhren sie fort, „wenn er das gethan hätte, so wäre ihm der Tod aus unsrer Hand sicher gewesen. Doch ist es natürlich, daß Männer Frauen lieben, und diese sind ja nur für jene geschaffen; hat er doch bei seiner heftigen Liebe nichts Unerlaubtes begehrt. Wüßten wir, daß Mädchen ohne Männer leben könnten, so würden wir ihn von seinem Begehren abzuhalten suchen; oder wüßten wir nicht, daß er das Federgewand verbrannt hat, so würden wir es ihm nehmen." Dann befreundete sich eine der Mädchen ganz besonders mit ihr, gewann ihr Vertrauen und erlangte bald ihre Einwilligung, Hassan zu heirathen. Hassans Hochzeitstag ward mit vielen Festlichkeiten begangen, und als er sich des Abends am Ziele seiner Wünsche sah, sprach er im Taumel der Liebe folgende Verse:

„Dein Wuchs hat mich bezaubert, dein weites Auge und dein Gesicht, das im Schönheitswasser perlt. Ich erblicke in dir die reizendste Gestalt. Die Hälfte deines Leibes ist von Rubinen, ein Dritttheil von Diamanten, ein Fünftheil von Moschus, ein Sechstheil von Ambra, und du gleichst ganz einer Perle, bist nur noch strahlender. Weder unter Eva's Nachkommen, noch unter den Töchtern der Genien ist eine vortrefflicher, als du! Es steht nun bei dir, ob du deinen Sklaven vor Liebe tödten, oder ihm verzeihen willst. O Zierrath der Welt, o mein höchstes Verlangen, wer kann mit Ruhe dein schönes Gesicht sehen?"

Die Mädchen, welche vor der Thüre standen, als Hassan diese Verse recitirte, sagten zur Prinzessin: „Hörst du die Worte der Liebe und tadelst uns noch?" Hassan recitirte hierauf noch tausend andere Verse, welche die Prinzessin sehr entzückten. Vierzig Tage vergingen in allerlei Belustigungen und Festen, bei welchen Hassan von den Mädchen auf alle Weise erfreut und beschenkt wurde.

Hier bemerkte Scheherfad den Tag, weßhalb sie ihre Erzählung unterbrach. In der folgenden Nacht aber erzählte sie weiter:





Vierhundert

und

zweite Nacht.

Die Prinzessin war vollkommen getröstet und fand so viel Wohlgefallen an diesem Aufenthalte, daß sie die Ihrigen ganz vergaß. Nach vierzig Tagen erschien Hassan im Traume seine Mutter, um ihn trauernd, ganz mager und blaß, und sagte ihm: „Mein Sohn Hassan, du lebst noch in dieser Welt und hast mich vergessen? Mein Sohn, sieh, wie ich durch deine Trennung geworden bin; ich werde dich nie vergessen, bis zum Tode. Auch habe ich dein Grab in meinem Hause gebaut, weil ich dich nie vergessen will. Mein Sohn, wird mein Auge dich je wiedersehen? Werden wir, wie früher, vereinigt leben?" Bei diesen Worten erwachte Hassan, mit thränenden Augen, traurig und niedergeschlagen. Als des Morgens die Mädchen wie gewöhnlich ihn besuchten, sah er sie gar nicht an und ging ihnen nicht entgegen. Sie fragten die Prinzessin, was ihm fehle? Diese antwortete: „Bei Gott, ich weiß nicht, er hat mir nichts gesagt."

Als sie dann dem Verlangen ihrer Freundinnen gemäß ihn fragte, erzählte er ihr seinen Traum, den sie dann den Mädchen wieder erzählte. Hassan sprach vor Wehmuth und Mitleid mit seiner Mutter folgende Verse:

„Wir bleiben betrübt und verzweifelt, denn wir suchen deine Nähe und finden sie nicht; die Folgen der Leidenschaft stürmen über uns und bringen uns Leid, wo sie Andre beglücken." –

Als die Mädchen diese Verse hörten, weinten sie aus Mitleid mit ihm und sagten ihm: „O unser Bruder, o Hassan! Niemand von uns wird dich abhalten wollen, deine Mutter zu besuchen, wir werden dir vielmehr noch mit allen unsern Kräften beistehen; doch unter der Bedingung, daß du dich nicht auf immer von uns trennst, sondern uns zweimal im Jahre besuchst." Als Hassan hiezu recht gern einwilligte, machten sich die Mädchen auf und sorgten für seinen Proviant, sowie auch für allerlei kostbare Stoffe und Edelsteine für ihn und seine Gemahlin. Dann schlugen sie die Trommel, es kamen Kameele von allen Seiten her, aus denen sie die besten, die sie zur Reise brauchten, herauswählten; auch beluden sie fünf Maulesel mit verschiedenem Schmuck und Seltenheiten des Landes, und fünfundzwanzig mit Lebensmitteln und andern Kleinigkeiten.



Die Mädchen bestiegen dann ihre Pferde und begleiteten die Prinzessin und Hassan drei Tage lang. Dann schwur Hassan, sie möchten jetzt zurückkehren, worauf

sie Abschied nahmen. Hassans Freundin weinte heftig, als sie ihn umarmte, und fiel in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, sprach sie folgende Verse:

> „Gäbe es doch keinen Trennungstag, denn er verscheucht den Schlaf aus den Augen! Wir müssen nun von einander scheiden, und auf den Tag des Glücks folgt ein Schmerzenstag."

Mit diesen Versen endigte Scheherſad ihre heutige Erzählung, setzte dieselbe aber in der folgenden Nacht also fort:





Vierhundert und dritte Nacht.

Sie beschwor ihn dann noch einmal, wenn er seine Mutter gesehen und einige Zeit in der Heimath zugebracht, doch ja nicht zu unterlassen, sie wieder zu besuchen. „O meine Schwester, Seele meines Körpers!“ rief Hassan, „ich gehe ja sehr ungern von hier fort, und thu' es nur, um meine Mutter wiederzusehen; mein Geist bleibt bei euch, wie sollte ich euch vergessen und eure Entfernung mit Gleichgültigkeit tragen!“ Dann sagte sie ihm: „Wenn du in Noth und Gefahr bist, so schlage auf diese Trommel des Juden,[1] die Kameele werden zu dir kommen, besteige sie sogleich und kehre zu uns zurück.“ Nachdem er nochmals geschworen, daß er wiederkehren werde, schieden sie endlich von einander mit innigstem Bedauern, und besonders die jüngste Schwester konnte sich gar nicht fassen und hörte nicht auf zu weinen.

Hassan reiste indessen Tag und Nacht, durch Wüsten und Einöden, und Berge und Thäler, bis ihn Gott glücklich nach Bassora gelangen ließ. Als er an sein Haus kam, legte er seine Ladung vor die Thüre und entließ die Kameele. Eben wollte er sich

[1] D. h. des Magiers.

die Thüre öffnen lassen, da hörte er, wie seine Mutter mit schwacher kläglicher Stimme Verse recitirte, welche ihm die Leiden, die er ihr durch seine lange Abwesenheit verursacht, auf's lebhafteste darstellten.



Als Hassans Mutter die Verse, welche ihren Sohn tief erschütterten, vollendet hatte, klopfte er an die Thüre. Sie fragte: „Wer ist da?" und Hassan antwortete: „Oeffne nur!" Sie öffnete die Thüre, und vor Freude über das unerwartete Wiedersehen fiel sie in Ohnmacht. Hassan pflegte sie, bis sie wieder zu sich kam, dann umarmte er sie, führte sie in's Zimmer und ließ auch sein Gepäck hineinbringen. Hassans Mutter recitirte in ihrer Freude über die Ankunft ihres Sohnes folgende Verse:

„Als wir uns wiederfanden, klagten wir einander einen Theil unsrer Leiden, denn durch einen Boten bleibt jede Mittheilung unvollständig; gemiethete Klageweiber weinen nicht wie selbstbetrübte, so könnte auch kein Bote dir sagen, was ich selbst fühlte."

Dann setzten sie sich und die Alte fragte Hassan, wie es ihm mit dem Perser gegangen. Er antwortete: „Es war kein Perser, sondern ein Magier, Einer, der das Feuer und nicht den allmächtigen Herrn anbetet.“ Er erzählte ihr dann, wie er von diesem Bösewicht behandelt worden, wie er ihm entkommen und die Mädchen gefunden habe, sodann, wie er die Prinzessin gefangen, und zuletzt, wie er seine Mutter im Traume gesehen, wodurch ihn endlich Gott wieder mit ihr vereinigt. Seine Geschichte erstaunte sie sehr und sie dankte Gott für seine Rettung. Begierig wandte sie sich dann nach dem Gepäcke, das Hassan mitgebracht hatte, und ließ sich beschreiben, worin es bestehe. Endlich näherte sie sich auch der Prinzessin, um sie näher kennen zu lernen, und sie bewunderte die Schönheit ihres Gesichts nicht weniger, als ihren herrlichen Wuchs und anmuthiges Wesen. Noch einmal dankte sie Gott für die Rettung ihres Sohnes, küßte der Prinzessin die Hände und Stirne und gab ihr die freundlichsten Worte.

Scheherſad schwieg, indem der Tag nahe war; in der nächsten Nacht erzählte sie also weiter:





Vierhundert

und

vierte Nacht.

Am folgenden Morgen ging sie nach dem Bazar und kaufte ihr zehn Paar Kleider von den kostbarsten Stoffen der Stadt, schenkte ihr auch andre Kleinodien. Nachdem sie auch Manches zur Hauseinrichtung sich angeschafft hatte, sagte sie zu ihrem Sohne: „Mein Sohn! wir können mit unserm vielen Gelde nicht in dieser Stadt wohnen bleiben, denn du weißt, daß wir arm waren, die Leute werden uns daher als Chemiker (Zauberer) ansehen und uns nicht in Ruhe lassen; laß uns daher lieber in die Friedensstadt nach Bagdad ziehen; dort, wo wir unter dem Schutze des Chalifen leben, errichtest du ein Handelsgeschäft, führst dabei einen frommen Lebenswandel, wie es einem Manne ziemt, dem Gott ein so großes Vermögen geschenkt und den er auf eine so wunderbare Weise erhalten hat.“ Hassan stimmte diesem Rathe bei, ging sogleich an den Tigris und miethete ein Schiff nach Bagdad, ließ all sein Geld und seine Habe, seine Mutter und seine Gemahlin dahin bringen, verkaufte sein Haus, bestieg das Schiff und segelte in zehn Tagen mit günstigem Winde nach Bagdad. Sobald sie ankamen, ging Hassan in die Stadt und miethete ein Magazin in einem Chan, wohin er sein Gepäck und seine Leute brachte, um dort zu übernachten. Am folgenden Morgen kleidete er sich um, ging durch die Stadt und ließ sich zu einem Makler führen. Der Makler fragte ihn, was er von ihm wolle. „Ich will ein

schönes, neues, geräumiges Haus kaufen," erwiderte Hassan. Der Makler zeigte ihm die Häuser, die er feil wußte, und Hassan, dem ein Haus, das einem Vizier gehört hatte, am besten unter allen gefiel, kaufte es für 1050 Dinar. Er kehrte dann in den Chan zurück und brachte seine Leute und Alles, was er dort hatte, in sein neugekauftes Haus. Hierauf ging er wieder auf den Bazar und kaufte noch einige Mobilien für das Haus und Sklaven zu seiner Bedienung.

Hassan lebte drei Jahre lang recht vergnügt mit seiner Frau, die ihm zwei Knaben gebar; den einen nannte er Naser und den andern Mansur. Nach dieser

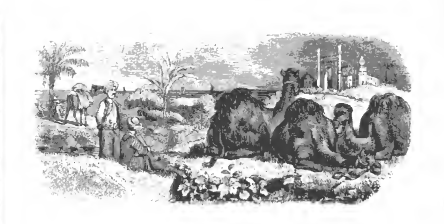


Zeit sehnte er sich nach seinen Freundinnen, den Mädchen, die ihm so viel Gutes erwiesen; er ging daher aus und kaufte allerlei Dinge, die er bei ihnen vermißt hatte, Süßigkeiten, Kleidungsstücke, Zucker, Früchte u. s. w., und brachte es nach Hause. Als seine Mutter ihn fragte, wozu er dies gekauft, sagte er: „Ich habe beschlossen, meine Schwestern zu besuchen, die mir so viele Wohlthaten erzeigt und denen ich nebst Gott mein ganzes Glück zu verdanken habe; ich will meine Sehnsucht nach ihnen stillen, mich dankbar gegen sie zeigen, und, so Gott will, kehre ich bald wieder zurück." Die Mutter konnte ihre Einwilligung nicht versagen, sie bat ihren Sohn nur, nicht lange wegzubleiben. Hassan bat seine Mutter, das Federnkleid, das er in einer Kiste unter dem Magazine verborgen hatte, wohl zu verwahren, daß seine Frau es nicht entdecke und mit ihren Kindern davon gehe und nie wiederkehre. „Hüte dich," sagte er, „mit irgend Jemanden davon zu sprechen, denn wie leicht könnte es ihr wieder zu

Ohren kommen. Du weißt, daß sie die geliebte Tochter eines großen Königs ist, der viele Truppen und Verbündete hat und dem viele Priester und Zauberer gehorchen. Erweise ihr alle möglichen Liebesdienste, aber lasse sie durch keine Thür, durch kein Fenster und durch keine Wand sehen. Auch lasse Niemanden zu ihr kommen, denn ich fürchte sogar die Luft, die sie anweht. Stößt ihr durch deine Vernachlässigung ein Unglück zu, so tödte ich mich vor Verzweiflung, schone aber auch dein Leben nicht." — „Gott bewahre!" rief Hassans Mutter; „bin ich denn von Sinnen, daß du mir Derartiges anzuempfehlen brauchst? Reise nur ruhig fort und kehre in Frieden wieder, du wirst sie wiedersehen, und sie wird dir selbst erzählen, wie ich mich gegen sie benommen habe; ich bitte dich nur, bleibe nicht länger aus, als du zur Reise brauchst."

Scheherſad bemerkte den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht aber erzählte sie weiter:





Vierhundert und fünfte Nacht.

Nun wollte die Bestimmung, daß die Prinzessin diese ganze Rede mit anhörte. Hassan, der sie nicht bemerkt hatte, ging ruhig zur Stadt hinaus, schlug die Trommel, und es kamen zwanzig Kameele, die er mit allerlei Kostbarkeiten aus Irak belud. Er sagte dann seiner Mutter, seiner Frau und seinen Kindern, von denen das eine zwei Jahre und das andre ein Jahr alt war, Lebewohl. Noch einmal empfahl er seiner Mutter, das Federngewand wohl zu verwahren; dann bestieg er sein Pferd und schlug den Weg nach dem Schlosse seiner Schwestern ein. Er reiste Tag und Nacht durch Thäler und Berge und Wüsten zehn Tage lang, bis er endlich zu dem Schlosse gelangte.

Hassans Besuch überraschte seine Freundinnen sehr angenehm, und nicht minder erfreut waren sie, als sie die kostbaren Geschenke sahen, die ihnen Hassan aus seiner Heimath mitgebracht hatte. Nach der herzlichsten Bewillkommnung führten sie Hassan wieder in sein altes Zimmer und erkundigten sich nach seiner Mutter und Gemahlin. Die jüngste Schwester, seine intime Freundin, war so glücklich, ihn wieder zu sehen, daß sie in ihrer Freude folgende Verse sprach:

„Ich athme die Luft ein, die von deinem Lande herweht und des Morgens
an dir vorüberstreifte. Ich frage den Wind nach dir, so oft er aus deiner
Heimath kommt; außer dir aber fällt mir Niemand ein.“

Hassan brachte drei Monate höchst vergnügt bei seinen Freundinnen zu und ahnte nichts von dem, was inzwischen zu Hause sich ereignete.

Am ersten Tage nach seiner Abreise sagte die Prinzessin zu seiner Mutter: „O Herrin! ich bin nun schon drei Jahre hier und noch bin ich in kein Bad gekommen.“



Hassans Mutter antwortete: „O meine Gebieterin, o Prinzessin! so Gott will, wenn dein Gemahl kommt, werde ich ihn bewegen, daß er dir nach Wunsch ein Bad einrichten lasse.“ Sie setzte dann noch weinend hinzu: „O meine Tochter! weißt du nicht, daß wir hier fremd sind und keine Bekannten haben, daß ich daher sehr um dich besorgt seyn muß; wäre dein Mann hier, so würde er dich selbst bedienen, so aber will ich dir Wasser wärmen und deinen Kopf waschen.“ — „Theure Gebieterin,“ versetzte die Prinzessin, „sprächest du so zu einer deiner Sklavinnen, so würde sie nach dem

Sklavenmarkte verlangen und nicht länger bei dir bleiben. Doch die Männer sind zu entschuldigen, die sind eifersüchtig und ihr Verstand sagt ihnen, daß, sobald eine Frau ihr Haus verläßt, sie alles Schlimme begeht. Indessen sind doch nicht alle Frauen einander gleich; auch weißt du ja, daß, wenn eine Frau etwas ernstlich will, sie unbesiegbar ist, und daß sie nur von ihrer Vernunft und ihrem Glauben sich leiten läßt."

Da bemerkte Scheherſad den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht erzählte sie, wie folgt:





Vierhundert

und

sechste Nacht.

Die Prinzessin weinte dann und seufzte und jammerte über ihre Einsamkeit und ihre Trennung von den Ihrigen so lange, bis Hassans Mutter, die nichts gegen ihre Klagen einzuwenden hatte, sie bemitleidete und, sich in den Willen des erhabenen Gottes fügend, Alles, was man zum Bade braucht, zusammenpackte und am folgenden Morgen mit der Prinzessin und ihren Kindern in's Bad ging. Als sie sich entkleideten, erstaunten alle anwesenden Frauen über die Reize der Prinzessin, alle standen um sie herum und bewunderten das edle Geschöpf Gottes und priesen den erhabenen Schöpfer. Bald sprach man in der ganzen Stadt so viel von ihr, daß die Frauen schaarenweise in's Bad kamen, um sie zu sehen. Nun wollte die Bestimmung, daß unter den vielen Frauen, welche das Bad besuchten, auch eine Sklavin des Chalifen Harun Arraschid sich befand, welche Tochfat (Geschenk) hieß. Als diese ein Gedränge im Bade sah, daß man gar nicht durchkommen konnte, und vernahm, daß es einer Fremden willen geschah, näherte sie sich ihr, und auch sie bewunderte ihre Schönheit, denn so schön wie



sie hatte selbst der Chalif kein Mädchen in seinem Harem. Tochfat fand so viel Wohlgefallen an der Prinzessin, daß sie nicht daran dachte, sich zu baden, sondern sie immerfort anstaunte, bis sie ganz gewaschen war und sich wieder ankleidete, wodurch ihre Reize noch erhöht wurden. Tochfat folgte ihr auch, als sie mit ihrer Schwiegermutter das Bad verließ, bis an ihr Haus und merkte es sich.

Als Tochfat in's Schloß des Chalifen zur Frau Subeida kam, fragte sie diese, warum sie so lange ausgeblieben. Tochfat antwortete: „O meine Herrin, ich habe etwas Wundervolles gesehen, desgleichen ich nie, weder in diesem Schlosse, noch in der ganzen Stadt Bagdad gefunden; das hat mich so beschäftigt und sich so ganz meiner Sinne bemächtigt, daß ich, bei deinem Haupte! mich nicht einmal gewaschen und nicht einmal einen Tropfen Wasser berührt habe." Subeida fragte: „Und was war es denn?" — „O meine Herrin," antwortete Tochfat, „ich habe ein Frauenzimmer im Bade gesehen mit zwei Kindern wie der Mond, ihresgleichen hat man nie, weder

unter den Persern, noch unter den Türken, noch unter den Arabern gesehen. Bei deiner Huld, o Gebieterin! wenn der Chalif sie sieht, läßt er ihren Mann umbringen, um sie zu heirathen, und dann wird er gewiß an allen andern Frauen keine Freude mehr haben." Subeida fragte: „Wer ist denn ihr Gemahl?" — „Er heißt Hassan aus Bassora," antwortete Tochfat; „ich bin ihr bis an ihr Haus gefolgt, es gehörte dem Vizier und hat zwei Thore, eins nach dem Flusse und eins nach der Stadt; ich fürchte, der Chalif möchte von ihr hören und trotz dem Gesetze ihren Mann umbringen lassen, um in ihren Besitz zu kommen." Da sagte die Frau Subeida: „Wehe dir, o Tochfat, ist sie denn so schön, daß der Fürst der Gläubigen um ihretwillen seinem Glauben und dem Gesetze zuwider handeln wird? Bei Gott! die muß ich sehen, ist sie so, wie du sie geschildert, gut, wo nicht, so lass' ich dir den Kopf abschlagen, du Verdammte! Hat nicht der Fürst der Gläubigen dreihundert und sechzig Mädchen in seinem Schlosse, so viel als Tage im Jahre, und nicht Eine sollte ihr gleich kommen?" — „Nein," erwiderte Tochfat, „bei Gott! auch in ganz Bagdad, in ganz Persien und Deilam findet man ihresgleichen nicht, Gott hat gar keine mehr so wie sie geschaffen." Hierauf ließ die Frau Subeida den Verschnittenen Masrur rufen und sagte ihm: „Weißt du wohl, Masrur, warum ich nach dir geschickt habe?" Er sagte: „Nein, bei deiner Gnade, meine Herrin!" — „Ich habe dich rufen lassen," versetzte sie, „damit du mir das Frauenzimmer herbringest, das im Hause des Viziers wohnt, welches zwei Thore hat; geh schnell und bring auch die Alte und die Kinder mit, säume nur nicht, denn ich erwarte sie mit Ungeduld!" Mit den Worten: „Ich gehorche," verließ sie Masrur und ging sogleich nach dem Hause des Viziers und klopfte an die Thüre. Hassans Mutter kam heraus und fragte: „Wer ist da?" Masrur antwortete: „Ein Diener des Chalifen." Als sie ihm die Thür öffnete, begrüßte er sie, und auf ihre Frage, was er begehre, sagte er: „Die Frau Subeida, Tochter Kasems, Gemahlin Harun Arraschids, Abkömmling Abba's, Onkel des Propheten (Gott sey ihm hold!), läßt dich und deine Schwiegertochter und ihre Kinder zu sich bitten. Die Frauen, die deine Schwiegertochter im Bade gesehen, haben ihr nämlich so viel von ihr erzählt, daß sie sie zu sehen wünscht." — „O mein Herr Masrur!" rief die Alte, „wir sind hier fremd, und mein Sohn, der gestern abgereist ist, hat mir streng verboten, mit seiner Frau auszugehen oder sie Jemanden zu zeigen. Ich fürchte sehr, es möchte ihr was zustoßen, und wenn dann mein Sohn zurückkehrt, wird er sich und mich umbringen. Ich erbitte mir als Wohlthat, fordre nicht, was ich nicht gewähren kann." — „O meine Dame!" versetzte Masrur, „wüßte ich, daß dir

irgend eine Gefahr drohte, ich würde dich nicht zum Mitgehen auffordern; aber die Frau Subeida will euch nur sehen, dann könnt ihr wieder nach Hause gehen. Fürchte nichts, du wirst es nicht bereuen; ich werde, so Gott will, euch Alle unversehrt zurückbringen." Da die Mutter Hassans nicht widerstehen konnte, umschleierte sie die junge Frau und ging mit ihr und ihren Kindern vor Masrur her nach dem Schlosse des Chalifen. Masrur stellte sie der Frau Subeida vor, welche, sobald die Prinzessin sich vor ihr verbeugt hatte, ihr sagte: „Entschleiere dich doch, ich will das Gesicht sehen, das alle Frauen bezaubert hat." Die Prinzessin küßte die Erde vor ihr und enthüllte ein Antlitz, das den Mond am Himmel beschämt. Gelobt sey der, der sie so geschaffen!

Da bemerkte Scheherſad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht erzählte sie weiter:





Vierhundert und siebente Nacht.

Die Frau Subeida und alle übrigen Anwesenden starrten sie mit Bewunderung an; ihr strahlendes Gesicht beleuchtete das ganze Schloß so, daß alle Frauen, die zugegen waren, ganz bezaubert wurden von ihrer Schönheit. Die Frau Subeida schenkte ihr eines ihrer kostbarsten Kleider und den herrlichsten Schmuck dazu, umarmte sie, ließ sie neben sich sitzen, hing ihr eine Halskette mit Diamanten um und sagte: „Du gefällst mir gar zu gut und machst mir viele Freude, o schöne Dame! äußere nur einen Wunsch gegen mich, es soll dir nichts versagt werden." — „Ich bitte dich, meine Herrin!" sagte die Prinzessin, „befiehl meiner Schwiegermutter, daß sie dir mein Federnkleid bringe, ich will es vor dir ankleiden, du sollst dann sehen, wie ich herum fliege und dir allerlei Spaß mache, worüber du dich wundern wirst." Die Frau Subeida fragte: „Wo ist dein Federnkleid?" — „Es ist bei meiner Schwiegermutter verborgen," versetzte die Prinzessin, „lasse dir es nur herbringen." Die Frau Subeida, begierig, die unerhörten Künste der Prinzessin zu sehen, beschwor die Alte bei ihrem Leben, ihr das Federnkleid zu holen, und versprach ihr, sie wolle ihr dasselbe wieder zurückgeben lassen. „Die Frau lügt," erwiderte die Alte: „gibt es wohl einen Menschen, der Federn hat und fliegen kann?" Aber die Prinzessin sagte: „Bei deinem

Leben, meine Herrin! es ist in ihrer Schatzkammer in einer Kiste verborgen." Da nahm die Frau Subeida eine diamantne Kette von ihrem Halse und zog einen kostbaren Ring aus ihren Ohren und überreichte sie der Alten, indem sie zu ihr sagte: „Bei meinem Haupte, geh und hole ihr das Federngewand, daß wir uns eine Weile an ihr ergötzen, dann sollst du es wieder haben." Als die Alte nochmals betheuerte, sie habe kein derartiges Kleid gesehen und wisse nicht, was sie meine, machte sich die Frau Subeida über sie her, schrie sie an, nahm ihr den Hausschlüssel, gab ihn Masrur mit dem Befehle, damit in ihr Haus zu gehen, die Thür ihrer Schatzkammer einzubrechen und darin so lange zu graben, bis er eine Kiste finde; diese



sollte er aufbrechen und ihr bringen, was darin sey. Als Masrur mit dem Schlüssel fortging, folgte ihm die Alte traurig und bereute es, ihre Schwiegertochter in's Bad

geführt zu haben, weil sie einsah, daß sie es nur aus Schlauheit gewünscht hatte. Sie öffnete selbst die Schatzkammer, und Masrur grub die Kiste hervor, nahm das



Federnkleid heraus, legte es in ein Tuch und brachte es der Frau Subeida. Diese betrachtete es von allen Seiten und es gefiel ihr sehr, denn es war mit vieler Kunst gearbeitet. Sie fragte dann die Prinzessin: „Ist dies dein Federnkleid?" und als ihre Frage bejaht wurde, überreichte sie es ihr. Die Prinzessin freute sich sehr, als sie ihr Kleid noch fand wie es war, sie entfaltete es, nahm ihre Kinder zu sich, umhüllte das Gewand und ward nach des erhabenen Gottes Bestimmung wieder ein Vogel. Die Frau Subeida und alle Anwesenden waren höchst erstaunt, als die Prinzessin sich hin und her schwang, wie ein Vogel einherschritt und mit den Flügeln flatterte. Sie fragte mit klarer Zunge: „Gefällt euch dies?" Die Anwesenden antworteten: „O ja, schöne Dame, was du machst, ist schön." Da sagte sie: „Das ist aber noch schöner," und breitete ihre Flügel aus und flog mit ihren Kindern auf die Terrasse des Schlosses. Voller Verwunderung rief die Frau Subeida abermals: „Bei Gott! was du thust, ist schön." Die Prinzessin aber, die nach ihrer Heimath zurückfliegen wollte, sprach folgende an Hassan gerichtete Verse:

„Du hast mich verlassen, um deine Freundinnen zu besuchen, du lebst bei ihnen recht vergnügt und hältst das Leben für sehr klar und wolkenlos; ich mußte allein im Liebesnetze zu Hause zurück bleiben, denn mein Kleid war verborgen und du empfahlst deiner Mutter, es wohl zu verwahren. Doch ich hörte und merkte mir dies und freute mich sehr darüber. Darum wünschte ich

in's Bad zu gehen, damit man von mir spreche, und so ward ich auch in dieses Schloß geladen. Als man an mir Wohlgefallen fand, rief ich: „O meine Herrin! o mein Herz! ich habe ein kostbares Federnkleid, ihr sollt Wunder sehen, wenn ich's anziehe, ihr werdet alle eure Sorgen darüber vergessen.“ Hierauf mußte Masrur es schnell holen, ich nahm es ihm ab und fand es noch unbeschädigt, ergriff meine Kinder und warf es um und flog auf die Terrasse des Schlosses. Nun sage ich dir, liebe Schwiegermutter, wenn Hassan zurückkehrt und mich noch liebt, so soll er schnell nachkommen.“

Hier beendigte Schehersad ihre heutige Erzählung; in der folgenden Nacht aber fuhr sie fort:







Vierhundert

und

achte Nacht.

Als die Prinzessin diese Verse vollendet hatte, sagte Frau Subeida: „Komm jetzt wieder zu uns herunter, daß wir uns an deiner Unterhaltung erfreuen, o Herrin der Schönheit! Gelobt sey Gott, der dir so viele Reize verliehen." Aber sie antwortete: „Weit entfernt, die Vergangenheit kehrt nicht wieder." Dann sagte sie, zur Alten sich wendend: „O Mutter des armen traurigen Hassan! Bei Gott, es wird mir fern von dir unheimlich werden; was aber deinen Sohn betrifft, so sage ihm: wenn die Nächte der Trennung ihm lang scheinen, und der Zephyr seine Sehnsucht nach mir erregt, er soll zu mir auf die Insel Wak Wak kommen." Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als sie mit ihren Kindern davonflog. Da schlug sich Hassans Mutter in's Gesicht

und schrie und weinte, bis sie in Ohnmacht fiel. Als sie wieder zu sich kam, sagte sie zur Frau Subeida: „Was hast du gethan, o Herrin!" Diese antwortete: „Ich wußte nicht, daß es solche Folgen haben würde. Hättest du mir ihre Geschichte erzählt, und mich mit ihren Umständen bekannt gemacht, so wäre ich nicht auf meinem Wunsche bestanden; ich wußte ja nicht, daß sie fliegen kann, sonst hätte ich sie das Federnkleid nicht anziehen lassen, oder hätte sie die Kinder nicht zu sich nehmen lassen; doch jetzt hilft alles Gerede nichts mehr, ich bitte dich daher, mir darum nicht zu grollen." Da die Alte sich nicht zu helfen wußte, sagte sie: „Ich spreche dich von jeder Schuld frei," ging wieder nach Hause, schlug sich in's Gesicht, bis sie in Ohnmacht fiel. Und als sie wieder zu sich kam, sprach sie voller Sehnsucht nach der Prinzessin, den Kindern und ihrem Sohne folgende Verse:

„Eure Entfernung von der Heimath entlockt mir bittere Thränen. Ich schreie laut wegen der Glut, welche die Trennungsschmerzen in mir angefacht, und die Thränen machen meine Augenlieder wund. O, kehrtet ihr doch zur treuen Liebe wieder, dann würde sich die Zeit für mich verjüngen."



Sie ließ dann drei Grabmäler in ihrem Hause bauen, und weinte darauf Tag und Nacht. Je länger die Abwesenheit ihres Sohnes dauerte, um so unruhiger ward sie, und oft drückte sie ihre Gefühle durch folgende Verse aus:

„Dein Bild schwebt stets vor meinen Augen, stets gedenke ich dein, wenn ich mich bewege und wenn ich ruhe. Deine Liebe durchströmt alle meine

Gebeine, wie der belebende Saft alle Baumzweige. An dem Tage, wo ich dich nicht sehe, wird meine Brust so beklommen; denn ich zweifle dann, ob ich dich je wiederfinde. O du, dessen Liebe mein ganzes Herz erfüllt, habe Mitleid mit mir und fühle die Brust, die eine rasende Glut verzehrt."

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der nächsten Nacht aber fuhr sie also fort:





Vierhundert

und

neunte Nacht.

So weinte die Alte immer fort, betrübt über die lange Abwesenheit Hassans. Dieser hatte den Mädchen gleich bei seiner Ankunft schwören müssen, daß er einen Monat[1] bei ihnen zubringen wolle. Nach einem Monate versahen sie ihn mit Geld und Lebensmitteln, begleiteten ihn eine Strecke weit und nahmen ihm das Versprechen ab, daß er sie bald wieder besuchen werde. Dann nahm Eine nach der Andern von ihm Abschied. Der jüngsten Schwester fiel die Trennung so schwer, daß sie in Ohnmacht fiel; Hassan drückte sie an sein Herz und küßte sie, bis sie wieder zu sich kam, dann sprach sie folgende Verse:

„Wie weh thut mir der Abschied! Welchen Schmerz bringt mir der Trennungstag! Wann wird die Sehnsuchtsflamme durch deine Nähe wieder erlöschen? Wann wird durch deine Rückkehr mir wieder ein freudiges Leben blühen?“

[1] Der Erzähler vergißt, daß er Hassan früher drei Monate ausbleiben ließ.

Als ihn hierauf die zweite Schwester umarmte, sprach sie weinend folgende Verse:

„Nimmst du Abschied, so ist mir, als müßte ich vom Leben scheiden, denn an dir verliere ich meinen besten Freund; bist du fern, so tobt die Hölle in meinem Herzen, in deiner Nähe blüht mir das beseligende Paradies.“

Die Dritte umarmte ihn dann und sprach folgende Verse:

„Wenn wir uns trennen, so geschieht es nicht aus Mangel an Liebe oder Uebersättigung: du bist mein wahres Leben und bleibst es stets, und wie könnte ich gern von meinem Leben Abschied nehmen?“

Als ihn dann die Vierte umarmte, sprach sie weinend folgende Verse:

„Verlasse uns nicht, denn wir können deine Entfernung nicht ertragen und haben weder Kraft, um von dir Abschied zu nehmen, noch Thränen genug, um sie auf der verwaisten Wohnung zu vergießen.“



Die Fünfte sprach folgende Verse, als sie ihn umarmte:

„Sobald die Kameele dich davon tragen, füllt mein Herz heißes Verlangen nach dir; o, stünde es doch in meiner Macht, dir nachzueilen!“

Die Sechste sprach folgende Verse, als sie ihn umarmte:

„In die Ferne zieht der, für welchen ich mein Leben hingegeben hätte, und mit ihm weicht auch der Schlaf aus meinen Augen. Wie schön war die Zeit, die ich mit ihm verlebt! O Herr, bring' mir den Theuren wieder, und wäre es auch nur im Traum!“

Zuletzt kam die Siebente und sprach folgende Verse:

„Euer Abschied ist mir ein bitter Trank, gegen den mein Inneres sich sträubt. Gott weiß, daß ich Euch nur ziehen lasse aus Furcht, Euer Herz möchte an Verlangen nach den Eurigen zu sehr leiden.“

Hassan sagte dann Allen Lebewohl, und sprach folgende Verse:

„Meine Thränen fließen am Trennungstage gleich Perlen, die zu einer Kette sich an einander reihen, so groß ist meine Liebe zu euch. Mit dem Aufbruch der Karavane zieht auch mein Glück dahin, denn nur bei euch kann ich es finden.“

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Schehersad folgendermaßen fortgesetzt wurde:





Vierhundert

und

zehnte Nacht.

Wehmüthig schied dann Hassan und reiste Tag und Nacht, bis er nach Bagdad kam, in die Friedensstadt und das Heiligthum der Abassiden; denn er wußte noch nicht, was in seiner Abwesenheit sich ereignet hatte. Als er zu seiner Mutter kam, fand er sie mager und abgezehrt vom vielen Wachen und Weinen und Fasten, und so schwach, daß sie ihm seinen Gruß nicht einmal erwidern konnte. Thränen waren ihre einzige Antwort, als er sie nach seiner Frau und seinen Kindern ragte. Hassan durchsuchte ungeduldig das ganze Haus, und da er keine Spur von ihnen fand, ward sein Herz beklommen, und ganz außer sich lief er in seine Schatzkammer. Da fand er die zerbrochene Kiste und zweifelte nicht mehr daran, daß seine Frau ihr Federnkleid genommen habe und mit ihren Kindern davongeflogen sey. Er ging zu seiner Mutter, die indessen sich wieder ein wenig erholt hatte, und fragte sie noch einmal nach seiner Frau und seinen Kindern. Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Mein Sohn, Gott vermehre dein jenseitiges Wohl für diesen Verlust! Hier sind ihre drei Gräber.“ Als er dies hörte, stieß er ein jämmerliches Geschrei aus, fiel in Ohnmacht und blieb von Morgens bis Mittags bewußtlos liegen. Seine Mutter blieb neben ihm sitzen und

weinte über ihn, denn sie glaubte nicht, daß er wieder zu sich kommen würde. Endlich erwachte er wieder; da schlug er sich in's Gesicht und weinte, zerriß seine Kleider und nahm in der Verzweiflung ein Schwert, ging auf seine Mutter zu und sagte ihr: „Wenn du mir nicht die Wahrheit gestehst, schlage ich dir den Kopf ab und bringe mich selbst um."



Die Alte sagte zitternd: „Stecke dein Schwert ein und setze dich, ich will dir erzählen, was vorgefallen ist." Als er dies gethan, erzählte sie ihm die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende, dann setzte sie zu ihrer Entschuldigung hinzu: „Hätte die Prinzessin nicht so sehr geweint, daß ich fürchtete, du möchtest bei deiner Rückkehr mir zürnen, daß ich sie nicht in's Bad geführt, so wäre sie nie wieder zu ihrem Kleide gelangt; und auch dann hätte sie es nicht wieder erhalten, wenn nicht die Frau Subeida mit Gewalt mir den Schlüssel genommen und ihn Masrur gegeben hätte. Was konnte ich thun? Du weißt doch, daß Niemand mächtig genug ist, um dem Chalifen zu widerstehen. So kam es denn, daß sie wieder ihr Federnkleid erhielt, mit dem sie sammt ihren Kindern und dem von der Frau Subeida erhaltenen Schmucke davonflog. Doch sagte sie mir noch von der Terrasse herunter: Wenn die Nächte der Trennung deinem Sohne lang werden, und der Zephyr seine Sehnsucht nach mir erregt, so soll er zu mir nach den Inseln Wak Wak kommen. Nun weißt du Alles, was in deiner Abwesenheit vorgefallen ist. Friede sey mit uns!"

Als die Alte ausgeredet hatte, stieß Hassan einen lauten Schrei aus, fiel wieder in Ohnmacht und blieb bewußtlos bis der Tag zu Ende ging. Als er wieder zu sich kam, schlug er sich in's Gesicht, krümmte sich wie eine Schlange auf dem Boden umher, und seine Mutter, welche weinend bei ihm stand, hörte, wie er gegen Mitternacht folgende Verse sprach:

„Haltet ein und betrachtet den Zustand des Verbannten, vielleicht werdet ihr nach der Scheidung Mitleid fühlen. Verläugnet ihn nicht, weil er so elend aussieht; die Liebe zu euch hat ihn dahin gebracht, daß er sich von den Todten nur durch sein Wehеklagen unterscheidet. Haltet die Trennung nur für nichts Leichtes, sie ist bittrer als der Tod.“

Scheherfad schwieg, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:





Vierhundert

und

elfte Nacht.

Hassan ging dann fünf Tage weinend und jammernd im Hause umher, ohne etwas zu essen oder zu trinken, bis ihn seine Mutter beschwor, er möge doch aufhören zu fasten. Aber statt den Trost seiner Mutter anzuhören, sprach er folgende Verse:

„Ich habe meiner Seele eine unerträgliche Liebesbürde aufgeladen. Meine Leiden vermehren sich mit jeder Stunde, ich lebe gedankenlos dahin, und Tag und Nacht sind mir ganz gleich; ehemals fürchtete ich den Tod, jetzt aber betrachte ich ihn als ein Heilmittel."

Erst gegen Morgen schlief Hassan ein wenig ein; da sah er im Traume seine Frau, welche sehr betrübt war und ihre Flucht zu bereuen schien. Hierauf erwachte er wieder und sprach folgende Verse (und wir beten für den Herrn aller Herren):

„Dein Bild verläßt mich keinen Augenblick, ich habe ihm den besten Platz in meinem Herzen eingeräumt; ich lebte keine Stunde mehr, wenn ich nicht Wiedervereinigung hoffte, und erschiene mir nicht dein Bild im Traume, so würde ich nie schlafen."

Des Morgens war Hassan noch niedergeschlagener als zuvor, und so lebte er einen ganzen Monat lang trostlos fort. Dann beschloß er zu seinen Freundinnen zu reisen, um bei ihnen Rath zu holen; er schlug die Trommel, da kamen die Kameele

gelaufen, er bestieg eines derselben und belud die übrigen mit Kostbarkeiten Iraks als Geschenke für seine Freundinnen, empfahl seiner Mutter das Haus, nahm Abschied von



ihr und ritt nach dem Wolkenberge vor das Schloß der Mädchen. Als er vor ihnen mit den Geschenken erschien, freuten sie sich und hießen ihn willkommen, doch sagten sie: „Da du uns erst vor einem Monate verlassen, so hat deine schnelle Rückkehr gewiß eine besondere Ursache." Hassan antwortete ihnen weinend durch folgende Verse:

„Meine Seele ist mit dem Verluste des Geliebten beschäftigt, und freut sich nicht mehr mit dem Leben und seinen Süßigkeiten. Für meine Krankheit gibt es kein Heilmittel, nur der Arzt selbst kann sie heilen. Geliebte, die du mich verlassen und des süßen Schlafs beraubt, so oft ein Wind geht, frage ich ihn nach dir und suche darin deinen Athem mit einzuhauchen. Möchte doch das Schicksal seine Zügel umlenken und mir meine Geliebte wiederbringen, meine Hoffnungen erfüllen und mir wieder selige Tage schenken!"

Er weinte dann wieder, bis er in Ohnmacht fiel, und als er zu sich kam, sprach er folgende Verse:

„Ich beschwöre dich bei Gott, o du Quelle meiner Leiden, kannst du deine Freude daran haben, daß die Liebe mich so peinige? Du hast mich verlassen, ohne daß ich etwas verbrochen habe; habe Mitleid mit deinem Vertriebenen!“

Hassan blieb abermals eine Weile bewußtlos liegen, dann sprach er heftig weinend noch folgende Verse:

„Verlassen hat mich der Schlaf, die Nächte durchwachend vergieße ich immer mehr Thränen, und so oft ich meiner Geliebten gedenke, steigen Seufzer aus meiner Brust.

„O wüßte ich doch, ob ihre Liebe der meinigen gleicht, ob ihre Leiden so groß wie die meinigen sind! Gott verdamme jede Trennung, die so bitter ist! Und gibt es wohl für mich eine Trennung? Stets schwebt ja dein schönes Bild vor meinen Augen, wenn wir auch noch so weit von einander entfernt sind. Klagt mein Herz, so heile ich es mit deinem Namen und freue mich, wenn ich die Taube singen höre. Doch die Taube, die ihren Geliebten ruft, vermehrt meine Sehnsucht und meinen Schmerz. Ich weine und seufze zu jeder Stunde nach dir, o Geliebte, wann wirst du wieder in meine Nähe kommen? Doch, hast du mich auch verlassen und die Treue gebrochen, ich bin dir stets nahe und treu; gewiß wird uns einst das Schicksal wieder vereinen.“

Der Tag hinderte Scheherfad, weiter zu erzählen; in der folgenden Nacht aber begann sie:





Vierhundert und zwölfte Nacht.

Als seine Freundin diese Worte hörte und ihn wieder in Ohnmacht sah, setzte sie sich neben ihn und weinte; auch die übrigen Schwestern weinten mit. Nach und nach erholte sich Hassan wieder, und nach wiederholten Fragen seiner Freundinnen nach der Ursache seiner Verzweiflung erzählte er ihnen, was in seiner Abwesenheit zu Hause vorgefallen, bis zu dem Augenblick, wo seine Frau mit ihren Kindern davongeflogen. Sie fragten dann, ob sie beim Wegfliegen ihrer Mutter nichts gesagt? Hassan antwortete: „Sie hat gesagt, wenn ich mich nach ihr sehne, so soll ich zu ihr auf die Inseln Wak Wak kommen.“ Die Mädchen winkten einander zu, als sie dies vernahmen, sahen einander an, schüttelten den Kopf, beugten ihn, hoben ihn dann wieder auf und sagten: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen. Strecke deine Hand gegen den Himmel aus, und so wenig als du ihn erreichen kannst,

kannst du wieder zu deiner Gattin und deinen Kindern gelangen.“ Bei diesen Worten stürzten Hassans Thränen wie Platzregen auf seine Wangen herunter, und er sprach folgende Verse:



„Die schönen Augen und Wangen haben mich entzückt und eine Liebesglut in mir angefacht, die meinen Körper so aufzehrt, daß kein Fleisch und kein Saft mehr an mir ist. Mädchen wie Gazellen, mit einem Gesichte, in das sich die frömmsten Einsiedler verlieben müßten, sie kamen majestätisch daher, wie ein junger Kata, jeder ihrer Schritte brachte mir herbere Liebespein, und der Anblick ihrer zarten Gestalt beraubte mich meiner Ruhe. Aber wie viele kalte und besonnene Männer sind schon von dem Blitze solcher Augen getroffen worden.“ [1]

Als Hassan diese Verse vollendet hatte, sagte ihm die jüngste Schwester, die ihn noch tiefer als seine übrigen Freundinnen bemitleidete: „Fasse dich und verzage nicht, wer Geduld hat, erreicht sein Ziel; Geduld ist der Schlüssel der Erlösung, so hat ein Dichter auch gesagt:

[1] Es ist unnöthig zu wiederholen, daß die Verse sehr oft gar nicht zum Text passen.

„Laß dem Schicksal freien Lauf und kümmere dich um nichts! Denn in dem Augenblick, wo du dich über etwas grämst, kann Gott schon wieder Alles geändert haben.“

„Darum,“ fuhr sie fort, „fasse Muth und sey stark! Wer zehn Jahre leben soll, stirbt nicht im siebenten; das Weinen und Trauern macht nur krank, sey munter und gescheit und bleibe ruhig bei uns, bis ich, so Gott will, ein Mittel finde, dich mit deiner Gattin und deinen Kindern wieder zu vereinigen.“ Hassan aber fuhr fort zu weinen und sprach folgende Verse (wir aber beten für unsern Herrn Mohammed):

„Wird auch mein Körper geheilt, so bleibt doch meine Seele krank: nur die Vereinigung mit dem Geliebten kann mein Leiden stillen.“

Bei diesen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht fuhr sie also fort:





Vierhundert

und

dreizehnte Nacht.

Er setzte sich dann neben seine Freundin, die ihn über die Art und Weise des Entfliehens seiner Gattin ausfragte, und als er ihr Alles erzählt hatte, sagte sie: „Bei Gott, ich wollte dir rathen, das Federnkleid zu zerreißen, da machte mich der Teufel daran vergessen.“ Sie fuhr dann zehn Tage lang fort ihn zu trösten, er aber hatte weder Lust zu schlafen, noch zu essen, und in seiner Trostlosigkeit sprach er folgende Verse:

„Die Liebe hat so tiefe Wurzeln in meinem Herzen gefaßt, daß mich kein andres Wesen, außer meiner Geliebten, mehr erfreut; sie gleicht an Schönheit einer Gazelle, und mein Herz ist ihr Weideplatz. Ist meine Kraft und meine Geduld dahin, so weine ich, wenn auch meine Thränen nichts nützen.“



Hassans Freundin, nunmehr überzeugt, daß alle ihre Trostworte vergebens seyn würden, ging weinend zu ihren Schwestern, fiel über sie her, küßte ihre Füße und bat sie, ihrem Freunde beizustehen, daß er wieder mit seiner Gattin und seinen Kindern vereinigt werde, und daher ein Mittel ausfindig zu machen, wie er nach den Inseln Wak Wak gelange. Sie vergoß so viele Thränen, bis endlich ihre Schwestern voller Rührung ihr sagten: „Fasse Muth, wir wollen uns bemühen, ihn, so Gott will, wieder zu den Seinigen zu bringen." Indessen mußte Hassan doch auf das nächste Jahr sich vertrösten lassen, denn nur durch einen viel vermögenden Onkel der Mädchen, welcher besonders seine älteste Nichte unaussprechlich liebte, so daß er ihr nichts versagte, konnte ihm geholfen werden. Dieser durfte aber, wenn er nicht von selbst erschien, nur jedes Jahr einmal durch Weihrauch, den er seiner Geliebten gegeben hatte, herbeigerufen werden. Als nun der Monat Muharrem des neuen Jahres vorüber war und der Onkel nicht ankam, sagte die ältere Schwester zur jüngern: „Gib ein wenig Weihrauch her aus dem Beutel, den mir der Onkel geschenkt, und zünde Feuer an." Die Kleine that dies freudig, und kaum hatte die Aeltere Weihrauch auf's Feuer gelegt und dabei an ihren Onkel gedacht, da erhob sich ein mächtiger Staub aus der Wüste, und es kam ein alter Mann zum Vorschein, auf einem Elephanten daher trabend. Die Mädchen freuten sich sehr mit ihm, grüßten, umarmten, küßten ihn, setzten sich um ihn herum und fragten ihn, warum er diesmal so lange ausgeblieben? Er antwortete: „Ich war bisher beschäftigt, wollte mich aber eben auf den Weg machen, als ich euern Weihrauch roch, da warf ich mich



schnell auf einen Elephanten und eilte hierher. Und nun, was wollt ihr von mir, meine Nichten?" — „Du weißt," antwortete die Aelteste, „wir haben dir einmal von unserm Freunde Hassan erzählt, den der Magier Bahram hierher gebracht, und von der Prinzessin, die er geheirathet und in seine Heimath geführt hat." — „Ja wohl, ich erinnere mich," versetzte der Onkel, „und was ist ihm denn geschehen?" — „Die Prinzessin," fuhr die Nichte fort, „ist ihm untreu geworden und mit den zwei Kindern, die sie ihm geboren, davongeflogen, während er bei uns war. Beim Wegfliegen hat sie seiner Mutter gesagt: Wenn dein Sohn kömmt und die Nächte der Trennung lang findet und sich nach mir sehnt, so komme er zu mir auf die Inseln Wak Wak." Als der Onkel dies hörte, schüttelte er den Kopf und biß sich auf die Finger, beugte den Kopf eine Weile zur Erde, kratzte den Boden mit seinen Fingern und sah sich nach Hassan um, der aber versteckt war, so daß er ihn nicht bemerkte, und verstummte. Da sagten die Mädchen: „O Onkel, gib uns doch eine beruhigende Antwort!" Aber er antwortete: „O meine Nichten, der junge Mann ist verloren, wenn er sich den schrecklichen Gefahren dieser Reise aussetzt; er kann nie nach den Inseln Wak Wak gelangen." Die Mädchen riefen dann Hassan hervor, er grüßte den Alten, küßte ihm den Kopf und setzte sich neben ihn. Da sagten die Mädchen zu ihrem Onkel: „Erkläre Hassan selbst, was du uns eben gesagt." Der Alte begann: „Mein Sohn, gib deine peinigenden

Wünsche auf! Strecke deine Hand gegen den Himmel aus: kannst du ihn erreichen, so gelangst du auch wieder zu deiner Gattin und deinen Kindern. Niemals wirst du auf die Inseln Wak Wak kommen, und hättest du fliegende Genien und wandernde Sterne bei dir; denn zwischen dir und diesen Inseln liegen sieben Meere, sieben Thäler und sieben himmelhohe Berge. Wie willst du dahin gelangen? Wer soll dich dahin bringen? Ich beschwöre dich bei Gott, laß von der ganzen Sache ab und denke dir, deine Frau und Kinder seyen gestorben; kümmere dich nicht weiter ab: das ist mein Rath, wenn du ihn annehmen willst."

Schehersad unterbrach ihre Erzählung, setzte sie aber in der nächsten Nacht folgendermaßen fort:





Vierhundert und vierzehnte Nacht.

Als Hassan dies hörte, weinte er, bis er in Ohnmacht fiel; die Mädchen weinten um ihn herum, und die Jüngste zerriß ihre Kleider und schlug sich in's Gesicht, bis sie bewußtlos zu Boden sank. Der Alte, gerührt von ihrer Theilnahme an ihres Freundes Unglück, versprach ihnen seinen Beistand, und sich zu Hassan wendend, rief er ihm zu: „Fasse Muth und sey unverzagt, dann kannst du mit Gottes Willen noch zur Erfüllung deiner Wünsche gelangen. Folge mir nur!" Hassan machte sich auf, nahm von den Mädchen Abschied, die sich sehr freuten, daß ihr Onkel sich seiner annehmen wollte, und setzte sich hinter dem Alten auf den Elephanten. Nachdem sie drei Tage und drei Nächte so schnell wie der Blitz dahinflogen, kamen sie an einen hohen Berg, dessen Steine ganz blau waren. Mitten am Berge war eine Höhle mit

einer eisernen Thüre. Der Alte ergriff Hassans Hand, ließ den Elephanten los und klopfte an die Thüre der Höhle. Da kam ein schwarzer, kahler Sklave heraus, der wie



ein Teufel aussah, in der rechten Hand ein Schwert und in der linken einen Schild trug; sobald er aber den Alten erkannte, warf er Schwert und Schild weg und küßte ihm die Hand. Der Alte nahm dann Hassan mit in die Höhle, und der Sklave schloß die Thüre hinter ihnen. Die Höhle, in welche sie eingetreten, war sehr geräumig und ein gepflasterter Weg in ihrer Mitte führte sie in einer halben Stunde nach einer großen Ebene. Als sie diese durchschritten hatten, kamen sie an ein Gitter mit zwei großen Thüren aus Messing gegossen. Der Alte öffnete eine Thüre und sagte zu Hassan: „Bleib' hier an der Thüre sitzen! hüte dich aber, sie zu öffnen, bevor ich zurückkehre und dir die Erlaubniß mitbringe.“ Er ging nun zur Thüre hinein, blieb eine Weile aus, kam dann mit einem schwarzen, rundleibigen, leichtfüßigen Pferde heraus, das so schnell lief, daß sein eigner Staub es nicht erreichen konnte, und schon gesattelt und gezäumt war. Dieses führte der Alte Hassan zu und ließ ihn es

besteigen. Sie ritten dann mit einander durch die zweite Thür und kamen in eine große Wüste; hier zog der Alte einen Brief hervor und sagte zu Hassan: „Reite jetzt auf deinem Pferde fort, wohin es dich führt. Bemerkst du dann, daß es an der Thüre einer Höhle, wie diese, stehen bleibt, so steige ab, lege ihm den Zaum auf den Sattelknopf und laß es frei; es wird dann allein in die Höhle gehen. Du aber mußt außen stehen bleiben und darfst fünf Tage lang nicht von der Stelle weichen. Am sechsten Tage wird ein alter, ganz schwarz gekleideter Greis mit langem, weißem Barte zu dir herauskommen, küsse ihm sogleich die Hand und berühre deinen Kopf mit dem Saume seines Kleides und weine vor ihm, bis er dich fragt, was du willst. Du gibst ihm dann diesen Brief, den er, ohne ein Wort zu sagen, dir abnehmen und dich dann wieder allein lassen wird. Du mußt nun abermals fünf Tage warten; kommt dann am sechsten Tage der Alte selbst wieder zu dir heraus, so wisse, daß dein Wunsch erfüllt wird, kommt aber einer seiner Jungen, so wisse, daß er dich umbringen will. (Friede sey mit uns!) Fürchtest du also für dein Leben, so begib dich nicht in diese Gefahr, besteige lieber meinen Elephanten wieder, der soll dich zu meinen Cousinen bringen, und diese werden dich mit den nöthigen Lebensmitteln zur Rückkehr nach deiner Heimath versehen. Du kannst thun, was du willst, doch weißt du wohl, mein Sohn, daß, wer nicht viel wagt, auch nicht viel zu erwarten hat.“

Scheherfad, welche bei diesen Worten vom Tag überrascht wurde, hielt inne, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:





Vierhundert und fünfzehnte Nacht.

Hassan erwiderte dem Alten: „Wie kann mich das Leben freuen, so lange meine Gattin und meine Kinder fern von mir leben? Nie werde ich Ruhe finden; bei Gott, ich kehre nicht zurück, bis ich sie wiedergefunden oder der Tod mich erreicht.“ Er weinte und jammerte dann und sprach folgende Verse:

> „Ich stehe mit zerknirschtem Herzen hier und klage laut über den Verlust meiner Geliebten. Vor Sehnsucht küsse ich den Staub, den der Wind mir zuweht. Wenn mein Auge ihre leere Wohnung sieht, so zerreißt der Liebesgram mir das Herz. Gott stehe mir bei; denn ich kann sie nie vergessen, und ihre

Entfernung bringt mich dem Grabe nahe. Man sagt mir: „Habe Geduld,“ aber seitdem sie verschwunden, fühle ich die peinlichste Sehnsuchtsglut. Nie hat Jemand gleich mir geliebt, noch gleich mir solche Trennungsschmerzen empfunden. Aber wie will ich bei ihrer Rückkehr mich freuen! Die Erde will ich, Gott dankend, küssen und dem Freudeboten mein Herz schenken.“

Als der Alte diese Verse hörte, dachte er wohl, daß Hassan von seinem Vorhaben nicht ablassen und jeder Gefahr trotzen würde. Indessen sagte er ihm doch noch: „Wisse, mein Sohn, die Inseln Wak Wak bestehen aus sieben Inseln; auf den ersten sechs befinden sich mächtige Schaaren von Jungfrauen, die letzte aber ist von



Genien, Teufeln, abtrünnigen Geistern und Zauberern bewohnt, und bisher ist noch nie Jemand zu ihnen gelangt und wieder zurückgekehrt. Drum beschwöre ich dich bei Gott, mein Sohn, reise wieder zu den Deinigen zurück, denn deine Gattin ist die

Tochter des Königs der sieben Inseln; wie willst du zu ihr kommen? Gehorche mir, mein Sohn, vielleicht gibt dir Gott eine bessere statt ihrer." Aber Hassan erwiderte: „Bei Gott, mein Herr, wenn man mich in Stücke zerrisse, würde ich sie doch nur immer mehr lieben; ich will nach diesen Inseln gehen und nicht anders als mit meiner Gattin und meinen Kindern umkehren, so Gott will." Der Alte fragte zum letzten Male: „Willst du durchaus dahin gehen?" Hassan, dessen Herz daran hing, das Pferd zu besteigen, antwortete: „Ja, ich bitte dich um deine Hülfe und dein Gebet für mich, vielleicht wird mich Gott wieder mit den Meinigen vereinen." Er weinte dann vor heftigem Verlangen und sprach folgende Verse:

„Nur nach euch, Beste unter den Sterblichen, geht mein Verlangen, euch allein will ich sehen und hören. Ihr thront in meinem Herzen, das ist eure Wohnung, und verlaßt ihr sie, so bin ich trostlos. Glaubt nicht, daß ich eure Liebe entbehren kann, so unglücklich sie mich Armen auch gemacht. Mit euch entfloh auch alle meine Freude, und das Wachen ward mir süßer als der Schlaf. Mit meinen Trennungsschmerzen sehe ich die ganze Nacht nach den Sternen hin, weine so viele Thränen, daß sie einem Regen gleichen. O Nacht, wie lange scheinst du dem von Liebe entbrannten Unglücklichen, der stets nach dem Monde und den Sternen blickt!"

Zum letzten Male suchte der Alte Hassan zur Rückkehr zu bewegen, indem er ihm sagte: „Mein Sohn! du hast eine Mutter, laß sie die Schmerzen deines Unterganges nicht empfinden!" Hassan schwur nochmals, er würde nie ohne seine Gattin und Kinder zurückkehren, lieber wolle er sterben. Weinend sprach er noch folgende Verse:

„Ich schwöre euch, die Zeit der Trennung hat nichts an meiner Liebe geändert, ich gehöre nicht zu denen, die dem Liebesbunde treulos werden. Ich fühle so viele Liebe, daß, wenn ich sie schildern wollte, man mich für rasend halten würde. Nichts als Seufzer, Glut, Trauer und Sehnsucht: wie kann man in solchem Zustande länger leben!"

Es sagt der Erzähler dieser wunderbaren und entzückenden Geschichte — während wir alle für unsern geliebten Herrn Mohammed und für seine Familie und seine Gefährten, die Reinen, beten — als Hassan diese Verse vollendet hatte, wußte nun der Alte ganz bestimmt, daß er entschlossen sey, lieber zu sterben, als sein Vorhaben aufzugeben; er wünschte ihm Glück zur Reise, empfahl ihm noch einmal, was er thun sollte, und überreichte ihm den Brief, indem er ihm sagte, er habe ihn in

diesem Briefe dem alten Sohne der Balkis, Enkel des verruchten Iblis, seinem Lehrer und Meister, empfohlen, dem Menschen und Genien ergeben sind. Hassan nahm dann Abschied und ließ dem Pferde die Zügel, und es flog mit ihm schneller als ein Blitz zehn Tage lang fort. Da sah Hassan einen großen Berg, schwarz wie die Nacht, der den ganzen Horizont von Osten bis Westen einnahm. Als er in die Nähe des Berges kam, fing sein Pferd an, unter ihm zu wiehern. Da kam eine unzählbare Menge Pferde, so viel als Regentropfen, herbeigeströmt, die an seinem Pferde herum strichen, so daß Hassan sich sehr fürchtete. Aber sein Pferd ging immer weiter in's Gebirge, bis es an die Höhle kam, die ihm der Alte beschrieben hatte. Hassan stieg vor der Thür ab und hing die Zügel um den Sattelknopf; das Pferd trat in die Höhle, und Hassan blieb außen stehen, nachdenkend, wie das wohl enden würde. So brachte er fünf Tage und fünf Nächte weinend, traurig und schlaflos zu. Er dachte an seine Entfernung von seiner Heimath und allen Seinigen und machte sich tausenderlei Gedanken.

Scheherſad schwieg, um in der nächsten Nacht ihre Erzählung mit folgenden Worten fortzusetzen:





Vierhundert

und

sechzehnte Nacht.

Am sechsten Tage kam der alte schwarzgekleidete Sohn der Balkis zu Hassan; sobald dieser ihn sah und der ihm gemachten Schilderung nach erkannte, warf er sich ihm zu Füßen, legte den Saum seines Kleides auf seinen Kopf und weinte und jammerte. Der Alte fragte ihn: „Was ist dein Verlangen, mein Sohn?" Hassan antwortete: „Es ist in diesem Briefe ausgedrückt," und überreichte ihm das Schreiben. Der Alte nahm es ihm ab, sprach kein Wort und ging wieder in die Höhle zurück. Hassan blieb, wie ihm befohlen worden, an der Thüre stehen und weinte fünf Tage lang und war sehr betrübt über seine Einsamkeit. Am sechsten Morgen kehrte endlich der Alte weiß gekleidet zurück und gab Hassan ein Zeichen, daß er ihm folge; Hassan ging freudig mit ihm in die Höhle, denn schon ahnte er, daß sein Verlangen in Erfüllung gehen würde. Nach einer halben Tagreise kamen sie an eine gewölbte, mit Edelsteinen besetzte Thür von Stahl. Der Alte öffnete und ging mit Hassan hinein. Da kamen sie durch sieben Gänge und Zimmer mit goldverzierten Steinen gepflastert; dann traten

sie in einen großen Saal mit Marmor belegt, in dessen Mitte ein Garten war, mit allerlei Bäumen, Blumen und Früchten bepflanzt, die Vögel sangen auf den Bäumen und priesen die Macht des Schöpfers. In jeder Ecke des Saales war ein Springbrunnen angebracht mit goldenen Löwen, aus deren Munde Wasser hervorquoll. Auf jeder Seite des Saales stand ein Divan, auf dem ein Scheich saß mit vielen Büchern und goldenen Rauchpfannen und Weihrauch vor sich, und um jeden dieser Männer bildete sich ein Kreis von andern Männern, die in den Büchern lasen. Hassan und sein Führer wurden ehrerbietig empfangen, und dieser gab den Scheichs ein Zeichen, daß sie ihre Umgebung entlassen möchten. Als dies geschehen war, setzten sie sich zu ihm und fragten ihn, wen er bei ihnen einführe. Der Alte sagte hierauf zu Hassan: „Erzähle du ihnen selbst deine Geschichte von Anfang bis zu Ende.“ Hassan erzählte weinend Alles, was ihm widerfahren. Als er zu Ende war, sagten die Männer: „Ist der es also, den der Magier Bahram in einer Kameelhaut von Adlern auf den Wolkenberg bringen ließ?“ — „Ich bin derselbe,“ wiederholte Hassan. Sie wendeten sich dann an seinen Führer mit den Worten: „O Oberster aller Scheichs! wie ist er vom Berge heruntergekommen, auf den ihn Bahram gebracht, und was hat er auf demselben gesehen?“ Der Alte sagte wieder zu Hassan: „Gib diesen Scheichs Auskunft über Alles, was du weißt.“ Als dies geschehen war, sagten die Scheichs, von Hassans Erzählung tief gerührt, zu ihrem Meister: „Bei Gott, dieser junge Mann ist zu bedauern, kannst du ihm nicht beistehen, daß er wieder zu seiner Gattin und seinen Kindern gelange?“ Der Meister antwortete: „Das ist eine schwere Sache, ich habe ihm gerathen, davon abzulassen, er hat aber meinen Rath nicht angenommen. Ihr wißt ja, wie schwer es ist, nach den Inseln Wak Wak zu gelangen, ihr kennt ja die Macht des Beherrschers dieser Inseln; auch habe ich ihm geschworen, daß ich nie sein Land betreten, noch irgend etwas gegen ihn unternehmen wollte; wie kann ich ihn daher zur Prinzessin bringen?“ Da sagten die Scheichs: „O Meister! dieser Mann ist unglücklich und will sich gern in jede Gefahr begeben, du mußt ihm helfen, da er dir einen Brief von deinem Freunde gebracht hat.“ Hassan küßte dem Meister die Füße, legte den Saum seines Kleides auf sein Haupt und rief schluchzend: „O Meister! vereinige mich mit meiner Gattin und meinen Kindern, oder laß mich sterben!“ Die Scheichs, welche an Hassans Schicksal den innigsten Antheil nahmen, sagten zu ihrem Meister: „O Herr! verscherze den himmlischen Lohn nicht, den du dir durch die Rettung dieses Fremdlings zuziehen kannst; überdies ist er dir ja auch von deinem Freunde empfohlen.“ — „Nun so wollen wir ihm beistehen und, so Gott will,

alle unsre Kräfte für ihn anwenden," rief endlich der Alte. Als Hassan diese Worte hörte, küßte er voller Freude dem Meister und den übrigen Scheichs die Füße. Der Meister nahm hierauf Dinte und Papier und schrieb einen Brief, versiegelte ihn und



überreichte ihn Hassan. Auch gab er ihm ein ledernes Beutelchen mit Weihrauch und sagte: „Gib wohl Acht auf dieses Beutelchen, und wenn du in der Noth bist, so nimm ein wenig Weihrauch daraus, gedenke mein und ich erscheine zu deiner Rettung." Er befahl dann einem der Anwesenden, den fliegenden Genius Danesch herbei zu schaffen; diesen ließ der Meister nahe treten, sagte ihm etwas in's Ohr, worauf er den Kopf schüttelte und sagte: „Ich gehorche, Meister!" Dann wendete sich dieser zu Hassan und sagte ihm: „Mein Sohn; reise mit diesem fliegenden Geiste, und wenn er dich gen Himmel hebt und du hörst, wie die Engel Gott preisen, so sprich kein

Wort, sonst geht ihr Beide zu Grunde. Am zweiten Tage deiner Reise wird er dich auf ein weißes Land niedersetzen, auf dem du zehn Tage lang zu wandern hast, bis du vor das Thor einer Stadt kommst, in die du einkehren mußt. Du fragst dann nach dem Könige und wenn du zu ihm gelangst, so grüße ihn und überreiche ihm diesen Brief und merke dir wohl die Befehle dieses Königs." Hassan versprach zu gehorchen, nahm Abschied von den Scheichs, die ihn noch einmal dem Geiste empfahlen, und dieser nahm ihn auf den linken Arm und flog einen Tag und eine Nacht so hoch mit ihm in



die Luft, daß er die Lobpreisungen der Engel hörte. Am folgenden Morgen setzte er ihn auf ein weißes Land und verschwand wieder.

Hassan ging zehn Tage und zehn Nächte lang immer vorwärts, bis er an das Thor einer Stadt kam. Er ging in die Stadt und fragte nach dem König, und als man ihn vor ihn führte, küßte er die Erde vor ihm und grüßte ihn. Der König fragte ihn, was er wolle; da küßte Hassan den Brief, den er bei sich trug, und überreichte ihn dem König. Sobald dieser ihn gelesen hatte, sagte er einem von seiner Umgebung: „Führe diesen jungen Mann in das Fremdenhotel!" Dort bewirthete man ihn drei Tage lang und die angesehensten Männer am Hofe leisteten ihm Gesellschaft und ließen sich von seinen Abenteuern und seiner wunderbaren Reise erzählen. Am vierten Tage kam ein Diener und führte ihn zum König; dieser sagte ihm: „Der Meister schreibt mir, du wolltest nach den Inseln Wak Wak reisen; aber, mein Sohn, ich kann dich

jetzt unmöglich dahin schicken, du müßtest viele Gefahren ausstehen, und furchtbare, öde Wüsten durchwandern. Ich heiße zwar mächtiger Sultan (Hasun), und meine Truppen füllen die ganze Erde aus, doch finde ich es jetzt nicht gerathen, dich zu Land dahin zu befördern, weil eine große Armee an deren Grenze gelagert ist; warte daher, bis demnächst ein Schiff von den Inseln Wak Wak hier landet, da schicke ich dich zu Wasser dahin und empfehle dich den Schiffsleuten als meinen Schwager. Wenn dich dann der Hauptmann an's Land setzt, so wirst du viele Hütten finden; geh nur in eine derselben, bleibe ruhig darin sitzen und sprich kein Wort bis Nacht. Siehst du dann Schaaren von Jungfrauen sich in diese Hütten mit Waaren begeben, so flehe die Eigenthümerin der Hütte, in der du bist, um Schutz an. Gewährt sie dir ihn, so bist du am Ziele, denn sie bringt dich zu deiner Gattin und zu deinen Kindern; wo nicht, so traure über dein ohne Hoffnung verlorenes Leben. Wisse, mein Sohn, daß du dich in Lebensgefahr begibst, denn ich kann weiter nichts für dich thun. Doch stände Gottes Hülfe dir nicht nahe, so hättest du gar nicht hierher gelangen können, und wäre deine Lebensfrist abgelaufen, so konnte dich nichts vor dem Herrn des Elephanten schützen, auch wärest du nicht in die erste Höhle gekommen und nicht zu meinem Meister.“ Als Hassan die Worte des Königs Hasun hörte, sprach er weinend folgende Verse:

„Mir ist vom Himmel meine Lebenszeit bestimmt, die muß ich erreichen;
erst wenn sie abgelaufen ist, kann ich sterben; so lange aber die Stunde nicht
gekommen, darf ein Löwe im Walde mich überfallen, so besiege ich ihn.“

ScheherSad schwieg, um in der folgenden Nacht also fortzufahren:





Vierhundert und siebenzehnte Nacht.

Als Hassan die Verse vollendet hatte, sagte er zum König: „O mächtiger Herr! wann werden die Schiffe von den Inseln Wak Wak kommen?" — „In einem Monate," erwiderte der König; „sie werden dann eine Weile hier bleiben, um ihre Handelsgeschäfte zu verrichten, dann kehren sie wieder zurück und kommen erst in einem Jahre wieder." Hierauf ließ der König Hassan wieder in sein Hotel bringen und ihm alles Nöthige zutragen. Hier blieb er einen Monat, bis die Schiffe ankamen; der König ging dann mit ihm und einigen Kaufleuten den Schiffen entgegen, die sich in großer Zahl einstellten, aber nicht an's Land kamen, sondern die Kaufleute bestiegen kleine Nachen, um am Ufer ihre Handelsgeschäfte zu verrichten. Als sie nach einiger Zeit sich wieder zur Rückkehr anschickten, ließ der König alles Nöthige für Hassan vorbereiten, rief einen Hauptmann zu sich und sagte ihm: „Nimm diesen jungen Mann mit dir, ohne daß ihn Jemand bemerke, und bringe ihn nach den Inseln Wak Wak; schiffe ihn nur dort aus, du brauchst dich nicht weiter um ihn zu bekümmern." Da der Hauptmann



den Befehl des Königs zu vollziehen versprach, warnte dieser Hassan, daß er Niemanden seine Geschichte erzähle, und nahm Abschied von ihm. Hassan wünschte ihm ein langes Leben und immerwährenden Sieg über seine Feinde. Der Hauptmann sperrte ihn dann in eine Kiste, trug sie in einen Nachen und brachte sie auf's Schiff, so daß die Schiffsleute glaubten, sie enthalte Waaren. Die Schiffe segelten bald ab, und nach einer Fahrt von zehn Tagen landeten sie glücklich an den Inseln Wak Wak, wo der Hauptmann Hassan an's Land setzte.

Da Hassan am Ufer viele Hütten aufgeschlagen fand, wie ihm der König Hasun gesagt hatte, verbarg er sich in einer derselben. Nach Sonnenuntergang kam eine Schaar Jungfrauen, so zahlreich wie Heuschrecken, herangezogen, mit gezogenem Schwert in der Hand und ganz mit Eisen bepanzert. Nachdem sie die Waaren, die die Schiffe gebracht, eine Weile besehen hatten, zerstreuten sie sich, und eine von ihnen kam in die Hütte, in der Hassan sich aufhielt. Dieser ergriff sogleich ihre Schleppe, legte sie auf seinen Kopf, küßte ihre Füße und sagte weinend: „Schutz! Hülfe! erbarme dich dessen,

der fern von seiner Heimath, von seiner Frau und seinen Kindern ist und um ihretwillen keine Gefahr scheut, Gott wird sich auch deiner erbarmen und dir Schutz geben!" Als die Jungfrau diese im Tone der größten Verzweiflung ausgesprochenen Worte hörte, sagte sie ihm gerührt: „Sey frohen Herzens, bleibe nur noch verborgen bis morgen Nacht; so Gott will, wird es dir gut gehen." Hassan verbarg sich wieder, und die Jungfrauen durchwachten vor den Hütten bei brennenden Kerzen, auf welche Ambra, Aloe und Moschus gestreut wurde, die ganze Nacht in allerlei Spielen und Lustbarkeiten. Am folgenden Morgen kamen die Nachen wieder an's Land, und es wurde den Tag über viel gekauft und verkauft. Sobald dann die Nacht hereinbrach, kam das Mädchen, das Hassan um Schutz angefleht hatte, wieder in die Hütte, überreichte ihm einen Panzer, einen Helm, ein Schwert und eine Lanze und ging schnell wieder fort, aus Furcht, verrathen zu werden. Hassan dachte wohl, sie habe diese Gegenstände für ihn gebracht; er setzte daher den Helm auf, zog das Panzerhemd an, umgürtete das Schwert, nahm die Lanze in die Hand und blieb vor der Hütte betend stehen. Während er so dastand, kamen auf einmal die Jungfernschaaren mit Fackeln und Laternen an ihm vorüber; da folgte er ihnen nach einem Platze, wo viele Zelte aufgeschlagen waren, und trat mit einer alten Jungfrau in ein Zelt. Als diese ihre Rüstung und den Schleier abnahm, legte Hassan auch seine Waffen nieder und betrachtete die Alte, welche das häßlichste Geschöpf auf der Welt war. Sie hatte triefende Augen, eine große Nase und kahle Augenbrauen, so daß Hassan nicht wußte, ob er sie für ein Schwein, oder für eine schwarzgefleckte Schlange, oder eine schäbige Wölfin halten sollte. Größer als das Entsetzen Hassans beim Anblicke dieser scheußlichen Gestalt war indessen das der Alten, welche Schawahi hieß, im Augenblicke, wo sie einen fremden Mann statt einer Jungfrau in ihrem Zelte bemerkte. „Wer bist du und wie wagtest du es, zu mir herein zu kommen?" fragte sie Hassan mit drohender Stimme. Hassan fiel vor ihr nieder, legte sein Gesicht auf ihre Füße, weinte und jammerte und flehte sie um Gnade und Hülfe an.

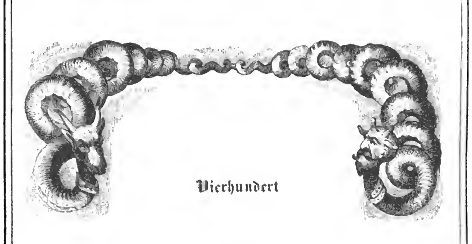
Schawahi bemitleidete Hassan und versprach ihm ihren Schutz; dann sagte sie ihm: „Nie ist einem Menschen so etwas wie dir widerfahren, und stände dir nicht der erhabene Gott bei, so wärest du nicht mehr; doch nun beruhige dich, mein Sohn, und sey frohen Muthes, du hast nichts mehr zu fürchten und wirst, so Gott will, dein Ziel erreichen, was es auch sey."

Hierauf schickte die Alte sogleich nach der Generallieutenantin der Armee und befahl ihr, unter den Truppen bekannt zu machen, daß sie am folgenden Tage ausrücken

müßten, indem jeder Zurückbleibende mit dem Tode bestraft werden sollte. Die Generallieutenantin ging, um Schawabi's Befehl zu vollziehen, und Hassan schloß daraus, daß die Alte an der Spitze der Armee stand. Nachdem diese noch verschiedene andere Befehle ertheilt hatte und der Morgen heranbrach, rückten die Truppen aus, aber die Alte blieb bei Hassan und sagte ihm: „Tritt näher, mein Sohn, und sage mir, warum du trotz aller Gefahren in dieses Land gekommen bist? Sage mir die Wahrheit und verhehle mir nichts! Du gehörst nun zu den Meinigen, stehst unter meinem Schutze und wenn du aufrichtig bist, so helfe ich dir in deinem Unternehmen und kostete es mein Leben. Fürchte nur gar nichts mehr, denn da du bei mir bist, so wird kein Mensch im ganzen Lande dir etwas zu Leide thun."

Scheherfad unterbrach hier ihre Erzählung, um dieselbe in der nächsten Nacht mit folgenden Worten fortzusetzen:





Vierhundert

und

achtzehnte Nacht.

Als Hassan der Alten hierauf seine ganze Geschichte vom Anfang bis zu Ende erzählte, schüttelte sie ihren Kopf und sagte: „Gepriesen sey Allah, der dich gerettet und zu mir geführt hat; wärest du einer Andern in die Hand gefallen, so hättest du gewiß den Tod gefunden. Aber dein Vorhaben ist wohlgesehen bei Gott, und deine wahre Liebe zu deiner Gattin und deinen Kindern wird dich an's Ziel deiner Wünsche führen. Ich will mein Möglichstes thun, dir zu helfen; doch, mein Sohn, deine Gattin ist nicht hier, sie wohnt auf der siebenten Insel Wak Wak, und man hat von hier bis dahin sieben Monate lang Tag und Nacht zu reisen. Man kommt von hier aus zuerst in ein Land, welches das Land der Vögel genannt wird: da schreien die Vögel und machen ein solches Geräusch mit ihren Flügeln, daß die Reisenden kein Wort mehr von einander hören. Durch dieses Land hat man acht Tage zu reisen, dann kommt man in das Land der wilden Thiere: dort lärmen Bären und Wölfe und Löwen auf eine solche Weise durcheinander, daß man ganz toll davon wird, und doch hat man zwanzig Tage lang

in ihrer Mitte zu wandern. Hierauf kommt man in das Land der Genien: dort stoßen die Geister ein lautes Geschrei aus, und man sieht nichts als sprühende Funken, Lichtchen und Rauch, da kann man nichts mehr sehen noch hören, da darf man gar nicht den Kopf umdrehen, oder man ist des Todes, da muß der Reiter den Kopf auf den Sattelknopf legen und kann ihn drei Tage lang nicht aufheben. Dann kommt man an einen himmelhohen Berg und an einen Strom, der nach den Inseln Wak Wak fließt. Nach einer Tagereise erhebt sich ein anderer Berg, welcher Wak Wak heißt,



weil auf diesem Berge Bäume sind, auf denen Köpfe wie Menschenköpfe wachsen und die bei Sonnenaufgang und Untergang rufen: „Wak! Wak! gepriesen sey der Schöpfer!"[1] Bei der Armee des Sultans dieser Inseln, welche aus lauter Jungfrauen besteht, darf kein Mann sich sehen lassen. Ein Strom trennt uns von dem Lande, wo die männlichen Unterthanen des Sultans wohnen. Aber nicht nur über Mädchen, sondern auch über eine unzählbare Menge Genien und Teufel und Zauberer gebietet

[1] Im Arabischen heißt der Schöpfer Challâk, so daß es mit Wak reimt

dieser Sultan. Wenn du dich also fürchtest und nicht weiter mit uns gehen willst, so schicke ich Jemanden mit dir an's Ufer und lasse dich wieder auf einem Schiffe in dein Vaterland bringen." — „O Herrin!" rief Hassan aus, „ich werde nicht ablassen, so lange ich lebe, bis ich meine Gattin und meine Kinder wiedergefunden." — „Nun," versetzte Schawahi, „so fasse Muth; so Gott will, bringen wir dich an's Ziel; ich will sogleich der Königin Nachricht von dir geben und ihre Hülfe ansprechen." Hassan wünschte ihr viel Gutes, küßte ihre Hände und ihren Kopf und dankte ihr für ihren zugesagten Beistand.

Hassan blieb nun über seine Lage nachdenkend bei Schawahi, weinte und recitirte folgende Verse:

> „Wie lieblich duftet der Moschus des Wiederfindens! wie erquickt der Zephyr, der von der Wohnung der Geliebten herweht! Die Nacht der Vereinigung wird zum lichten Morgen und der Trennungstag zur schwarzen Nacht. Der Abschied von der Geliebten ist hart und das Leben fern von ihr eine grausame Qual."

Schawahi ließ dann die Trommel rühren, die Armee brach auf, Hassan, im Meere seines Nachdenkens versunken, folgte der Alten, recitirte allerlei Verse, und die Alte gab sich viele Mühe, ihn zu trösten und zu ermuthigen. So gingen sie fort bis zur ersten Insel, der Insel der Vögel. Als sie dahin kamen, hörten sie ein so lautes Gezwitscher, daß Hassan glaubte, die ganze Welt stürze zusammen; er ward im Kopfe verwirrt, verlor den Verstand, fiel in Ohnmacht, war dem Tode sehr nahe und dachte bei sich selbst, wenn es im Lande der Vögel so zugeht, was wird's erst im Lande der wilden Thiere geben? Die Alte lachte ihn aus und sagte: „Mein Sohn, wenn du in der ersten Insel dich so benimmst, was willst du auf den andern Inseln thun?" Hassan wendete sich zu dem erhabenen Gotte und erflehte seinen Schutz und seine Hülfe zur Erfüllung seiner Wünsche.

Als sie nun in ununterbrochenem Marsche das Land der Vögel durchzogen hatten, kamen sie in das der wilden Thiere; da hörte Hassan einen Lärmen, daß er glaubte, die ganze Welt drehe sich um. Dieses Geräusch war noch weit stärker als das der ersten Insel. Dann erreichten sie das Land der Genien, die Hassan so erschreckten, daß er es bereute, sich in ihr Land gewagt zu haben; doch betete er zu Gott und entkam auch glücklich aus dem Thale der Genien. Sie gelangten hierauf an einen Fluß an dem Fuße eines sehr hohen Berges, schlugen an dessen Ufer ihre Zelte auf

und die Alte errichtete Hassan eine Bank von vergoldetem Cypressenholz, mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Die Truppen stellten sich vor der Alten auf, die ihnen Speisen und Getränke bringen ließ, und als sie gegessen und getrunken hatten, entkleideten sie sich, um im Flusse zu baden und dann zu schlafen, denn nun hatten sie nichts mehr zu befürchten. Hassan verhüllte sein Gesicht, so daß man nur seine Augen sehen konnte, und da er neben Schawabi saß, hielt ihn Niemand für einen Mann. Als daher die Mädchen ihre Kleider auszogen, und im Flusse eine Abtheilung nach der andern sich badete, konnte Hassan die verschiedenartigsten Reize an diesen schönen Jungfrauen bewundern und an dem Lieblichsten, was Gott erschaffen, seine Augen ergötzen. Die Alte hatte absichtlich ausrufen lassen, die Mädchen sollten alle vor ihrem Zelte sich baden, damit, wenn Hassans Gattin unter ihnen sich fände, er sie davon in Kenntniß setze. Aber Hassan sah seine Gattin nicht unter ihnen. Zuletzt kam eine Jungfrau mit zehn Sklavinnen und dreißig Dienerinnen, die sich ebenfalls entkleideten. Nachdem die Herrin allerlei Spaß und Muthwillen mit den Dienerinnen im Wasser getrieben hatte, stieg sie wieder an's Land; man trocknete sie mit seidenen Tüchern ab und brachte ihr Kleider und Schmuck von Genienarbeit, worauf sie wieder mit ihren Dienerinnen sich entfernte. Hassan war ganz außer sich, als er diese sah, und sagte der Alten: „Diese hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem fliegenden Mädchen, das ich auf dem Schlosse meiner Freundinnen gesehen, auch hat diese es eben so mit ihren Dienerinnen gemacht. Aber doch," fuhr Hassan fort, „ist sie nicht meine Gattin. Nein, bei meinem Leben! keine unter Allen ist so schön und so hübsch gewachsen, wie meine Gattin." Die Alte bat Hassan, ihr einmal seine Gattin deutlich zu beschreiben; „denn," sagte sie, „ich kenne alle Mädchen auf der Insel Wak Wak, ich bin ja ihre Anführerin, und weiß ich einmal, welche deine Gattin ist, so werde ich mich bemühen, ihrer habhaft zu werden." — „Meine Gattin," begann Hassan, „hat ein Gesicht wie der leuchtende Mond, einen Wuchs wie die Zweige des Ban, einen wohlgeformten Busen, schwarze Haare, einen feinen Körper, weiße Zähne, eine süße Zunge, sie hat Lippen wie Korallen, Wangen wie zwei Rosen, mit einem kleinen braunen Mahl, schwarze Augenbrauen, einen kleinen Mund und zartgebaute Hüften." Da sagte die Alte: „Beschreibe sie noch einmal!" und Hassan setzte noch hinzu: „Meine Gattin hat ein schönes Gesicht, einen langen Hals, eine leuchtende Gesichtsfarbe, Wangen wie Anemone, einen Mund wie ein Siegelring von Carniol, Zähne, die wie Perlen glänzen und zwischen denen Moschus hervorduftet." Als die Alte dies hörte, beugte sie den Kopf eine Weile zur Erde, dann erhob sie ihn zu Hassan und sagte: „Ich gehe

durch dich zu Grunde. O hätte ich dich nie gekannt, denn ich kenne nun deine Gattin; sie ist die älteste Tochter des Königs, der über sämmtliche Inseln Wak Wak regiert, öffne nur deine Augen und schärfe deinen Verstand und erwache aus deinem Schlafe, denn wenn diese deine Gattin war, so wirst du sie nie mehr wiedersehen; zwischen dir und ihr ist so weit, wie vom Himmel bis zur Erde; kehre nur bald um, sonst gehen wir Beide zu Grunde."

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung, um sie in der nächsten Nacht also fortzusetzen:





Vierhundert und neunzehnte Nacht.

Als Hassan dies hörte, weinte er, bis er in Ohnmacht fiel. Aber Gott hatte der Alten zu ihm so viel Liebe wie zu einem Sohne eingeflößt, sie weinte neben ihm bis er wieder zu sich kam. Dann sagte er: „O meine Herrin! wie soll ich jetzt umkehren, da ich nun einmal so weit gekommen bin? Ich hätte nie gedacht, daß du mich verlassen würdest." Schawahi erwiderte: „Mein Sohn, ich glaubte, deine Gattin sey ein gewöhnliches Mädchen: hätte ich gewußt, daß sie eine Prinzessin ist, so hätte ich dich nicht so weit kommen lassen. Doch, mein Sohn, du hast ja nun alle Mädchen gesehen, sage mir, welche dir am besten von ihnen gefällt: du sollst sie statt deiner Gattin haben. Denke dir, deine Gattin und ihre Kinder wären gestorben, nimm daher eine Andere und kehre in Frieden nach Hause zurück, ehe du dem König in die Hand fällst, sonst kann ich nichts mehr für deine Rettung thun. Ich beschwöre dich, thue dies, und laß mich nicht deinen Untergang sehen." Hassan schlug den Kopf zur Erde nieder und sprach weinend einige Verse, welche seine innige Liebe zu seiner Gattin und seine Gleichgültigkeit gegen alle anderen Frauen aussprachen.

Als er seine Verse vollendet hatte, sagte sie ihm jedoch noch einmal: „Mein Sohn, ich weiß nichts zu thun; wenn ich mit dir in die Stadt gehe, so ist's um dich geschehen, und wer weiß, was die Königin thun wird, wenn sie deine Ankunft erfährt, da doch sonst kein Mensch zu ihr gelangt. Und wie soll ich dich mitnehmen in die Stadt, wo die Jungfrauen, die du im Bade gesehen und die vor dir nie einen Mann erblickt haben, dich bald wieder erkennen würden? Darum, mein Sohn, geh in deine Heimath zurück, suche dein Leben zu retten, ich will dir das schönste Mädchen und die reichsten Schätze geben." Hassan weinte, küßte ihr die Füße und sagte: „Da ich so weit gekommen bin, soll ich nun, ohne mein Ziel zu erreichen, umkehren? Jetzt, wo ich im Lande meiner Geliebten bin und ein baldiges Wiedersehen erwartete? Vielleicht ist mir das Glück günstig!" Hierauf klagte und jammerte er wieder so lange, bis



Schawahi ihm schwur, sie wolle das Aeußerste wagen, um ihn wieder in den Besitz seiner Gattin und seiner Kinder zu setzen.

Hassan fühlte sich wieder neu gestärkt und unterhielt sich den ganzen Tag mit der Alten. Des Abends trennten sich die Mädchen, ein Theil von ihnen ging in die Stadt, ein anderer in die Zelte, und Schawahi ging auch mit Hassan in die Stadt, führte ihn nach einem einsamen Platze, wo ihn Niemand sehen konnte, damit die Königin noch

nichts von ihm erfahre, bediente ihn selbst und erzählte ihm von der Härte und Strenge des Königs, seines Schwiegervaters. Hassan bat sie nochmals, ihn nicht zu verlassen, da er doch einmal auf sie sein Vertrauen gesetzt. Sie fing an, ernstlich darüber nachzudenken, wie sie den jungen Mann zu seiner Gattin bringen könnte, da er sich doch von nichts abschrecken ließ und keine Gefahr scheute, um nur wieder zu ihr zu gelangen. Endlich beschloß sie, Hassans Angelegenheit der Königin dieser Insel, welche Nur Alhuda hieß, vorzutragen. Diese war eine der sieben Schwestern von Hassans Gattin, welche auf einer andern Insel die Oberherrschaft führte.

Bei diesen Worten bemerkte Scheherfad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht fuhr sie also fort:





Vierhundert

und

zwanzigste Nacht.

Schawahi konnte ohne Schwierigkeit zu Nur Alhuda in's Schloß gehen, denn sie war ehedem Erzieherin der Prinzessinnen gewesen und stand noch bei ihnen und bei ihrem Vater in großem Ansehen. Als Nur Alhuda die Alte sah, stand sie vor ihr auf, umarmte sie und fragte sie nach der Veranlassung ihres Besuchs. Sie antwortete: „Bei Gott, o Königin der Zeit, ich habe eine Angelegenheit, in der du mir behülflich seyn sollst, ich würde sie dir nicht mittheilen, wenn ich nicht so viel Vertrauen zu dir hätte." — „Was ist dein Anliegen?" fragte Nur Alhuda; „erzähle nur, kostete es mein Leben, so soll dir mein Beistand nicht fehlen; ich, mein Gut, meine Truppen, Alles steht zu deiner Verfügung." Die Alte erzählte ihr Hassans Geschichte von Anfang bis zu Ende. Sie zitterte aber wie ein schwacher Zweig bei stürmischem Wetter und rief: „Gott bewahre mich vor der Strenge der Königin!" als sie ihr gestand, daß sie ihm am Ufer Schutz gewährt, ihn bewaffnet mit zur Armee genommen und nun in der Stadt verborgen habe. Auch setzte sie zu ihrer Entschuldigung hinzu: „Sieh, meine Tochter, ich habe ihn vor deiner Strenge gewarnt; aber er sagte: Lieber will ich sterben, als ohne meine Gattin und Kinder leben; ich habe nie mehr Unerschrockenheit gesehen, als er besitzt, so sehr hat sich die Liebe seiner bemächtigt." Als die Alte vollendet hatte, gerieth Nur Alhuda in heftigen Zorn, schlug den Kopf eine Weile nieder, hob ihn

dann wieder zur Alten hin und sagte: „Du verruchte Alte! wer hat dir die Macht gegeben, uns einen Mann hieher zu bringen? hast du je ein solches Beispiel erlebt? Bei meinem Haupte! wärst du nicht meine Erzieherin und Dienerin, ich würde dich gleich mit ihm umbringen lassen, daß deine Geschichte überall als Warnung diene. Doch geh jetzt und bring ihn schnell hieher, oder ich lasse dir den Kopf abschlagen." Die Alte ging ängstlich bebend fort und wußte nicht, ob sie im Himmel oder auf der Erde war, und dachte: Das ist ein Unglück, das mir Gott zugeschickt hat. Als sie zu Hassan kam, sagte sie zu ihm: „O du, dessen Lebensziel herangenaht, steh' auf! die Königin will dich sprechen." Auf dem Wege nach dem Schlosse hörte Hassan nicht auf, Gott um Beistand anzuflehen, während die Alte ihn belehrte, wie er mit der Königin sprechen sollte, worauf er antwortete: „Wenn das göttliche Urtheil gefällt ist, so wird



der Hellsehende doch blind." In's Schloß angelangt, warf sich Hassan vor der Königin, welche verschleiert war, nieder, grüßte sie und sprach folgende Verse:

„Lang daure dir ein überschwängliches Glück, so lange als die Welt
besteht; Gott vermehre stets deinen Ruhm und deine Macht und lasse alle deine
Feinde vor dir zu Schande werden.“

Als Hassan diese Verse gesprochen hatte, gab die Königin der Alten durch einen Wink zu verstehen, sie möchte statt ihrer Hassan anreden. Da sagte die Alte: „Mein Sohn! die Königin erwidert dir deinen Gruß und fragt dich: wie du heißt und wie deine Gattin und deine Kinder heißen?“ Hassan antwortete: „O Königin der Zeit! dein Sklave heißt Hassan, von meinen Kindern heißt das eine Nasser und das andere Mansur, den Namen meiner Gattin aber weiß ich selbst nicht.“ Hierauf fragte ihn die Königin selbst: „Was hat deine Gattin gesagt, als sie mit ihren Kindern davonflog?“ Hassan antwortete: „Sie hat meiner Mutter gesagt: wenn dein Sohn wiederkehrt und die Nächte der Trennung lang findet und sich nach mir sehnt, so soll er zu mir auf die Inseln Wak Wak kommen.“ — „Dies beweist,“ versetzte die Königin, „daß sie dich noch liebt: wie kannst du glauben, sie sey dir für immer entflohen?“ Hassan antwortete: „O Herrin aller Könige, Zuflucht der Reichen und der Armen! Ich habe dir Alles gesagt, wie es sich ereignet hat, und gar nichts verheimlicht, nun erflehe ich deinen Schutz; bei dem erhabenen Gott, habe Mitleid mit mir und verschmähe diese gute That und den Lohn vom Herrn nicht, hilf mir zur Vereinigung mit meiner Gattin und meinen Kindern.“ Nur Alhuda schüttelte lange den Kopf, endlich hob sie ihn ernst gegen Hassan hin und sagte: „Ich werde dir alle Mädchen von der Insel vorstellen und aus Mitleid zu dir deine Gattin dir wiedergeben, wenn du sie unter ihnen erkennst; findest du sie aber nicht, so lasse ich dich vor der Thüre meines Schlosses hängen.“ — „Gern,“ rief Hassan aus, „nehme ich diese Bedingung an, Königin der Zeit.“

Bei diesen Worten bemerkte ScheherSad den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht setzte sie ihre Erzählung folgendermaßen fort:





Vierhundert

und

einundzwanzigste Nacht.

Nur Alhuda ertheilte hierauf den Befehl, daß alle Mädchen in's Schloß kommen sollten; die Alte mußte sie Hassan hundertweis vorführen, bis zuletzt kein Mädchen mehr in der Stadt blieb, das Hassan nicht gesehen hätte. Die Königin fragte ihn dann: „Hast du deine Gattin gefunden?" und als er: „Nein!" antwortete, gerieth sie in heftigen Zorn und sagte zu der Alten: „Laß nun noch alle Mädchen aus dem Schlosse herkommen, vielleicht findet er seine Gattin noch unter diesen." Als auch diese ihm vorgestellt wurden und er seine Gattin nicht sah, zitterte die Königin Nur Alhuda vor Zorn und befahl den Leuten, die sie umgaben, Hassan wegzuschleppen und ihn zu enthaupten, damit ein andermal sich kein Fremder mehr erkühne, ihr Land zu betreten. Hassan wurde mit verbundenen Augen fortgeschleppt, und der Scharfrichter stand schon mit entblößtem Schwerte da und erwartete nur den Wink der Königin, um



ihn zu enthaupten; da trat die Alte hervor, ergriff die Schleppe der Königin, küßte die Erde vor ihr und sagte: „O Königin! bei der Erziehung, die ich dir gegeben, übereile dich nicht! Du weißt, in welche Gefahr sich dieser arme Mann schon begeben und wie vielen Leiden und Schrecknissen er schon getrotzt hat, weil das Auge des Himmels über ihn wachte. Nun ist er in dein Land gekommen, im Vertrauen auf deine Gerechtigkeitsliebe, und du willst ihn tödten lassen? Alle Reisenden werden dich eine Feindin der Fremden und eine Mörderin nennen. Uebrigens fällt er ja immer deinem Schwerte anheim, wenn seine Gattin sich später nicht findet, du kannst ihn ja immer noch umbringen lassen. Verschone ihn um meinetwillen, denn ich habe ihm versprochen, ihn an's Ziel zu führen, weil ich auf deine Billigkeit und Gnade vertraute. Sieh nur, wie beredt er ist, wie er alle seine Gefühle in Versen auszudrücken weiß; seine Worte sind wie aneinander gereihte Perlen, und da er doch einmal hier ist und mit uns gegessen hat, so müssen wir ihn lieben und bedenken, was die Liebe und Zärtlichkeit gegen Frau und Kinder vermag. Du sollst indessen schuldlos an seinem Tode seyn, wenn du ihm auch dein Antlitz zeigst; thust du das aber nicht, so laß mich nur mit ihm umbringen." Die Königin sagte lächelnd: „Sollte ich etwa seine Gattin seyn? Doch bringt ihn her!" Hassan wurde wieder zur Königin geführt, und als sie sich vor ihm entschleierte stieß er ein lautes Geschrei aus und fiel in Ohnmacht. Die Alte bespritzte ihn, bis er

wieder zu sich kam; aber sobald er einen zweiten Blick auf die Königin warf, sank er wieder bewußtlos zu Boden.

Als Hassan sich erholt hatte, sah er der Königin wieder in's Gesicht und schrie so laut, daß fast das Schloß zusammenstürzte. Auf die Frage der Alten, was dies bedeute, antwortete er: „Diese ist entweder selbst meine Gemahlin, oder hat mit ihr die vollkommenste Aehnlichkeit." Da sagte die Königin zur Erzieherin: „Der Mensch ist rasend oder er lügt; denn wie würde er sonst sagen, ich sey seine Gattin?" — „Entschuldige ihn!" rief die Alte; „denn wer an Liebesqual leidet, für den gibt's kein Mittel mehr, der gleicht einem Rasenden." Hassan weinte und sprach folgende Verse:

„Ich sehe ihr Ebenbild und zerfließe vor Sehnsucht, und vergieße heiße Thränen auf ihrem Wohnorte und bete zu dem, der mich mit ihrer Trennung heimgesucht, daß er mich wieder mit ihrer Vereinigung beglücke."

Scheherfad verschob die Fortsetzung ihrer Erzählung auf die nächste Nacht, in welcher sie mit folgenden Worten begann:





Vierhundert und zweiundzwanzigste Nacht.

Dann sagte Hassan, wieder zur Königin sich wendend: „Nein, bei Gott, du bist es nicht." Die Königin sagte lachend: „Fasse dich, laß deine Tollheit und Raserei; sieh mich recht an und erkläre dich deutlicher, vielleicht ist deine Hülfe nahe." Hassan sagte: „O Glückseligkeit aller Könige, Zuflucht der Reichen und der Armen! ich habe dich wohl betrachtet und gefunden, daß du meine Gattin bist oder ihr vollkommen gleichst; was willst du mehr von mir wissen?" — „Sage mir," erwiderte die Königin, „worin hat deine Gattin Aehnlichkeit mit mir?" Hassan antwortete: „Sie hat deine leuchtende Stirne, die Röthe deiner Wangen, deinen hübschen Wuchs, deine süßen Worte, deine schöne Gesichtsbildung, deine lieblichen Augen, deinen blendendweißen Teint." Als die Königin dies hörte, lächelte sie, schaukelte sich hin und her und warf einen wohlgefälligen Blick auf sich selbst; Schweißtropfen bedeckten ihre Stirne, ihre Wangen rötheten sich, ihre Augenbrauen wölbten sich und ihre Augen sprühten Feuer; mit der größten Lebhaftigkeit sagte sie zur Alten: „Führe Hassan wieder in seine

Wohnung zurück, dort soll er gut bedient werden, bis ich über ihn in's Klare komme: denn ein Mann, der aus Liebe zu seiner Gattin so viel thut, verdient unsere Hülfe. Hast du ihn zurückgeführt, so komme schnell wieder zu mir, und so Gott will, wird Alles zum Besten enden." Die Alte ging hierauf mit Hassan in ihre Wohnung und befahl ihren Sklavinnen, Alles zu thun, was er von ihnen verlange. Dann kehrte sie wieder zur Königin zurück, die ihr befahl, sich zu bewaffnen und mit tausend wackern



Reitern sich zu ihrem Vater zu begeben, ihre jüngste Schwester zu grüßen und sie zu bitten, sie möchte den Kindern die Panzer anziehen, die ihnen ihre Tante geschenkt, und sie ihr schicken, denn sie sehne sich sehr nach ihnen, empfahl ihr aber, ja nichts von Hassan zu erwähnen. „Hast du einmal die Kinder bei dir," fuhr die Königin fort, „so lade auch meine Schwester zu einem Besuche ein, eile du aber mit den Kindern voraus, sie mag langsam nachkommen. Nimm du auch einen andern Weg, als sie, reise Tag und Nacht, halte dich keinen Augenblick auf der Reise auf und kehre so bald als möglich mit den Kindern zu mir zurück. Hüte dich aber wohl, einem Menschen etwas von deinem Auftrage zu sagen; ich schwöre dir dafür den heiligsten Eid, daß, wenn meine Schwester seine Gattin ist, ich sie ihm wiedergebe, ist sie aber seine Gattin nicht, so lasse ich ihn umbringen. Ich will nun sehen, ob die Kinder Aehnlichkeit mit ihm haben oder nicht; übrigens weißt du, daß ich sie schon lange nicht gesehen habe,

und ich sehne mich in der That nach ihnen. Du hast gehört, wie Hassan sagte, sie habe vollkommene Aehnlichkeit mit mir, und Gott weiß, daß eine Frau, wie er sie beschrieben, keine Andere als meine jüngere Schwester Manar Alnisa seyn kann." Die Alte küßte die Erde vor ihr, gab Hassan Nachricht von dem Befehle der Königin, und dieser, ganz außer sich vor Freude, küßte der Alten die Stirne; sie aber sagte: „Küsse mich nicht auf die Stirne, sondern auf den Mund, als Zeichen des Heils."

Die Alte bewaffnete sich dann, nahm tausend auserlesene Streiter mit, stieg in's Schiff und fuhr in drei Tagen nach der Insel, wo der König mit Manar Alnisa residirte. Sie ließ ihre Truppen vor der Stadt lagern und ging allein zur Prinzessin Manar Alnisa, grüßte sie und sagte ihr: „Die Königin ist böse, daß du sie so selten besuchst." Manar Alnisa ließ sogleich die Zelte zur Reise hervorholen und legte allerlei Geschenke für ihre Schwester zurecht. Auch der König, welcher von der Terrasse aus die Zelte vor der Stadt sah, und hörte, daß Nur Alhuda ihre Schwester Manar Alnisa zu sich eingeladen habe, ließ allerlei Kostbarkeiten aus seiner Schatzkammer holen, um sie ihr zu schicken, auch ließ er viele Truppen zu ihrer Begleitung ausrücken, denn er hatte eine besondere Vorliebe zu Manar Alnisa (Frauenlicht), welche die einzige Tochter ihrer Mutter war. Die andern sechs Töchter waren von einer andern Mutter. Die Aelteste hieß Licht der Leitung (Nur Alhuda), die Zweite Morgenstern, die Dritte Morgensonne, die Vierte Perlenbaum, die Fünfte Herzenserquickung und die Sechste Mädchenkrone. Als die Alte die Vorbereitungen zur Reise sah, erschien sie wieder vor Manar Alnisa und küßte die Erde vor ihr, und auf ihre Frage, ob sie noch ein Anliegen habe, antwortete die Alte: „Deine Schwester bittet dich, deinen Kindern die Panzer anzuziehen, die sie dir geschickt hat, und sie mir mitzugeben, daß ich ihr dadurch die freudige Botschaft von deiner Ankunft bringe." Als sie dies hörte, schlug sie den Kopf nieder, erblaßte und sagte: „O meine Amme! mein Herz bebt vor Angst." — „Fürchtest du für sie bei deiner Schwester?" fragte Schawahi; „bewahre Gott vor einem solchen Gedanken! Gott erhalte deinen Verstand! Doch ich zürne dir nicht; die Liebe ist immer argwöhnisch; aber, gelobt sey Gott! du kennst meine Zärtlichkeit gegen Kinder, ich habe dich ja auch einst erzogen und alle deine Schwestern. Ich werde auf deine Kinder Acht geben und sie mit meinen Augen bedienen; ich werde ihnen meine Wangen als Teppich unterlegen und sie in meinem Herzen aufbewahren, du brauchst mir sie nicht zu empfehlen; sey nur guten Muths und schicke sie deiner Schwester, ich werde höchstens ein oder zwei Tage vor dir ankommen." Die Alte schwatzte noch lange so fort, bis Manar Alnisa aus Furcht, ihre Schwester zu

erzürnen, ihr nachgab und trotz einer geheimen Ahnung ihre Kinder mit ihr schickte. Die Alte war sehr sorgsam für die Kinder, und reiste schnell mit ihnen fort und brachte sie ihrer Tante Nur Alhuda. Diese freute sich sehr mit ihnen, küßte sie, drückte sie an ihre Brust und setzte sich zwischen sie; dann sagte sie zur Alten: „Bring' jetzt Hassan her; ich verspreche ihm meinen Schutz und er hat nichts von meinem Zorne zu befürchten, da er doch einmal meine Wohnung betreten und so viele Gefahren überstanden hat." Die Alte sagte: „Ich will ihn holen, doch wenn er kommt und diese Kinder die seinigen nennt, so mußt du sie ihm geben, wo nicht, so mußt du ihn unbeschädigt in seine Heimath zurückschicken." Als die Königin dies hörte, rief sie zornig aus: „Woher kommt diese Liebe zu einem Fremdling, der es wagt, zu uns zu kommen und unsre Geheimnisse zu erforschen? Er wird dann erzählen, daß er uns unverschleiert gesehen hat, und uns in seinem Lande einen schlechten Ruf machen. Alle Könige und Kaiser werden davon hören, alle Karavanen werden die Neuigkeit umhertragen und selbst alle Kaufleute werden sagen: Es ist Jemand auf die Inseln Wak Wak gekommen und hat das Land der Zauberer, der Geister, der Vögel und der wilden Thiere glücklich durchreist. Das geschehe nie! Ich schwöre bei dem, der die Himmel gebaut, die Erde ausgedehnt und Alles geschaffen und gezählt hat, wenn dies nicht seine Kinder sind, so schlage ich ihm selbst den Kopf ab."

Schehersad schwieg, da der Tag nahe war; in der nächsten Nacht erzählte sie also weiter:







Vierhundert und dreiundzwanzigste Nacht.

Nur Alhuda schrie dann die Alte an und befahl zwanzig Mamelucken, mit ihr zu gehen und ihr sogleich den jungen Mann zu bringen, der in Schawahi's Hause sich aufhalte. Die Alte ward blaß, ihre Achseln zitterten, alle ihre Gelenke waren gelähmt und kaum hatte sie Kraft genug, mit den Mamelucken in ihr Haus zu gehen. Als Hassan sie sah, stund er auf und grüßte sie, sie aber erwiderte seinen Gruß nicht, sondern sagte ihm: „Habe ich dich nicht lange gewarnt, warum hast du mir kein Gehör geschenkt und mich mit in dein Elend gezogen? Nun geh, die treulose Verrätherin will dich sprechen.“ Hassan stand mit zerknirschtem Herzen auf und folgte, Gottes Hülfe anflehend, den Mamelucken. Als er zur Königin kam, sah er, wie sie mit seinen beiden Kindern, Nasser und Mansur, spielte.

So viel, was Nur Alhuda und Hassan angeht; was aber Manar Alnisa betrifft, so wollte diese am folgenden Tage sich auf den Weg machen, als ein Adjutant

des Königs ihr sagte: „Der König grüßt dich und wünscht dich bei sich zu sehen." Ihr Vater ließ sie, als sie mit dem Adjutanten vor ihm erschien, auf das Sopha an seine Seite sitzen und sagte zu ihr: „Wisse, meine Tochter, ich habe diese Nacht einen Traum gehabt, der mir Besorgnisse für dich einflößt." — „Was hast du im Traume gesehen?" fragte die Prinzessin. „Ich habe im Traume eine Schatzkammer gesehen, angefüllt mit Perlen und Edelsteinen, doch von allen Kostbarkeiten gefielen mir nur sieben Perlen. Von diesen sieben wählte ich die kleinste, die aber die schönste und klarste war; sobald ich aber, glücklich, sie zu besitzen, sie in die Hand nahm, da kam ein Vogel aus einem fremden Lande vom Himmel herunter gestürzt, nahm mir die Perle weg und kehrte wieder dahin zurück, wo er hergekommen war. Dies machte mich so traurig, daß ich erwachte und noch wachend den Verlust der Perle bedauerte. Ich ließ daher die Traumdeuter rufen und erzählte ihnen meinen Traum. Sie sagten mir: Du wirst die jüngste deiner sieben Töchter verlieren und zwar wird sie dir mit Gewalt entrissen werden; diese bist du, meine Theuerste, und nun willst du zu deiner Schwester reisen; wer weiß, was dir zustoßen kann! Gehe also nicht, kehre wieder in dein Schloß zurück." Als Manar Alnisa die Worte ihres Vaters hörte, klopfte ihr das Herz aus Angst für ihre Kinder; sie beugte eine Weile den Kopf, hob ihn dann gegen den König auf und sagte: „O edler König und mächtiger Herr! Die Königin Nur Alhuda hat mich eingeladen und erwartet mich jede Stunde, denn sie hat mich schon in vier Jahren nicht gesehen; wenn ich nicht zu ihr reise, wird sie böse werden; mache dir nur keine Sorgen um meinetwillen; das Höchste ist, daß ich einen Monat von hier abwesend seyn werde, dann kehre ich, so Gott will, wieder. Wer erreicht denn dieses Land? Wer durchzieht die weiße Wüste, wer durchwandert die Inseln der Vögel, Thiere und Geister? Sey nur ruhig, Niemand kann unser Land betreten." So sprach sie fort, bis ihr der König erlaubte, abzureisen, und ihr tausend Reiter als Geleite mitgab, denen er befahl, auf sie zu warten und wieder zu ihm zurückzubringen. Dabei ertheilte er ihnen auch den Befehl, die Prinzessin nur zwei Tage bei ihrer Schwester zu lassen. Manar Alnisa nahm dann mit beklommenem, ahnungsvollem Herzen vom König Abschied und reiste, aus Besorgniß für ihre Kinder, ohne sich irgendwo aufzuhalten, drei Tage und drei Nächte durch.

Folgendes hatte sich inzwischen mit Hassan, der schon früher zu Nur Alhuda geführt wurde, zugetragen. Sobald er seine Kinder sah, fiel er vor Freude bewußtlos nieder, aber auch in seinen Kindern regte sich die kindliche Liebe; sie entwischten aus dem Schooße ihrer Tante und fielen über Hassan her, und der erhabene Gott legte ihnen die Worte: „O Vater!" in den Mund. Die Alte und alle Anwesenden, bis

zu Thränen gerührt, riefen: „Gelobt sey Gott, der die Getrennten wieder vereinigt hat!" und Hassan, wieder zum Bewußtseyn zurückgekehrt, umarmte seine Söhne und



drückte seine Freude in zierlichen Versen aus. Wir aber beten für unsern Herrn Mohammed, den Meister der Wunderthaten.

Als Nur Alhuda sich überzeugt hatte, daß Hassan Vater dieser Kinder und Gatte ihrer Schwester war, zürnte sie ihrer Schwester sehr, auch Hassan überhäufte sie mit Schmähungen, faßte ihn am Hals und trat ihn mit Füßen, bis er umfiel. Dann sagte sie zu ihm: „Steh' auf und rette schnell dein Leben, denn hätte ich nicht geschworen, daß dir nichts Schlimmes widerfahren dürfe, wenn deine Worte sich bestätigten, so wäre deinem Leben von meiner eigenen Hand schon ein Ende gesetzt." Sie schrie dann die Alte so heftig an, daß sie zu Boden fiel, und sagte ihr: „Bei Gott! müßte ich nicht meinen Eid brechen, ich hätte dich mit ihm auf die schlimmste Weise umgebracht. Geh' jetzt schnell in deine Heimath zurück," sagte sie, wieder zu Hassan sich wendend, „denn ich schwöre, wenn ich dich wiedersehe, schlage ich dir und Dem, der dich herbringt, den Kopf ab." Sie ließ dann Hassan von ihren Sklavinnen wegführen. Hassans Verzweiflung war jetzt größer als jemals; er sah die Unmöglichkeit ein, länger auf diesen Inseln zu verweilen, und wußte auch nicht, auf welche Weise er wieder seine Heimath erreichen könnte. Indessen dachte er immer an seine Gattin und richtete folgende Verse an sie:

„Du hast dich entfernt und bist doch meinem Herzen so nahe. Bei Gott, ich werde dich nie aufgeben, bei allem Mißgeschick will ich doch in meiner Liebe ausharren.

Als Hassan diese Verse vollendet hatte, entfernte er sich vom Schlosse, stolperte aber immerfort über seine Schleppe und konnte vor Mattigkeit kaum vorwärts kommen. Die Alte war höchst betrübt um seinetwillen, doch konnte sie der Königin in ihrem Zorne nicht widersprechen, auch durfte sie Hassan nicht folgen, obschon er nicht wußte, wohin sich wenden und was beginnen. Indessen, obschon Hassan Niemanden hatte, den er um Rath fragen konnte, führte ihn doch die Bestimmung an's Ziel seiner Wünsche. Hassan selbst hatte zwar alle Hoffnung auf ein glückliches Entkommen schon aufgegeben, denn wie wollte er alle jene Wege, auf welchen er gekommen war, wieder allein zurücklegen? Auch für seine Kinder und seine Gattin fing er an zu fürchten, weil er nicht wußte, was ihnen von der Königin Nur Alhuda bevorstehe. Jetzt erst bereute er es, in dieses Land gekommen zu seyn und keinen Rath angenommen zu haben, und sprach folgende Verse:

„Laßt mein Auge über den Verlust meiner Geliebten weinen! denn mein Schmerz ist so groß, daß es keinen Trost für mich gibt. Die Trennungskelche machten die Runde, ich mußte sie ausschlürfen, und was ist herber als der Verlust der Geliebten? Sagt mir, wann wird der Teppich des Unwillens, der zwischen uns ausgebreitet ist, wieder aufgehoben werden? Sorgsam hatte ich meine Liebe verborgen, doch die Thränen haben sie bekannt gemacht. Habt Mitleid mit mir, denn mein Herz brennt vor Sehnsucht und in meiner Einsamkeit bleibt mir nichts als Liebesqual. Das Schicksal muß uns einst wieder vereinen; du bist ja ein Theil meiner selbst, und meine Seele ist eng mit der deinigen verbunden. Darum, Geliebte, kehre bald wieder und heile die Trennungswunden, die du mir geschlagen!“

Scheherſad schwieg, um in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzufahren:





Vierhundert und vierundzwanzigste Nacht.

Hassans Gattin, welche einige Tage nach dieser Begebenheit bei ihrer Schwester anlangte, fand ihre Kinder weinend und immer ihren Vater rufend. Sie drückte ihre Kinder, selbst weinend, an ihr Herz und sagte ihnen höchst bestürzt: „Wie fällt euch jetzt euer Vater ein? Bei Gott, wüßte ich ihn noch beim Leben, ich würde euch zu ihm führen.“ Sie seufzte dann, vergoß viele Thränen der Reue über ihre Flucht und der Sehnsucht nach ihrem Gatten, und sprach folgende Verse:

> „O mein Freund! troß der Entfernung liebe ich dich doch noch immer; stets wendet sich mein Auge nach deiner Wohnung, und mein Herz ist voller Erinnerung an die Vergangenheit. Wie manche Nacht haben wir selig beisammen zugebracht, voller Zärtlichkeit und Liebesfreude.“

Da Nur Alhuda aus diesen Versen schloß, daß die alte Liebe sich wieder ihrer Schwester bemeistert hatte, stund sie zornig auf und schlug ihr so derb in's Gesicht, daß sie zu Boden stürzte; hierauf schimpfte sie sie auf die gemeinste Weise und sagte: „Bei Gott! jetzt sehe ich erst, daß du in Wahrheit diesen hergelaufenen Mann geliebt hast.

Konntest du denn keinem Prinzen, keinem Veziersohne, keinem jungen Emir deine Liebe schenken? Wie konnte dir dieser gemeine Mann so gefallen, daß du dich ihm ganz hingabst und zwei Kinder von ihm gebarst? Aber, du Nichtswürdige! ich werde dich und deine Kinder schlachten; doch zuerst will ich dich auf's schmerzlichste peinigen, und so wie du unsere Ehre nicht geschont hast, werde ich dein Fleisch schonungslos zerreißen und es dir zu essen geben; auch deinem Vater will ich deine Schandthat erzählen." Sie ließ sie dann gebunden auf den Boden hinstrecken, fiel mit einem Stocke über sie her und ließ keine Stelle an ihrem ganzen Körper, die sie nicht durchprügelte, bis sie ganz leblos liegen blieb. Nur Albuda ließ sie dann in eine Grube werfen, in



welcher Schlangen und Skorpionen waren; statt der goldenen Ringe ließ sie ihr eine schwere eiserne Kette anlegen, statt ihrer kostbaren Kleider ganz zerlumpte anziehen; sogar ihren Kopfputz ließ sie ihr abnehmen. Nachdem sie eine Wache vor die Grube beordert hatte, durchmusterte sie die Geschenke ihres Vaters und ihrer Schwester, nahm einen Theil davon heraus und legte das Uebrige in ihre Schatzkammer. Hierauf schrieb sie ihrem Vater: „Wisse, daß deine Tochter einen hergelaufenen Mann von Irak geliebt und von ihm zwei Kinder geboren hat. Sie liebt ihn noch und wollte ohne dein Wissen zu ihm reisen; so wenig liegt ihr an unserer Ehre und deinem makellosen Rufe. Eine solche Dirne verdient nicht länger zu leben; darum habe ich, sobald ich ihre Absicht, zu entfliehen, kannte, sie einsperren lassen, bis ich dich um Rath gefragt, was mit ihr und ihren Kindern geschehen soll, damit diese Schande nicht für ewige Zeiten auf uns hafte." Diesen Brief schickte sie mit den Truppen, die ihre Schwester zu ihr begleitet

hatten, fort, und befahl ihnen, ihr schnell wieder Antwort zu bringen. Sobald der König den Brief gelesen hatte, antwortete er darauf seiner Tochter: „Wenn das, was du mir schreibst, erwiesen ist, so verfahre mit Manar Alnisa, wie es dir gutdünkt, ich überlasse dir diese Sache; entscheide, wie du willst. Friede sey mit uns!“ Als die Königin diesen Brief wieder erhielt, ließ sie ihre Schwester zu sich führen; diese schwamm in ihrem Blute, hatte ein härenes Gewand an, war mit schweren eisernen Ketten beladen und auf ihrem Gesichte war die tiefste Demüthigung und Verzweiflung zu lesen.

Nur Alhuda, bei der jedes Mitleidsgefühl gegen ihre Schwester erloschen war, spie vor ihr aus, ließ sie auf eine hölzerne Leiter hinstrecken und mit ihren Haaren daran festbinden, und befahl ihren Dienern, sie zu prügeln. Manar Alnisa weinte laut und schrie um Hülfe, doch Niemand kam, sie zu befreien. Sie sagte dann: „O Schwester! bist du auch gegen mich hartherzig, so habe doch mit diesen kleinen Kindern Mitleid!“ Aber Nur Alhuda ward durch diese Worte nur noch mehr aufgebracht, schalt ihre Schwester eine Buhlerin und sagte: „Gott erbarme sich dessen nicht, der mit dir Mitleid fühlt!“ — „Und was habe ich denn verbrochen, daß du so gegen mich verfährst?“ fragte Manar Alnisa; „ich rufe den Herrn der Erde und des Himmels als Zeugen an, daß ich mich gesetzmäßig verheirathet habe, ich verdiene daher die Schmach nicht, die du auf mich häufst; ich habe nie ein unsittliches Leben geführt. Gott weiß, daß ich die Wahrheit rede.“ Als die Königin dies hörte, sagte sie: „Du wagst es noch, dich zu rechtfertigen?“ fiel dann selbst über sie her und schlug sie, bis sie in Ohnmacht fiel. Man mußte sie lange mit Wasser bespritzen, bis sie wieder zu sich kam. Endlich brach sie in folgende Verse aus:

„Wenn ich schuldig bin und ein Unrecht begangen habe, so bereue ich es und bitte um Gnade.“

Nur Alhuda, welche diese Verse an Hassan gerichtet glaubte, schrie voller Wuth ihre Schwester an: „Du, Dirne, wagst es noch, dich in meiner Gegenwart bei deinem Geliebten zu entschuldigen, daß du ihn verlassen hast und in deine Heimath zurückgekehrt bist?“ Sie ließ sich dann eine Ruthe bringen, schob die Aermel zurück und schlug sie wieder, bis sie kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Als die Alte dies sah, ging sie weinend fort und verwünschte die Königin. Diese hörte es aber, ließ sie durch ihre Diener ergreifen und auf den Boden werfen, nahm eine Peitsche und haute sie auch, bis sie in Ohnmacht fiel; dann ließ sie sie bewußtlos von den Dienern wieder fortschleppen. Das ist's, was die Königin, ihre Schwester, und die Alte angeht; nun, sagt der Erzähler,

höre, was inzwischen mit Hassan sich ereignete. Dieser hatte sich mühsam bis vor das Thor der Stadt geschleppt und war so in seinem Innern zerrüttet, daß er den Tag nicht mehr von der Nacht zu unterscheiden wußte. Außerhalb der Stadt ruhte er am Ufer eines Flusses unter einem Baume aus, sammelte sich wieder und fand unter dem Baume folgende Verse:

„Laß der Bestimmung nur die Zügel frei und kümmere dich um nichts, wenn auch die Unglücksfälle des Schicksals dich überfallen; denn in dem Augenblicke, wo du darüber dich entsetzest, kann Gott schon Alles wieder geändert haben."

Bei diesen Worten bemerkte Scheherfad den Tag und schwieg, um in der folgenden Nacht also fortzufahren:





Vierhundert und fünfundzwanzigste Nacht.

Als Hassan diese Verse gelesen hatte, stand er wieder auf und ging den Fluß entlang. Da sah er zwei Knaben von den Söhnen der Zauberer und Weissager mit einander streiten; vor ihnen lag ein kupferner Scepter, auf welchem allerlei Talismane gestochen waren, und eine kleine lederne Mütze. Hassan trat zwischen sie und fragte, warum sie einander so schlagen? „O Herr," sagte der Aelteste, „da Gott dich hierher geführt hat, so richte du zwischen uns! wir sind zwei Zwillingsbrüder, unser Vater war einer der mächtigsten Zauberer dieses Landes; er hat diese Höhle hier bis zu seinem Tode bewohnt und hat uns diesen Scepter und diese Mütze hinterlassen; nun will Jeder von uns diesen Scepter haben: ich bin aber zuerst zur Welt gekommen, entscheide also!" Als Hassan dies hörte, sagte er: „Was ist wohl der Unterschied zwischen beiden? Der Scepter ist höchstens sechs kleine Silbermünzen werth und die Mütze nicht weniger als drei." Da sagte der Jüngere: „O Herr! du kennst ihren Werth nicht." — „Nun, worin besteht denn ihr Werth?" fragte Hassan. Sie antworteten: „Es ist ein

wunderbares Geheimniß darin verborgen; der Scepter und die Mütze sind so viel werth als der ganze Ertrag der Inseln Wak Wak." — „Erklärt euch deutlicher," sagte Hassan, und sie fuhren fort: „Unser Vater hat hundert und fünfunddreißig Jahre gelebt, bis er in den vollen Besitz dieser Kleinodien gelangte und durch geheime Talismane sie zu seinem Dienste verpflichtete. Aber als er am Ziele seiner Bemühungen war, erreichte ihn der Tod. Was nun die Mütze angeht, so macht sie Jeden, der sie aufsetzt, unsichtbar; der Scepter aber verleiht dem, der ihn besitzt, die Oberherrschaft über die sieben Klassen Genien, und sobald er damit auf den Boden schlägt, werden ihm alle Könige der Erde dienstbar." Als Hassan dies hörte, beugte er eine Weile den Kopf zur Erde und dachte: Wahrhaftig, ich bedauere diese Kinder, doch bedarf ich jetzt dieser Gegenstände eher als sie, um mich, meine Frau und meine Kinder aus der Hand dieser gewaltthätigen Nur Alhuda und aus diesem furchtbaren Lande zu befreien. Gewiß hat der erhabene Gott sie daher getrieben als Mittel zu meiner Rettung. Er hob dann das Gesicht zu ihnen empor und sagte: „Ich will sehen, wer von euch am schnellsten laufen kann, der soll den Scepter haben; wollt ihr meine Entscheidung gelten lassen?" Als sie einwilligten, nahm Hassan einen feinen Stein und schleuderte ihn so weit, daß man ihn gar nicht mehr sah; während aber die zwei Kinder darnach in die Wette liefen, setzte er die Mütze auf und nahm den Scepter in die Hand, um zu sehen, ob sie wirklich eine besondere Tugend besitzen. Die Kinder kamen zurück, aber der



Kleinere, welcher mit dem Steine zu Hassan laufen wollte, fand keine Spur mehr von ihm; und Einer fragte den Andern: „Wo ist unser Richter hingekommen?" Sie suchten lange und fanden ihn nicht, obschon Hassan nicht von der Stelle gewichen war. Sie schalten dann einander und sagten: „Nun ist Beides verloren und Keiner von uns hat weder Scepter noch Mütze; das hat unser Vater uns vorausgesagt;" und hierauf kehrten sie wieder zur Stadt zurück. Auch Hassan, als er von der Eigenschaft der Mütze überzeugt war, ging wieder in die Stadt, ohne daß ihn Jemand sah, und verfügte sich auf's Schloß in's Zimmer der Alten. Da er sie überraschen wollte, näherte er sich einem Schranke, worauf allerlei Glas und Porzellan aufgestellt war, schüttelte daran und warf etwas davon auf den Boden. Die Alte erschrack, schlug sich in's Gesicht, stund auf und sagte: „Ich glaube, die Königin Nur Alhuda hat einen Teufel gegen mich geschickt; ich bete aber zu dem erhabenen Gott, daß er mich und den armen fremden Hassan vor ihrem Zorne schütze; denn wenn sie gegen ihre Schwester, die ihr Vater von Herzen liebt, so verfährt, wie wird sie erst gegen Fremde seyn? Ich beschwöre dich beim allgnädigen, erhabenen, mächtigen Herrn und bei dem, was auf Salomons Siegel geschrieben ist, antworte mir, du unsichtbarer Geist!" Hassan antwortete: „Ich bin kein Teufel, ich bin der verzweifelte, unglücklich liebende Hassan." Er zog dann seine Mütze ab und die Alte erkannte und grüßte ihn, und bat ihn, ihr zu erzählen, wie er auf einmal sich unsichtbar machen konnte.

Hier bemerkte Schehersad den Tag, weßhalb sie ihre Erzählung unterbrach. In der folgenden Nacht aber erzählte sie weiter:





Vierhundert und sechsundzwanzigste Nacht.

Als Hassan der Alten sein Zusammentreffen mit den Kindern erzählt hatte und den Scepter und die Mütze zeigte, freute sie sich sehr und sagte: „Gelobt sey Gott, der todte Gebeine, wenn sie schon zu Staub geworden, wieder belebt. Bei Gott! es wäre um dich und deine Gattin geschehen gewesen. Nun kenne ich diese Kleinodien; der Mann, der sie gemacht hat, war mein Meister in der Zauberkunst und hat hundert und fünfunddreißig Jahre gebraucht, bis er diesen Scepter und diese Mütze verfertigte. Auch habe ich gehört, wie er seinen Kindern sagte: „Diese Schätze sind nicht für euch, ein fremder Mann wird sie euch mit Gewalt entreißen." Die Kinder sagten hierauf: „O Vater, sage uns, wie er sie uns nehmen wird," und er antwortete: „Das ist mir selbst verborgen, ich weiß nicht, auf welche Weise."

„Nun," fuhr die Alte fort, „bist du im Besitze deiner Gattin und deiner Kinder. Höre, was ich dir sage: ich mag bei dieser Ruchlosen, die meine Ehre so geschändet

hat, nicht länger bleiben; ich werde in die Zauberhöhle gehen und dort bei den Zauberern mein Leben beschließen; du aber, mein Sohn, setze die Mütze auf, nimm den Scepter in die Hand, geh' zu deiner Gattin und befreie sie von ihren Ketten; schlage nur mit dem Scepter auf die Erde und sage: Erscheinet, ihr Diener dieser Talismane! und wenn dann Einer von den Häuptern der Genien sich dir naht, so befiehl ihm, was du willst." Hassan nahm dann Abschied von ihr, setzte die Mütze auf, nahm den Scepter in die Hand und ging in das Gemach, wo seine Gattin war; er fand sie regungslos auf eine Leiter gestreckt und mit den Haaren festgebunden. Ihre Augen waren rothgeweint, ihr



Gesicht war ganz entstellt und ihre Kinder weinten neben ihr. Als Hassan seine Gattin in diesem erbärmlichen Zustande sah, weinte er, und als er seine Kinder wahrnahm, zog er seine Mütze ab. Da schrien die Kinder: „O unser Vater!" Hassan setzte schnell die Mütze wieder auf, so daß seine Gattin über den Ausruf der Kinder erstaunte und, da sie Niemanden erblickte, sie fragte: „Wie fällt euch jetzt euer Vater ein?"

Sie weinte dann so heftig, daß die Thränen in zwei Bächen von ihr strömten und den Boden tränkten, und auf ihren Wangen waren zwei schwarze Furchen von den Thränen sichtbar, denn sie hatte nicht einmal eine Hand frei, um sie zu trocknen. Die Mücken sättigten sich nach Lust an ihrem Körper und Niemand störte sie. Hassan zeigte sich dann den Kindern abermals, indem er die Mütze abnahm, und sie schrien wieder: „O Vater!“ Manar Alnisa weinte noch heftiger und sagte: „Wie fällt euch auf einmal euer Vater ein?“ Dann sprach sie folgende Verse:

„Der leuchtende Mond ist nicht mehr im Hause, drum, mein Auge, laß deine Thränen reichlich fließen. Er ist fern von mir, wie soll ich mich nun fassen? Wo Muth und Kraft schöpfen? O mein Geliebter! immer bist du noch meinem Herzen nahe und immer frage ich, wann werde ich dich wiedersehen? Meine Sehnsuchtsglut lodert so heftig, daß alle Thränenwolken, die sich darüber ergießen, sie nicht löschen können.“

Hassan konnte nun nimmer länger seine Gattin so leiden lassen, und nahm daher seine Mütze herunter, um sich ihr sichtbar zu machen. Als sie ihn erkannte, schrie sie, daß fast das Schloß zusammenstürzte; dann sagte sie: „Wie bist du hierher gekommen? vom Himmel oder von der Erde? Doch haben wir jetzt keine Zeit mit langen Reden zu verlieren; was geschehen ist, ist geschehen; das Schicksal hat uns verblendet und die Feder hat nach Gottes Rathschluß aufgeschrieben. Nun beschwöre ich dich bei Gott, rette dein Leben, ehe dich Jemand erblickt, sonst ist's um uns Beide geschehen.“ Hassan antwortete: „Bin ich nicht mit Lebensgefahr hierher gekommen? nun will ich sterben oder mit dir und meinen Kindern, trotz deiner ruchlosen Schwester, zurückreisen.“ Als sie dies hörte, sagte sie, wehmüthig lächelnd: „Mich kann nur der erhabene Gott retten, sorge du aber für deine Erhaltung und stürze dich nicht selbst in den Abgrund; hier ist eine mächtige Armee, mit der sich Niemand messen kann, und könntest du auch mit mir und meinen Kindern aus dieser Stadt entfliehen, wie willst du von diesem entlegenen Lande in deine Heimath kommen?“ — „Bei deinem Leben, o Licht meiner Augen,“ versetzte Hassan, „ich werde dieses Schloß nicht ohne dich verlassen, sondern dich den Feinden zum Trotze mitnehmen.“ — „Wie kannst du das?“ fragte sie, „gebietest du über Geister und Zauberer?“ Er antwortete: „Mit dieser Mütze und diesem Scepter rette ich dich,“ und erzählte ihr hierauf die Geschichte mit den Kindern. Da trat plötzlich die Königin zu ihnen in's Zimmer, und Hassan hatte kaum noch Zeit genug, sich durch

das Aufsetzen der Mütze unsichtbar zu machen. „Mit wem hast du gesprochen?“ fragte sie ihre Schwester. Manar Alnisa antwortete: „Mit wem anders als mit diesen Kindern?“ Nur Alhuda, welche ihr nicht glaubte, ließ sie in ein anderes Zimmer schleppen und ging fort.

Da bemerkte Scheherſad den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht erzählte sie, wie folgt:





Vierhundert

und

siebenundzwanzigste Nacht.

Als die Nacht herannahte und Manar Alnisa von ihren Wächtern verlassen wurde, begab sich Hassan zu ihr, band sie los, nahm seinen ältesten Sohn auf den Arm, gab den jüngsten seiner Gattin und empfahl sich dem göttlichen Schutze. Wie sie aber zum Schlosse hinaus wollten, fanden sie das Thor von außen geschlossen, da gaben sie alle Hoffnung auf eine glückliche Flucht auf, und Hassan rief bestürzt: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott dem Erhabenen! Alles habe ich voraus berechnet, nur das nicht; nun wird es Tag werden und wir fallen wieder in die Hand unsrer Feindin; was ist da zu thun?" Da sagte seine Frau: „O Hassan! wir wollen uns selbst tödten, um einmal Ruhe zu finden und nicht neuen Qualen entgegenzugehen." Während sie so sprachen, sagte Jemand von außen: „Bei

Gott! ich öffne euch, wenn ihr mir meine Bitte gewährt." Als sie von außen angeredet wurden, fürchteten sie sich noch mehr und wollten wieder in ihr Gemach zurückgehen. Da rief dieselbe Stimme wieder: „Warum antwortet ihr mir nicht?" Hassan erkannte jetzt die Stimme der Alten und rief ihr voller Freude zu: „Oeffne nur, dein Wille geschehe, es ist keine Zeit zum Sprechen." Aber sie erwiderte: „Bei Gott! ich öffne nicht, oder ihr müßt mir schwören, daß ihr mich mit euch nehmen wollt, denn ich mag nicht länger bei dieser ruchlosen Königin bleiben, ich will euer Schicksal theilen, mit euch gerettet werden oder umkommen." Da schwuren sie der Alten, daß sie sie mitnehmen wollten. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als das Thor aufging und die Alte auf einem Löwen saß, den sie an einem Stricke führte, und ihnen sagte:



„Folgt mir und fürchtet nichts! Ich habe vierzig Kapitel von der Zauberkunst auswendig gelernt: das geringste davon genügt mir, um vor Tagesanbruch diese Stadt in ein wogendes Meer und alle Mädchen, die darin sind, in Fische zu verwandeln. Doch wage ich es nicht, einen solchen Zauber zu gebrauchen, aus Furcht vor dem König; aber ihr

sollt andere Wunderthaten von mir sehen, kommt nur schnell!" Hassan und seine Gattin folgten der Alten zur Stadt hinaus. Da schlug Hassan mit seinem Scepter auf die Erde und sagte: „Ich beschwöre euch, ihr Diener dieser Talismane, erscheinet und gehorchet meinem Willen!" Sogleich spaltete sich die Erde und es traten sieben Geister hervor, so groß, daß ihre Füße den Boden berührten und ihr Kopf die Wolken spaltete. Sie verbeugten sich dreimal vor Hassan und sagten: „Was beliebt unserm Herrn und Gebieter? Wir sind bereit, Alles für dich zu thun; forderst du mit Gottes Erlaubniß, daß wir die Meere austrocknen oder die Berge in Ebenen umgestalten?" Hassan fragte sie: „Wer seyd ihr? zu welchem Stamme und zu welcher Familie gehört ihr?" Sie antworteten ihm einstimmig: „Wir sind sieben Könige, jeder von uns gebietet über sieben Stämme Djinnen und Teufel, welche Berge und Wüsten und Meere bewohnen; du kannst uns befehlen, was du willst, wir sind Sklaven dessen, der den Scepter besitzt, den du in der Hand hast." Als Hassan dies hörte, freute er sich und sagte: „Zeiget mir einmal eure Truppen und Hülfsgenossen!" — „O unser Herr!" versetzten sie, „wir fürchten für dich und die, welche bei dir sind, denn unsre Leute sind sehr zahlreich und haben allerlei Gestalt, Gesicht und Farbe; die Einen haben einen Kopf ohne Leib, die Andern einen Rumpf ohne Kopf; Viele gleichen wilden, reißenden Thieren. Drum wollen wir dir nur die Anführer und Obersten der Truppen zeigen. Doch was willst du sonst von uns?" Hassan antwortete: „Ihr sollt mich, meine Kinder und diese fromme Frau sogleich nach Bagdad tragen." Da fragten die Geister: „Auf welche Weise sollen wir dich dahin bringen?" Hassan antwortete: „Auf euren Rücken sollt ihr uns tragen und so schnell fliegen, daß wir vor Tagesanbruch in Bagdad eintreffen." Die Geister beugten lange den Kopf zur Erde, und als Hassan sie fragte, warum sie nicht antworten? sagten sie: „O unser Herr und Gebieter! bei dem höchsten Namen, bei dem Bunde Salomons, des Propheten Gottes (Friede sey mit ihm!), wir haben gelobt, niemals einen Menschen auf unserm Rücken zu tragen; aber wir wollen dir gesattelte Djinnenpferde bringen, die euch schnell in eure Heimath bringen werden." — „Wie weit ist denn von hier nach Bagdad?" fragte Hassan. „Sieben Jahre hat ein wackerer Reiter daran zu reisen," antworteten die Geister. Hassan war sehr erstaunt und sagte: „Ich bin doch in weniger als einem Jahre hierher gekommen." Sie versetzten: „Gott hat dir die Herzen seiner frommen Diener zugeneigt, sonst hättest du dieses Land nie erreicht, ja nicht einmal mit deinen Augen gesehen; weißt du, daß du mit dem Alten auf dem Kameele und auf dem fliegenden Pferde in drei Tagen eine Strecke von drei Jahren zurückgelegt hast, und daß der andere

Alte mit dir in einem Tage einen ähnlichen Weg zurückgelegt hat? und von Bagdad nach dem Schlosse der Mädchen hat man auch ein Jahr zu reisen: so hast du eine Entfernung von sieben Jahren."

Scheherfad bemerkte den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht aber erzählte sie weiter:





Vierhundert

und

achtundzwanzigste Nacht.

Als Hassan dies hörte, rief er: „Gepriesen sey Allah, der das Schwere leicht und das Ferne nahe macht, und der in jeder Gefahr mir beigestanden ist.“ Er fragte dann die Geister, in wie viel Zeit er auf ihren Pferden nach Bagdad kommen werde? Sie antworteten: „In weniger als einem Jahre; jedoch haben wir noch viel Schreckliches durchzumachen, wir kommen durch wilde, wasserlose Wüsten, und ich fürchte für euch, die Bewohner dieser Insel und die Bosheit des mächtigen Königs und seiner Zauberer und Priester, sie möchten mit uns Krieg führen und euch wieder gefangen nehmen; auch gegen uns wird man aufgebracht seyn, daß wir eine königliche Prinzessin für einen gewöhnlichen Menschen entführen. Indessen Derjenige, der dich hierher geführt, kann dich auch wieder in Frieden in dein Vaterland zurückbringen und mit den Deinigen dich vereinen, vertraue nur auf Gott.“ Hassan dankte ihnen und bat sie, schnell die

Pferde herbeizuschaffen. Da stampften sie die Erde mit den Füßen, bis sie sich spaltete, dann versanken sie eine Weile und kamen wieder herauf mit drei gesattelten und gezäumten Pferden. An jedem Sattel hing ein Quersack, welcher auf der einen Seite Wasser und auf der andern Lebensmittel enthielt. Hassan bestieg ein Pferd und nahm einen seiner Söhne zu sich, seine Frau ein anderes mit dem andern Sohne und die Alte bestieg das dritte Pferd. Nachdem sie die ganze Nacht in der Ebene geblieben waren, kamen sie des Morgens in's Gebirge, und bald darauf mußten sie einen unterirdischen schmalen Weg einschlagen. Hier sah Hassan auf einmal einen Geist



vor sich, so lang wie eine Rauchsäule, die bis zum Himmel hinaufsteigt. Hassan sagte einige Sprüche aus dem heiligen Koran und nahm seine Zuflucht zu Gott gegen alle

bösen Teufel. Je näher er dem schwarzen Wesen kam, je mehr Sprüche sagte er her. Als er endlich dem Geiste, dessen Füße in der Tiefe der Erde ruhten und dessen Haupt bis zu den Wolken reichte, gegenüberstand, verbeugte sich jener vor ihm und sagte: „Fürchte dich nicht vor mir, ich bin ein muselmännischer Einwohner dieser Insel und glaube, wie du, an die Einheit Gottes. Ich habe von deiner Ankunft und von deiner ganzen Geschichte Nachricht erhalten, und da ich aus diesem Lande auswandern und ein unbewohntes Land fern von hier beziehen will, um dort in der Einsamkeit Gott anzubeten, so werde ich euch begleiten und euer Führer seyn, bis ihr diese Insel verlasset." Hassan nahm das Anerbieten dieses Geistes mit Dank an und hoffte, durch ihn aller weitern Gefahr zu entgehen. Die folgende Nacht verging schnell bei munterm Gespräch. Hassan erzählte seiner Gattin alle seine Abenteuer, sie entschuldigte ihre Flucht, so gut sie konnte, und entwarf ein trauriges Bild von ihrem inzwischen geführten Leben; dabei flogen die Pferde mit ihnen wie der Blitz. Als der Morgen heranbrach, griffen sie nach dem Quersack, aßen und tranken, reisten dann wieder weiter, immer mit dem Geiste vor ihnen her, der sie auf einem unbetretenen Wege am Ufer des Meeres führte. So setzten sie einen ganzen Monat lang ihre Reise durch Berg und Thal fort. Am einunddreißigsten Tage erhob sich auf einmal ein Staub hinter ihnen, der die ganze Atmosphäre verdunkelte. Hassan war ganz blaß, als er den Staub sah, und dazu noch ein furchtbares Schreien und Lärmen hörte, und die Alte rief ihm zu: „Mein Sohn! die Truppen der Inseln Wak Wak haben uns eingeholt und werden sogleich Hand an uns legen; schlage die Erde mit deinem Scepter." Als Hassan dies that, erschienen die sieben Könige wieder, grüßten ihn und sagten: „Fürchte nichts! besteige mit deiner Gattin und deinen Kindern diesen Berg und laß uns hier unten. Wir wissen, daß ihr in der Wahrheit seyd, eure Feinde aber im Irrthum leben; Gott wird uns den Sieg über sie verschaffen." Hassan und die Seinigen stiegen dann von den Pferden herunter und ließen sich von Geistern auf den Berg tragen. Dann kamen die Bewohner der Inseln Wak Wak mit ihren Anführern in zwei Abtheilungen herangezogen und stellten sich in Schlachtordnung auf. Nach einer kleinen Weile erschienen Hassans Schutzgeister mit ihren Schaaren ihnen gegenüber und der Angriff ward allgemein. Die Djinnen spien Feuer, daß der Rauch bis zum Himmel stieg, die Köpfe flogen von den Rümpfen herunter, das Blut floß in Strömen, das Getöse nahm immer zu, das Schwert war geschäftig, die Kriegsflamme loderte hell auf, die Muthigen sprangen voran, die Feigen entflohen. Der Richter der Wahrheit entschied zwischen ihnen: die Einen kamen um, die Andern wurden gerettet; so dauerte der Kampf den ganzen Tag fort. Des Abends

stiegen sie von ihren Pferden ab und die Könige besuchten Hassan. Als dieser sie fragte, welchen Ausgang ihr Krieg mit der Königin Nur Albuda genommen? antworteten sie: „Schon haben wir mehrere Tausende von den Ihrigen erschlagen und gefangen, sey nur guten Muths! morgen wird unser Sieg vollständig werden."

Mit diesen Worten endigte Scheherſad ihre heutige Erzählung, setzte dieselbe aber in der folgenden Nacht also fort:





Vierhundert und neunundzwanzigste Nacht.

Die Geister verließen dann Hassan wieder und musterten ihre Truppen die ganze Nacht durch und priesen unsern Propheten Mohammed. Sobald der Morgenstern leuchtete, begann der Kampf wieder von Neuem; man fiel sich mit Lanzen an, und die beiden Heere glichen zwei gegen einander tobenden Meeren oder zwei hohen zusammenstoßenden Bergen. Erst gegen Abend waren die Truppen der Inseln Wak Wak gänzlich geschlagen.

Nur Wenigen gelang es, zu entfliehen; die Königin selbst, mit den Vornehmsten des Reichs, wurde gefangen genommen. Als der folgende Tag heranbrach, gingen die sieben Könige zu Hassan, verbeugten sich vor ihm und errichteten ihm einen goldenen Thron, mit Perlen und Edelsteinen verziert. Daneben errichteten sie einen zweiten von Elfenbein für seine Gattin und endlich einen dritten für die Alte. Dann führten sie ihnen die Gefangenen in Fesseln vor, unter ihnen auch die Königin Nur Alhuda. Als die Alte diese sah, sagte sie: „Du verdienst wohl, daß man dich an den Schweif von zwei durstigen Pferden binde und dir zwei ausgehungerte Hunde nachschicke, die dein Fleisch fressen, du Gottlose! Wie konntest du so gegen deine Schwester verfahren, die doch nach der Vorschrift Gottes und seines Propheten geheirathet hat." Hassan ertheilte sogleich den Befehl, alle Gefangenen niederzumetzeln, und auch die Alte schrie: „Laßt keinen Einzigen beim Leben!" Als aber Hassans Gattin ihre Schwester in Ketten sah, brach

sie in Thränen aus. Da fragte Nur Alhuda: „Wer ist der Mann, der uns besiegen und gefangen nehmen konnte?" Manar Alnisa antwortete: „Der Mann, der unser Aller Herr ist und der auch den Königen der Geister gebietet, die euch besiegt haben, ist mein Gatte; eine Mütze und ein Scepter haben ihm so viel Macht verliehen." Als Nur Alhuda dies hörte, fiel sie vor ihrer Schwester nieder und weinte, bis diese, von Mitleid ergriffen, zu Hassan sagte: „Willst du auch meine Schwester umbringen lassen? hat sie nicht dein Leben geschont?" Hassan erwiderte: „Waren die Mißhandlungen, die du von ihr erlitten, für mich nicht schlimmer als der Tod?" — „Das Alles," entgegnete Manar Alnisa, „war über mich verhängt. Uebrigens denke an meinen Vater, der wird sich schon genug über meine Abreise grämen, soll er auch noch meiner Schwester Tod beweinen?" Hassan fügte sich endlich in den Willen seiner Gattin und ließ nicht nur seine Schwägerin, sondern auch alle übrigen Frauen entfesseln. Manar Alnisa umarmte dann ihre Schwester, weinte eine Weile mit ihr, setzte sich neben sie und erzählte ihr ihre ganze Geschichte mit Hassan. Nur Alhuda hörte ihr mit der größten Aufmerksamkeit zu, und als sie vernahm, wie viel Hassan gelitten, sagte sie: „Wenn deine Erzählung wahr ist, so hat dein Geliebter Außerordentliches geleistet und ist deiner vollkommen würdig." Sie brachten dann die Nacht beisammen zu und am folgenden Morgen nahmen sie von einander Abschied. Hassan schlug mit dem Scepter wider die Erde und bestellte zwei Pferde. Als seine Diener sie brachten, bestieg er das eine mit einem Sohne, so wie seine Gattin das andere mit dem andern Sohne, und die Königin mit der Alten kehrten in ihre Heimath zurück. Nach einer Reise von einem Monate kam Hassan mit seiner Gattin vor eine Stadt, die von Bäumen und Flüssen umgeben war. Sie stiegen ab und wollten unter einem Baume ausruhen, als eine Schaar Reiter auf sie zukam. Hassan ging ihnen entgegen und siehe da, es war der König Hasun, der Herr des Landes Kafur und der krystallenen Veste, mit den angesehensten Bewohnern der Stadt. Nach gegenseitigen Bewillkommnungen stieg der König ab, setzte sich zu Hassan, beglückwünschte ihn und ließ sich von ihm erzählen, was ihm seit ihrer Trennung widerfahren. Als Hassan seine Geschichte vollendet hatte, sagte der König Hasun: „Mein Sohn, noch nie ist Jemand glücklich von den Inseln Wak Wak zurückgekommen; gelobt sey Gott, der dich auf eine wunderbare Weise gerettet." Hassan und seine Gattin bestiegen dann nach dem Wunsche des Königs ihre Pferde wieder und ritten mit ihm in die Stadt, wo sie drei Tage mit vieler Auszeichnung bewirthet wurden. Am vierten Tage bat Hassan den König um die Erlaubniß, seine Reise wieder fortzusetzen; der König begleitete sie noch zehn Tage weit, nahm dann Abschied von ihm und kehrte um.

Hassan reiste mit seiner Gattin wieder einen ganzen Monat ununterbrochen fort, bis sie an eine große Höhle kamen; da sagte er seiner Gattin: „Warte hier ein wenig: hier wohnt der große Meister Abu Risch, dem ich die Bekanntschaft mit dem König Hasun verdanke." So wie aber Hassan in die Höhle gehen wollte, kam Abu Risch ihm entgegen. Hassan stieg vom Pferde, grüßte ihn und küßte ihm die Hand. Abu Risch lud Hassan und seine Gattin in die Höhle ein und ließ sich von ihnen erzählen, was



ihnen auf den Inseln Wak Wak widerfahren, und als er die Geschichte mit der Mütze und dem Scepter hörte, sagte er zu Hassan: „Ohne diese wärest du nicht glücklich davongekommen." Während sie so im Gespräche begriffen waren, ward an die Thüre geklopft: es war der alte Abd Alkadus, welcher auf einem Elephanten herangeritten kam, der wie die Nacht aussah. Abu Risch freute sich seiner Ankunft und führte ihn auch in die Höhle. Als Hassan ihn erkannte, stand er vor ihm auf und grüßte ihn; dieser erwiderte seinen Gruß und Hassan erzählte auf Verlangen des Abu Risch

noch einmal seine ganze Geschichte. Abd Alkadus sagte dann zu Hassan: „Mein Sohn, du bist nun wieder im Besitze deiner Frau und deiner Kinder, und bedarfst des Scepters und der Mütze nicht mehr; bedenke nun, daß du durch unsere Hülfe nach den Inseln Wak Wak gelangt bist, und schenke mir den Scepter und Abu Risch die Mütze, als Zeichen deiner Erkenntlichkeit." Hassan, der Wohlthaten dieser beiden Männer eingedenk, schämte sich, ihnen etwas abzuschlagen; er versetzte jedoch: „Gerne will ich eure Bitte gewähren, wenn aber mein Schwiegervater mich mit seinen Truppen verfolgt, womit rette ich mich dann?" Abd Alkadus erwiderte: „Sey ohne Furcht, wir schützen dich gegen ihn und gegen jeden Andern." Hassan konnte nun nicht länger mehr sich weigern; er gab daher Abu Risch die Mütze und sagte zu Abd Alkadus: „Begleite mich nach Hause und du erhältst dann den Scepter." Der Alte nahm diesen Vorschlag freudig an und schenkte Hassan viel Geld und Edelsteine. Nach drei Tagen traf Abd Alkadus die nöthigen Anstalten zur Reise. Hassan und seine Gattin bestiegen ihre Pferde und Abd Alkadus den Elephanten, der aus der Wüste hertrabte, und nahmen Abschied von Abu Risch, der wieder zur Höhle zurückging. Nach einer langen Reise durch öde Wüsten kamen sie endlich wieder in ein bewohntes Land und bald zeigte sich in der Ferne die Spitze des Wolkenbergs. Da sagte der Alte zu Hassan: „Freue dich, du wirst diese Nacht bei meinen Nichten zubringen." Hassan und seine Gattin waren außer sich vor Freude über diese Nachricht, und es vergingen nur wenige Stunden, da entdeckten sie das Schloß ihrer Freundinnen. Als sie in dessen Nähe kamen, traten die Mädchen zu ihnen heraus, und nach gegenseitiger Begrüßung sagte der Alte: „Nun, meine Nichten, hier bin ich wieder mit euerm Freunde Hassan, der durch mich seine Gattin und seine Kinder wiedergefunden hat." Die Mädchen umarmten Hassan, beglückwünschten ihn und gaben ihm zu Ehren ein großes Fest.

Scheherſad schwieg, um in der folgenden Nacht weiter fortzufahren:





Vierhundert und dreißigste Nacht.

Von allen sieben Schwestern war indessen doch die jüngste über die günstige Lösung der Schicksale Hassans und über seine Anwesenheit am glücklichsten. Sie weinte lange vor Freude an seinem Halse und ließ sich jede Einzelnheit seiner Reiseabenteuer von ihm erzählen. Aber auch ihn beglückte das Wiedersehen seiner Freundin, die stets so innigen Antheil an ihm genommen, und zu wiederholten Malen versicherte er sie, er werde nie vergessen, wie viel Gutes sie ihm erwiesen. Hassans Freundin wandte sich dann zu Manar Alnisa, umarmte sie, drückte sie und ihre Kinder an ihre Brust und sagte: „O Prinzessin! hattest du denn kein Mitleid in deinem Herzen, daß du mit den Kindern diesen Mann verlassen, ihm so viele Leiden verursachen und ihn in so große Gefahren stürzen konntest?“ Manar Alnisa antwortete lächelnd: „O meine Herrin: was seyn soll, das geschieht; Niemand kann seinen Bestimmungen entfliehen. Es war einmal über meinen Gatten verhängt, er solle fremdes Brod essen und fremdes Wasser trinken und ganz fremde Menschen sehen; nun laß uns Gott für seine Rettung loben.“ Hassan brachte zehn Tage in allerlei Festlichkeiten und Belustigungen auf dem Schlosse zu. Dann machte er sich reisefertig und seine Freundin gab ihm viele Kostbarkeiten, Speisen und Getränke mit. Als die Stunde der Abreise herannahte, sprach Hassan folgende Verse:

„Schwer ist der Trost des Liebenden, hart die Trennung von der Freundin. Wie lange wird dem Liebenden die Nacht, wenn er fern von der Geliebten ruht! Thränen fließen über seine Wangen her, und die Thränen rufen: wird es noch lange so währen?“

Sodann schenkte Hassan dem Alten den Scepter und nahm von ihm sowohl als von den Mädchen Abschied, und nach einer siebenzigtägigen Reise langte er in der Friedensstadt Bagdad an. Seine Mutter hatte während seiner Abwesenheit nichts als geweint und getrauert, und alle Freude an den Genüssen des Lebens verloren. Schon war jede Hoffnung, ihren Sohn wieder zu sehen, aus ihrem Herzen geschwunden. Sie recitirte einige Verse, welche ihr Verlangen nach ihm ausdrückten, als er an die Thüre klopfte und rief: „O meine Mutter! es gefiel Gott, uns wieder zu vereinigen.“ Als die Alte die Stimme ihres Sohnes hörte, konnte sie nicht erwarten, bis sie ihn sah; sie öffnete schnell die Thüre, und als sie Hassan mit seiner Frau und seinen Kindern

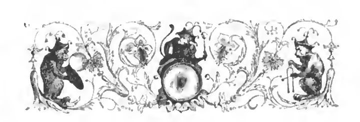


erblickte, fiel sie vor Freude in Ohnmacht. Hassan bespritzte sie, bis sie wieder zu sich kam, dann umarmte er sie und weinte. Auch Manar Alnifa küßte und umarmte ihre Schwiegermutter. Diese fragte dann Hassan, warum er so lange weggeblieben? worauf er ihr Alles, was ihm auf der Reise widerfahren, erzählte.

Als die Alte von dem Scepter und der Mütze hörte, sagte sie: „Mein Sohn, du warst leichtsinnig im Verschenken der Mütze und des Scepters, denn hättest du sie noch, so wäre ja die ganze Erde in der Länge und in der Breite dein Eigenthum. Doch, gelobt sey Gott, der dich und deine Frau und Kinder gerettet." Am folgenden Morgen zog Hassan ein feines Kleid an, ging auf den Markt und kaufte die schönsten Sklaven und Sklavinnen, die feinsten Stoffe zu Kleidern, Edelsteine zu einem Schmucke, Divane und anderes Hausgeräthe, wie sie nur Kaiser besitzen, und lebte mit seiner Mutter, Gattin und Kindern in Glück und Freude, bis sie der Tod erreichte.

Hier beendigte Schehersad diese Geschichte; in der nächsten Nacht aber erzählte sie:





Vierhundert und einunddreißigste Nacht.

Anekdote von einer Sklavin Harun Arraschids.

Harun Arraschid ging einst am Gemache einer seiner Sklavinnen vorüber, mit der er schon lange entzweit war. Sie war vom Weine erhitzt und hatte einen grünen Mantel an, der ihr unwiderstehliche Reize verlieh. Raschid vergaß seinen Groll, trat zu ihr und wollte sie umarmen. Sie aber sagte: „O Fürst der Gläubigen, du hast mich schon so lange verstoßen, daß ich mich nicht mehr auf deinen Besuch vorbereitete. Warte also bis morgen, da will ich mich gehörig schmücken und zu dir kommen.“ Am folgenden Morgen gab der Chalif Befehl, daß man Niemanden zu ihm lasse, und erwartete die Sklavin. Da sie aber nicht kam, ging er zu ihr und fragte sie, warum sie ihr Versprechen nicht gehalten? Sie antwortete: „O Fürst der Gläubigen, der Tag löscht die Worte der Nacht wieder aus.“ Der Chalif verließ sie und ließ die Dichter, welche im Vorsaale harrten, hereinrufen; sie hießen: Rakaschi, Musib und Abu Nawas. Raschid erzählte ihnen sein Abenteuer und befahl ihnen, Verse zu dichten mit dem Schlußverse: Der Tag löscht die Worte der Nacht aus. Da sagte Rakaschi:

> „Wie wolltest du sie vergessen, wenn dein Herz ihr stets entgegenschlägt? Warst du nicht in der wonnevollsten Erwartung? Du besuchtest Niemanden und wolltest nicht besucht werden; aber als du zu ihr kamst, sagte sie: der Tag löscht die Worte der Nacht aus.“

Musib sprach dann folgende Verse:

> „Bei Gott, liebte ein Zweiter noch wie du, so wäre in Bagdad kein Haus mehr weit genug. Seht, wie eure Augen triefen und wie bei ihrer Erwähnung eine brennende Flamme euch durchglüht. Ihr sagtet: nun, wo bleibt euer Versprechen, meine Herrin? sie aber antwortete: der Tag löscht die Worte der Nacht aus.“

Dann sprach Abu Nawas:

„Eine Nacht saß sie vom Weine geröthet im Schlosse, ein grüner Mantel umhüllte ihren schönen Körper; da sagtest du ihr: gewähre mir doch eine Zusammenkunft! Besuche mich morgen, entgegnete sie; als du aber liebestrunken erschienst, sagte sie: der Tag löscht die Worte der Nacht aus."

Raschid sagte: „Gott verdamme dich, Abu Nawas! Man glaubt ja, du wärest zugegen gewesen." Er ließ Jedem fünftausend Drachmen geben, Abu Nawas aber zehntausend und noch ein kostbares Ehrenkleid.

Dann fuhr Schehersad fort:

Geschichte der Dichter mit Omar, Sohn des Abd Alasis.

Man erzählt ferner: Als Omar, Sohn des Abd Alasis, Chalif wurde, verfügten sich die Dichter zu ihm, wie sie es bei den früheren Chalifen gewöhnt waren. Sie warteten lange vor der Thüre und wurden nicht vorgelassen. Als endlich ein Mann,



Namens Adi, zum Chalif ging, bat ihn der Dichter Djerir, er möchte doch ihm und den übrigen Dichtern beim Chalifen Zutritt verschaffen.

Als Adi zu Omar kam, sagte er ihm: „Die Dichter stehen schon lange im Vorsaale und werden nicht vorgelassen; weißt du nicht, daß ihre Worte von Dauer sind und daß ihre Pfeile treffen?" Omar sagte: „Was habe ich mit den Dichtern gemein?" — „Der Prophet (Gottes Huld sey mit ihm)," erwiderte Adi, „hat auch die Dichter, die ihn lobten, beschenkt und an ihm muß jeder Muselmann Beispiel nehmen." — „Und wer hat den Propheten gelobt?" — Abbas, Sohn des Mirdas, dem er ein Ehrenkleid schenkte, indem er zu Bilal sagte: Wir müssen seine Zunge unschädlich machen." — „Kannst du Etwas von ihm recitiren?" — „Ja wohl;" und auf Omars Verlangen recitirte er folgende Verse:

„Ich sah dich, du Edelstes aller Geschöpfe, mit deinem Buche, das die Wahrheit offenbarte, welche vor dir ganz verdunkelt war. Du hast durch den Islam schwarze Wolken zerstreut und durch die Offenbarung die Flammen der Hölle gelöscht. Du hast den Weg der Wahrheit wieder hergestellt, von dem Jedermann abgewichen war. Hoch ist dein Platz auf dem Throne des Glückes, und durch dich ist auch Gottes Ruhm noch erhöht worden."

Omar fragte dann: „Wer ist vor der Thüre?" Adi antwortete: „Omar, Sohn des Abi Rabia." — „Gott entferne diesen!" rief der Chalif; „sind nicht folgende Verse von ihm:

„Dürfte ich, wenn ich sterbe, die Wangen meiner Geliebten küssen und läge sie im Grabe neben mir, so würde ich mich wenig um Paradies und Hölle kümmern."

„Wäre dieser Mann nicht ein Feind Gottes," fuhr Omar fort, „so würde er, statt nach Erdengenüssen zu gelüsten, sich zu frommen Handlungen wenden. Bei Gott! der soll nicht vor mir erscheinen. Wer ist noch im Vorsaale?" — „Djumeil," antwortete Adi. Da sagte Omar: „Der hat in einem Gedichte gesagt:

„O könnten wir doch beisammen leben, und wenn wir sterben, in einem Grabe ruhen! Ich wünsche, so lang ich lebe, nichts Anderes, als daß einst ein Grabstein uns bedecke!"

„Der soll mir wegbleiben! Wer ist noch vor der Thüre?" — „Achtal, aus dem Stamme Thaleb," antwortete Adi. Omar sagte: „Sind nicht folgende Verse von diesem Ungläubigen:

„Ich habe in meinem Leben keinen Ramadhan gefastet und auch kein Fleisch der Opferfeste gegessen; ich stehe nicht, wie Andere, vor Tag auf, wenn man zum Gottesdienste ruft. Ich trinke früh vom besten Weine und bete erst, wenn der Tag hell leuchtet."

„Der soll, bei Gott, meinen Teppich nicht betreten. Wer ist noch draußen?" Adi antwortete: „Djerir." Omar sagte: „Wenn durchaus Jemand vor mich kommen soll, so sey es dieser!" Adi ging und rief Djerir zum Chalifen. Er kam und sprach folgende Verse:

> „Derjenige, der den Propheten Mohammed sandte, hat jetzt das Chalifat einem geeechten Imame übergeben, dessen Geechtigkeitsliebe und Wohlthätigkeit jedes Herz gewinnt. Auch ich erwarte freudig von ihm eine reiche Gabe, denn die Liebe zu irdischen Güteen ist dem Menschen angeboren."

Der Chalif unterbrach ihn mit den Worten: „Djerir, fürchte Gott und sage nur die Wahrheit!" Djerir fuhr dann fort:

> „Wie manche Wittwe schmachtet in Jamama, wie manche schwächliche Waise, verlassen wie ein junges Hühnchen, das nicht fliegen und nicht laufen kann. Wir hoffen aber, daß uns die Milde des Chalifen den Regen ersetzen wird, der uns fehlte."

Als der Chalif die Verse hörte, sagte er: „Bei Gott, Djerir, ich besitze nur noch hundert Drachmen, die soll dir mein Diener geben." Djerir ging wieder zu den übrigen Dichtern und sagte ihnen: „Der neue Chalif ist ein Mann, der lieber Arme, als Dichter beschenkt, doch bin ich mit ihm zufrieden."

Mit diesen Worten schloß Scheherſad ihre Erzählung. In der nächsten Nacht begann sie jedoch eine neue Geschichte, wie folgt:





Vierhundert und zweiunddreißigste Nacht.

Geschichte der zehn Viziere.

Man erzählt, o König der Zeit und Herr der Aeonen, begann Scheherſad: In der Stadt Kanim Madud reſidirte in grauer Vorzeit ein König, welcher Aſad Bacht hieß. Sein Reich dehnte ſich von den Grenzen Indiens bis an das Meer und nach Sebeſtan aus. Er hatte zehn Viziere, die das Reich verwalteten, und er ſelbſt war ein verſtändiger und wohlunterrichteter Mann. Eines Tags ging er mit einiger Begleitung auf die Jagd, da ſah er einen Bedienten zu Pferd, der einen Mauleſel am Zaume führte, welcher ein ſeidenes Zelt trug, das mit Gold durchwirkt und mit Perlen und Edelſteinen verziert war. Der König trennte ſich von ſeinem Gefolge und ging auf die Reiter zu, welche dem Zelte folgten, und fragte ſie, wem dieſes Zelt gehöre? Einer der Diener, welcher den König nicht erkannte, antwortete:

„Das Zelt gehört dem Vizier Isfahend, der seine Tochter, welche darin ist, dem König Sad Schah zur Gattin geben will." Während der Diener so sprach, hob die Braut, welche Bahrdjur hieß, den Vorhang vom Zelte weg, um zu sehen, wer



den Diener aufhalte. Der König sah sie und fand sie so schön und wohlgestaltet, daß er, von Liebe entbrannt, dem Diener sagte: „Kehre mit deinem Maulesel um, ich bin der König Asad Bacht und will selbst deine Herrin heirathen; ihrem Vater wird es lieb seyn, denn er ist ja mein Vizier." Der Diener sagte: „O König (Gott erhalte dich lange), laß mich ihrem Vater, meinem Herrn, Nachricht davon geben; du kannst sie dann mit seiner Einwilligung nehmen, es ziemt dir doch nicht, sie ohne sein Wissen zu heirathen, das würde ihn kränken." Aber der König sagte: „Ich habe keine Geduld, so lange zu warten, bis du zu ihrem Vater gehst und wiederkehrst: es wird keine Schande für ihren Vater seyn, wenn ich sie heirathe." — „O mein Herr!" rief der Diener nochmals, „was man übereilt, bringt wenig Segen; stürze dich durch deine Uebereilung in keine Gefahr, ich weiß, dein Verfahren wird ihren Vater beleidigen und die Sache wird nicht gut enden." Der König sagte aber: „Isfahend ist mein Sklave wie jeder Andre: wenig liegt mir daran, ob er zufrieden ist oder nicht." Er ergriff hierauf die Zügel des Maulthiers, führte Bahrdjur in seinen Palast und

heirathete sie. Der Diener kehrte mit den Reitern zu ihrem Vater zurück und sagte ihm: „O Herr! du bist nun schon viele Jahre ein treuer Diener des Königs und doch hat er deine Tochter ohne deine Einwilligung zu sich genommen.“ Als der Vizier dies hörte, gerieth er in heftigen Zorn, versammelte viele Truppen und sagte ihnen: „So lange der König mit seinen Frauen sich begnügte, hatten wir keinen Harm, nun gelüstet er nach unserm Harem, wir müssen daher uns einen Ort suchen, wo unsre Frauen sicher sind.“ Dann schrieb er dem Könige, um ihn desto sicherer zu hintergehen: „Ich bin ein Sklave deiner Sklaven; meine Tochter muß, wenn du es wünschest, als Sklavin dir dienen; der erhabene Gott schenke dir ein langes, freudiges Leben! Ich war bisher immer deinem Dienste treu und zur Vertheidigung deines Landes gegen alle Feinde gerüstet; nun werde ich aber noch wachsamer seyn, da ich gewissermaßen, seitdem du meine Tochter geheirathet, auch Antheil daran habe.“ Diesen Brief sandte der Vizier durch einen Boten mit vielen Geschenken ab. Der König freute sich sehr damit, und überließ sich ganz dem Vergnügen und Wohlleben.

Nach einiger Zeit kam der Großvizier zum König und sagte: „Wisse, o König, der Vizier Isfahend ist dein Feind geworden, weil ihm dein Verfahren gegen seine Tochter mißfallen hat. Freue dich nur nicht mit seiner Botschaft und traue seinen süßen Worten nicht.“ Der König achtete nicht auf diese Worte und fuhr fort, leichtsinnig zu leben. Der Vizier Isfahend aber ließ ein Schreiben an alle Fürsten ergehen, in welchem er sie von dem Verfahren des Königs gegen ihn in Kenntniß setzte und auf die Gefahr, die einer jeden Familie drohe, aufmerksam machte. Da versammelten sie sich bei Isfahend und beschlossen, den König umzubringen. Sie zogen an der Spitze ihrer Truppen gegen den König, und er ahnte nichts, bis schon das Kriegsgeschrei die Stadt füllte. Da sagte er zu seiner Gattin Bahrdjur: „Was ist zu thun?“ Sie antwortete: „Thu', was du für gut hältst, ich gehorche in Allem.“ Da ließ sich der König seine zwei besten Pferde bringen, nahm so viel Gold, als er konnte, floh mit seiner Gattin in die Wüste Kirman und ließ Isfahend als Herrn der Stadt und des Thrones. Der flüchtige König mußte aber bald einhalten und in einer Höhle die Entbindung seiner Gattin abwarten. Zwar erleichterte ihr Gott die Geburt eines Sohnes, schön wie der Mond, den Bahrdjur in ein seidenes, goldgesticktes Kleid einwickelte. Als aber der König in der Ferne eine Schaar Reiter erblickte, sagte er: „Wir können uns hier nicht länger mit dem Jungen aufhalten, auch würde man uns bald einholen, wenn wir ihn mitnähmen; das Beste ist daher, wir lassen ihn hier, Gott kann ihm wohl Jemanden schicken, der ihn aufnimmt und erzieht.“ Sie weinten dann

heftig, legten den Knaben neben eine Quelle, ließen einen Beutel von tausend Dinar zu seinen Häupten zurück, bestiegen ihre Pferde und setzten ihre Flucht fort. Nun wollte die Bestimmung, daß gerade eine Räuberbande in der Nähe dieses Berges eine Karavane ausplünderte und in dieser Höhle ihre Beute unter sich theilte. Als die Räuber den Knaben im seidenen Kleide und das Gold neben ihm liegen sahen, riefen sie: „Gott sey gepriesen! durch welches Verbrechen mag wohl ein Kind daher gekommen seyn?"

Scheherſad bemerkte den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:





Vierhundert und dreiunddreißigste Nacht.

Die Räuber theilten das Gold unter sich, und ihr Hauptmann nahm den Knaben als seinen Sohn an, gab ihm Milch und Datteln, bis er nach Hause kam, dann bestellte er ihm eine Amme. Der König und die Königin setzten indessen ihre Flucht fort, bis sie zum König von Persien kamen, der sie sehr gut aufnahm und ihnen viel Gold und Truppen schenkte. Nachdem Asad Bacht einige Tage bei ihm ausgeruht hatte, machte er sich mit den Truppen gegen seine Residenz auf, schlug die Armee Isfahends und bemeisterte sich wieder seines Thrones. Als er wieder die Ruhe hergestellt hatte, schickte er Boten in's Gebirg, um sein Kind zu holen. Sie kamen aber zurück und sagten dem König, sie haben es nicht finden können.

Der Prinz wurde bei den Räubern erzogen, die ihn auf allen ihren Raubzügen mit sich nahmen. Eines Tages zogen sie gegen eine Karavane in Sebestan. Da aber die Karavane eine überaus reiche Ladung und ein zahlreiches tapferes Geleite bei

sich hatte, auch wegen der Unsicherheit dieser Gegend nach allen Seiten Wachen ausstellte, war sie beim Anzuge der Räuber schon zur Gegenwehr gerüstet. Der Kampf war heftig, doch zuletzt siegte die Karavane; ein Theil der Räuber blieb, einige entflohen und der junge Prinz ward gefangen. Als die Kaufleute den Jungen betrachteten, der so schön und so lieb wie der Mond aussah, fragten sie ihn: „Wer ist dein Vater? und wie bist du zu diesen Dieben gekommen?“ Er antwortete: „Ich bin der Sohn des Räuberhauptmanns.“ Die Kaufleute führten den Gefangenen vor den König Asad Bacht, seinen Vater, und erzählten ihm den ganzen Vorfall mit den Räubern.

Der König, ohne zu wissen, daß dieser Jüngling sein Sohn war, sagte doch, er wolle ihn behalten, worauf die Kaufleute erwiderten: „O König der Zeit! wir Alle sind deine Sklaven.“ Der König entließ sie dann, nahm den Jungen zu vielen Andern in seinen Palast, und da er nach einiger Zeit viele Bildung, Verstand und Kenntnisse an ihm wahrnahm, vertraute er ihm seine Schätze an, die bisher die Viziere verwaltet hatten, und ertheilte Befehle, daß nichts ohne diesen Jüngling geschehe. Dieser Zustand dauerte zwei Jahre lang fort, in denen der König nichts als Gutes und Treues von seinem Sohne sah; er liebte ihn daher immer mehr und konnte nicht mehr ohne ihn seyn. Als die Viziere, die früher nach Belieben mit dem Schatze umgehen konnten, sich durch den Jungen auf immer verdrängt sahen, wurden sie eifersüchtig und trachteten nach Mitteln, ihm die Gunst des Königs zu entziehen. Sie konnten lange keine Gelegenheit finden, bis einst das Schicksal wollte, daß der Junge Wein trank, sich berauschte und, ohne etwas von sich selbst mehr zu wissen, in das Schlafgemach der Königin lief. Hier warf er sich auf das königliche Bett und schlief bis Abends. Da kam eine Sklavin und brachte, wie gewöhnlich, allerlei Früchte und Getränke für den König und die Königin. Der Junge lag da, ohne in seiner Trunkenheit zu wissen, wo er war, und die Sklavin glaubte, es sey der König. Sie legte die Weihrauchpfanne neben das Bett, schloß die Thüre und ging wieder fort. Bald darauf kamen der König und die Königin aus dem Speisesaal, und als Ersterer den Jungen im Schlafgemache fand, sagte er zu seiner Gattin: „Was thut der hier? der ist gewiß nur deinetwegen hierher gekommen.“ Vergebens betheuerte die Königin ihre Unschuld; der König konnte nicht glauben, daß hier nicht ein Einverständniß herrsche. Indessen erwachte der Jüngling, und als er den König erblickte, sprang er auf und verbeugte sich vor ihm, konnte aber auf die Frage des Königs, wie er hierher gekommen und was er hier wolle, keine befriedigende Antwort ertheilen.



Der König ließ sogleich den Jungen in den Kerker werfen und die Königin in ein anderes Gefängniß sperren, und am folgenden Morgen setzte er sich auf seinen Thron, ließ den Großvizier kommen und sagte ihm: „Weißt du, was der Räuberjunge gethan hat? er ist in meinen Palast gekommen und hat auf meinem Bette geschlafen, und ich fürchte, er steht in einem sündhaften Verhältnisse mit der Königin; was ist nun dein Rath?“ Der Vizier sagte: „Gott erhalte dich lange! was konntest du von diesem Jungen erwarten? ist er nicht von schlechter Abkunft? Sohn eines Räubers, der immer wieder in seine frühere Schlechtigkeit zurückfällt? Wer eine junge Schlange erzieht, kann nur von ihr gebissen werden. Deine Gattin mag wohl unschuldig seyn, sie war ja stets ein Muster der Tugend und Keuschheit; wenn mir der König erlaubt, so gehe ich zu ihr und frage sie aus, um die Wahrheit zu erforschen.“ Als der König es erlaubte, ging der Vizier zu ihr und sagte ihr: „Ich komme zu dir, einer großen Schandthat willen, sage mir nun die Wahrheit: wie ist der Junge in dein Schlafgemach

gekommen?" Sie antwortete: „Ich weiß nicht," und schwur, daß ihr Alles selbst ein Räthsel wäre. Als der Vizier merkte, daß sie unschuldig war, sagte er: „Ich will dir ein Mittel angeben, wie du vor dem König dich rechtfertigen kannst; sage ihm, wenn er von diesem Vorfalle spricht: Der Junge hat mich in meinem Gemache gesehen und mir geschrieben, er wolle mir hundert von den werthvollsten Perlen geben, wenn ich ihm eine Zusammenkunft gestatte, ich aber lachte über diesen Vorschlag und schlug ihm seine Bitte ab; er kehrte aber wieder und sagte: Wenn du mich nicht erhörst, so komme ich einmal betrunken in dein Schlafzimmer, daß der König mich sieht; er wird mich dann umbringen, aber auch du wirst zu Schande und verlierst deinen guten Ruf. Erzähle dies dem König," fuhr der Vizier fort: „ich gehe voraus, um es ihm zu melden." Die Königin nahm den Rath des Viziers an und versprach ihm, seine Aussage zu bestätigen.

Bei diesen Worten bemerkte Schehersad den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht aber setzte sie ihre Erzählung mit folgenden Worten fort:





Vierhundert und vierunddreißigste Nacht.

Der Vizier kehrte zum König zurück und sagte: „Dieser Junge verdient die höchste Strafe wegen seines Undanks nach allem Guten, das ihm erwiesen worden; doch ein bitterer Kern kann nie süß werden. Ich bin nun überzeugt," fuhr er fort, „daß die Königin unschuldig ist," und erzählte hierauf dem König, was er die Königin gelehrt hatte. Als der König dies hörte, zerriß er seine Kleider und ließ den Jungen rufen; eine Menge Leute drängten sich herbei, um zu sehen, was der König beschließen werde, auch der Scharfrichter wurde schon bestellt. Der König sprach mit Heftigkeit, der Junge aber gelassen. Jener sagte: „Ich habe dich mit meinem Gelde gekauft und über alle meine Großen erhoben und zum Schatzmeister gemacht: wie konntest du meine Ehre schänden und mich in meinem eignen Palaste verrathen?" Der Junge erwiderte: „O König! ich habe nichts mit Bewußtseyn gethan und bin ohne meinen Willen in dein Schlafgemach gekommen: mein unglückseliges Geschick trieb mich dahin, mein Stern, der mich auf einmal verließ. Ich habe mich immer vor allem Unschicklichen gehütet,

doch Niemand vermag etwas gegen ein feindliches Schicksal. Mir geht es wie dem Kaufmanne, der auch trotz allen seinen Bemühungen doch dem Schicksale unterlag." Der König fragte: „Was ist das für eine Geschichte?" und der Junge erzählte:

Geschichte des vom Schicksale verfolgten Kaufmanns.

Einst lebte ein Kaufmann, der einige Jahre lang viel Glück im Handel hatte und auf großen Geschäftsreisen sich viel Geld erwarb. Auf einmal mißlangen ihm seine Unternehmungen, ohne daß er wußte, wie so. Da dachte er bei sich: Ich bin ein reicher Mann, was soll ich mich länger wegen unsichern Gewinns auf Reisen quälen, ich will jetzt ausruhen und nur noch in meinem Hause Handel treiben.

Es war Sommerszeit, als der Kaufmann diesen Entschluß faßte; er kaufte Waizen für die Hälfte seines Geldes, den er im Winter mit vielem Gewinn wieder zu verkaufen hoffte. Als aber der Winter kam, war der Waizen um die Hälfte wohlfeiler als der Kaufmann ihn im Sommer gekauft hatte. Er ließ ihn daher auf's nächste Jahr liegen, aber der Preis des Waizens sank immer mehr. Da sagte ihm einer seiner Freunde: „Du hast kein Glück mit diesem Waizen, drum verkaufe ihn, wie du kannst." Er erwiderte: „Ich habe lang genug gute Geschäfte gemacht, ich darf wohl auch einmal an Etwas Verlust haben; doch bei Gott, müßte ich ihn zehn Jahre behalten, ich würde ihn nicht ohne Gewinn verkaufen." Aber die göttliche Bestimmung wollte, daß es so heftig regnete, daß der Regen vom Dache auf den Speicher, wo der Waizen lag, herabtropfte, so daß er ganz faul ward, und der Kaufmann den Trägern noch fünfhundert Drachmen geben mußte, um ihn zur Stadt hinaus zu bringen. Da sagte ihm sein Freund: „Wie oft habe ich dir gesagt, du hast kein Glück mit diesem Waizen, warum gabst du mir kein Gehör? Nun gehe zum Sterndeuter und frage ihn nach deinem Sterne." Als der Kaufmann zum Sterndeuter kam, sagte ihm dieser: „Dein Stern ist schlecht, du darfst gar nichts unternehmen, denn Alles wird dir mißlingen." Der Kaufmann hörte aber nicht auf den Sterndeuter und dachte: „Wenn ich wieder großen Handel treibe, so fürchte ich nichts." Er nahm dann die übrige Hälfte des Vermögens, von dem er inzwischen auch gelebt hatte, baute ein Schiff, trug Alles, was er besaß, darauf und fragte die Kaufleute, an welchen Waaren man am meisten gewinnen könnte und wo man sie am besten verkaufte? Die Kaufleute nannten ihm ein fernes Land, wo man an einem Drachmen hundert verdienen könne. Er

segelte mit seinem Schiffe dahin, aber auf einmal erhob sich ein Sturm, das Schiff ging unter, und mit Mühe rettete sich der Kaufmann auf einem Brette, das der Wind

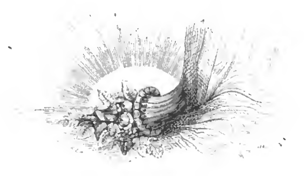


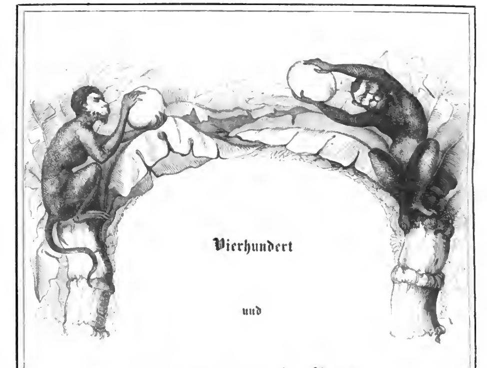
an's Ufer in die Nähe einer Stadt trieb. Der Kaufmann, obschon er Alles verloren hatte, dankte doch Gott dafür, daß er ihn beim Leben erhalten, und ging in die Stadt. Hier erzählte er einem alten Manne das Unglück, das er auf dem Meere gehabt. Der Alte bedauerte ihn sehr, ließ sogleich Speisen für ihn bringen und sagte ihm: „Bleibe bei mir als mein Geschäftsführer, ich bezahle dir jeden Tag fünf Drachmen." — „Gott belohne dich dafür," erwiderte der unglückliche Kaufmann.

Der Kaufmann blieb bei dem Alten, besorgte für ihn alle Feldarbeiten und erhielt nach und nach die Oberaufsicht über dessen ganzes Oekonomiewesen. Als er nach der Ernte die Frucht gesammelt, gedroschen und gereinigt hatte, dachte er: Ich glaube nicht, daß der Alte mir meinen Lohn bezahlen wird; das Beste ist daher, ich nehme von dieser Frucht, was mir gebührt, und will er mir später meinen Lohn geben, so nehme ich ihn nicht an. Er nahm daher so viel Frucht, als sein Lohn ausmachte, verbarg sie und brachte die übrige dem Alten und maß sie ihm vor. Der Alte sagte ihm: „Komm und nimm deinen Lohn, kaufe dir dafür Kleider und was du sonst brauchst, und wenn du zehn Jahre bei mir bleiben willst, so sollst du immer denselben

Lohn haben." Da dachte der Kaufmann: Es war doch nicht schön von mir, ohne die Erlaubniß meines Herrn mir Frucht zu nehmen. Er ging daher, um sie wieder zu holen, aber er fand sie nicht mehr. Er kehrte betrübt zum Alten zurück, und als dieser ihn fragte, was ihm widerfahren, sagte er ihm: „Ich habe geglaubt, du würdest mir meinen Lohn nicht geben, und hatte daher so viel Frucht verborgen, als mein Lohn ausmacht. Da du mich aber nun gehörig bezahlen wolltest, so wollte ich die verborgene Frucht wieder holen, fand sie aber nicht mehr; gewiß hat sie Jemand gestohlen." Der Alte ward böse, als er dies hörte, und sagte: „Es läßt sich nichts gegen ein schlimmes Geschick thun. Siehe! ich hätte dir deinen Lohn gegeben; da du aber von deinem bösen Stern geleitet eine so schlimme Meinung von mir hegst, so sollst du gar nichts haben und auch sogleich mein Haus verlassen."

Hier beendigte Scheherſad ihre heutige Erzählung; in der folgenden Nacht aber fuhr sie fort:





Vierhundert

und

fünfunddreißigste Nacht

Der Kaufmann ging weinend fort und kam bei Perlenfischern vorüber, die ihn fragten, warum er so betrübt wäre, worauf er ihnen seine ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende erzählte. Die Perlenfischer, welche ihn in seinen glücklichen Jahren gekannt hatten, fühlten tiefes Mitleid mit ihm und sagten ihm: „Bleibe bei uns, wir wollen auf dein Glück untertauchen, und was wir heraufbringen, wollen wir theilen." Sie tauchten unter und brachten zehn große Perlenmuscheln herauf, von denen jede zwei große Perlen in sich schloß. Erfreut über diesen Fund, riefen sie: „Bei Gott, dein Glücksstern geht wieder auf!" Sie gaben ihm dann zehn Perlen und sagten: „Verkaufe zwei davon, handle mit dem Erlöse derselben und verwahre die übrigen für die Noth." Der Kaufmann nahm die Perlen, nähte acht derselben in sein Kleid ein und steckte die übrigen beiden in den Mund. Aber ein Dieb hatte ihm zugesehen und



benachrichtigte seine Gesellen davon; diese überfielen ihn und nahmen ihm sein Kleid weg. Der Kaufmann tröstete sich indessen mit den beiden Perlen, die ihm noch übrig blieben.

Der Kaufmann ging dann in die Stadt und nahm die zwei Perlen aus dem Munde, um sie zu verkaufen. Da wollte das Schicksal, daß einem Juwelier in der Stadt zehn Perlen gestohlen wurden, gerade wie die des Kaufmanns. Als daher der Juwelier diese zwei Perlen in den Händen des Maklers sah, fragte er ihn, wem sie gehören. Der Makler antwortete, auf den Kaufmann hindeutend: „Diesem Manne." Als der Juwelier den Kaufmann sah, dessen Aeußeres so arm und elend war, fragte er ihn: „Wo sind die übrigen acht Perlen?" Der Kaufmann, welcher glaubte, er frage ihn nach den Perlen, welche in seinem Kleide eingenäht waren, antwortete: „Sie sind mir gestohlen worden." Der Juwelier, welcher nicht mehr zweifeln konnte, daß dieser Kaufmann seine zehn Perlen gestohlen, ergriff ihn, führte ihn zum Polizeiobersten und sagte diesem: „Hier ist der Dieb, der mir zehn Perlen gestohlen; ich habe noch zwei davon bei ihm gefunden, und er hat selbst eingestanden, daß ihm die übrigen acht entwendet wurden." Der Polizeioberst, dem schon vorher dieser Diebstahl angezeigt worden, ließ den Kaufmann prügeln und einsperren. Schon schmachtete er ein ganzes Jahr im Gefängnisse, als endlich durch die göttliche Fügung der Polizeioberst auch

einen der Perlenfischer in dasselbe Gefängniß sperren ließ. Der Kaufmann erkannte ihn und erzählte ihm, wie unglücklich er durch seine Perlen geworden. Als daher der Perlenfischer das Gefängniß verließ, erzählte er die Geschichte des Kaufmanns dem Sultan, und dieser, von der Unschuld des Kaufmanns überzeugt, bemitleidete ihn, ließ ihn in Freiheit setzen, wies ihm eine Wohnung neben dem Palaste an und bestimmte ihm ein ansehnliches Jahrgeld. Der Kaufmann vergaß bald alle seine Leiden und dachte: Nun ist das Glück wiedergekehrt, ich werde unter dem Schutze dieses Königs meine übrige Lebenszeit in Ruhe zubringen. Aber eines Tages trieb ihn seine Neugierde an ein Fenster, das mit Erde und Steinen zugemauert war. Er riß es ein, um zu sehen, was dahinter ist, und siehe da, das Fenster ging in's Harem des Sultans. Als er dies sah, fuhr er erschrocken zurück und holte frische Erde, um es wieder zu schließen; aber ein Eunuche sah ihn und benachrichtigte schnell den Sultan davon. Der Sultan kam, und als er das Fenster aufgebrochen fand, ward er sehr aufgebracht gegen den Kaufmann und sagte ihm: „Ist das der Lohn für meine Wohlthaten? was hast du nach meinem Harem zu sehen?“ Der Sultan ließ ihm hierauf die Augen ausstechen, und der Kaufmann, seine beiden Augen in die Hand nehmend, rief verzweifelt: „Wie lange noch, o verdammtes Schicksal, verfolgst du mich! Zuerst hattest du es nur mit meinem Gelde zu thun und jetzt gehst du mir gar an den Leib. Ich sehe wohl, daß all mein Bemühen vergebens ist, wenn Gott mir nicht beisteht.“

„Auch mir, großer König,“ sagte der Junge, „geht es, wie diesem Manne; so lange das Glück mir günstig war, gelang mir Alles, nun hat es mich verlassen, und Alles geht verkehrt.“ Als der Junge so sprach, legte sich der Zorn des Königs ein wenig, er ließ ihn in's Gefängniß zurückführen und sagte zu den Vizieren: „Der Tag ist bald zu Ende, wir wollen mit der Hinrichtung bis morgen warten.“

Am folgenden Tage trat der zweite Vizier, welcher Bahrun hieß, hervor und verdammte ebenfalls das Verfahren des Angeklagten. Der König ließ den Jungen kommen und sagte: „Wehe dir! ich werde dir den schlimmsten Tod geben lassen, denn dein Verbrechen ist abscheulich; meine Leute sollen eine Warnung durch dich erhalten.“ Der Junge sagte: „O König! übereile dich nicht; denn ein reifliches Bedenken ist die sicherste Stütze einer guten Regierung. Wer nicht die Folgen einer Handlung überlegt, dem geht es, wie einem gewissen Kaufmanne; wer aber Alles voraussieht, der wird glücklich, wie der Sohn jenes Kaufmanns.“ Da der König die Geschichte dieser beiden Kaufleute hören wollte, begann der Junge:

O König! einst mußte ein sehr reicher Kaufmann während der Schwangerschaft seiner Frau eine Reise machen. Er ging zu ihr, stellte ihr die Nothwendigkeit seiner Reise vor, versprach ihr, vor ihrer Niederkunft zurückzukehren, und nahm Abschied von ihr. Da kam er auf seinen Reisen zu einem Könige, welcher einen guten Minister, um das Land zu regieren, suchte. Der König fand den Kaufmann so gebildet, klug und kenntnißreich, daß er ihn zu seinem Minister ernannte und ihm viel Gutes erwies.

Da bemerkte Scheherſad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht erzählte sie weiter:





Vierhundert und sechsunddreißigste Nacht.

Nach einiger Zeit hielt der Kaufmann um Erlaubniß an, wieder nach seiner Heimath zurückzureisen, aber der König wollte ihn nicht entlassen. Dann bat er nur um Erlaubniß, seine Familie zu besuchen, und versprach, wiederzukommen; dieß gestattete ihm der König und schenkte ihm noch einen Beutel mit tausend Dinaren. Der Kaufmann bestieg ein Schiff und trat seine Rückreise an. An demselben Tage aber schiffte sich auch seine Gattin ein, welche den Aufenthaltsort ihres Mannes erfahren hatte, um mit dem Zwillingspaar, das sie in seiner Abwesenheit geboren hatte, sich zu ihm zu begeben. Das Schiff, auf welchem die Mutter mit ihren Kindern war, landete gerade auf einer Insel, als das, auf welchem der Kaufmann war, von der entgegengesetzten Seite ankam. Da sagte die Frau zu ihren Kindern: „Dieses Schiff kommt aus dem Lande, wo euer Vater wohnt, geht an's Ufer und erkundigt euch nach ihm." Sie gingen an's Ufer und machten viel Geräusch in der Nähe des Schiffes ihres Vaters. Ihr Vater schlief gerade im Schiffe und fuhr erschrocken auf bei dem Geschrei der Kinder; er stand auf, um sie schweigen zu machen, da fiel ihm sein Beutel zwischen die Waaren und er konnte ihn nicht mehr

finden. Er schlug sich in's Gesicht, faßte die Jungen und sagte ihnen: „Ihr habt mir den Beutel gestohlen, ihr habt nur hier gespielt, um mich zu bestehlen; es war Niemand außer euch da." Er nahm dann einen Stock und prügelte sie; die Kinder weinten und die Matrosen versammelten sich um sie und sagten: „Alle Kinder dieser Insel sind Diebe." Nun ward der Kaufmann so aufgebracht, daß er schwur, sie in's Wasser zu werfen, wenn sie den Beutel nicht herausgäben.

Nachdem der Kaufmann geschworen hatte, nahm er die Kinder und befestigte sie an einen Bund Zuckerrohr und warf sie in's Wasser. Als die Kinder lange nicht zu



ihrer Mutter zurückkehrten, kam sie in die Nähe des Schiffs, um sie zu suchen, und da sie sie nirgends sah, erkundigte sie sich nach ihnen bei den Matrosen und beschrieb das Alter und Aussehen derselben. Die Matrosen sahen bald ein, daß diese Frau die Mutter der Kinder sey, welche in's Wasser geworfen worden, und erzählten ihr, was ihren Kindern widerfahren. Die Frau schrie: „Wie Schade um eure Herrlichkeit, o meine Kinder! Wo ist das Auge eures Vaters, daß es euch sehe?" Da fragte sie

einer der Schiffsleute: „Wessen Gattin bist du?" Sie antwortete: „Ich bin die Gattin des Kaufmanns N. N., zu dem ich eben reisen wollte, als dieses Unglück mich traf." Als der Kaufmann dies hörte, umarmte er sie, dann stand er auf, zerriß seine Kleider, schlug sich auf den Kopf und rief: „Bei Gott, ich habe selbst meine Kinder getödtet. Das ist die Strafe dessen, der die Folgen einer Handlung nicht bedenkt." Er weinte dann eine Weile im Schiff mit seiner Gattin, dann sagte er: „Bei Gott! ich werde keine Freude mehr am Leben haben, bis ich weiß, was aus meinen Kindern geworden." Er schwamm im Wasser herum, fand sie aber nicht mehr, denn ein heftiger Wind hatte sie an's andere Ufer getrieben. Eins dieser Kinder ward von einem Freunde des Königs aufgenommen, bei dem sein Vater gewohnt hatte. Als das Kind dem König gebracht wurde, gefiel es ihm so sehr, daß er es an Kindesstelle annahm und sich mit ihm wie mit einem eigenen Kinde freute. Je größer der Knabe ward, um so inniger liebte ihn der König, und kaum hatte er das Jünglingsalter erreicht, als ihn der König zu seinem Nachfolger und Erben bestimmte.

Nach vielen Jahren starb der König, und sein Adoptivsohn bestieg den Thron ohne Widerspruch. Seine Eltern hatten lange die Inseln durchsucht, um ihn und seinen Bruder wiederzufinden, konnten aber keine Spur von ihnen auffinden; nachdem sie alle Hoffnung, ihre Kinder wiederzusehen, verloren hatten, ließen sie sich auf einer Insel nieder, welche zu dem Lande ihres Sohnes gehörte. Eines Tages, als der Kaufmann auf den Markt ging, sah er einen Makler mit einem Jungen an der Hand, den er verkaufen wollte. Da dachte er bei sich: ich will diesen Jungen kaufen und mich durch ihn über den Verlust meiner Kinder trösten; er bewilligte dem Makler den geforderten Preis und führte den Jungen nach Hause. Als seine Frau ihn sah, schrie sie: „Bei Gott, das ist mein Sohn!" Vater und Mutter freuten sich sehr und fragten ihn nach seinem Bruder; er sagte: „Das Meer hat uns getrennt, ich weiß nicht, wo er hingekommen."

Zwei Jahre nach dem unerwarteten Wiederfinden seines Sohnes ließ der Kaufmann ein Schiff mit kostbaren Waaren beladen und schickte seinen Sohn damit in die Residenz. Als der König hörte, es sey ein fremder Kaufmann mit Waaren angekommen, die für ihn passen, ließ er ihn rufen. Er erkannte seinen Bruder nicht, doch fühlte er sich mächtig zu ihm hingezogen und sagte ihm: „Ich wünschte, daß du bei mir bliebest, ich will dich groß machen und dir geben, was du nur begehrst." Der junge Kaufmann blieb einige Zeit bei seinem Bruder, und als er sah, daß dieser sich gar nicht mehr von ihm trennen wollte, benachrichtigte er seine Eltern davon und bat

sie, zu ihm zu kommen. Bald nach ihrer Ankunft kam einmal der König betrunken nach Hause. Da dachte der junge Kaufmann: „Der König verdient wohl durch seine vielen mir erwiesenen Wohlthaten, daß ich ihn selbst diese Nacht bewache.“ Er stellte sich daher mit gezogenem Schwerte an die Thür des königlichen Gemaches. Ein junger Mann, der ihn längst schon wegen seines Ansehens beim Könige beneidete, sah ihn in dieser Stellung und fragte ihn, warum er so mit gezogenem Schwerte dastehe. „Ich will den König selbst bewachen, weil er mir so viel Gutes erwiesen,“ erwiderte ihm der junge Kaufmann.

Mit diesen Worten unterbrach Scheherſad ihre Erzählung; in der nächsten Nacht fuhr sie fort:





Vierhundert

und

siebenunddreißigste Nacht.

Als der neidische Jüngling aber am folgenden Morgen diese Begebenheit seinen Freunden erzählte, sagten sie: „Das ist eine gute Gelegenheit, dem fremden Kaufmanne die Gunst des Königs zu entziehen und uns Ruhe vor ihm zu schaffen.“ Sie gingen hierauf zum König und sagten ihm, sie wünschten ihm etwas höchst Wichtiges mitzutheilen, und auf die Frage des Königs, was es wäre, antworteten sie: „Der junge Kaufmann, dem du dich so genähert und den du über alle deine Günstlinge erhoben hast, hat gestern vor unsern Augen mit gezogenem Schwerte auf dich losrennen wollen, um dich zu tödten.“ Als der König dies hörte, ward er blaß und sagte: „Könnt ihr das beweisen?“ — „Willst du den besten Beweis von der Wahrheit unsrer Aussage haben,“ antworteten die Verläumder, „so stelle dich diese Nacht wieder betrunken und lege dich

nieder, da wirst du mit deinen eigenen Augen dich überzeugen." Sie gingen hierauf zum jungen Kaufmanne und sagten ihm: „Wisse, der König hat dich deiner gestrigen That willen sehr gelobt und er wird dich dafür auf's glänzendste belohnen." In der folgenden Nacht befolgte der König den Rath der bösen Jünglinge, und als er den Kaufmannssohn mit gezogenem Schwerte kommen sah, fürchtete er sich vor ihm, ließ ihn festnehmen und sagte ihm: „Ist das der Lohn für meine dir erwiesenen Wohlthaten? Du bist mir näher als irgend Jemand gestanden und nun verfährst du so schlimm gegen mich?" Zwei Jungen fragten sogleich den König, ob sie ihm den Kopf abschlagen sollten. Aber der König antwortete: „Einen Menschen umbringen ist eine leichte Sache, aber auch eine sehr ernste; wir können leicht den Lebendigen tödten, aber dem Todten nicht mehr das Leben wiedergeben. Darum will ich diesen Verbrecher einstweilen nur einsperren lassen, seinen Kopf kann ich immer noch haben." Hierauf verließ sie der König, nahm seine Tagesarbeit vor, ging dann auf die Jagd, kehrte zur Stadt zurück und dachte nicht mehr an den Eingesperrten. Da kamen die Feinde des Kaufmannssohnes zum König und sagten: „Wenn du diesen Verbrecher nicht bestrafst, so werden alle jungen Leute nach deinem Reiche lüstern werden und dein Leben bedrohen." Diese Worte erweckten den Zorn des Königs wieder, er ließ den Angeklagten wieder vor sich führen und den Scharfrichter holen, um ihm den Kopf abzuschlagen. Schon hatte man dem Jüngling die Augen zugebunden und der Scharfrichter stand ihm zu Häupten und sagte: „Wenn du es erlaubst, o König! so haue ich zu." Aber der König erwiderte: „Halte noch ein! ich will noch darüber nachdenken, ich kann ihn immer noch tödten lassen, führet ihn wieder in's Gefängniß zurück!" Inzwischen hatte der Vater des jungen Kaufmannes von dem Schicksale seines Sohnes Nachricht erhalten. Er eilte sogleich zum Könige und überreichte ihm ein Schreiben, welches folgende Worte enthielt:

> „Habe Mitleid mit mir, Gott wird sich auch deiner erbarmen! Uebereile dich nicht, wo es ein Menschenleben gilt, denn ich habe aus Uebereilung einen Sohn in's Wasser geworfen, den ich nie mehr wiedergefunden."

Der alte Kaufmann ward hierauf vom König aufgefordert, die Geschichte seines ertrunkenen Sohnes ausführlich zu erzählen, und als er damit zu Ende war, stieß der König ein lautes Geschrei aus, stieg vom Throne herunter, umarmte seinen Vater und seinen Bruder und sagte: „Bei Gott, du bist mein Vater, dieser Jüngling ist mein Bruder und deine Gattin ist unsre Mutter. Seht ihr," sagte er zu den Ministern und



Staatsräthen, welche um ihn versammelt waren, „wie wohl ich daran gethan habe, mich in meinem Hinrichtungsbefehle nicht zu übereilen; wie leicht hätte ich zum Brudermörder werden können. Und du," sagte er, zu seinem Vater sich wendend: „wärest du damals auf der Insel nicht so rasch gewesen, so hättest du dir diese ganze Zeit her viele Reue und Trauer erspart." Der König ließ dann auch seine Mutter kommen und ein glückliches Leben in der Mitte seiner Verwandten war der Lohn seiner Bedachtsamkeit.

„Darum," sagte der Jüngling zum König, „übereile auch du meinen Tod nicht, du möchtest ihn zu spät bereuen." Als der König dies hörte, ließ er den Jüngling in's Gefängniß zurückführen und beschloß, noch einige Zeit über ihn nachzudenken.

Am dritten Tage kam der dritte Vizier zum König und sagte: „O König! verschiebe die Strafe dieses Jünglings nicht länger, denn schon sprechen alle Leute von seiner Schandthat; laß ihn schnell umbringen, daß keine Rede mehr von ihm sey. Man soll nicht sagen: der König hat Jemanden auf dem Bette seiner Gattin gefunden und ihm verziehen." Diese Worte des Viziers reizten den Zorn des Königs wieder: er ließ den Jungen gefesselt vorführen und sagte ihm: „Du bist ein Mensch von

schlechter Herkunft, du hast mich entehrt, drum will ich dich aus der Welt schaffen." Der Junge sagte: „O König! gebrauche Geduld in allen deinen Handlungen, so wirst du alle deine Wünsche erlangen; Gott führt immer durch Geduld zum Glück. So ist Abu Saber durch Geduld von der Grube auf den Thron gestiegen." — „Was ist das für eine Geschichte?" fragte der König; und der Jüngling begann:

Da bemerkte Scheherzad den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht erzählte sie mit des Jünglings eigenen Worten:





Vierhundert
und
achtunddreißigste Nacht.

Geschichte des Gutsbesitzers Abu Saber.

Einst lebte in einer kleinen Stadt ein Gutsbesitzer, mit Namen Abu Saber, der große Viehheerden besaß und eine schöne Frau hatte, die ihm zwei Kinder gebar. Da kam einmal ein Löwe und zerriß eine Menge Vieh. Die Gutsbesitzerin sagte zu ihrem Gatten: „Siehe! dieser Löwe hat unser bestes Vieh zu Grunde gerichtet; verfolge ihn mit deinen Leuten und suche ihn zu tödten, daß wir Ruhe bekommen." Er aber antwortete: „Habe Geduld, meine Frau, denn Geduld bringt ein gutes Ende. Dieser Löwe ist doch ein schädliches Thier, Gott wird ihn schon verderben; laß uns nur in Geduld abwarten, jeder Uebelthäter stürzt sich zuletzt selbst in's Verderben."

Eines Tages ging der König mit großem Gefolge auf die Jagd, begegnete dem Löwen und setzte ihm nach, bis er ihn tödtete. Als Abu Saber dies hörte, sagte er zu seiner Gattin: „Habe ich dir nicht gesagt, der Uebelthäter stürzt schon von selbst? Hätte ich den Löwen zu erlegen gesucht, wäre es mir vielleicht nicht gelungen: das ist der Lohn der Geduld." Einige Zeit nachher, als in dem Städtchen, das Abu Saber

bewohnte, Jemand ermordet wurde, ließ der Sultan das ganze Städtchen plündern, und Abu Saber verlor dadurch auch den größten Theil seines Vermögens. Da sagte ihm seine Gattin: „Die ganze Umgebung des Sultans kennt dich als einen braven Mann, schreibe dem Sultan, er wird dir gewiß dein Gut zurückgeben lassen." Er aber antwortete: „O meine Frau: habe ich dir nicht gesagt, wer Unrecht begeht, wird schon bestraft werden? Nun hat der Sultan eine Gewaltthat ausgeübt und unschuldigen Leuten ihr Gut geraubt: du wirst sehen, wie er bald das Seinige verliert." Dies hörte einer seiner Nachbarn, welcher ihn schon längst beneidete. Er gab dem Sultan davon Kunde, und dieser ließ dem Gutsbesitzer Alles, was ihm noch übrig geblieben war, wegnehmen und ihn mit seiner Gattin aus dem Städtchen treiben. Als das unglückliche Ehepaar hierauf in eine Wüste fliehen mußte, sagte die Frau zu ihrem Manne: „Das Alles kommt von deiner Schwäche und Saumseligkeit." Er aber versetzte: „Habe nur Geduld, sie führt sicher zu einem guten Ende." Kaum waren sie einige Schritte weiter gegangen, da kamen Räuber und zogen ihnen ihre Kleider aus, nahmen, was sie auf dem Leibe hatten, und raubten ihnen auch ihre Kinder. Die Frau sagte weinend: „Laß einmal deinen Gleichmuth und komme, wir wollen den Räubern nachlaufen, vielleicht werden sie uns bemitleiden und uns unsere Kinder zurückgeben." Abu Saber antwortete: „Habe nur Geduld! wer etwas Böses thut, dem wird auch wieder Böses vergolten; wenn ich ihnen folgte, könnte leicht einer von ihnen sein Schwert ziehen und mich tödten: drum Geduld, diese führt zu einem guten Ende."

Sie gingen dann fort, bis sie in die Nähe eines Städtchens im Lande Kirman kamen, da ließen sie sich am Ufer eines Flusses nieder und Abu Saber sagte zu seiner Frau: „Bleibe du hier, ich will einstweilen in's Städtchen gehen, um eine Wohnung zu miethen." Als er fern war, kam ein Reiter, um sein Pferd im Flusse zu tränken; diesem gefiel Abu Sabers Gattin so sehr, daß er ihr sagte: „Komm! reite mit mir weg! ich will dich heirathen und glücklich machen." Sie antwortete: „Gott erhalte dich! ich habe einen Gatten." Da zog er sein Schwert und sagte: „Wenn du mir nicht folgst, so bringe ich dich um." Als sie dies sah, schrieb sie mit dem Finger in den Sand: „O Abu Saber! du hattest immer Geduld, bis du dein Vermögen, deine Kinder und deine Gattin verloren, die dir noch theurer als Alles war, nun wirst du immer in Trauer leben und sehen, wohin dich deine Geduld geführt hat." Der Reiter setzte sie dann hinter sich auf's Pferd und ritt mit ihr davon. Als Abu Saber zurückkam, war sie schon weit weg, und als er las, was sie geschrieben

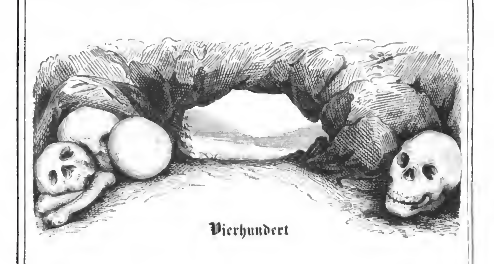


hatte, gab er sie für verloren; er weinte eine Weile, sagte aber bald zu sich selbst: „O Abu Saber! du mußt auch jetzt noch Geduld haben, es gibt vielleicht noch ein härteres Unglück, als das deinige." Er ging dann traurig vor sich hin, bis er von Handwerksleuten, die am königlichen Palaste arbeiteten, angehalten wurde. Diese sagten ihm: „Du mußt hier mitarbeiten, sonst wirst du für immer eingesperrt." Abu Saber arbeitete nun einen ganzen Monat wie ein Taglöhner und erhielt jeden Tag einen Laib Brod. Eines Tages fiel ein Arbeiter von einer Leiter herunter und brach ein Bein. Abu Saber hörte ihn weinen und sagte ihm: „Habe Geduld und schreie nicht! du wirst um so eher wieder Ruhe finden; verliere nur die Geduld nicht, denn mit ihr kann man aus der tiefsten Grube auf den Thron steigen." Der König, welcher am Fenster saß und diese Rede hörte, gerieth in Zorn über Abu Saber und ließ ihn in eine tiefe Grube werfen, die im Palaste war, und sagte ihm: „Du Verrückter! wir wollen einmal sehen, wie du aus der Grube auf den Thron steigst." Diese Worte wiederholte der König jeden Tag vor der Grube, in welche er jedesmal ein Stückchen Brod warf. Abu Saber schwieg und ertrug sein Unglück mit Geduld. Nun war aber auch das Ende seiner Leiden nahe. In der Grube, wo er schmachtete, war nämlich früher ein Bruder des Königs eingesperrt, der schon längst todt war, den man aber im Lande noch lebendig glaubte. Die Partei des Verstorbenen ward durch dessen vermeinte lange Gefangenschaft gegen den König aufgebracht, er ward als ein

grausamer Tyrann verschrien und in einem Volksaufstande ermordet. Nun holte man Abu Saber, den man für des Königs Bruder hielt, aus der Grube hervor. Niemand sah den Irrthum ein, weil Beide einander sehr ähnlich waren und des Königs Bruder gar zu lange im Gefängnisse von Niemanden besucht werden durfte, und so ward Abu Saber als König ausgerufen.

Bei diesen Worten bemerkte Scheherfad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht fuhr sie also fort:





Vierhundert

und

neununddreißigste Nacht.

Abu Saber dachte: das ist der Lohn der Geduld; und ohne ein Wort zu sagen, setzte er sich auf den Thron, zog königliche Kleider an und regierte mit so vieler Gerechtigkeit und Einsicht, daß man ihm gern gehorchte. Bald nachdem Abu Saber den Thron bestiegen und sich mit der Bildung seiner Armee beschäftigt hatte, wurde der König, welcher ihn einst ausgeplündert hatte, von einem seiner Feinde überfallen und vom Throne gestürzt. Der vertriebene König kam zu Abu Saber, den er nicht mehr kannte, und flehte ihn um Schutz und Hülfe an. Abu Saber, der sich seiner aber noch erinnerte, dachte: das ist der Lohn der Geduld, nun hat ihn Gott in meine Hand gegeben, und gab seinen Leuten Befehl, den König mit den Seinigen bis auf ihre Kleider auszuplündern und aus dem Lande zu treiben. Abu Sabers Leute sahen dies mit Erstaunen und dachten: das ist nicht königlich gehandelt; ein fremder König

fleht seinen Schutz an und er läßt ihn ausplündern; doch mußten sie schweigen. Nach einiger Zeit hörte der König, es halten sich Räuber im Lande auf; er ließ ihnen nachsetzen, und als man sie ihm gefangen brachte, sah er, daß es die Räuber waren, welche ihn ausgeplündert und seine Kinder weggeführt hatten. Er fragte sie: „Wo sind die zwei Knaben, die ihr einst in der Wüste geraubt habt?" Sie antworteten: „Wir haben sie bei uns und wollen sie unserm Herrn, dem Könige, als seine Sklaven vorstellen; auch wollen wir alles Geld hergeben, das wir gesammelt haben, das Räuberhandwerk aufgeben und bei deinen Truppen als Soldaten dienen." Der König gab ihnen aber kein Gehör, sondern nahm ihnen ihr Geld und die zwei Knaben weg und ließ sie dann hinrichten. Da sagten die Truppen des Königs einer zum andern: „Der ist noch grausamer als sein Bruder. Die Diebe bringen ihm zwei Knaben und wollen Buße thun, und er läßt sie umbringen und ausplündern; das ist hart." Nach einiger Zeit kam ein Reiter vor den König mit der Frau desselben und klagte seine Frau des Ungehorsams gegen ihn an; der König erkannte seine Frau, nahm sie dem Reiter weg und ließ ihn umbringen. Als der König hierauf hörte, daß ihn seine Truppen für einen Tyrannen hielten, sagte er in Gegenwart seiner Viziere und Staatsräthe und Häupter der Armee: „Bei dem erhabenen Gott! ich bin nicht des Königs Bruder, sondern der König ließ mich eines einzigen Wortes willen in seines Bruders Gefängniß sperren; ich bin Abu Saber und Gott hat mir durch meine Geduld den Thron geschenkt. Der König, der bei mir Schutz suchte und den ich ausplündern ließ, hat mir früher all mein Gut weggenommen und mich ungerechterweise aus dem Lande verbannt: ich habe ihm also Gleiches mit Gleichem vergolten. Die Diebe, welche von Buße sprachen, konnte ich nicht anhören, sie haben mich auf dem Wege bis auf meine Kleider ausgezogen und mir auch meine beiden Knaben weggenommen, die ihr für Sklaven hieltet: auch ihnen habe ich gerechte Strafe widerfahren lassen. Den Reiter ließ ich endlich umbringen, weil die Frau, gegen die er klagte, meine Gattin ist, die er mit Gewalt entführt und die mir nur der erhabene Gott zurückgegeben. So habe ich immer Gerechtigkeit ausgeübt, während ihr, nach dem Scheine urtheilend, mich für einen Tyrannen hieltet."

Diese Worte des Königs setzten seine Zuhörer in Erstaunen, sie fielen vor ihm nieder, liebten ihn noch mehr als zuvor, entschuldigten sich bei ihm und bewunderten die göttliche Fügung, die Abu Saber zum Lohne seiner Geduld aus der Grube auf den Thron erhoben und den früheren König vom Throne in den Abgrund gestürzt. Abu Saber ging dann zu seiner Gattin und sagte ihr: „Nun, wie hast du die



Frucht der Geduld gefunden? Siehst du nun, wie süß sie ist, während die der Uebereilung bitter schmeckt? Der Mensch mag Böses oder Gutes thun, es wird ihm immer später wieder vergolten."

„Darum, o König," sagte der gefesselte Jüngling, „habe auch du jetzt so viel Geduld als möglich; Geduld ist eine Tugend der Edlen und ziemt besonders einem König." Als der König dies hörte, legte sich sein Zorn, er ließ den Jüngling wieder in's Gefängniß zurückführen und hob die Versammlung auf.

Am vierten Tage kam der vierte Vizier, welcher Sufihad hieß, verbeugte sich vor dem König und sagte: „O König, laß dich durch die Reden des Jünglings nicht täuschen, denn er spricht nicht wahr. So lange er lebt, werden alle Leute von dieser Geschichte sprechen, und du selbst wirst sie nie vergessen können." Der König sagte: „Bei Gott! du hast Recht, ich will ihn vor meinen Augen umbringen lassen." Der Gefangene ward wieder vor den König geführt und dieser sagte ihm: „Wehe dir! glaubst du mein Herz durch deine Erzählungen einzuschläfern und durch deine Reden immer mehr Zeit zu gewinnen? Heute lass' ich dich umbringen, ich will einmal deiner los seyn." Der Jüngling sagte: „O König! du bist Herr, mich umzubringen, wann du

willst, doch Uebereilung ziemt nur gemeinen Menschen, edle Männer aber haben Geduld. Hast du mich umgebracht, so bereuest du es, und willst du mich dann wieder lebendig machen, so kannst du es nicht. Wer sich übereilt, dem geht es, wie dem Prinzen Bahsad." Der König fragte: „Was ist das für eine Geschichte?" und der Prinz antwortete:

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der nächsten Nacht aber begann sie diese Geschichte, wie folgt:





Vierhundert und vierzigste Nacht.

Geschichte des Prinzen Bahsad.

O Herr! es war vor alter Zeit ein König, der einen Sohn hatte, dem keiner seiner Zeitgenossen an Schönheit glich. Einst war der Prinz in Gesellschaft und hörte, wie Jemand sagte, er sey der schönste Mensch seiner Zeit. Hierauf sagte ein Fremder: „Die Tochter des Königs N. N. ist schöner als er.“ Sobald der Prinz dieses hörte, verlor er den Verstand, sein Herz pochte heftig und er lief schnell zum Fremden und bat ihn um den Namen der Prinzessin, deren Schönheit er so über Alles erhoben hatte. Als der Fremde sie nannte, lief der Prinz ganz blaß zu seinem Vater und bat ihn, bei

ihrem Vater um sie anzuhalten. Der König sagte ihm: „Mein Sohn! du kannst das Mädchen, das du liebst, erlangen, habe nur Geduld, ihr Vater wird sie dir gern zur Gattin geben.“ Der König ging sogleich zu dem Vater der Schönen und hielt bei ihm um die Hand seiner Tochter an. Dieser forderte hunderttausend Dinare als Morgengabe. Als aber der König das Geld, das er in seinem Schatze hatte, zusammenzählte, da fehlte noch einiges an den hunderttausend Dinaren; er sagte daher zu seinem Sohne: „Habe Geduld, bis ich das fehlende Geld zusammenbringe, dann schicke ich es deinem Schwiegervater und lasse deine Geliebte holen.“ Aber der Prinz gerieth in heftigen Zorn und sagte: „Ich warte nicht länger!“ nahm Schwert und Lanze, bestieg sein Pferd und ward Straßenräuber. Eines Tages fiel er aber eine sich tapfer vertheidigende Karavane an, ward überwunden, gefangen und gefesselt vor den König jenes Landes geführt. Als der König den schönen Jüngling sah, sagte er ihm: „Du siehst keinem Räuber gleich; gestehe mir die Wahrheit, Junge! wer bist du?“ Der Prinz schämte sich aber, die Wahrheit zu gestehen und wollte lieber sterben. Da sagte der König zu seinen Räthen: „Wir wollen uns mit diesem Jungen nicht übereilen, denn Uebereilung bringt Reue; es genüge uns, ihn einstweilen in Verhaft zu nehmen.“ Inzwischen ward Bahsad in seinem Lande vermißt, und sein Vater schickte Boten nach allen Seiten, um ihn aufzusuchen. Als auch bei dem König, der ihn gefangen hielt, nach ihm gefragt wurde, rief er: „Gelobt sey Gott, daß ich mich nicht übereilt habe.“ Er ließ sogleich Bahsad rufen und sagte ihm: „Warum wolltest du dich selbst in den Abgrund stürzen?“ Er antwortete: „Aus Furcht vor der Schande.“ — „Fürchtest du dich so sehr vor Schande,“ versetzte der König, „so hättest du dich nicht so übereilen sollen; hast du nicht gewußt, daß Uebereilung Reue bringt? auch ich würde es jetzt bereuen, wenn ich mich übereilt hätte.“ Er schenkte ihm dann so viel Geld, als er zur Morgengabe brauchte, schickte sogleich zu des Prinzen Vater, um ihn vom Wohle seines Sohnes zu unterrichten, und redete Bahsad zu, selbst wieder zu seinem Vater zurückzukehren. Aber Bahsad sagte: „O König! vollende deine Wohlthat und schicke mich gleich zu meiner Braut, denn das wird lange dauern, bis ich nach Hause komme und mein Vater ihr einen Boten schickt und dieser wieder zurückkehrt.“

Der König wunderte sich über des Prinzen Ungeduld und sagte ihm lächelnd: „Ich fürchte sehr, deine Uebereilung möchte dich straucheln machen und dem Ziele deiner Wünsche entrücken.“ Indessen gab er ihm doch ein Empfehlungsschreiben an den Vater des Mädchens. Als der Prinz zum König kam und das Schreiben überreichte, machte ihm der König mit den Großen seines Reichs einen Gegenbesuch und erwies ihm viel

Ehre. Auch ließ der König dem Empfehlungsschreiben gemäß seine Tochter vor dem Prinzen erscheinen, und bald wurde die Verlobung gefeiert. Am Hochzeitstage war der Prinz aber so ungeduldig, seine Braut unverschleiert zu sehen, daß er durch ein Loch sah, das in der Wand war, welche ihn von seiner Braut trennte. Dies bemerkte seine Schwiegermutter und es mißfiel ihr so sehr, daß sie sich von einem Diener zwei eiserne Stangen bringen ließ, und als der Jüngling wieder an's Loch kam, ihm die



Augen damit ausstieß. Der Jüngling stieß ein jämmerliches Geschrei aus, fiel in Ohnmacht und alle Freude ward in Trauer verwandelt.

„Du siehst, o König!" sagte der Gefesselte, „was das Ende der Uebereilung ist; die Ungeduld dieses Prinzen hat ihm lange Reue zugezogen; ebenso bereute nachher seine Schwiegermutter ihre unbesonnene That, als es zu spät war. Drum, o König! laß mich nicht zu schnell umbringen, du kannst mich ja immer noch tödten lassen." Als der König dies hörte, legte sich sein Zorn wieder und er ließ den Jüngling wieder in's Gefängniß zurückführen.

Am fünften Tage kam der fünfte Vizier, der Djabur hieß, verbeugte sich vor dem König und sagte: „O König! deine Ehre erheischt, daß, wenn Jemand in deine Wohnung blickt, du ihm sogleich die Augen ausstechen lassest; was mußt du erst Dem

thun, den du mitten in deinem Zimmer auf deinem Bette gefunden, in der Absicht, deinen Harem zu entehren, und dazu, wenn es noch ein Mensch von niederer Herkunft ist? Tilge einmal diese Schmach durch seinen Tod, wir rathen dir dazu nur aus Eifer für deinen Ruf und aus Liebe zu dir; dieser Mensch verdient keine Stunde mehr zu leben." Diese Worte reizten des Königs Zorn, er ließ den Jüngling wieder vor sich führen und sagte ihm: „Wehe dir! du hast ein großes Verbrechen begangen, du lebst schon zu lange, ich lasse dich jetzt umbringen; denn so lange du lebst, haben wir keine Ruhe." Der Jüngling sagte: „O König! bei Gott, ich bin unschuldig, darum wünsche ich zu leben, denn nur der Unschuldige kann trotz aller Strafen sich doch aufrecht erhalten; der Schuldige aber nimmt trotz aller Begnadigung doch zuletzt ein trauriges Ende. Das lehrt uns die Geschichte des Königs Dadbin und seines Viziers." Der König wünschte diese Geschichte zu hören, und der Jüngling begann:

Bei diesen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht begann sie die Erzählung des Jünglings folgendermaßen:





Vierhundert und einunddreißigste Nacht.

Geschichte des Königs Dadbin.

O König! (Gott erhalte lange dein Reich!) Einst regierte ein König im Lande Tabaristan, welcher Dadbin hieß; er hatte zwei Viziere: der eine nannte sich Surchan und der andre Kardan. Ersterer hatte eine Tochter, welche das schönste und tugendhafteste Mädchen ihrer Zeit war. Die Frömmigkeit und Schönheit dieses Mädchens, welches Arwa hieß, ward allenthalben gerühmt, und bald hörte auch der König Dadbin so viel von ihren Reizen und Tugenden, daß er seinen Vizier rufen ließ und ihm sagte, er wünsche seine Tochter zu heirathen. Der Vizier erwiderte: „O König! erlaube mir den Willen Arwa's zu erfragen; wenn sie deine Gattin werden will, so habe ich nichts dagegen." Der Vizier ging hierauf zu seiner Tochter und sagte ihr: „Der König hat bei mir um dich angehalten, willst du ihm deine Hand reichen?" Sie antwortete: „O mein Vater! ich habe keine Lust zu heirathen, und willst du mir je einen Gatten geben, so gib mir einen, der unter mir steht, damit er

nicht stolz auf mich herabsehe und sich noch andern Frauen zuwende; verheirathe mich ja nicht mit einem, der höher steht, als ich, und mich wie eine Sklavin behandeln könnte." Der Vizier kehrte zum König zurück und brachte ihm die Antwort seiner Tochter. Aber diese Antwort vermehrte nur noch die Leidenschaft des Königs und er sagte dem Vizier: „Gibst du mir sie nicht gutwillig, so nehme ich sie mit Gewalt." Der Vizier ging wieder zu seiner Tochter und hinterbrachte ihr des Königs Worte. Da aber Arwa in ihrer Weigerung verharrte, und der König immer heftiger ward und dem Vizier mit Gewalt drohte, eilte dieser schnell nach Hause und entfloh mit seiner Tochter. Als der König dies hörte, schickte er Truppen aus, um ihn aufzufangen, und stellte sich selbst an ihre Spitze. Er holte bald den Vizier ein, tödtete ihn mit einem Hammer, nahm die Tochter mit Gewalt in sein Schloß und heirathete sie. Arwa ertrug ihr Unglück mit Geduld und Ergebung in Gottes Willen, und hörte nicht auf zu beten und zu fasten. Nach einiger Zeit, als der König eine Reise unternehmen mußte, ließ er den Vizier Kardan kommen und sagte ihm: „Ich vertraue dir meine Gattin, die Tochter des Viziers Surchan, an; gib wohl Acht auf sie und bewache sie mit deinen eigenen Augen, denn ich habe auf der Welt nichts Theureres als sie." Kardan fühlte sich durch dieses Vertrauen sehr geehrt und erklärte sich bereit, des Königs Befehle zu vollziehen.

Als der König abgereist war, dachte der Vizier: Ich muß doch einmal die Frau sehen, die der König so sehr liebt. Er verbarg sich an einem Orte, wo er sie unbemerkt sehen konnte, und fand sie so unaussprechlich reizend, daß er vor Liebe ganz außer sich kam. Seiner selbst nicht mehr Herr, schrieb er ihr: „O habe doch Mitleid mit mir, deine Liebe tödtet mich." Sie antwortete ihm aber: „Ich bin ein anvertrautes Gut bei dir, mißbrauche das Vertrauen des Königs nicht, setze dein Inneres nicht mit deinem Aeußeren in Widerspruch, begnüge dich mit deiner gesetzmäßigen Frau und besiege deine sündhafte Leidenschaft, sonst mache ich dich vor allen Menschen zu Schanden." Als dem Vizier an der Tugend der Königin kein Zweifel mehr blieb, bereute er seine Kühnheit und fürchtete sich vor dem König. Er beschloß daher, Arwa durch List zu verderben, um nicht selbst beim König angeklagt zu werden. Sobald dieser von der Reise zurückkehrte und den Vizier nach den Angelegenheiten seines Reichs fragte, antwortete dieser: „Es steht Alles gut; nur etwas Schlimmes habe ich entdeckt, das ich gern dem König zu verschweigen wünschte, doch fürchte ich, ein Andrer möchte mir zuvorkommen und ich dem König dann als ein treuloser Rathgeber und Vertrauter erscheinen." Der König sagte: „Sprich nur, du bist mein treuer, aufrichtiger



Rathgeber; ich habe vollen Glauben an Alles, was du mir berichtest." Da sagte der Vizier: „O König! die Frau, die du so von ganzem Herzen liebst, und die so viel von Religion, vom Fasten und Gebete spricht, ist eine Heuchlerin und eine Betrügerin."

Der König fragte erschrocken: „Was hat sich ereignet?" worauf der Vizier antwortete: „Wisse, daß, nachdem du eine Weile abwesend warest, Jemand zu mir kam und sagte: O Vizier, folge mir! du sollst etwas Schreckliches sehen. Er führte mich an die Thüre des königlichen Schlafgemaches und ich sah, wie deine Gattin neben dem Sklaven ihres Vaters saß, und schloß aus ihrer Vertraulichkeit, was keiner Erwähnung bedarf. Das ist's, mein Herr, was ich dir zu hinterbringen hatte." Der König sprang zornig auf und sagte seinem Schloßverwalter: „Geh in das Gemach der Königin und bring' sie um." Aber der Schloßverwalter erwiderte: „O König! (Gott erhalte dich lange!) lasse deine Gattin nicht auf solche Weise sterben, laß sie lieber von einem Diener auf ein Kameel laden und in eine abgelegene Wüste bringen; ist sie schuldig, so wird sie Gott verderben, ist sie unschuldig, so wird er sie retten, und der König hat sich nicht an ihr versündigt. Bedenke, daß dir diese Frau so theuer war, daß du ihren Vater aus Liebe zu ihr getödtet hast." Der König stimmte dem Schloßverwalter bei und

befahl einem seiner Sklaven, die Königin auf einem Kameele ohne Lebensmittel in eine abgelegene Wüste zu führen und sie dann ihrer Pein zu überlassen. Der Sklave vollzog des Königs Befehl und ließ Arwa hülflos in einer furchtbaren Wüste. Als diese sich ganz verlassen sah, sank sie auf ihre Knie und betete zu Gott.

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der nächsten Nacht aber fuhr sie also fort:





Vierhundert und zweiundvierzigste Nacht.

Um diese Zeit hatte ein Kameeltreiber des Königs Chosru Kameele verloren und der König ihm gedroht, wenn er sie nicht fände, würde er ihn umbringen lassen. Der Kameeltreiber suchte daher überall und vertiefte sich in die Wüste, bis er an die Stelle kam, wo die Königin betete; er wartete, bis sie ihr Gebet vollendet hatte, dann näherte er sich ihr, grüßte sie und fragte: „Wer bist du?“ Sie antwortete: „Eine Sklavin Gottes.“ — „Und was thust du hier?“ — „Ich bete Gott an.“ Der Kameeltreiber fand sie so schön, daß er nicht umhin konnte, ihr zu sagen: „Höre, willst du mich heirathen? ich werde dich mit Liebe und Zärtlichkeit behandeln und in deinem Gottesdienste dir beistehen.“ Sie antwortete aber: „Ich will nicht heirathen, ich will allein mit meinem Herrn in seinem Dienste leben; willst du mir aber eine Gnade erweisen und mir in meinem Gottesdienste beistehen, so führe mich an einen Platz, wo es Wasser gibt.“ Der Kameeltreiber führte sie an einen Bach und setzte seinen Weg fort; aber kaum war er einige Schritte weiter gegangen, da fand er durch ihren Segen seine Kameele wieder. Als er zum König zurückkehrte und dieser ihn fragte, ob er die

Kameele wiedergefunden, erzählte er ihm von dieser Dame und sprach so viel von ihrer Schönheit und Anmuth, daß der König für sie eingenommen wurde und selbst mit wenigen Leuten zu ihr ritt. Sobald er sie sah, war er entzückt von ihren Reizen, denn er fand sie noch viel schöner, als sie ihm geschildert worden. Er näherte sich ihr und sagte: „Ich bin der große König Chosru, willst du mich zum Gatten?“ Sie antwortete: „Ich lebe hier in dieser Wüste von den Menschen getrennt, was willst du von mir?“ Er antwortete: „Ich muß dich heirathen, und wenn du mir nicht folgen willst, so werde ich hier bei dir wohnen und Gott mit dir anbeten.“ Er ließ dann sogleich ein Zelt für sie aufschlagen und ein andres für sich, dem ihrigen gegenüber, und ließ ihr Speisen reichen. Da dachte sie: dieser Mann ist ein König, ich darf ihn nicht von seinen Unterthanen und seinem Reiche trennen. Sie ließ ihm daher durch die Dienerin, welche ihr zu essen brachte, sagen, er möchte doch zu seinen Frauen und zu seinen Unterthanen zurückkehren, sie wolle lieber allein Gott anbeten. Als die Dienerin dies dem König hinterbrachte, ließ er ihr sagen, er habe keine Freude mehr, weder an seinen Frauen, noch an seinem Königreiche, er wolle auch diese Wüste bewohnen und Gott mit ihr anbeten. Arwa, von den ernsten Absichten des Königs überzeugt, konnte ihm nicht länger widerstehen; sie sagte ihm daher: „Ich will, deinem Wunsche gemäß, deine Gattin werden, doch unter der Bedingung, daß du den König Dabbin und seinen Vizier kommen lassest; ich werde in deiner Gegenwart auf eine Weise mit ihnen sprechen, daß du mich gewiß noch mehr lieben wirst.“ Auf Chosru's dringende Fragen erzählte sie ihm dann ihre ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende.

Chosru ließ dann Arwa in einer Sänfte nach seinem Schlosse bringen, heirathete sie und verlieh ihr den höchsten Rang in seinem Harem. Bald nachher schickte er eine zahlreiche Armee zu Dabbin und ließ ihn, seinen Vizier und den Schloßverwalter holen, ohne ihnen zu sagen, was er von ihnen wolle; für Arwa ließ er vor dem großen Sitzungssaale ein Zelt aufschlagen, das mit einem Vorhange bedeckt war, und als Dabbin und sein Vizier neben Chosru Platz nahmen, hob Arwa den Vorhang ihres Zeltes auf und sagte: „Kardan, steh' auf! du verdienst nicht in der Nähe eines Mannes, wie der mächtige König Chosru, zu sitzen.“ Als der Vizier Kardan dies hörte, zitterte er am ganzen Körper und stand voller Angst auf. Da sagte sie ihm: „Ich beschwöre dich bei dem, der dich hierhergebracht, sprich die Wahrheit: was hat dich dazu bewogen, mich zu verläumden und mich von meinem Hause und meinem Gatten zu trennen? hier helfen keine Lügen mehr.“ Der Vizier, der jetzt Arwa an ihrer Stimme erkannte, dachte, daß hier nur die Wahrheit frommen könne; er beugte daher



den Kopf zur Erde und sagte weinend: „Wer ein Unrecht begeht, dem wird es wieder vergolten, wenn es auch lange ansteht. Bei Gott, ich habe schwer gesündigt, aber nicht Bosheit, sondern Furcht, Leidenschaft und ein schweres Verhängniß, dem ich nicht entgehen konnte, haben mich dazu veranlaßt; diese Frau ist rein und unschuldig." Als der König Dadbin dies hörte, schlug er sich in's Gesicht und sagte zu Kardan: „Gott tödte dich, weil du ungerechter Weise mich von meiner Gattin geschieden hast." Aber Chosru sagte: „Gott wird dich verderben, du hast es durch deine Uebereilung verdient. Hättest du dich besonnen und ihre Schuld geprüft, so wäre es dir leicht gewesen, die Lüge von der Wahrheit zu unterscheiden. Dieser Vizier wollte deinen Untergang, wo blieb aber dein Verstand und deine Besonnenheit?"

Chosru fragte dann Arwa, welche Strafe er über die Angeklagten verhängen sollte. Sie antwortete: „Urtheile nach Gottes Ausspruch: der Mörder soll wieder getödtet werden und dem Uebelthäter soll wie dem Wohlthäter Gleiches mit Gleichem vergolten werden." Sie ließ dann den König Dadbin mit einem Hammer todt schlagen und sagte: „Das ist für den Mord meines Vaters." Den Vizier Kardan aber ließ sie auf ein Kameel laden und in die Wüste führen, in welche sie einst ausgesetzt worden, und sagte ihm: „Bist du schuldig, so wirst du in der Wüste vor Hunger und Durst umkommen, bist du unschuldig, so kannst du eben so gut wie ich

gerettet werden." Dem Schloßverwalter aber, der den Rath gegeben hatte, sie in die Wüste zu führen, schenkte sie ein kostbares Kleid und sagte ihm: „Ein Mann, wie du, verdient in der Nähe von Königen angesehen zu leben." Kaum hatte sie so gesprochen, da ernannte ihn Chosru zum Statthalter über eine seiner größten Provinzen.

„Du siehst, mächtiger König," sagte der Jüngling, „daß, wer Gutes übt, auch wieder Gutes findet, und daß der Unschuldige kein böses Ende zu fürchten hat. Auch ich bin unschuldig; drum hoffe ich, daß dir Gott die Wahrheit zeigen und mir gegen meine Feinde und Verläumder den Sieg verschaffen wird." Als der König dies hörte, legte sich sein Zorn; er ließ den Jüngling wieder in's Gefängniß zurückführen und sagte: „Wir wollen warten bis morgen."

Scheherſad schwieg, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:





Vierhundert und dreiundvierzigste Nacht.

Am sechsten Tage waren die Viziere außer sich vor Angst, sie möchten ihren Zweck nicht erreichen; auch fingen sie an, für sich selbst zu fürchten. Drei von ihnen gingen daher zum König, verbeugten sich vor ihm und sprachen: „O König, wir sagen dir aus Liebe zu dir und deinem Reiche: du hast diesen Jüngling schon zu lange leben lassen; wir wissen nicht, was du dabei gewinnst, ein Tag nach dem andern geht vorüber und das Gerede und die entehrenden Vermuthungen nehmen immer zu; drum laß ihn endlich einmal umbringen.“ Als der König dies hörte, sagte er: „Bei Gott, ihr habt Recht und sprechet wahr.“ Er ließ den Jüngling wieder vorführen und sagte: „Wie lange soll ich mich noch über dich bedenken? ich sehe keine Hülfe für dich, alle meine Räthe dürsten nach deinem Blute.“ Der Jüngling aber versetzte: „Ich erwarte Hülfe von Gott, nicht von seinen Geschöpfen: und steht der mir bei, so kann mir Niemand schaden; auch fürchte ich Niemanden, denn mein ganzer Sinn ist mit ihm. Wer von Menschen Hülfe erwartet, dem geht es wie dem König Bacht Saman.“ Als der König die Geschichte Bacht Samans hören wollte, erzählte der Jüngling:

Geschichte Bacht Samans.

Einst lebte ein König, mit Namen Bacht Saman, der seine größte Freude an Essen, Trinken und andern sinnlichen Genüssen hatte. Da rückte einmal der Feind gegen die Grenzen seines Landes heran und bedrohte es mit einem Ueberfalle. Aber Bacht Saman ließ sich in seinen Genüssen nicht stören und dachte: ich habe viel Geld, Soldaten und Waffen, ich fürchte nichts. Da sagten ihm seine Freunde: „Vertraue lieber auf Gott, der hilft dir eher, als deine Waffen, deine Soldaten und dein Geld.“ Er gab aber seinen Rathgebern kein Gehör, ward vom Feinde überfallen, besiegt und in die Flucht getrieben, denn sein Vertrauen auf etwas außer Gott half ihm nichts. Bacht Saman flüchtete sich nun zu einem andern König und sagte ihm: „Ich komme zu dir und hänge mich an den Saum deines Kleides und flehe deine Hülfe gegen meine Feinde an.“ Dieser König gab ihm so viel Geld und Truppen, daß er dachte: nun habe ich wieder eine starke Armee, ich werde gewiß meinen Feind besiegen; er setzte aber nicht hinzu: „mit Gottes Hülfe;“ darum kam ihm auch sein Feind entgegen, trieb ihn abermals in die Flucht, schlug seine Truppen, nahm ihm sein Geld und verfolgte ihn bis an's Meer. Als Bacht Saman über's Meer setzte, fand er eine große Stadt mit einer festen Citadelle; er fragte, wem diese Stadt gehöre, und man antwortete ihm: „Dem König Chadidan.“ Bacht Saman ging in den Palast des Königs, gab sich für einen Krieger aus und forderte Dienst beim König. Dieser empfing ihn gut und reihte ihn in seine Leibwache ein. Einst traf es sich, daß der König Chadidan einen Feind zu bekriegen hatte, da ernannte er Bacht Saman zum Anführer der Truppen. Als sie aber ihre Reihen gebildet hatten, stellte sich der König Chadidan selbst an ihre Spitze mit einer Lanze in der Hand und kämpfte muthig, bis sich der Sieg für ihn entschied. Als Chadidan siegreich mit den Seinigen zurückkehrte, sagte ihm Bacht Saman: „O Herr, ich wundere mich, wie du, Herr dieser zahlreichen Truppen, doch selbst fechten und dich solcher Gefahr aussetzen mochtest.“ Chadidan antwortete: „Du gibst dich für einen erfahrenen Krieger aus und glaubst, der Sieg hänge von der Zahl der Truppen ab?“ Bacht Saman erwiderte: „Allerdings glaube ich dies.“ Da versetzte Chadidan: „Du irrst in deinem Glauben; wehe dem, der nicht auf Gott vertraut: von ihm allein kommt der Sieg. Auch ich glaubte ehemals, der Sieg hänge von der Zahl der Truppen ab; da



zog mir einst ein Feind entgegen mit achthundert Mann, ich hatte ihm achthunderttausend Mann entgegen zu stellen und fürchtete ihn daher nicht; aber mein Feind vertraute auf Gott und brachte mir eine harte Niederlage bei. Ich mußte mich in eine Höhle flüchten, wo ich einen Einsiedler traf; ich wandte mich zu diesem und klagte ihm meinen Zustand. Da sagte er zu mir: „Weißt du, warum du geschlagen worden bist?" Ich sagte: „Nein." Da versetzte er: „Weil du dich auf deine zahlreichen Truppen und nicht auf Gott verlassen hast, während doch er allein dir nützen und schaden kann; drum wende dich zu Gott und kein Feind wird dir widerstehen."

„Ich ging in mich zurück," fuhr Chabidan fort, „und bekehrte mich nach der Weisung dieses Einsiedlers. Nach einiger Zeit sagte mir dieser: „Geh mit den Truppen, die dir noch geblieben, dem Feinde wieder entgegen, und wenn ihr Sinn nicht mehr mit Gott ist, so wirst du sie besiegen, und kämpftest du auch allein gegen sie." Als ich die Worte des Einsiedlers hörte, vertraute ich auf Gott, versammelte die Truppen, die ich noch übrig hatte, und überfiel den Feind plötzlich in der Nacht. Der Feind, der die geringe Anzahl meiner Leute nicht kannte, entfloh auf die schmählichste Weise und ich ward durch die Macht Gottes wieder König in meinem Lande, und nun setze ich im Kriege mein Vertrauen nur auf Gott." Als Bacht Saman dies hörte, erwachte er aus seiner Unwissenheit und sagte: „Gepriesen sey der erhabene Gott! Sieh, du hast

mir da meine eigne Geschichte erzählt; ich bin der König Bacht Saman, dem dies Alles selbst widerfahren, ich wende mich nun Gottes Pforte zu und bekehre mich zu ihm." Bacht Saman ging hierauf in's Gebirge, und betete lange Gott an. Eines Nachts sagte ihm Jemand im Traume: „Gott hat deine Buße angenommen, er wird dir gegen deine Feinde beistehen." Als Bacht Saman erwachte, machte er sich gegen seine Heimath auf. Da traf er einige Leute aus der Umgebung des Königs, die ihm sagten: „Kehre wieder um, denn wir sehen, daß du hier fremd bist, und dein Leben schwebt in großer Gefahr, weil der König dieses Landes alle Fremde umbringen läßt, aus Furcht vor dem König Bacht Saman." — „Ich fürchte nur Gott," versetzte Bacht Saman; „ohne seinen Willen kann euer König mir nichts anhaben." — „Aber," erwiderten sie, „er hat viele Truppen und hält sich für unüberwindlich." Bacht Saman ließ sich nicht abschrecken und dachte bei sich: ich vertraue auf Gott, so Gott will, werde ich ihn besiegen. Er sagte dann zu den Leuten: „Kennt ihr mich nicht?" Sie antworteten: „Nein, bei Gott!"

Bei diesen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht fuhr sie also fort:





Vierhundert und vierundvierzigste Nacht.

Da sagte er ihnen: „Ich bin der König Bacht Saman.“ Als sie dies hörten und ihn wieder erkannten, stiegen sie von ihren Pferden ab und küßten aus Ehrfurcht seine Steigbügel und sagten ihm: „O König, wie magst du dich in solche Gefahr begeben?“ Er antwortete: „Mir ist leicht zu Muth, denn ich vertraue auf Gottes Schutz, der genügt mir.“ Die Leute sagten ihm hierauf: „Wir werden gegen dich verfahren, wie es unsre Pflicht erfordert; laß deinen Muth nicht sinken, du kannst über unser Vermögen und unser Leben verhängen, und da wir dem König am nächsten stehen, so können wir dich mit uns nehmen, und im Stillen wieder Freunde für dich werben.“ Sie nahmen dann Bacht Saman in ihre Mitte und führten ihn in die Stadt und verbargen ihn.

Am folgenden Tage theilten sie Bacht Samans Rückkehr einigen höhern Beamten mit, welche früher seine Freunde waren. Bald wurde ein geheimer Bund gegen den König geschlossen, dessen entschlossenste Mitglieder den König tödteten und Bacht Saman wieder an seine Stelle setzten. Gott gab diesem Glück in allen seinen Unternehmungen, denn er war gerecht gegen seine Unterthanen und lebte im Gehorsam Gottes.

„Du siehst, o König," sagte der Jüngling, „daß, wer einen reinen Sinn hat und auf Gott vertraut, nie zu Grunde geht. Auch ich habe keine andere Hülfe zu erwarten, als von Gott, der meine Unschuld kennt." Des Königs Zorn legte sich wieder, und er ließ den Jüngling in's Gefängniß zurückführen.

Am siebenten Tage kam der siebente Vizier, welcher Bihkamal hieß, verbeugte sich vor dem König und sprach: „O König, was nützt dein langes Zaudern mit diesem Jüngling? Man unterhält sich von nichts Anderem mehr, als von dir und von ihm; warum läßt du ihn so lange nicht umbringen?" Der König, hiedurch wieder gereizt, ließ den Jüngling wieder vor sich führen und sagte ihm: „Wehe dir, bei Gott, diesmal entgehst du mir nicht mehr, du hast meine Ehre verletzt, ich kann dir nie verzeihen." Der Jüngling sprach: „O König, nur bei großen Vergehen ist Verzeihung groß; je schwerer das Verbrechen, um so ruhmvoller die Gnade; es ziemt wohl einem mächtigen König, wie du bist, einem Jünglinge meinesgleichen zu verzeihen. Gott, der übrigens meine Unschuld kennt, hat uns geboten, einander zu verzeihen. Wer einem Feinde, den er umbringen könnte, das Leben schenkt, hat dasselbe Verdienst, als hätte er einen Todten wieder belebt; wer sich Anderer erbarmt, der findet wieder Erbarmen, wie der König Bibkerd." Der König fragte: „Was war denn mit diesem Bihkerd?" Da erzählte der Jüngling:

Geschichte des Königs Bihkerd.

Es war einmal ein König, mit Namen Bibkerd, der viel Geld und viele Truppen hatte, aber mit Grausamkeit das kleinste Vergehen bestrafte und niemals verzieh. Einst ging er auf die Jagd, und ward von dem Pfeil einer seiner Jungen am Ohr getroffen. Der König fragte sogleich: „Wer hat diesen Pfeil geschleudert?" Man brachte den ungeschickten Schützen, welcher Jatru hieß, herbei, und der König gab den Befehl, ihn zu tödten. Jatru fiel vor dem König nieder und sagte: „Erlasse



mir, o König, die Strafe für eine nicht geflissentlich begangene Schuld. Nachsicht ist die schönste Tugend, Großmuth kann dem Menschen später selbst zu gut kommen und wird ihm gewiß bei Gott als ein reicher Schatz aufbewahrt; darum thu' mir nichts zu Leid, Gott wird auch jedes Uebel von dir abwenden." Dem König gefielen diese Worte so sehr, daß er zum ersten Male in seinem Leben verzieh. Er hatte es aber auch nicht zu bereuen, denn Jatru war ein Prinz, der eines Vergehens willen von Hause entflohen war und bei dem König Bihkerd Dienst genommen hatte. Bald nach diesem Ereignisse wurde er von Jemanden erkannt, der seinem Vater Nachricht von ihm gab. Dieser schrieb seinem Sohne einen Brief, in welchem er ihm das Herz leicht machte und ihn zurückzukommen bat. Der Prinz kehrte zu seinem Vater zurück, der ihm freudig entgegenkam und ihn wieder wie zuvor väterlich liebte.

Um diese Zeit setzte sich einmal der König Bihkerd in einen Nachen, um zu fischen; da kam ein Sturm und warf den Nachen um und trieb den König, der sich noch an einem Brette festhielt, an das jenseitige Meeresufer. Nach langem Umherirren kam Bihkerd in das Land, wo Jatru's Vater König war. Gegen Abend erreichte er die Thore der Hauptstadt und brachte, da sie schon geschlossen waren, die Nacht auf einem Grabmale zu. Als des Morgens die Leute in die Stadt gingen, sahen sie einen Ermordeten zwischen den Gräbern liegen, der in der Nacht erschlagen worden war; und

da sie Bihkerd in dessen Nähe fanden, hielten sie ihn für den Mörder und klagten ihn beim König an, worauf ihn der König einsperren ließ. Als Bihkerd im Gefängnisse war, dachte er: das Alles widerfährt mir wegen meiner vielen Verbrechen; ich habe viele Leute ungerechterweise tödten lassen, nun erhalte ich aber meinen Lohn dafür. Während er aber in solchen Gedanken versunken war, kam ein Vogel und setzte sich auf die Seitenwand des Gefängnisses. Bihkerd, aus großer Leidenschaft für die Jagd, vergaß, wo er war, nahm einen Stein und warf nach dem Vogel. Aber der Stein traf den Prinzen, der im Hofe vor dem Gefängnisse Ball spielte, und warf ihn zu Boden. Sobald man sah, wo der Stein hergekommen war, ergriff man Bihkerd und führte ihn vor den Prinzen.

Schehersad unterbrach hier ihre Erzählung, um dieselbe in der nächsten Nacht mit folgenden Worten fortzusetzen:





Vierhundert und fünfundvierzigste Nacht.

Bihkerd sollte auf Befehl des Prinzen hingerichtet werden; man warf ihm schon den Turban vom Haupte und wollte ihm die Augen zubinden, da sah der Prinz, daß er nur ein Ohr hatte, und sagte zu ihm: „Wärest du nicht ein schlechter Mensch, so hätte man dir nicht dein Ohr abgeschnitten.“ Bihkerd erwiderte: „Bei Gott, mein Ohr ist mir auf der Jagd abgeschossen worden, und ich habe dem verziehen, der seinen Pfeil gegen mich geschleudert hat.“ Der Prinz sah ihm hierauf in's Gesicht, erkannte ihn und schrie: „Du bist der König Bihkerd, wie bist du hierher gekommen?“ Bihkerd erzählte ihm seine Geschichte, die alle Anwesenden in Erstaunen setzte. Der Prinz küßte und umarmte ihn dann und sagte zu seinem Vater: „Das ist der König, der mir verziehen, als ich ihm sein Ohr abgeschossen, darum will ich jetzt auch ihm verzeihen.“ Dann sagte er zu Bihkerd: „Siehst du, wie deine Großmuth dir zuletzt zu gut kam?“ Jatru schenkte ihm dann Geld und Kleider, und ließ ihn wieder in seine Heimath zurückbringen.

Als der König diese Geschichte hörte, legte sich sein Zorn; er ließ den Jüngling wieder in's Gefängniß zurückführen und sagte: „Wir wollen überlegen bis morgen.“

Am achten Tage versammelten sich alle Viziere und sagten: „Was fangen wir mit diesem Jüngling an, der uns durch seine Reden besiegt? Es ist wohl zu befürchten, daß er sich rette und uns Alle stürze.“ Sie gingen darum zusammen zum König und

sagten, sich vor ihm verbeugend: „O König, hüte dich wohl, dich von der List dieses Jünglings bethören zu lassen! Hörtest du, was wir hören, du würdest ihn keinen Tag leben lassen und nimmer länger dich an seine Reden kehren. Sind wir nicht deine Viziere, die für deine Erhaltung sorgen? Wen willst du anhören, wenn du uns zehn Vizieren kein Gehör schenkst? Wir Alle bezeugen, daß dieser Jüngling ein Uebelthäter ist und daß er mit schlimmer Absicht in dein Gemach gegangen, um dein Heiligthum zu entehren; willst du ihn nicht umbringen, so verbanne ihn wenigstens aus dem Lande, daß das Gerede der Leute aufhöre."

Die Rede der Veziere brachte den König wieder auf; er ließ den Jüngling rufen, und als er erschien, riefen alle Veziere einstimmig: „Du Schurke, willst du durch List und Betrug dein Leben retten, und den König mit deinen Reden hintergehen? Glaubst du, daß man ein so großes Verbrechen, wie das deinige, verzeihen könne?" Da sagte der König: „Man hole den Scharfrichter, um ihn zu tödten." Aber die Viziere sprangen Einer nach dem Andern hervor, und Jeder rief: „Ich will ihn selbst tödten."



Da sagte der Jüngling: „Einsichtsvoller König, beobachte einmal die Leidenschaftlichkeit deiner Viziere und entscheide, ob sie mich beneiden oder nicht; glaube sicher, sie wollen

uns nur trennen, damit sie wie früher wieder stehlen können. Bedenke einmal, sie zeugen Alle gegen mich, aber wie können sie bezeugen, was sie nicht gesehen? Das ist nichts, als Neid und Groll. Du wirst sehen, wenn du mich umbringen läßt, so wirst du es bereuen, wie Ilan Schah, der auch so neidische Viziere hatte." — „Was war das für eine Geschichte?" fragte der König. Da erzählte der Jüngling:

Geschichte Ilan Schahs und Abu Tamams.

O König, einst lebte ein reicher, tugendhafter und verständiger Mann in einem Lande, das ein böser gewaltthätiger König beherrschte. Dieser Mann, welcher Abu Tamam hieß, hatte so viel von der Grausamkeit des Königs zu leiden, daß er endlich den Entschluß faßte, seine Heimath zu verlassen und sich unter den Schutz eines gerechten Regenten zu begeben.

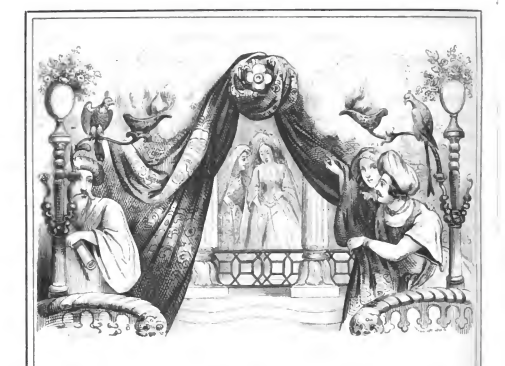
Abu Tamam wählte zu seinem Aufenthaltsorte die Residenz Ilan Schahs, ließ sich dort ein Schloß bauen und all sein Gold dahin bringen. Als der König Ilan Schah von ihm hörte, ließ er ihn zu sich laden und sagte ihm: „Ich habe vernommen, daß du dich bei uns niederzulassen wünschest, auch hat man mir deinen Verstand, deine Tugend und Freigebigkeit gerühmt; drum sey willkommen, betrachte dieses Land als das deinige, Alles, was du bedarfst, steht zu deinen Befehlen, ich bitte dich nur, in meiner Nähe zu leben und in meinem Rathe zu sitzen." Abu Tamam verbeugte sich vor dem König und sagte: „O König, ich werde dir mit meinem Gut und meinem Leben dienen; doch erlaube mir, nicht in deiner Nähe zu leben, denn ich fürchte, der Neid wird mir Feinde zuziehen." Aber der König entdeckte bald so viele Tugenden an Abu Tamam, daß er seine Gesellschaft jeder andern vorzog und ihm bald die wichtigsten Regierungsangelegenheiten anvertraute. Die drei Viziere, die bisher Alles in Händen hatten und Tag und Nacht beim König waren, wurden entlassen, und Abu Tamam allein genügte, um alle ihre Arbeiten zu versehen.

Aber die Viziere sagten zu einander: „Was beginnen wir jetzt, da der König sich ganz Abu Tamam hingibt und uns bei Seite setzt? Laßt uns berathen, wie wir diesen Fremdling am sichersten aus der Nähe des Königs verbannen." Jeder machte dann einen Vorschlag; endlich sagte Einer: „Der König der Türken hat eine Tochter,

deren Schönheit weltberühmt ist; wer aber um sie anhält, der wird von ihrem Vater umgebracht. Da nun unser König dieses nicht weiß, so wollen wir zu ihm gehen und ihm so viel von dieser Prinzessin erzählen, bis er für sie eingenommen wird; dann rathen wir ihm, Abu Tamam als Gesandten zu ihrem Vater zu schicken: dieser wird Abu Tamam tödten lassen, und so schaffen wir uns Ruhe vor ihm."

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherſad folgendermaßen fortgesetzt wurde:





Vierhundert und sechsundvierzigste Nacht.

Die Viziere gingen noch an demselben Tage zum König, als Abu Tamam bei ihm war, und erzählten ihm so viel Schönes von der Prinzessin, daß er sie liebgewann und sagte: „Wir wollen Jemanden zu ihrem Vater schicken, der um sie anhalte; wer soll unser Gesandter seyn?" Die Viziere antworteten: „Niemand eignet sich besser zu dieser Unterhandlung, als der kluge und gebildete Abu Tamam." Der König sagte: „Ihr habt Recht, Abu Tamam paßt am besten dafür." Er wandte sich dann zu diesem und fragte ihn, ob er um die türkische Prinzessin für ihn anhalten wolle? Und als er sich dazu bereit erklärte, ließ der König Alles, was zur Reise nothwendig war, herrichten, und gab ihm viele Geschenke und ein Schreiben an den König von Turkistan mit. Abu Tamam erreichte glücklich die Hauptstadt Turkistans, und sobald der König von Turkistan seine Ankunft vernahm, schickte er ihm einen Diener, wies ihm eine ehrenvolle Wohnung an, in welcher man ihn drei Tage lang bewirthete. Am vierten Tage ließ der König Abu Tamam zu sich rufen. Abu Tamam verbeugte

sich ehrfurchtsvoll und überreichte dem König die Geschenke und den Brief Ilan Schahs. Als der König den Brief gelesen hatte, sagte er: „Wir wollen sehen; geh einmal zu meiner Tochter und unterhalte dich mit ihr." Die Prinzessin, die schon vorher von Abu Tamams Besuch unterrichtet war, hatte ihren Saal mit den schönsten goldnen und silbernen Gefäßen ausgeschmückt, sich auf einen goldnen Thron gesetzt und den schönsten königlichen Schmuck angezogen.

Als Abu Tamam in ihr Zimmer trat, dachte er bei sich selbst: die Weisen haben gesagt: wer seinen Blick niederschlägt, den trifft nichts Böses; wer seine Hand zurückzieht, dem wird sie nicht abgenommen; und wer seine Zunge bewahrt, hat nichts Schlimmes zu befürchten. Er blieb daher ruhig auf dem Boden sitzen und hob kein Auge auf. Da sagte ihm die Prinzessin: „O, Abu Tamam, hebe doch deinen Kopf in die Höhe, sieh mich an und sprich mit mir!" Er sprach aber kein Wort und hob



seinen Kopf nicht auf. Sie sagte dann: „Hat man dich nicht hierher gesandt, um mich zu sehen und mit mir zu sprechen?" Abu Tamam gab aber keinen Laut von sich. Sie sagte ihm dann: „Greife nach diesen Perlen und Edelsteinen, nach diesem Golde und Silber, das um dich her liegt!" Aber Abu Tamam rührte seine Hand nicht. Als die Prinzessin dies sah, sagte sie: „Man hat mir einen blinden, tauben, einfältigen

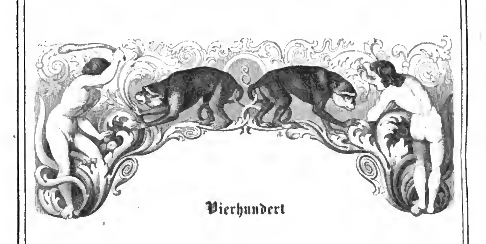
Gesandten geschickt." Sie entließ Abu Tamam und meldete es ihrem Vater. Dieser ließ Abu Tamam wieder zu sich rufen und sagte ihm: „Warum hast du meine Tochter nicht angesehen, da du doch nur um ihretwillen gekommen bist?" Er antwortete: „Ich habe sie zur Genüge gesehen." Der König fragte dann wieder: „Warum hast du nichts von den Edelsteinen und andern Kostbarkeiten genommen, die du gesehen?" Er antwortete: „Es ziemt mir nicht, nach Dingen zu greifen, die nicht mir gehören." Als der König dies hörte, gewann er ihn sehr lieb, schenkte ihm ein kostbares Kleid und sagte ihm: „Komm und sieh einmal in diesen Brunnen." Abu Tamam sah einen Brunnen ganz voll mit Menschenköpfen. Da sagte ihm der König: „Das sind die Köpfe der Gesandten, die ich, weil sie keine Bildung besaßen, umbringen ließ; ich dachte, wenn der Gesandte so ungebildet ist, so muß der, welcher ihn sendet, noch ungebildeter seyn, und den mag ich nicht als Schwiegersohn. Du aber hast durch deine Bescheidenheit unser Herz gewonnen, darum soll auch dein Herr meine Tochter haben.

Abu Tamam erhielt vom König der Türken viele Geschenke und ein Schreiben an Schah Ilan, welches die Zusage der Hand der Prinzessin enthielt, womit er sich dann wieder auf den Weg machte. Schah Ilan war außer sich vor Freude, als Abu Tamam zurückkehrte und ihm die Geschenke und den Brief des Königs der Türken überreichte, denen er bald seine schöne Prinzessin nachfolgen ließ. Diese fand Ilan Schah über alle Erwartung reizend, und da er sie allein der Gewandtheit Abu Tamams zu verdanken hatte, so achtete und liebte er ihn noch mehr als früher. Dies vermehrte aber den Neid und den Zorn der Viziere, die unter einander sagten: „Wenn wir nicht eine andere List gegen Abu Tamam ersinnen, so sterben wir vor Aerger. Nach einer langen Berathung gingen sie zu zwei Jungen, die immer um den König waren und während seines Schlafes ihm zu Häupten standen, schenkten jedem von ihnen tausend Dinare und sagten: „Nehmet dieses Geld für euch und leistet uns einen Dienst dafür." Die Jungen fragten: „Was ist euer Begehren?" — „Dieser Abu Tamam," antworteten die Viziere, „hat uns von unserm Amte verdrängt, und geht das noch lange so fort, wird er uns ganz aus der Nähe des Königs verstoßen. Wir wünschen daher, daß, wenn der König sich niederlegt, Einer von euch dem Andern sage: Der König hat sich Abu Tamam ganz hingegeben, und der Verdammte meint es doch so schlecht mit ihm. Der Andre frage dann: Und worin besteht seine Schlechtigkeit? Darauf erwidere der Erste: Er schändet die Ehre des Königs, indem er überall erzählt, der König von Turkistan habe alle Gesandten, die bei ihm um seine Tochter anhielten, umbringen lassen, und nur ihm das Leben geschenkt,

weil seine Tochter ihn liebte, und darum habe sie auch eingewilligt, dem König Ilan Schah ihre Hand zu geben. Der Eine frage dann wieder: Weißt du das gewiß? und der Andre antworte: Bei Gott, das ist Jedem bekannt, nur fürchtet man sich, dem König so etwas zu sagen; weißt du nicht, daß, so oft der König auf die Jagd geht oder eine Reise macht, Abu Tamam die Königin besucht und allein bei ihr bleibt?" Die Jungen versprachen den Vizieren ihren Beistand, und eines Nachts, als der König sich zur Ruhe begab, aber noch nicht eingeschlafen war, sagten sie, was die Viziere sie gelehrt hatten. Der König dachte, als er ihr Gespräch hörte: Diese Knaben haben gewiß keine schlimme Absicht; wenn sie das nicht von Jemanden gehört hätten, so würden sie es nicht sagen. Er gerieth daher in so heftigen Zorn, daß er gleich am folgenden Morgen Abu Tamam rufen ließ und ihm, als er allein bei ihm war, sagte: „Was verdient ein Mann, der die Ehre seines Herrn schändet?" Abu Tamam antwortete: „Der verdient, daß auch die seinige nicht geschont werde." Dann fragte der König wieder: „Und was verdient der, welcher in den Palast des Königs kömmt und treulos gegen ihn handelt?" Abu Tamam antwortete: „Er verdient nicht länger zu leben."

Schehersad schwieg, um in der folgenden Nacht also fortzufahren:





Vierhundert

und

siebenundvierzigste Nacht.

Der König spie Abu Tamam in's Gesicht und sagte: „Du hast Beides gethan," stieß ihm einen Dolch in den Leib und ließ ihn in einen Brunnen werfen, der im königlichen Palaste war. Nachdem er ihn aber getödtet hatte, fühlte er schwere Reue, ward sehr traurig und mißvergnügt, und wenn ihn Jemand nach der Ursache seiner Verstimmung fragte, schwieg er, aus Liebe zu seiner Gattin. Die Viziere aber freuten sich sehr über den Tod Abu Tamams und dachten wohl, daß des Königs Trauer aus seiner Reue entspringe. Der König belauschte nun häufig in der Nacht seine Jungen, um zu hören, was sie ferner von seiner Gattin sagen würden. Als er eines Nachts heimlich vor der Thüre ihres Zimmers stand, da sah er, wie sie viel Gold vor sich hinlegten, damit spielten, und Einer von ihnen sagte: „Wehe uns, was nützt uns dieses Gold? Wir verrathen uns doch, wenn wir etwas dafür kaufen, es hat uns nur zu einem Verbrechen geführt, denn wir sind die Mörder Abu Tamams." Darauf versetzte der Andere: „Hätten wir gewußt, daß ihn der König so schnell umbringen lassen würde, so wäre keine solche Anklage unsern Lippen entschlüpft."



Als der König dies hörte, verlor er seine Fassung, stürzte auf sie los und sagte: „Wehe euch, was habt ihr gethan? Erzählt mir!" Sie riefen: „O König, Gnade!" Der König sagte: „Gott und ich wir begnadigen euch, wenn ihr mir die Wahrheit gesteht." Da verbeugten sie sich vor ihm und sagten: „Bei Gott, o König, die Viziere haben uns dieses Geld gegeben und uns gebeten, wir möchten Abu Tamam verläumden, damit du ihn verstoßest; Alles, was wir gesagt haben, ist uns von den Vizieren eingegeben worden." Als der König dies hörte, riß er sich fast den Bart aus und biß sich fast die Finger ab, aus Reue über seine Uebereilung.

Ilan Schah ließ dann die Viziere kommen und sagte ihnen: „Ihr gottlose Viziere! glaubtet ihr, Gott würde eure Schandthat nicht sehen? Nun soll das Unglück euch treffen. Wißt ihr nicht, daß, wer seinem Nächsten eine Grube gräbt, selbst hineinstürzt? Ihr sollt von mir die Strafe dieser Welt erhalten, und morgen wird euch Gott noch in

jener Welt verdammen. Er ließ ihnen dann vor seinen Augen den Kopf abschlagen, ging zu seiner Gattin und klagte sich selbst des Unrechts an, das er gegen sie und Abu Tamam begangen. Die Königin und der ganze Hof trauerte um Abu Tamam, den der König aus dem Brunnen holen und dem er im Palaste ein Grabmal errichten ließ.

„Du siehst, o glückseliger König," sagte der Jüngling, „was Neid und Bosheit vermag, und wie Gott die List der Viziere zu ihrem eigenen Unheil enden ließ; ich hoffe, daß Gott mir auch über die, welche mein Ansehen beim König beneiden, den Sieg verschaffen und dem König die Wahrheit offenbaren wird. Ich fürchte gar nicht für mein Leben, sondern nur für die Reue des Königs, wenn er sich von meiner Unschuld zu spät überzeugt haben wird." Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den König; er beugte den Kopf eine Weile zur Erde und ließ den Jüngling wieder in's Gefängniß zurückführen.

Am neunten Tage sagten die Veziere zu einander: „Der Jüngling macht uns viel zu schaffen, so oft der König ihn umbringen lassen will, bezwingt er ihn mit einer Erzählung; was fangen wir an, um ihn endlich einmal aus dem Wege zu räumen?" Endlich kamen sie überein, sie wollten sich an die Königin wenden. Sie gingen zu ihr und sagten: „Du weißt nicht, in welcher Lage du bist, dein Einschließen nützt dir nichts; der König ißt und trinkt, und geht, wie immer, seinem Vergnügen nach und vergißt ganz, daß die Leute deine Liebe zu diesem Jünglinge zum Gegenstande ihres Spottes machen. So lange der beim Leben bleibt, wird das Gerede nicht aufhören, sondern immer zunehmen." Die Königin erwiderte: „Bei Gott, ihr habt Recht; aber was soll ich thun?" — „Geh zum König," versetzten die Viziere, „weine vor ihm und sage: Die Frauen kommen zu mir und erzählen mir, wie man in der ganzen Stadt von mir spricht; was hast du davon, diesen Jüngling leben zu lassen? Willst du ihn nicht tödten, so tödte mich, damit einmal das Gerede aufhöre!" Die Königin machte sich auf, zerriß ihre Kleider und ging zum König; als die Viziere zugegen waren, warf sie sich vor ihm hin und sagte: „O König, fürchtest du die Schande nicht? Es ziemt Königen gar nicht, so wenig eifersüchtig gegen ihre Frauen zu seyn. Du kümmerst dich um nichts, und die ganze Stadt, Männer und Frauen, machen sich über uns lustig. Entweder tödte den Jüngling, daß das Gerede aufhöre, oder tödte mich!" Der König gerieth in heftigen Zorn und sagte: „Ich sehe, daß es keine Ruhe gibt, wenn ich ihn leben lasse; ich will ihn heute umbringen, geh nur in dein Gemach und sey zufrieden." Er ließ dann den Jüngling rufen, und als er erschien, riefen ihm die Viziere zu: „Wehe dir, dein Tod ist nahe, die Erde sehnt sich darnach, deinen Leib zu verzehren." Der Jüngling aber

entgegnete: „Der Tod ist nicht in euren Worten und nicht in euerm Neid, er ist ein auf der Stirne geschriebenes Urtheil; steht er auf meiner Stirne, so wird er eintreffen, da hilft keine Vorsicht und kein Bemühen, wie es uns die Geschichte des Königs Ibrahim und seines Sohnes lehrt." — „Was war das für eine Geschichte?" fragte der König. Da erzählte der Jüngling:

Geschichte des Königs Ibrahim und seines Sohnes.

O König, es war einmal ein Sultan, welcher Ibrahim hieß, und trotz seiner großen Macht sich doch unglücklich fühlte, denn er hatte keinen Sohn und fürchtete, sein Reich möchte an einen Fremden übergehen. Erst nach einer mehrjährigen fruchtlosen Ehe gebar ihm eine neugekaufte Sklavin einen Sohn, worüber er sich so sehr freute, daß er einen Jeden, der ihn zu beglückwünschen kam, reichlich beschenkte. Als auch die Sterndeuter der Hauptstadt dem König ihre Glückwünsche darbrachten, bat er sie, ihm die Zukunft des neugebornen Sohnes zu enthüllen. Die Sterndeuter machten ihre Berechnungen, um den Stern des Prinzen zu finden, fuhren zusammen und wurden ganz blaß. Da sagte ihnen der König: „Ihr habt nichts zu fürchten, offenbaret mir nur die Wahrheit, wie sie sich auch gestalten mag." Sie erwiderten: „Wir haben gesehen, daß er im siebenten Jahr in Gefahr seyn wird, von einem Löwen zerrissen zu werden; entgeht er dieser Gefahr aber, so wird noch etwas Schlimmeres eintreffen." — „Was denn?" fragte der König. Sie antworteten: „Wir werden es nicht sagen, bis uns der König es befiehlt und uns nochmals verbürgt, daß wir nichts zu fürchten haben." Als der König darauf bestand, Alles wissen zu wollen, fuhren sie fort: „Wenn er dem Löwen entkömmt, wird der König durch ihn um's Leben kommen."

Schehersad unterbrach ihre Erzählung, um sie in der nächsten Nacht also fortzusetzen:





Vierhundert und achtundvierzigste Nacht.

Der König erschrack einen Augenblick, dann dachte er: Ich werde schon dafür sorgen, daß weder ein Löwe meinen Sohn zerreiße, noch er mich umbringe; die Sterndeuter lügen immer. Indessen konnte er sich doch die Worte der Sterndeuter nicht ganz aus dem Kopfe schlagen, und nach mancher bittern Stunde ließ er aus Vorsicht in einem Berge eine große Höhle mit vielen Gemächern graben, füllte sie mit allen nöthigen Speisen und Kleidern, leitete Wasser vom Berge hinunter, und ließ den Prinzen mit seiner Amme dahin bringen. Jeden Monat ging der König mit einem Seile zur Höhle, und zog seinen Sohn daran herauf, küßte und drückte ihn und spielte eine Weile mit ihm, dann ließ er ihn wieder hinunter und beschloß, so fortzufahren, bis die sieben Jahre vorüber seyn würden. Als aber die Zeit kam, in welcher das Urtheil auf der Stirne geschrieben stand — es fehlten nur noch zehn Tage zu den sieben Jahren — da führte die Bestimmung Jäger auf diesen Berg, die einen Löwen verfolgten, welcher, als er sich von allen Seiten umringt sah, in die Höhle sprang. Sobald die Amme den

Löwen sah, entfloh sie in ein Nebenzimmer; der Löwe ging auf den Prinzen los und verwundete ihn an der Schulter, lief dann in's Zimmer, wo die Amme war, und zerriß



sie, den Prinzen aber ließ er ohnmächtig liegen. Als die Jäger den Löwen in der Höhle wußten, stellten sie sich an die Oeffnung derselben; da hörten sie das Geschrei der Amme und des Prinzen, nach einer Weile aber war Alles still, so daß sie dachten: der Löwe hat sie getödtet. Sie blieben aber doch vor der Höhle stehen, und so oft der Löwe hinaufklettern wollte, warfen sie mit Steinen nach ihm, bis sie ihn zu Boden sinken sahen; dann stieg Einer hinunter und tödtete ihn. Da fand der Jäger den verwundeten Prinzen, und im Nebenzimmer die todte Amme, an der sich der Löwe schon satt gegessen hatte. Er sah auch die verschiedenen Vorräthe, die in der Höhle waren, benachrichtigte seine Gefährten davon und reichte sie ihnen hinauf; zuletzt nahm er auch den Prinzen aus der Höhle und trug ihn in sein Haus, pflegte seine Wunde und behielt ihn bei sich, denn er wußte nicht, wem er angehörte. Auch konnte der Prinz auf seine Fragen nicht antworten, weil er noch ganz klein war, als er in die Höhle getragen wurde. Der Jäger gewann bald den Prinzen sehr lieb und nahm ihn als sein Kind an, führte ihn mit sich auf die Jagd und lehrte ihn reiten. Der Prinz war in seinem zwölften Jahre schon ein wackrer Jäger; übte aber dabei auch Straßenraub.

Einst schloß er sich einer Räuberbande an, die in der Nacht eine bewaffnete Karavane überfiel. Es wurde lange gekämpft, aber die Karavane siegte endlich und erschlug viele Räuber, und auch der Prinz fiel verwundet zu Boden. Als er des Morgens die Augen öffnete und alle seine Kameraden todt fand, wollte er sich aufmachen und entfliehen. Da begegnete ihm ein Mann und fragte ihn: wohin er wolle? Als ihm der Prinz erzählte, was ihm widerfahren, sagte der Mann: „Sey nur zufrieden, dein Glücksstern ist aufgegangen, Gott bringt dir Hülfe durch mich; ich habe einen reichen Schatz, komm mit und hilf mir, ich will dir so viel Geld geben, daß du dein ganzes Leben genug daran haben sollst." Er nahm ihn dann mit in sein Haus und pflegte seine Wunde, bis er ganz hergestellt war.

Sobald der Prinz genesen war, ließ der Mann zwei Kameele mit allerlei Proviant beladen, und machte sich mit dem Prinzen auf den Weg, bis sie an einen hohen Berg kamen. Da zog der Mann ein Buch hervor und las darin; grub dann ungefähr fünf Schuh tief in den Berg, bis er auf einen großen Stein stieß; diesen hob er weg, und es zeigte sich die Oeffnung einer Höhle. Er wartete ein wenig, bis der Dunst herausgestiegen war, dann band er dem Prinzen einen Strick um die Hüften und ließ ihn hinunter mit einer brennenden Kerze in der Hand. Als der Prinz in der Höhle war, ließ der Mann einen Korb mit einem Stricke hinunter, der Prinz füllte ihn mit Gold, und der Alte zog ihn hinauf, leerte ihn, reichte ihn dann dem Prinzen wieder, bis die Lastthiere beladen waren. Als aber dann der Prinz wieder einen Strick erwartete, um daran heraufgezogen zu werden, lachte ihn der Mann aus, legte einen großen Stein vor die Oeffnung der Höhle und ging fort. Der Prinz wußte nicht, was er anfangen sollte, und dachte: Was ist das für ein bitterer Tod; ich bin der ersten Grube und den Dieben entronnen, nun muß ich hier den Hungertod erwarten.

Während er so verzweifelt dastand, hörte er das Rauschen eines Wassers; er ging dem Geräusche nach, und je näher er dem einen Eck der Höhle kam, um so stärker wurde das Rauschen des Wassers; da dachte er: hier fließt ein mächtiger Strom, sterben muß ich doch hier, ob morgen oder heute, ich will mich lieber in dies Wasser stürzen, als in der Höhle vor Hunger umkommen. Er warf sich hierauf in's Wasser und es trug ihn unter der Erde fort in ein tiefes Thal, wo es als ein großer Strom aus der Erde entspringt, und der Prinz befand sich wieder auf der Oberfläche der Erde.

Der Prinz schwamm an's Ufer, dankte Gott für seine Rettung und ging in diesem Thale vor sich hin, bis er in ein Städtchen kam, das unter seines Vaters Botmäßigkeit

stand. Mit Erstaunen hörten die Bewohner dieses Städtchens, auf welchem wunderbaren Wege ein Fremder bei ihnen angelangt. Ein Jeder begab sich zu ihm und ließ sich von ihm erzählen und bot ihm sein Haus an, so daß der Prinz gern in diesem Städtchen wohnen blieb.

Scheherfad schwieg, da der Tag nahe war; in der nächsten Nacht erzählte sie also weiter:





Vierhundert und neunundvierzigste Nacht.

Das ist's, was den Prinzen angeht; was aber seinen Vater betrifft, so war dieser, wie gewöhnlich, nach einem Monate wieder zur Höhle gereist; als er aber die Amme rief und keine Antwort erhielt, ließ er einen Mann hinunter, und dieser berichtete dem König, wie es in der Höhle aussah. Der König schlug sich in's Gesicht, weinte heftig und ging selbst in die Höhle, um Alles zu sehen; und als er die Amme zerrissen neben einem todten Löwen fand, seinen Sohn aber nirgends sah, ging er wieder nach Hause und sagte den Sterndeutern, sie haben ihm die Wahrheit prophezeit: ein Löwe habe den Prinzen gefressen. „So war es über ihn verhängt," versetzten die Sterndeuter, „und nun ist dein Leben außer Gefahr; denn wäre er dem Löwen entronnen, so mußtest du, bei Gott, durch ihn umkommen." Der König tröstete sich hiedurch, und dachte bald nicht mehr an seinen Sohn. Als aber Gott seinen unwiderruflichen Befehl vollzogen haben wollte, ging der Prinz, der in jenem Städtchen geblieben war, auf Straßenraub aus, und machte mit seiner Bande die Straßen so unsicher, daß man den Schutz des Königs gegen ihn anrief. Der König zog mit seinen

Truppen aus und umzingelte die Räuber. Aber diese vertheidigten sich, und der Prinz schoß einen Pfeil auf den König ab, der ihn tödtlich verwundete. Indessen wurde doch



der Prinz mit seiner ganzen Bande gefangen und vor den König geführt. Als man diesen fragte, wie man mit den Räubern verfahren solle, antwortete er: „Ich bin jetzt zu leidend, um ein Urtheil zu fällen, ruft mir die Sterndeuter.“ Als sie erschienen, sagte ihnen der König: „Ihr habt mir prophezeit, ich werde durch meinen Sohn umkommen; wie kömmt's, daß ich nun auf diese Weise sterbe?“ Sie antworteten: „Unsre von Gott uns eingegebene Wissenschaft trügt nicht; wer weiß, ob nicht dein eigner Sohn dich verwundet hat?“ Als der König dies hörte, ließ er die Räuber vor sich kommen und sagte ihnen: „Gestehet mir die Wahrheit; wer von euch hat den Pfeil abgeschossen, der mich getroffen hat?“ Sie antworteten: „Dieser Junge da,“ und deuteten auf den Prinzen. Der König sagte diesem: „Erzähle mir, wer du bist und wer dein Vater war, ich begnadige dann dich und alle deine Kameraden.“ Der Prinz antwortete: „Mein Herr, ich kenne meinen Vater nicht, ich weiß nur, daß er mich in eine Höhle mit einer Amme gesperrt hat; eines Tages fiel ein Löwe über uns her, verwundete mich an der Schulter und zerriß die Amme. Gott schickte mir aber Jemanden, der mich aus der Höhle befreite und als Jäger und Räuber erzog.“ Um

den König von der Wahrheit seiner Aussage zu überzeugen, entblößte der Prinz seine Schulter, an der noch der Biß des Löwen zu sehen war.

Der König ließ seine Freunde, die Sterndeuter und alle seine Offiziere zusammenkommen und sagte ihnen: „Wisset, daß, was Gott Einem auf die Stirne geschrieben, es sey Glück oder Unglück, von Niemanden geändert werden kann; alle meine Vorsicht war vergebens, dieser Jüngling hier ist mein Sohn; er mußte erleiden, was für ihn bestimmt, und auch mich traf, was über mich verhängt war. Ich danke Gott, daß ich durch meinen Sohn und nicht durch einen Fremden falle, und daß mein Reich in die Hand meines Sohnes übergeht." Er drückte dann seinen Sohn an sich, umarmte und küßte ihn und sagte: „Mein Sohn, ich habe dich aus Vorsicht gegen die Bestimmung in jene Höhle gebracht, aber meine Vorsicht war vergebens." Er nahm dann seine Krone und setzte sie ihm auf den Kopf, und alle Anwesenden huldigten dem Prinzen. Dann empfahl ihm der König, gerecht gegen seine Unterthanen zu seyn, und starb noch in derselben Nacht.

„So weiß auch ich," sagte der Jüngling zum König, „daß, was Gott auf meine Stirne geschrieben hat, eintreffen muß, und alle meine Worte vermögen nichts dagegen; will aber Gott mich retten, so verschafft er mir den Sieg gegen die Viziere, wenn sie sich auch noch so viele Mühe geben, mich zu verderben." Als der König dies hörte, blieb er wieder unentschlossen und ließ den Jüngling abermals in's Gefängniß zurückbringen.

Am zehnten Tage, welcher ein Festtag war, an dem alle Leute dem König ihre Glückwünsche darbrachten, gingen die Viziere zu einigen Häuptern der Stadt und sagten ihnen: „Wenn ihr heute dem König eure Aufwartung machet, so sagt ihm: O König, du hast einen lobenswerthen Lebenswandel und bist gerecht gegen alle deine Unterthanen, aber warum läßt du den verworfenen Jüngling leben, der nach so vielen empfangenen Wohlthaten doch so verrätherisch gegen dich gehandelt hat? Wie lange willst du noch wegen seiner listigen Reden ihn in deinem Palaste eingesperrt lassen? Du weißt nicht, was die Leute sagen; wir bitten dich, bringe ihn um und schaffe dir Ruhe vor ihm." Die Häupter der Stadt versprachen den Vizieren ihren Beistand und gingen mit den übrigen Leuten zum König, verbeugten sich vor ihm und gratulirten ihm. Während aber alle Leute gleich nach dem Gruße weggingen, blieben diese sitzen. Als der König merkte, daß sie ihm Etwas mitzutheilen hatten, sagte er ihnen in Gegenwart der Viziere: „Tragt mir eure Angelegenheit vor." Da sprachen sie, wie es die Viziere gewünscht hatten, und die Viziere unterstützten noch ihre Worte. Aber der König

antwortete: „Ich zweifle nicht, daß ihr mir diesen Rath aus Liebe zu mir ertheilet, doch wißt ihr, daß, wenn ich wollte, ich mächtig genug wäre, um die Hälfte meines Volks hinrichten zu lassen, um wie viel mehr einen jungen Mann, der in einem Gefängnisse schmachtet und ein Verbrechen begangen hat, das den Tod verdient. Ich verschiebe nur seinen Tod, weil ich stärkere Beweise seiner Schuld haben möchte, um mein Gewissen zu beruhigen und das Vertrauen meiner Unterthanen zu erhalten; wenn ich ihn auch heute verschone, so entgeht mir sein Tod doch morgen nicht." Er ließ dann den Jüngling wieder rufen und sagte ihm: „Wehe dir! wie lange werden mich die Leute noch um deinetwillen tadeln? Sogar die Häupter der Stadt machen mir Vorwürfe, daß ich dich so lange leben lasse, drum will ich heute dein Blut vergießen, um dem Gerede ein Ende zu machen." Der Jüngling sagte: „O König, bei Gott! wenn die Leute in der Stadt von mir sprechen, so sind nur die bösen Veziere daran Schuld, welche ihnen abscheuliche Dinge aus dem königlichen Palaste erzählen; Gott wird ihre List gegen sie selbst wenden. Was aber deine Drohung, mich zu tödten, angeht, so stehe ich ja in deiner Macht, du brauchst meinen Tod gar nicht so zu Herzen zu nehmen; ich bin ja wie ein Spatz in der Hand eines Jägers, den er nach Willen schlachten oder frei lassen kann; das Verschieben meines Todes geschieht aber nicht durch dich, sondern durch den, der über mein Leben gebietet; wollte Gott meinen Tod, es stünde nicht in deiner Macht, ihn nur um eine Stunde zu verspätigen. Soll ich aber noch leben, so liegt es nicht in deiner Macht, mich zu tödten; so nützten auch dem Sohne des Königs Suleiman Schah alle seine Anschläge nichts gegen das Kind, das Gott erhalten wollte, bis es seine bestimmte Lebenszeit erreicht hatte." Der König sagte: „Wehe dir! wie mächtig ist deine List! erzähle mir diese Geschichte noch!" Da sprach der Jüngling:

Scheherſad verschob die Erzählung des Jünglings auf die nächste Nacht, in welcher sie mit dessen eigenen Worten begann:







Vierhundert und fünfzigste Nacht.

Geschichte des Schah Suleiman, seiner Söhne und Nichte und ihrer Kinder.

Einst lebte ein verständiger König, der Suleiman Schah hieß. Er hatte eine Nichte bei sich, Tochter eines früh verstorbenen Bruders, die er sehr sorgfältig erziehen ließ, denn sie hatte viel Verstand und andere gute Eigenschaften und war auch von ausgezeichneter Schönheit. Suleiman Schah hatte schon in Gedanken seine Nichte einem seiner beiden Söhne bestimmt, da aber Beide sie liebten, konnte er sich für Keinen entscheiden. Der älteste Prinz hieß Bahiawan, der jüngere Malik Schah und die Nichte Schah Chatun. Eines Tags besuchte der König seine Nichte, küßte ihr Haupt und sagte ihr: „Ich habe deinen seligen Vater so sehr geliebt, daß du mir theurer als ein eignes Kind bist; ich will dich nun mit einem meiner Söhne vermählen und ihn dann zu meinem Thronerben einsetzen; du kennst beide Söhne, du bist ja mit ihnen erzogen worden, wähle also einen davon!" Schah Chatun stand auf, küßte dem König die Hand und sagte: „O mein Herr! ich bin deine Sklavin, du bist mein

Gebieter; thu' was du willst, dein Wille steht höher als der meinige, und wenn es dir lieb ist, so bleibe ich gerne mein ganzes Leben lang bei dir, um dich zu bedienen." Der König war sehr zufrieden mit dieser Antwort seiner Nichte, machte ihr kostbare Geschenke, bestimmte seinen jüngern Sohn, den er zärtlicher als den ältern liebte, zu ihrem Gatten, und ernannte ihn auch zu seinem Thronerben. Als Bahlawan hörte, daß sein jüngerer Bruder ihm vorgezogen worden, fühlte er sich so sehr gekränkt, daß er ganz von Neid und Groll erfüllt wurde; doch verbarg er sorgfältig den Haß, den er deßhalb seinem Bruder nachtrug. Als aber Schah Chatun nach einem Jahr einen Sohn wie der leuchtende Mond gebar, kannte der Neid und die Eifersucht Bahlawans keine Grenzen mehr. Eines Nachts kam er in den Palast seines Vaters und ging am Zimmer seines Bruders vorüber; da sah er die Amme vor der Thür



schlafen und vor ihr war das Bett, auf dem der Kleine lag; er blieb dabei stehen und bewunderte das schöne Gesicht seines Neffen; da spiegelte ihm Satan den Gedanken

vor: Warum gehört das Kind nicht mir? mir gebührte doch seine Mutter und die Krone eher als meinem Bruder. Dieser Gedanke brachte ihn so sehr auf, daß er ein Messer aus der Tasche zog und dem Kinde in den Hals schnitt bis er es todt glaubte. Er ging dann in's Schlafzimmer seines Bruders und sah ihn an der Seite seiner Frau sitzen; da dachte er: wenn ich ihn auch schlachte, so gehört seine Frau mir; er stürzte auf ihn los, schnitt ihm den Hals ab und lief nach dem Zimmer seines Vaters, um auch ihn zu tödten; da er aber nicht zu ihm gelangen konnte, verließ er den Palast und verbarg sich in der Stadt bis am folgenden Tage; dann flüchtete er sich auf eines der Schlösser seines Vaters und befestigte es. Als die Amme am folgenden Morgen das Kind säugen wollte, und es im Blute schwimmend fand, schrie sie, daß alle Leute im Schlosse erwachten. Der König selbst lief zu ihr und fiel in Ohnmacht, als er seinen Sohn und sein Enkelchen geschlachtet sah. Als man indessen das Kind näher untersuchte, fand man die Kehle noch ganz; auch gab es bald wieder Lebenszeichen von sich und man konnte die Wunde zunähen.

Sobald der König wieder zu sich kam, fragte er nach seinem Sohne Bahlawan, und als er hörte, Bahlawan sey entflohen, zweifelte er nicht mehr, daß sein eigener Sohn dieses Verbrechen begangen, und dies vermehrte noch die Bestürzung des Königs und des ganzen Hofs. Der König besorgte dann das Leichengewand seines Sohnes, ließ ihn ehrenvoll bestatten und große Trauer halten, seinen Enkel aber ließ er bei sich erziehen, gewann ihn immer lieber, und sein einziger Wunsch war, Gott möge ihn erhalten und einst an die Stelle seines Vaters auf den Thron setzen; auch alle Bewohner der Hauptstadt waren für dieses Kind, das, wie sein Vater, Malik Schah hieß, eingenommen und erblickten in ihm den einstigen Rächer ihres verehrten und geliebten Thronerben. Bahlawan, der inzwischen sich in seiner Festung immer mehr verstärkt hatte, blieb nichts mehr übrig, als seinen Vater zu bekriegen. Er wendete sich deßhalb an den griechischen Kaiser und bat ihn um Hülfe gegen seinen Vater. Der Kaiser war ihm gewogen und schickte ihm viele Truppen. Als aber sein Vater dies hörte, schrieb er dem Kaiser: „Erhabener und mächtiger Sultan! stehe doch einem Uebelthäter nicht bei; Bahlawan ist mein Sohn, und hat nach vielen andern Schandthaten noch seinen Bruder und seinen Neffen in der Wiege ermordet." Als der Kaiser dieses Schreiben erhielt, ließ er Suleiman Schah sagen: „Wenn du willst, o König! so schneide ich Bahlawan den Kopf ab und schicke ihn dir." Suleiman Schah antwortete ihm aber: „Ich will den Tod meines Sohnes nicht, seine Strafe wird ihn schon treffen, wenn nicht heute, so morgen;" dankte ihm indessen doch für sein Anerbieten

und schickte ihm einige Geschenke. Bald nachher wurde dem Kaiser Schah Chatun so reizend geschildert, daß er bei ihrem Onkel um sie anhalten ließ. Da dieser dem Kaiser nichts verweigern konnte, ging er zu seiner Nichte und sagte ihr: „O meine Tochter! der Kaiser von Griechenland läßt um dich anhalten, was soll ich ihm antworten?" Sie sagte weinend: „O König, wie hast du das Herz, mir so etwas anzutragen? wie soll ich nach meinem Vetter einen andern Mann heirathen?" Aber Suleiman Schah versetzte: „Meine Tochter, es ist freilich wie du sagst; doch wir müssen an die Zukunft denken; ich bin ein alter Mann und sehe meinen Tod sehr nahe; ich fürchte für dich und für dein Kind, von dem der Kaiser glaubt, Bahlawan habe es ermordet. Da nun der Kaiser um dich anhält, so können wir ihm keine abschlägige Antwort geben, ohne unsere Zukunft ganz bloß zu stellen." Da Schah Chatun kein Wort mehr entgegnete, schrieb Suleiman Schah dem Kaiser, er sey bereit, ihm zu gehorchen, und schickte ihm bald nachher seine Nichte. Der Kaiser fand sie über alle Beschreibung schön, liebte sie sehr und erhob sie über alle seine Frauen. Schah Chatuns Herz hing aber immer an ihrem Sohne, doch konnte sie dem Kaiser nichts davon sagen, ohne ihren Onkel Lügen zu strafen.

Schehersad schwieg, um in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzufahren:





Vierhundert und einundfünfzigste Nacht.

Malik Schah wurde indessen von seinem Großvater mit vieler Zärtlichkeit behandelt und in einem Alter von zehn Jahren von ihm zum Thronerben ernannt. Als aber bald darauf Suleiman Schah starb, verschwor sich Bahlawan mit einem Theile der Truppen, die ihn heimlich in die Residenz brachten und ihm als rechtmäßigem König huldigten; doch sagten sie ihm: „Wir geben dir den Thron, du darfst aber deinen Neffen nicht tödten, denn er ist uns von seinem Vater und Großvater anvertraut worden.“ Bahlawan willigte ein und ließ seinen Neffen in ein unterirdisches Gewölbe sperren. Als Schah Chatun davon Nachricht erhielt, war sie sehr bestürzt, doch mußte sie ihres Onkels willen schweigen und sich in den Willen Gottes ergeben.

Bahlawan blieb also unangefochten im Besitze seiner geraubten Herrschaft, und Malik Schah schmachtete Jahre lang im Gefängnisse, so daß er ganz entstellt ward. Als ihn aber Gott (gepriesen sey er!) aus dem Gefängnisse befreien wollte, sagten einige gute Viziere zu Bahlawan in Anwesenheit aller Großen des Reichs: „O König! Gott hat dir deinen Willen erfüllt, du regierst in Ruhe an deines Vaters Stelle, bedenke nun, was hat dein Neffe verbrochen, daß er, seitdem er die Welt erblickt hat, aller Freude beraubt bleibt? durch welche Schuld hat er so viele Qual verdient? Andere waren schuldig, und die hat Gott in deine Gewalt gegeben, aber dieses arme Kind ist unschuldig." Bahlawan erwiderte: „Ihr habt Recht, aber ich fürchte, er möchte Etwas gegen mich unternehmen, denn ich weiß, daß viele Leute ihm gewogen sind." Die Viziere versetzten: „O König! was kann der schwache Junge thun? welche Macht hat er? Uebrigens, wenn du ihn hier fürchtest, so schicke ihn an irgend eine Grenze des Landes." — „Euer Rath ist gut," versetzte der König, „ich will ihn als Anführer der Truppen an die Grenze schicken." Der König hatte nämlich gerade einen Krieg mit sehr hartnäckigen Feinden zu führen und hoffte, daß sein Neffe im Krieg umkommen werde. Er ließ ihn also zur Freude Aller aus dem Gefängnisse bringen, schenkte ihm ein Ehrenkleid und schickte ihn mit vielen Truppen gegen den Feind, mit dem sich bisher Niemand hatte messen können. Als Malik Schah mit seinen Truppen an der Grenze war, wurden sie auf einmal in der Nacht überfallen; die Einen entflohen, die Andern wurden gefangen; unter diesen war auch Malik Schah, der mit einigen Gefährten in eine Grube geworfen ward, in welcher er ein ganzes Jahr zubringen mußte. Am Anfange des folgenden Jahres wurde er nach der dortigen Sitte mit den übrigen Gefangenen aus dem Kerker geholt und von einer Citadelle herabgestürzt. Alle seine Gefährten blieben todt liegen, bis sie wilde Thiere fraßen und der Wind zerstreute. Malik Schah aber, dessen Leben der Himmel bewachte, fiel auf die Füße und kam nach einer Ohnmacht von vierundzwanzig Stunden wieder zu sich. Als er sich gerettet sah, dankte er Gott und machte sich auf, ohne zu wissen wohin, und nährte sich von Baumblättern; des Tags verbarg er sich und des Nachts ging er wieder fort, bis er endlich in eine bewohnte Gegend kam und Menschen fand, denen er seine Geschichte erzählte. Als die Leute hörten, daß er von einer Citadelle herabgeworfen und doch von Gott gerettet worden, bemitleideten sie ihn und gaben ihm zu essen und zu trinken. Er fragte sie nach dem Wege, der in die Stadt seines Onkels führte, ohne ihnen jedoch zu sagen, daß Bahlawan sein Onkel sey. Man zeigte ihm den Weg und er ging unerkannt bis in die Nähe der Stadt, wo er hungrig, nackt und blaß anlangte. Als er sich vor dem Stadtthore niedersetzte, kamen Einige von



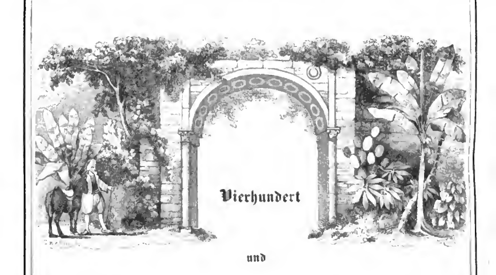
der Umgebung seines Oheims von der Jagd zurück und wollten neben ihm ausruhen und ihre Pferde tränken. Malik Schah ging auf sie zu und fragte sie im Laufe des Gesprächs, ob Bahlawan ein guter König wäre? Sie sagten lachend: „Was hast du fremder Bettler dich um den König zu kümmern?" Malik Schah antwortete: „Er ist mein Onkel." — „Es scheint, du bist toll," sagten die Leute erstaunt. „Wir wissen nur von einem Neffen des Königs, der im Kerker war, dann in den Krieg gegen Ungläubige gesandt und von diesen getödtet ward." — „Eben dieser Neffe bin ich," versetzte Malik Schah; „die Ungläubigen haben mich nicht getödtet, sondern nur von einer Citadelle herabgestürzt." Als sie ihn näher betrachteten, erkannten sie ihn wieder, stunden vor ihm auf, küßten ihm die Hände voller Freude und sagten: „O unser Herr! du bist Sohn eines Königs und verdienst, selbst König zu seyn; wir wünschen von Herzen deine Erhaltung, da Gott die verbrecherischen Absichten deines Onkels vernichtet hat, der, nur um dich zu verderben, dich an einen Ort gesandt hat, von dem Niemand

zurückkehrt. Wir beschwören dich daher, stürze dich nicht wieder in die Gewalt deines Feindes, rette dein Leben und gehe nicht wieder zu deinem Onkel; entfliehe von hier so schnell du kannst, denn fällst du ihm wieder in die Hand, so wird er dich keine Stunde leben lassen.“ Malik Schah dankte ihnen und fragte sie, wohin er sich wenden sollte? Sie riethen ihm, nach Griechenland zu seiner Mutter zu gehen. Er entgegnete aber: „Meine Mutter hat, als der Kaiser bei meinem Großvater um sie anhielt, ihm nichts von mir gesagt, nun mag ich sie nicht zur Lügnerin machen.“ Sie sagten: „Du hast Recht, doch hier ist dein Leben in Gefahr, du mußt fort und auf irgend eine Weise anderswo zu leben suchen.“

Die Leute schenkten ihm dann einiges Geld, Kleider und Lebensmittel und begleiteten ihn, bis er fern von der Stadt war. Malik Schah reiste dann immer fort, bis er das Gebiet seines Onkels im Rücken hatte und in ein griechisches Städtchen kam, wo er bei einem Gutsbesitzer als Taglöhner arbeitete.

Hier bemerkte Schehersad den Tag, weßhalb sie ihre Erzählung unterbrach. In der folgenden Nacht aber erzählte sie weiter:





Vierhundert und zweiundfünfzigste Nacht.

Schah Chatun, welche inzwischen gar nichts mehr von ihrem Sohne gehört hatte, ward jeden Tag besorgter um ihn. Ihre Unruhe nahm in einem solchen Grade zu, daß sie nicht mehr schlafen konnte, und da sie vor ihrem Gatten schweigen mußte, wendete sie sich an einen alten klugen Diener, den ihr ihr Onkel mitgegeben hatte, und sagte ihm, als sie eines Tags allein bei ihm war: „Treuer Diener von meiner Kindheit an, kannst du mir keine Kunde von meinem Sohne verschaffen, oder glaubst du, ich sollte mich an den Kaiser wenden?“ — „Meine Herrin! da du das Leben deines Sohnes im Anfange verheimlicht hast, so darfst du auch jetzt, stünde selbst dein Sohn hier vor dir, nichts eingestehen, sonst würdest du alle Achtung beim König verlieren und er würde dir gar nichts mehr glauben. Kannst du mir aber Mittel verschaffen, von hier abzukommen und deinen Sohn aufzusuchen, so will ich keine Mühe sparen, um seinen Aufenthalt zu erforschen und dir Nachricht von ihm zu geben.“ Die Königin erwiderte: „Nimm so viel Geld als du willst aus meinem Schatze; als Vorwand zu deiner Abreise werde ich meinem Gatten sagen, ich habe noch aus der Zeit meiner ersten Ehe Geld in meiner Heimath verborgen, von dem Niemand

weiß, als du." Sie ging sogleich zum Kaiser und sagte ihm, was sie beschlossen hatte, und der Kaiser erlaubte dem Diener abzureisen. Dieser verkleidete sich als Kaufmann und ging in die Stadt, wo Bahlawan residirte, um Malik Schah nachzuspüren; dort sagte man ihm, der Prinz sey eingesperrt gewesen, dann habe ihn sein Onkel an die Grenze geschickt, wo er umgebracht wurde. Als der Diener dies hörte, erschrack er sehr und wußte nicht, was er thun sollte. Eines Tages erkannte einer der Reiter, welche Malik Schah begegnet waren, den Diener in Kaufmannstracht und fragte ihn nach der Ursache seiner Anwesenheit. Der Diener antwortete: „Ich bin gekommen, um Waaren zu verkaufen." Da sagte der Reiter: „Ich will dir ein Geheimniß offenbaren, das du deiner Herrin mittheilen kannst. Wisse, daß ich mit einigen Freunden dem jungen Malik Schah in der Nähe der Stadt begegnet bin; wir haben ihm Lebensmittel, Geld und Kleider gegeben und ihn nach Griechenland in die Nähe seiner Mutter geschickt, weil wir fürchteten, sein Onkel möchte ihn umbringen lassen." Als der Diener dies hörte, ward er ganz blaß und rief: „Gnade!" Der Reiter sagte: „Du hast von mir nichts zu fürchten, und wärest du auch gekommen, den Prinzen zu suchen." Der Diener gestand hierauf, daß Schah Chatun ihn geschickt, um sich nach ihrem Sohne zu erkundigen. Da sagte der Reiter: „Gehe ruhig fort, du findest ihn an der Grenze Griechenlands." Der Diener dankte ihm und trat wieder den Rückweg an, um Malik Schah aufzusuchen, und der Reiter begleitete ihn bis an die Stelle, wo er Malik Schah verlassen hatte. Diesen Weg verfolgte der Diener; er fragte überall nach dem Jungen und beschrieb ihn nach der Schilderung des Reiters, bis er endlich in das Städtchen kam, wo Malik Schah sich aufhielt.

Der Diener fragte auch hier nach dem Jungen, aber Niemand konnte ihm Auskunft geben; nun wußte er nicht, was er thun sollte; schon wollte er wieder abreisen und hatte bereits sein Pferd bestiegen, als er Vieh mit einem Stricke angebunden sah und einen Jüngling, der mit dem Stricke in der Hand daneben schlief. Da blieb er stehen und dachte: Wenn der Prinz, den ich suche, schon so groß wie dieser Bursche geworden ist, der hier schläft, wie soll ich ihn erkennen? O welche Qual, einen Menschen aufzusuchen, den ich, wenn er auch vor mir stünde, nicht kennen würde. Er stieg dann vom Pferde ab und ging auf den Schlafenden zu, setzte sich neben ihn, betrachtete ihn und dachte: Wer weiß ob nicht dieser Jüngling Malik Schah ist. Er hustete dann und rief: „Bursche!" Der Prinz erwachte und setzte sich aufrecht. Da fragte ihn der Diener: „Wer ist dein Vater in diesem Städtchen und wo wohnst du?" Der Junge antwortete verlegen: „Ich bin ein Fremder." Da fragte der Diener: „Wo bist du her? wer



war dein Vater?" Als der Prinz seinen Geburtsort nannte und auf die weitern Fragen des Dieners seine ganze Lebensgeschichte erzählte, umarmte ihn der Diener, küßte ihn und sagte ihm, er sey gekommen, um ihn zu suchen, ohne daß der Kaiser etwas davon wisse. Er kaufte ihm dann ein Pferd und sie ritten zusammen bis in's Bezirk der Hauptstadt. Da kamen Räuber, nahmen ihnen Alles weg, fesselten sie, warfen sie in eine Grube, abgelegen von der Straße, und gingen fort, um sie da sterben zu lassen. Der Diener weinte heftig, und als der Prinz ihm sagte, alle Thränen könnten hier nichts nützen, versetzte er: „Ich weine nicht aus Furcht vor dem Tode, sondern nur aus Mitleid zu dir und deiner Mutter; ich muß verzweifeln, wenn ich denke, daß du nach so vielen überstandenen Gefahren noch einen so schmählichen Tod sterben mußt." Aber der Prinz sagte gefaßt: „Was mir zugekommen ist, war über mich verhängt und mußte vollzogen werden, und ist jetzt meine Todesstunde gekommen, so kann sie Niemand verschieben."

Nachdem sie in dieser Grube zwei Tage und zwei Nächte in der gräßlichsten Hungersqual zugebracht hatten, traf sich nach der Bestimmung und der Allmacht Gottes, daß der Kaiser mit seinen Leuten auf der Jagd ein Thier verfolgte, das vor dieser Grube niedersank. Als ein Jäger an der Oeffnung der Grube abstieg, um es zu schlachten, da hörte er ein leises Seufzen aus der Grube herauf; er blieb stehen bis die ganze Jagdpartie beisammen war, und sagte es dem Kaiser. Dieser ließ einen Diener hinabsteigen, der Malik Schah und den alten Diener, Beide ohnmächtig, heraufbrachte. Man löste ihre Fesseln und goß ihnen Wein in den Hals, bis sie wieder zu sich kamen. Als der Kaiser den Diener seiner Gattin erkannte, fragte er ihn erstaunt: „Was ist dir geschehen und wie kommst du hierher?" Der Diener antwortete: „Ich ging und holte das Geld meiner Herrin, auf einmal wurde ich mit diesem Jungen, der mich begleitete, von Räubern überfallen, die uns das Geld wegnahmen und uns in die Grube warfen, wo wir, wie viele Andre vor uns, sterben sollten; da schickte dich der erhabene Gott aus Erbarmen zu uns hierher."

Bei diesen Worten bemerkte Schehersad den Tag und schwieg, um in der folgenden Nacht also fortzufahren:





Vierhundert und dreiundfünfzigste Nacht.

Der Kaiser fragte den Diener: „Wer ist denn der Junge, der hier bei dir ist?“ Der Diener antwortete: „Es ist der Sohn unserer alten Amme; seine Mutter bat mich, ihn mitzunehmen, und da er viel Verstand und Geschicklichkeit besitzt, nahm ich ihn gern als einen Diener des Kaisers mit.“ Der Kaiser fragte ihn dann nach Bahlawan und seinem Verfahren gegen seine Unterthanen, worauf der Diener ihm erzählte, daß alle Leute mit ihm unzufrieden wären. Der Kaiser ging dann zu seiner Gattin und meldete ihr die Rückkehr ihres Dieners mit einem Jungen aus ihrer Heimath und erzählte ihr das Unglück, das sie auf dem Wege gehabt. Schah Chatun kam außer sich und stieß einen lauten Schrei aus. Da sagte der Kaiser: „Was hast du? bedauerst du das Geld, das dem Diener geraubt worden?“ Sie antwortete: „Es ist nichts, bei deinem Haupt, o Kaiser! Du weißt ja, die Weiber haben ein schwaches

Herz.“ Dann kam der Diener zu ihr und erzählte ihr Alles, was ihrem Sohne seit ihrer Vermählung mit dem Kaiser widerfahren. Schâh Chatun weinte lange über die harten Leiden, welche ihr Sohn zu ertragen gehabt, dann fragte sie den Diener: „Was hast du dem Kaiser gesagt, als er den Prinzen sah und dich nach ihm fragte?“ Er antwortete: „Ich habe ihm gesagt, er sey der Sohn einer Amme, den wir als Kind verlassen und der nun dem Kaiser dienen solle.“

Sie befahl dann dem Diener, den Prinzen gut zu bedienen, auch der Kaiser belohnte den Diener für seine Reise und bestimmte dem Prinzen einen ansehnlichen Gehalt. Dieser diente dem Kaiser mit Eifer, gewann sein Vertrauen immer mehr und stieg immer höher im Ansehen. Schah Chatun gab sich lange Zeit viele Mühe, ihren Sohn durch das Fenstergitter zu sehen, da sie ihn doch nicht sprechen konnte. Eines Tags aber, als sie fast vor Sehnsucht starb, bestellte sie ihn an die Thüre ihres Gemachs drückte ihn an ihre Brust und küßte ihn auf die Wangen. In diesem Augenblicke ging



der Schloßverwalter am Harem vorüber und sah mit Erstaunen, wie der Jüngling eine Dame umarmte. Als er näher treten wollte und die Kaiserin erkannte, fuhr er erschrocken zurück, als hätte ihn der Donner getroffen. Da begegnete ihm der Kaiser und fragte ihn, warum er so zittere? Der Schloßverwalter antwortete: „O Kaiser! Ich habe eben etwas Schreckliches gesehen!“ — „Was hast du gesehen?“ — „Ich habe

den Jüngling gesehen, den der alte Diener aus Griechenland mitgebracht, und mich überzeugt, daß er nur wegen der Kaiserin hierher gekommen ist; ich bin eben an der Thüre ihres Gemachs vorübergegangen, da erwartete sie ihn, umarmte ihn und küßte ihn auf die Wangen." Als der Kaiser dies hörte, kam er vor Wuth ganz außer sich und riß sich fast den Bart aus; dann ergriff er sogleich den Prinzen und den alten Diener und ließ sie in einen Kerker werfen, der im Palaste war. Er ging dann zu seiner Gattin und sagte ihr: „Bei Gott! du hast dich schön betragen, du Tochter der Tugendhaften, um die Könige warben und die ihres guten Rufes willen für eine kostbare Perle galt. Gott verdamme die, deren Inneres nicht wie ihr Aeußeres ist; wie kannst du dir mit einem so abscheulichen Herzen ein so reines Aussehen geben? Ich will aber an dir und deinem Günstlinge der Welt ein Beispiel geben. Nun weiß ich, daß du den Diener nur um den Jüngling hierherzubringen weggeschickt. Du wolltest mich mit unerhörter Frechheit hintergehen, nun sollst du aber deinen Lohn dafür empfangen." Mit diesen Worten spie er ihr in's Gesicht und ging weg. Schah Chatun sagte kein Wort, denn sie wußte wohl, daß ihr der Kaiser in diesem Augenblicke doch nicht glauben würde, und setzte ihr Vertrauen auf Gott, der das Offenbare und das Verborgene kennt und gegen dessen Willen die Todesstunde weder verschoben noch vorgerückt werden kann.

Der Kaiser brachte mehrere Tage höchst bestürzt zu; er konnte weder essen, noch trinken, noch schlafen, und wußte nicht, was er thun sollte; bringe ich den Jungen und den Diener um, dachte er, so bin ich ungerecht, denn die Kaiserin, welche den Alten geschickt, um den Jungen zu holen, ist schuldiger als Beide. Alle Drei umzubringen gibt aber mein Herz nicht zu; ich will mich daher nicht übereilen und die Sache noch bedenken, ehe ich ihren Tod bereue. Während der Kaiser so trübsinnig in seinem Gemache saß, trat seine Amme, auf deren Schooß er erzogen worden, zu ihm herein, fand ihn aber so entstellt und so düster aussehend, daß sie ihn gleich wieder verließ und zu Schah Chatun ging. Als sie auch diese in großer Bestürzung fand, fragte sie, was ihr zugestoßen? Die Kaiserin gestand nichts, aber die Amme schmeichelte ihr so lange und versprach so bestimmt, sie wolle das Geheimniß Niemanden mittheilen, bis endlich die Kaiserin ihr die ganze Geschichte mit ihrem Sohne, von Anfang bis zu Ende, erzählte. Da sagte die Amme: „Diese Geschichte ist ja höchst wahrscheinlich, warum erzählst du sie dem Kaiser nicht?" Aber die Kaiserin versetzte: „Bei Gott! meine Mutter, ich will lieber mit sammt meinem Sohne sterben, als Etwas sagen, das man doch nicht glauben würde; Jedermann wird sagen: sie gibt ein Märchen vor, um die Schande

von sich zu wälzen. Für mich gibt's kein anderes Mittel, als Geduld." Die Alte hatte Wohlgefallen an diesen verständigen Worten und sagte zu Schah Chatun: „Es ist, wie du sagst; doch hoffe ich, Gott wird die Wahrheit bekannt machen; habe nur Geduld, ich nehme mich der Sache an und gehe sogleich zum Kaiser, um zu sehen, was in ihm vorgeht."

Scheherfad bemerkte den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht setzte sie ihre Erzählung fort, wie folgt:





Vierhundert

und

vierundfünfzigste Nacht.

Als die Amme zum Kaiser kam, fand sie ihn nachdenkend, den Kopf zwischen den Knien, dasitzen; sie setzte sich zu ihm und sagte ihm: „Mein Sohn, dein Schmerz verwundet mein Herz; seit einiger Zeit reitest du gar nicht mehr aus und bist immer düster; warum bist du denn so leidend?“ Der Kaiser antwortete: „O meine Mutter! wegen meiner verruchten Gattin, von der ich eine so gute Meinung hatte und die nun mir untreu geworden.“ Da sagte die Alte: „Und eine schwache unbedeutende Frau macht dir so viel Kummer?“ — „Ich denke nach,“ versetzte der Kaiser, „welchen Tod ich über sie verhängen soll, um der Welt ein Beispiel zu geben.“ Da sagte sie: „Mein Sohn! übereile dich nur nicht, denn Uebereilung bringt Reue, du kannst sie ja immer noch umbringen; ergründe erst die Sache wohl, dann thue, was du willst.“ Der Kaiser erwiderte: „Hier bedarf's keiner andern Beweise. Schah Chatun hat ja selbst den

Alten fortgeschickt, um den Jungen zu holen." Da sagte die Alte: „Ich weiß ein sicheres Mittel, wodurch sie Alles gestehen wird, was in ihrem Herzen vorgeht."

„Wie wolltest du das?" fragte der Kaiser. Die Alte antwortete: „Ich bringe dir das Herz eines Wiedehopfs, das legst du deiner Gattin auf die Brust, wenn sie schläft, fragst sie dann, was du wissen willst, und sie wird dir die Wahrheit sagen." Der Kaiser sagte ihr erfreut: „Das will ich thun, aber sage Niemanden etwas davon." Die Alte ging dann zur Kaiserin und sagte ihr: „Deine Leiden nahen ihrem Ende. Der Kaiser wird diese Nacht zu dir kommen, stelle dich dann, als schliefest du, und antworte schlafend auf Alles, was er dich fragt." Hierauf verließ die Alte die Kaiserin wieder, holte das Herz eines Wiedehopfs und brachte es dem Kaiser. Dieser erwartete mit Ungeduld die Stunde, wo er die Kaiserin eingeschlafen glaubte; er setzte sich dann neben sie,



legte das Herz des Wiedehopfs auf ihre Brust und wartete eine Weile, um sich von ihrem Schlafe zu überzeugen. Als sie regungslos liegen blieb, sagte er: „Schah Chatun! war das mein Lohn von dir?" — „Was habe ich verbrochen?" fragte die Kaiserin. Er erwiderte: „Gibt es denn ein größeres Verbrechen, als das deinige? Schicktest du nicht nach einem fremden Jünglinge und wardst mir untreu?" — „Ich habe ihn nicht aus

Leidenschaft holen lassen, es sind unter deinen Dienern schönere, als er ist, und ich gelüste nach Keinem." — „Und warum hast du ihn umarmt und geküßt?" — „Er ist mein Sohn, ein Stück meines Herzens; aus mütterlicher Liebe zu ihm habe ich ihn umarmt und geküßt." — „Kannst du beweisen, daß er dein Sohn ist? Ich habe doch noch einen Brief von deinem Onkel, in welchem er mir schreibt, dein Sohn sey geschlachtet worden?" — „Allerdings, aber die Kehle war nicht durchgeschnitten, mein Onkel ließ die Wunde wieder zunähen und meinen Sohn bei sich erziehen, denn seine Todesstunde war noch nicht gekommen." Als der Kaiser dies hörte, sagte er: „Dieser Beweis genügt mir." Er ließ sogleich den Prinzen und den Diener holen und untersuchte den Hals des Prinzen bei dem Scheine einer Wachskerze; da sah er einen Schnitt von einem Ohre zum Andern, der zwar wieder geschlossen war, doch entdeckte er noch einen Faden, der sich darüber hinzog. Hierauf fiel der Kaiser vor Gott nieder und dankte ihm, daß er diesen Jungen aus so vielen Gefahren befreit, und freute sich sehr, daß er ihn nicht im Zorne getödtet hatte.

Als der Jüngling diese Erzählung geendet hatte, ließ ihn der König wieder in's Gefängniß zurückführen und sagte zu den Vizieren: „Dieser Junge hat eine schlimme Meinung von euch; ich weiß indessen, daß ihr mir aus Liebe rathet; seyd daher nur zufrieden; ich werde in Allem euern Rath befolgen. Ich habe nur so lange seinen Tod verschoben, damit recht viel von der Sache gesprochen werde, nun soll er aber sterben; errichtet einen Galgen am Ende der Stadt und laßt seine Hinrichtung durch einen Ausschreier bekannt machen, damit die ganze Stadt sich versammle und mit ihm zum Galgen ziehe. Der Ausschreier soll vor ihm rufen: Das ist der Lohn dessen, den der König in seine Nähe gezogen, und der ihn dann verrathen." Die Viziere freuten sich so sehr über diesen Entschluß des Königs, daß sie die ganze Nacht nicht schlafen konnten; sie ließen die Hinrichtung des Jünglings in der Stadt bekannt machen und einen Galgen errichten, und des Morgens früh kamen sie vor die Thüre des Palastes und sagten zum König: „Es sind schon so viele Leute beisammen, daß sie vom Palaste bis zum Hinrichtungsplatz alle Straßen füllen, um den Jungen hängen zu sehen."

Als der König den Jungen holen ließ, sagten die Viziere: „Verworfener Mensch, hast du noch Freude am Leben? hoffst du noch Erlösung?" Er antwortete: „O ihr gottlose Viziere! kann ein verständiger Mensch aufhören, auf Gott zu vertrauen? so gebeugt auch ein Mensch seyn mag, kann ihn Gott doch aufrichten und mitten im Tode ihm neues Leben geben; kennt ihr nicht die Geschichte des Gefangenen, den Gott gerettet?" Als der König fragte: „Was ist das für eine Geschichte?" erzählte der Jüngling:

Geschichte des Gefangenen, den Gott befreite.

Ein König, der ein hohes Schloß hatte, von welchem man auf das Gefängniß sehen konnte, hörte einst in der Nacht, wie Jemand rief: „Allah, Beschützer der Unglücklichen, befreie mich!“ Der König dachte, der Mann hofft, daß seine Schuld ihm erlassen werde, ich will einmal hören, was er verbrochen. Als man ihm aber sagte, daß in diesem Gefängnisse nur Verbrecher, auf denen eine Blutschuld hafte, eingesperrt seyen, ließ er den Mann vor sich kommen und sagte ihm: „Du einfältiger Mensch! wie kannst du bei der Größe deines Verbrechens aus diesem Gefängnisse befreit zu werden hoffen?“ Er übergab ihn dann seinen Leuten und befahl ihnen, ihn vor der Stadt aufzuhängen. Als aber die Leute ihn in der Nacht zur Stadt hinausführten, wurden sie von bewaffneten Räubern überfallen. Der Verurtheilte benützte diesen Umstand und floh in einen Wald. Aber bald fiel ein furchtbarer Löwe über ihn her, warf ihn zu Boden, riß dann einen Baum aus der Wurzel und legte ihn auf den Mann und lief fort, um sein Weibchen zu holen. Demungeachtet vertraute der Mann noch auf Gottes Hülfe. Als er die Blätter des Baumes zurückschob, sah er sehr viele Gebeine von Menschen, die der Löwe zerrissen hatte. Er sah auch einen Haufen Gold auf der Erde liegen, den er zu sich steckte. Nach und nach gelang es ihm, unter dem Baume hervorzukriechen und aus dem Walde zu entfliehen. Er drehte sich, aus Furcht vor dem Löwen, weder rechts noch links, bis er vor ein Städtchen kam; da legte er sich ermattet nieder und ruhte aus bis Tagesanbruch, ging dann mit seinem Gelde in's Städtchen und lebte dort mit Gottes Hülfe in der größten Zufriedenheit.

Mit diesen Worten schloß Scheherсad ihre Erzählung. In der nächsten Nacht begann sie, wie folgt:





Vierhundert und fünfundfünfzigste Nacht.

Als der Jüngling diese Erzählung vollendet hatte, sagte der König: „Du willst uns wieder mit deinen Reden bethören, jetzt ist aber die Zeit da, wo du gehängt werden sollst.“ Aber im Augenblick, wo man ihn wegführen wollte, kam der Räuberhauptmann an, der den Jungen erzogen hatte. Als er das Zusammenlaufen des Volks sah, fragte er nach der Ursache, und man sagte ihm: „Der König läßt einen jungen Verbrecher hinrichten.“ Der Räuberhauptmann, der auch den Jüngling sehen wollte, erkannte ihn wieder, umarmte ihn und küßte ihn auf den Mund, und sagte: „Diesen Jüngling habe ich als Kind unter einem Berge gefunden und habe ihn zu mir genommen. Als wir aber eines Tages eine Karavane angriffen, die uns in die Flucht trieb, ward er gefangen genommen; seit damals suche ich ihn überall und konnte nichts mehr von ihm hören.“ Als der König dies hörte, stieß er ein lautes Geschrei aus, fiel über den Jüngling her, umarmte und küßte ihn, und sagte weinend: „Ich wollte meinen eigenen Sohn umbringen; ich



sterbe fast vor Reue darüber." Er entfesselte dann den Prinzen, nahm die Krone von seinem Haupte und setzte sie ihm auf. Die Neuigkeit wurde mit Trommeln und Trompeten bekannt gemacht, die Stadt ward beleuchtet und es war ein so freudiger Lärmen an diesem Tage, daß die Vögel sich kaum in der Luft halten konnten. Der König schenkte dann allen Gefangenen ihre Freiheit und ließ sieben Tage als Festtage feiern. Am achten Tage setzte er seinen Sohn neben sich und ließ alle seine Freunde und die Obern der Stadt und die Viziere herbeirufen. Diesen sagte der Prinz: „Seht ihr nun Gottes Werk? seht ihr, daß seine Hülfe nahe war!" Als die Viziere verstummten, sagte der König: „Ich sehe, daß sich heute Alles freut, sogar die Vögel in der Luft, nur ihr seyd niedergeschlagen; das ist schon ein Beweis von Groll gegen mich. Hätte ich euch Gehör geschenkt, so müßte ich jetzt vor Verzweiflung und Reue sterben."

Der König ließ dann den Räuberhauptmann kommen, machte ihm viele Geschenke und sagte: „Wer den König liebt, der beschenke diesen Mann;" worauf er von Allen so reichlich beschenkt wurde, bis er Nichts mehr annehmen konnte, auch erhielt er die Statthalterschaft der Provinz, in welcher er wohnte. Bald nachher ließ der König neun Galgen neben dem schon errichteten aufstellen, und sagte zu seinem Sohne: „Du warst unschuldig, diese schlimmen Viziere haben dich bei mir verleumdet." Der Prinz versetzte: „Mein Verbrechen bestand in meiner Treue gegen dich; weil ich ihre Hände

aus deinen Schätzen vertrieb, beneideten sie mich und wünschten meinen Tod." — „Darum sey auch jetzt ihre Strafe nahe," sagte der König; „denn ihr Verbrechen ist zu groß; um dich zu zernichten, scheuten sie sich nicht, meine Ehre bei allen Königen zu schänden." Er wandte sich dann zu den Vizieren und sagte ihnen: „Wehe euch! womit könnt ihr euch entschuldigen?" Da erwiderten sie: „O König! es bleibt uns keine Entschuldigung. Wir waren dem Jungen nicht gut und wollten sein Unglück, aber es traf uns selbst; wir gruben ihm eine Grube und fielen selbst hinein." Hierauf ertheilte der König den Befehl, sie zu hängen: „denn," sagte er, „Gott ist gerecht und sein Urtheil ist wahr." Der König lebte dann mit seiner Gattin und seinem Sohne in Lust und Freude, bis der Zerstörer aller Erdenfreuden auch sie erreichte. Gepriesen sey Allah, der allein Unsterbliche, dem allein Ruhm gebührt, und sein Erbarmen sey mit uns! Amen.

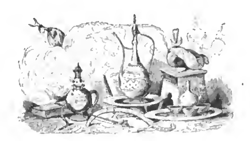
Nach einer kleinen Pause begann Scheherfad die

Geschichte der kupfernen Stadt.

Als der Fürst der Gläubigen Abdulmalik, der Sohn Marwans, eines Tags von den Großen des Reichs umgeben war, kam die Rede auf Geschichten alter Völker und ihre mächtigen Kaiser; da sagte einer der Anwesenden: „Keinem Sterblichen ward je so viel verliehen als Salomon, dem Sohne Davids; denn er gebot über Menschen und Genien, über Vögel und vierfüßige Thiere. Gott befahl sogar dem Winde, ihm seinen Teppich einen Monat lang umherzutragen, auch gab ihm Gott einen Siegelring, mit welchem er Eisen, Blei, Stein und Kupfer versiegeln konnte." Da sagte Abdulmalik: „Es ist wahr, zürnte er gegen Genien, so sperrte er sie in kupferne Büchsen ein, siegelte sie mit seinem Ringe zu und warf sie in's Meer." Hierauf erhob sich Taleb, ein berühmter Schwarzkünstler und angesehener Mann, der Bücher hatte, die ihn Schätze aus der Erde zu ziehen lehrten, und sprach: „O Fürst der Gläubigen! Gott erhalte dein Reich und erhebe deinen Rang in beiden Welten! Mein Vater erzählte mir, einst habe mein Großvater sich eingeschifft, um nach einer griechischen Insel zu fahren; da gefiel es Gott, einen Sturmwind herbeizuführen, der das Schiff vom Wege ablenkte und es erst nach einem Monate an einen hohen Berg trieb, den Niemand kannte. Die Schiffleute wußten gar nicht, wo sie waren, und fanden am Ufer Leute von wunderbarer Gestalt, die sie nicht verstanden. Nur der König dieses Landes verstand Arabisch. Dieser kam an's Ufer, begrüßte sie und sagte: „Ihr habt euch gewiß verirrt,

denn euer Schiff ist das erste, das hier landet; doch fürchtet Nichts! ihr sollt wieder glücklich in eure Heimath zurückkehren.“ Der König bewirthete sie dann drei Tage lang mit Vögeln und Fischen. Am vierten Tage führte er sie zu den Fischern spazieren; da sahen sie, wie Einer sein Netz auswarf und eine kupferne Flasche heraufbrachte, die mit Salomons Siegel versiegelt war. Er brach der Flasche den Hals ab und öffnete das Siegel; da stieg ein blauer Rauch heraus und verwandelte sich in der Luft in die häßlichste Gestalt der Welt und rief: „Gnade! Gnade! ich will nichts mehr so thun.“ Mein Urgroßvater ging dann zum König und fragte ihn, was das wäre? da sagte er: „Es ist ein rebellischer Geist, der wegen seines Ungehorsams gegen Salomon eingesperrt und in's Meer geworfen ward. Als er jetzt herauskam, glaubte er, Salomon lebe noch und habe ihm verziehen; darum rief er: Gnade! Gnade! o Prophet Gottes!“

Mit diesen Worten unterbrach Schehersad ihre Erzählung für diese Nacht, setzte dieselbe aber in der folgenden also fort:





Vierhundert und sechsundfünfzigste Nacht.

Abdulmalik war sehr erstaunt über diese Erzählung und sagte: „Es gibt keinen Gott, außer dem einzigen Gott; der hat Salomon ein großes Reich gegeben; könnte ich nur auch einmal mit meinen Augen solche Salomonische Flaschen sehen.“ Da sagte Taleb: „Wenn du solche Flaschen zu haben wünschest, so schreibe deinem Statthalter Musa, er möge einige seiner Leute mit Lebensmitteln und Wasser in die kupferne Stadt schicken, wo die Salomonischen Flaschen sich finden, und dir einige von dort bringen lassen.“ Der Chalif ließ sogleich einen Schreiber rufen und an den Fürsten Musa schreiben. Er gab dann Taleb den Brief und sagte ihm: „Ich wünsche, daß du selbst den Brief überbrächtest.“ Taleb antwortete: „Ich gehorche Gott und dem Fürsten der Gläubigen;“ ließ sich Geld und ein Reitthier geben und reiste von Damaskus nach Alexandrien. Dort verweilte er einige Zeit, begab sich dann nach Oberägypten, wo der Fürst Musa sich aufhielt. Als dieser von der Ankunft Talebs hörte, ging er zu ihm, bewillkommte ihn und ließ ihn mit Auszeichnung bewirthen. Taleb

überreichte ihm dann den Brief des Chalifen, und als er ihn gelesen hatte, sagte er: „Ich gehorche Gott und dem Fürsten der Gläubigen," ließ sogleich einige Reisende kommen und sagte ihnen: „Der Chalif schreibt mir, ich soll ihm Salomonische Flaschen verschaffen, wie fange ich das an?" Die Reisenden antworteten: „Wende dich an Abdul Kadus, der wird dir den Ort angeben, wo sie liegen, denn er ist viel gereist zu Wasser und zu Land, er ist der beste Führer und Rathgeber, kennt alle Wüsten und ihre Bewohner und alle Meere." Musa schickte nach ihm und es erschien ein alter Mann, dem die Jahre schon hart zugesetzt hatten, und dem man ansah, daß er schon die wunderbarsten Dinge erlebt. Musa theilte ihm den Brief des Chalifen mit und sagte: „Da ich dieses Land wenig kenne und gehört habe, es sey Niemand so weit gereist, als du, so bitte ich dich, mit uns zu gehen und uns zu helfen, den Willen des Chalifen zu erfüllen. Du sollst dich, so Gott will, nicht umsonst bemühen." Abdul Kadus erwiderte: „Ich gehorche Gott und dem Fürsten der Gläubigen; doch, mein Herr, die kupferne Stadt liegt weit von hier; wir haben einen weiten Weg zu machen und laufen viele Gefahr auf der Reise." Da fragte Musa: „Wie lange müssen wir ausbleiben." Der Alte antwortete: „Wir brauchen zwei Jahre hin und eben so viel zurück, und du bist ein Mann, der für Gott gegen Ungläubige kämpft, du darfst also durch eine so lange Abwesenheit das Land nicht dem Feinde preisgeben; drum ernenne einen Stellvertreter, der in deiner Abwesenheit die Feinde bekämpfe und das Land verwalte; übrigens weiß ja der, dessen Leben nicht in seiner Gewalt steht, auch nicht, wie bald er dem Tode anheimfällt."

Musa ließ sogleich seinen Sohn Harun rufen und übertrug ihm die Statthalterschaft Aegyptens; dann ließ er die Truppen zusammenkommen und empfahl ihnen, seinem Sohne, wie ihm selbst, in Allem Gehorsam zu leisten. Als dies geschehen war, sagte der Alte zu Musa: „Laß tausend Kameele mit Wasser beladen und wieder tausend mit Lebensmitteln und eben so viele mit irdenen Krügen." — „Wozu diese?" fragte Musa erstaunt. Der Alte antwortete: „Wir haben vierzig Tage durch eine große Wüste zu gehen, wo es wenig Wasser gibt und man keine Menschen sieht; dort weht ein heftiger Samum, der die Schläuche austrocknet, weßhalb das Wasser nur in Krügen aufbewahrt werden kann." Musa schickte nach Alexandrien und ließ von dort viele Krüge holen. Er nahm dann seinen Vizier zu sich, ließ zweitausend bepanzerte Reiter neben den Kameelen herreiten, und der Alte ritt als Führer voran. Ihre Reise war sehr beschwerlich, sie zogen bald durch bewohntes, bald durch unbewohntes Land, und häufig führte der Weg durch wilde, gefährliche, wasserlose Wüsten. So zogen sie ein Jahr lang umher. Eines Morgens

waren sie vom rechten Wege abgekommen; der Führer wußte nicht mehr, wo er war, und rief: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen!



Bei dem Herrn der Kaaba, ich habe mich in der dunklen Nacht verirrt und befinde mich nun in einem Lande, das ich heute zum ersten Male sehe." Da sagte Musa: „So führe uns wieder zur Stelle zurück, wo wir vom Wege abgekommen sind." Als der Alte sagte, er könne sie nicht mehr finden, rief Musa: „So laß uns nur weiter gehen, vielleicht wird uns Gott durch seine Macht leiten." Sie gingen nun bis zur Zeit des Mittaggebetes vor sich hin und kamen in ein schönes ebenes Land, so flach wie das Meer, wenn es ganz ruhig ist. Bald sahen sie in der Ferne etwas Hohes und Schwarzes, sie gingen etwas näher und fanden ein Gebäude, so hoch und so fest wie ein Berg, ganz von schwarzen Steinen gebaut, mit furchtbar großen Altanen und einem chinesischen eisernen Thore, das einen blendenden Glanz von sich warf. Niemand wußte, wofür er dieses Riesengebäude halten sollte, das tausend Schritte im Umfang hatte und dessen hundert Ellen hohe bleierne Kuppel in der Ferne sich wie eine Rauchsäule ausnahm. Da sagte der Führer: „Wir wollen diesem Gebäude näher treten, vielleicht können wir uns daran belehren." Als er aber näher kam, erkannte er es und rief: „Es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Prophet." Da sagte Musa: „Ich sehe, du preisest Gott; hast du uns eine frohe Botschaft mitzutheilen?"

Der Alte antwortete: „Freue dich! der erhabene Gott hat uns aus den schrecklichen Wüsten befreit. Wisse, mein Vater hat mir einmal von seinem Großvater erzählt, er sey in diesem Lande gewesen und nach langen Irrwegen an dieses Schloß gekommen, und von da in eine kupferne Stadt. Wir haben von hier nach dem Orte unserer Bestimmung nur noch zwei Monate zu reisen; wir müssen immer dem Rande der Wüste folgen, finden aber viele Wohnungen, Brunnen und Bäche, die Alexander der Zweihörnige eroberte, als er sich nach Westen wandte; die meisten Brunnen auf unserm Wege hat er graben lassen." Musa dankte für diese freudige Nachricht und sagte: „Komm, laß uns jetzt die Wunder dieses Schlosses sehen!" Sie gingen auf das Thor zu und fanden darüber folgende Inschrift mit goldenen Buchstaben:

> „Die Ueberbleibsel ihrer Werke verkünden uns, daß auch wir ihnen folgen müssen. O Wanderer, der du vor dieser Wohnung stehst, willst du die Geschichte eines Volks kennen lernen, das sich von seinen Reichthümern trennen mußte, so geh in's Schloß und forsche nach den Begebenheiten Derjenigen, die dort im Staube beisammen wohnen."

Musa weinte über diese Verse und sagte: „Es gibt keinen Gott außer Gott, der ewig fortdauert." Er kam dann an ein anderes Thor, auf welchem folgende Inschrift zu lesen war:

> „Wie manches Volk hat vor uralter Zeit gelebt und ist wieder verschwunden! wären die Menschen verständig, so würden sie einsehen, wie die Zeit mit Andern verfährt, und es sich zur Warnung dienen lassen, keine Schätze zu sammeln, die sie wieder Andern überlassen müssen, während sie selbst nach allem Abmühen in's enge Grab steigen."

Schehersad schwieg, um in der folgenden Nacht weiter fortzufahren:





Vierhundert

und

siebenundfünfzigste Nacht.

Diese Inschrift machte auf Musa einen tiefen Eindruck; die ganze Welt erschien ihm nichtig und das irdische Leben kaum beachtungswerth. „Ich bin Gottes," rief er, „und zu ihm kehren wir Alle wieder; es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! er hat uns zu etwas Großem in der Zukunft geschaffen; diese Welt hat aber für mich nicht mehr den Werth eines Mückenflügels; alle Könige müssen zuletzt sterben und die Armen haben nach dem Tode mehr zu erwarten. Gepriesen sey Allah, der Ewigdauernde." Er ging dann in's Schloß und bewunderte ungestört dessen schöne Bauart, denn kein Mensch war darin zu sehen. Als er in den Hof kam, wo eine Kuppel sich erhob, fand er vierhundert Gräber. Er näherte sich einem derselben, das einen großen Grabstein von weißem Marmor hatte, auf welchem folgende Verse eingegraben waren:

„Wie oft bin ich gleich dir stehen geblieben, um Inschriften auf Grabsteinen zu lesen; wie lange habe ich gegessen und getrunken und Sängerinnen angehört; wie viele feste Schlösser habe ich erobert und seine Schönen mir zugeeignet; auch ich, o Wanderer! habe vor dir über das Schicksal nachgedacht und es war mir, als fragte man schon nach mir, und es hieß: Er ist todt. Drum, o Wanderer, sorge für deine Seele, ehe du zu den Todten niedersteigst."

Musa weinte und war so gerührt, daß ihm fast der Athem ausging. Er näherte sich dann der Kuppel und sah acht hölzerne Pforten mit goldenen Nägeln beschlagen. Ueber der Hauptpforte waren folgende Verse geschrieben:

„Nicht aus Freigebigkeit hinterließ ich Andern meine Güter, sondern der Tod, der unter den Menschen umherzieht, zwang mich dazu. Lang' freute ich mich mit meinem Gute und beschützte es wie ein reißender Löwe. Ich war stets voller Sorgen, gab aus Geiz kein Senfkörnchen von dem Meinigen her und hätte man mich in's Feuer geworfen. Da kam bald der über mich verhängte Tod, und es lag nicht in meiner Macht, ihn abzuwenden. Nichts halfen mir meine gesammelten Truppen, kein Freund und kein Nachbar konnte mich retten. Mein ganzes Leben war eine Täuschung; denn kaum hatten sich meine Beutel mit Dinaren gefüllt, so gehörten sie schon einem Andern und ich wurde in die Gruft getragen. Da kömmt der Tag des Gerichts, und ich trete vor Gott allein und nur mit Sünden schwer beladen. Drum, o Wanderer, laß dich nicht vom Glanze der Welt verblenden und bedenke, wie sie es den Leuten macht, die sich ihr hingeben!"

Musa ward so angegriffen, daß er in Ohnmacht fiel; als er wieder zu sich kam, ging er in die Kuppel und sah ein großes Grabmal mit einem eisernen chinesischen Grabstein, auf dem Folgendes zu lesen war:

„Im Namen des Gottes, des Einzigen, Mächtigen, Ewigdauernden, der allein bleibt, während alle seine Diener vergehen müssen. O Wanderer, der du hierher kömmst, belehre dich an dem, was du hier von den Schicksalen der Welt erfährst, laß dich nicht vom Glanze der Welt verführen, sie ist trügerisch gleich dem Traum eines Schlafenden, oder einem täuschenden Sandspiegel, dem der Wanderer sich vergebens nähert, um seinen Durst zu löschen. Auch ich setzte mein Vertrauen auf diese Welt und ward von ihr verrathen. Ich war Herr von tausend uneinnehmbaren Schlössern, hatte tausend Königstöchter geheirathet, so schön wie der Mond, und sie gebaren mir tausend Söhne, stark und muthig wie Löwen; ich war von zehntausend wohlbewaffneten Reitern umgeben, undurchdringlich waren ihre Panzer, schneidend ihre Schwerter, leichtfüßig ihre Pferde; so lebte ich tausend Jahre und sammelte Schätze, wie kein König der Erde noch besaß; ich glaubte, das würde unaufhörlich fortdauern; aber der Zerstörer aller Freuden, der Verwüster aller Wohnungen, der weder den Armen verschont noch vor den Befehlen des Königs sich fürchtet, ereilte auch mich in meinem Schlosse, und als ich die Vergänglichkeit sah, ließ ich diese Verse als Belehrung für Verständige aufschreiben. Ich bin Kusch, der Sohn Kamans, Sohn Schaddads, Sohn des mächtigen Ad."

Dann kamen folgende Verse:

„Wer wird einst im Wechsel der Zeiten meiner noch gedenken, und ich bin doch der Sohn Schaddads, der die Welt beherrschte mit allen Menschen, die darauf sind; alle Könige der Erde beugten sich vor meinen Waffen und alle ihre Bewohner fürchteten meine Macht; wenn ich ausritt, sah ich Millionen Zügel um mich her, und unzählbare Schätze füllten meine Paläste, doch endlich kam der Tod, der alle Menschen von einander trennt, und ich stieg aus meiner Herrlichkeit in die niedrigste Wohnung; da hätte ich gern für einen Augenblick Leben mein ganzes Vermögen hingegeben, aber Gott wollte diesen Tausch nicht. Drum, o Wanderer, sorge für deine Seele vor dem Tode und stelle dich sicher gegen die Tücke des Schicksals!"

Hierauf kamen sie an einen Tisch von gelbem Holze mit elfenbeinernen Füßen, worauf geschrieben war:

„An diesem Tische haben tausend Könige gespeist, die am rechten Auge blind waren, und tausend, die am linken Auge blind waren, und tausend, die zwei gesunde Augen hatten; Alle sind aus der Welt geschieden und bewohnen jetzt den Staub der Gräber."

Nachdem Musa von Allem, was er gelesen, eine Abschrift genommen, reisten sie wieder weiter und nach drei Tagen kamen sie an einen hohen Hügel, auf dem ein kupferner Reiter auf einem kupfernen Pferde saß; er hatte eine lange blendende Lanze in der Hand, auf der Folgendes mit römischen Buchstaben geschrieben war:

„O Wanderer, der du hierher kommst, wenn du den Weg nach der kupfernen Stadt nicht weißt, so drehe den Reiter herum und wende dich nach der Seite, nach welcher er die Spitze der Lanze dreht."

Erfreut über diese Inschrift, drehten sie den Reiter herum und schlugen den Weg ein, nach welchem er die Lanze hob. Nach drei Tagen kamen sie auf einen hohen Berg, auf dem sie eine große lange Säule sahen; als sie darauf zugingen, fanden sie eine Statue von schwarzem Steine, die einen Menschen vorstellte, der bis zu den Achseln in der Säule steckte; er hatte zwei große Flügel, zwei Hände wie die Tatzen eines Löwen mit eisernen Krallen, einen Haarschopf mitten auf dem Kopfe wie ein Roßschweif, zwei Augen, die in der Länge gespalten waren und Feuer sprühten, und aus der Stirne stach noch ein drittes häßliches dunkelrothes Auge hervor. Diese Gestalt rief in Einem fort: „Gepriesen sey der, welcher diese harte



Pein über mich verhängt hat!“ Musa bat den Alten, diese Gestalt einmal zu fragen, wer sie sey und warum sie sich in diesem Zustande befinde? Der Alte ging auf sie zu und fragte: „Wer bist du? wie heißt du? wer hat dich hierher gebracht?“ Da antwortete sie: „Ich bin ein böser Geist und heiße Dasmusch, und werde hier gepeinigt bis zum Tage der Auferstehung durch die höchste Gewalt Gottes. Die Ursache aber, warum ich an diese Säule gebannt bin, ist folgende: Iblis, den Gott verdammen möge, hatte einen Götzen aus rothem Korall, der mir anvertraut war. Diesen Götzen betete einer der Könige des Meeres an, welcher über zehnhunderttausend bewaffnete Menschen und zehnhunderttausend Genien gebot, die nur ihrem König und mir gehorchten, die Herrschaft Suleimans, des Propheten Gottes, aber nicht anerkannten. Dieser König hatte eine Tochter, welche Tag und Nacht den mir anvertrauten Götzen anbetete, und so schön war, daß man selbst Salomon auf sie aufmerksam machte. Dieser schickte zu ihrem Vater, ließ um sie anhalten und befahl ihm auch, den Götzen zu zerbrechen und

den einzigen Gott anzuerkennen. „Thust du dies," ließ ihm Salomon sagen, „so geht es dir gut, wo nicht, so bereite dich zum Tode vor, denn ich werde dich mit Truppen überfallen, welche die ganze Erde ausfüllen, und du wirst gleich dem gestrigen Tage werden, der nie mehr wiederkehrt." Als der König diesen Brief las, warf er ihn zornig weg und sagte zu seinen Vizieren: „Was soll ich Salomon, dem Sohne Davids, antworten, der einen Boten herschickt, meine Tochter als Gattin verlangt und mir befiehlt, meinen Götzen zu zerbrechen und seinen Glauben anzunehmen?" Die Viziere antworteten: „Großer König und mächtiger Herr! was kann Salomon dir thun? Du bist eben so groß und noch mächtiger als er, du hast über eine Million Krieger zu gebieten und wohnst auf diesem großen Meere, wo er gar nicht zu dir gelangen kann; übrigens berathe deinen Herrn, den Götzen, und befiehlt er dir, ihm entgegen zu ziehen, so thue es!" Der König stund auf und ging zum Götzen, brachte ihm ein Opfer, fiel vor ihm nieder und sprach: „O Herr! ich bitte um deinen Schutz, der König Salomon will dich zerbrechen. O Herr! gebiete uns, dein Befehl wird vollzogen, denn wir kennen deine Macht." Ich verbarg mich nun, weil ich Salomons Macht nicht kannte, in dem Leibe des Götzen und sagte: „Ich fürchte mich nicht vor Salomon; wenn er Lust hat, soll er mich nur bekriegen, ich werde ihm mit Schwert und Lanze das Leben nehmen."

Scheherfad bemerkte den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht aber erzählte sie weiter:





Vierhundert und achtundfünfzigste Nacht.

„Meine Antwort gab dem König Muth genug, um Salomon den Krieg zu erklären; er spie seinem Gesandten in's Gesicht und gab ihm folgende beleidigende Antwort: „Sage Salomon, sein Herz habe ihm Lug und Trug vorgespiegelt; wenn er nicht zu mir zieht, so komme ich zu ihm." Als der Bote Salomon diese Antwort überbrachte, erhob er sich zornig von seinem Thron und sprach seine Beschwörungsformel aus; da kamen Menschen und Geister und Vögel und wilde Thiere herbeigelaufen. Salomon befahl dann dem Löwen, dem König der vierfüßigen Thiere, alle reißenden Thiere aus den Wüsten und Wäldern zu versammeln. Er rief dann den Adler, den König der Vögel, und befahl ihm, alle Raubvögel zusammenfliegen zu lassen. Dem Geisterkönig Damuriat ertheilte er Befehl, alle Genien und Teufel und widerspenstige Geister zu rufen, und seinen Vizier Asaf beauftragte er, alle menschlichen Truppen zusammenzubringen. Als Alles in unzählbarer Masse sich eingestellt hatte, setzte sich Salomon mit seinen Schaaren auf seinen Teppich; die Vögel flogen über ihm her und die Thiere folgten

unter dem Teppiche. Als der ganze Zug am Ufer des Meeres anlangte, stieg Salomon vom Teppich herunter und schickte einen Boten zum König der Insel, der ihm sagen sollte: „Hier ist nun Salomon, der Prophet Gottes, gehorche ihm, zerbrich deinen Götzen, gib ihm deine Tochter zur Frau und rufe mit allen Bewohnern dieses Landes aus: Es gibt keinen Gott außer dem einzigen Gott, und Salomon ist sein Prophet! wo nicht, so vertheidige dich gegen seinen Angriff. Glaube aber nicht, daß dich das Meer gegen ihn schützt, denn er befiehlt dem Winde, ihn zu dir zu tragen, und erscheint mitten auf deiner Insel, um dich zu verderben." Als der Gesandte dem König Salomons Botschaft überbrachte, antwortete er: „Sage Salomon, ich ziehe ihm morgen entgegen und hoffe ihn zu treffen." Der Bote kehrte wieder zu Salomon zurück, der sich hierauf zur Schlacht rüstete.

„Sobald der Gesandte weg war, ließ mich der König rufen und gebot mir, alle unter mir stehenden Truppen zu versammeln. Ich gehorchte, brachte eine Million Menschen und eben so viele Genien zusammen; auch der König zog alle seine Leute zusammen, und es kam eine Zahl heraus, die nur Gott kennt. Was vermochten wir aber gegen Salomon? Dieser stellte wilde Thiere zur Rechten und zur Linken seiner Truppen auf und befahl den Vögeln in der Luft, über ihren Köpfen zu fliegen, dem Feinde, sobald er einen Angriff versucht, mit den Flügeln in's Gesicht zu schlagen und ihnen mit den Schnäbeln die Augen auszupicken. Er selbst schwebte auf seinem vom Winde getragenen Teppiche in der Luft, umgeben von seinen Vizieren und Geisterkönigen, die bald den Menschen, bald den Genien und bald den Thieren Befehle überbrachten. Indessen lehnten wir doch die Schlacht nicht ab, und entschlossen, mich im Kampfe ehrenvoll auszuzeichnen, stellte ich mich an die Spitze der ersten Reihe unsrer Truppen. Da trat mir Damuriat, der König der Salomonischen Geister, wie ein großer feuerspeiender Berg entgegen und schoß einen feurigen Pfeil gegen mich ab, aber ich wich ihm geschickt aus und schleuderte einen feurigen Pfeil gegen ihn, der ihn traf. Da schrie er so laut, daß ich glaubte, die Berge wankten und die Erde stürzte über mir zusammen. Auf seinen Befehl griffen dann seine Truppen uns an und das Handgemenge ward allgemein unter furchtbarem Getöse; die Erde zitterte, Flammen sprühten, Rauch stieg gen Himmel, Köpfe fielen, Gallen zersprangen, fliegende Genien kämpften in der Luft, wilde Thiere auf der Erde; ich selbst focht immer gegen Damuriat, der mich so sehr in die Enge trieb und mir so hart zusetzte, daß ich die Flucht ergriff, und sogleich zerstreuten sich auch alle meine Truppen. Aber Salomon rief den Seinigen zu: „Nehmet sie mit ihrem ruchlosen König gefangen!" Da stürzten wilde Thiere zur Rechten und

zur Linken über uns her; Vögel pickten uns die Augen aus und schlugen uns ihre Flügel in's Gesicht, Schlangen bissen uns und unsere Pferde, so daß kein Einziger von



den Unsrigen entkam. Zwar floh ich noch drei Monate lang vor Damuriat, aber zuletzt sank ich erschöpft zu Boden und ward von ihm eingeholt. Als er mich gefangen nahm, sagte ich ihm: „Bei dem, der dich erhoben und mich erniedrigt hat, laß mich leben und führe mich zu Salomon (Friede sey mit ihm!)." Aber Salomon nahm mich sehr schlecht auf, ließ sich diese Säule bringen, höhlte sie aus, steckte mich hinein und legte sein Siegel darauf; Damuriat trug mich dann hierher und setzte einen mächtigen König über mich, um mich zu bewachen, und so muß ich hier bis zum Auferstehungstage gefangen bleiben."

Höchst erstaunt über diese schreckliche Geschichte rief Musa aus: „Es gibt keinen Gott außer dem einzigen Gott, der Salomon ein großes Reich geschenkt." Der Alte sagte dann dem Geiste: „Erlaubst du mir, dich Etwas zu fragen?" Der Geist antwortete: „Frage nur, was du willst, ich kann dir über Alles Auskunft geben." Da fragte der Alte: „Gibt es hier Geister in kupferne Flaschen von Salomons Zeit her eingesperrt?" — „Ja wohl," erwiderte der Geist; „im Meere Karkar, dort wohnen Leute, die noch von Noah abstammen (Friede sey mit ihm!), dorthin kam die Sündflut nicht, denn jene Gegend ist von der ganzen übrigen Erde abgeschieden." Der Alte ließ

sich dann noch den Weg nach der kupfernen Stadt und dem Orte, wo die kupfernen Flaschen liegen, näher angeben und zog mit Musa und seinen Begleitern weiter. Nach einer kurzen Strecke sahen sie etwas Schwarzes in der Ferne, von zwei einander gegenüber lodernden Flammen umgeben. Als Musa fragte, was das wäre? antwortete der Alte: „Freue dich, Fürst! das ist die kupferne Stadt, so ist sie mir in meinem Schatzbuche beschrieben; denn sie ist aus schwarzen Steinen gebaut und hat zwei Schlösser aus spanischem Messing, welche wie zwei Feuer einander gegenüber aussehen.“ Sie gingen nun auf die Stadt zu, welche sehr künstlich angelegt und von sehr hohen festen Mauern mit fünfundzwanzig Thoren umgeben war. Aber diese Thore konnten nur von Innen geöffnet werden; Musa war daher in der größten Verlegenheit und wußte keinen Rath, um in die Stadt zu dringen und ihre Wunder zu sehen. Nach einigem Nachdenken befahl er einem seiner Offiziere, um die Stadt herum zu reiten und zu sehen, ob sich nicht ein zugänglicher Ort finde. Dieser bestieg sein Pferd, nahm Wasser und Lebensmittel mit und nach zwei Tagen hatte er den Kreis um die Stadt vollendet, berichtete aber, sie sey wie aus einem Stücke gegossen, er habe auch keine Oeffnung gefunden, die es möglich machte, hineinzukommen.

Musa fragte ihn dann, ob er gar nichts von der Stadt gesehen? „Tapferer Fürst,“ antwortete der Offizier, „es müssen Wunderwerke in den Mauern, vor denen wir hier stehen, verborgen seyn; das Wenige, was ich von Außen sehen konnte, genügt mir, um mir einen hohen Begriff von ihren einstigen Bewohnern zu geben.“ Musa stieg dann mit dem Alten auf den höchsten Berg, der vor der Stadt lag, und von hier aus sahen sie die schönste Stadt vor sich liegen, die man finden konnte; hohe Mauern, feste Schlösser, fließende Bäche, schön angelegte Straßen. Ihr Auge entdeckte aber keinen Menschen, noch ein Hausthier; Nachteulen hausten darin mit andern Vögeln und wilden Thieren. Die Mauern beklagten die Bevölkerung, die sie einst umschlossen, und die Schlösser beweinten die, welche sie gebaut. Musa wunderte sich über den traurigen Zustand dieser so großen und so herrlichen Stadt und rief: „Gepriesen sey Gott, der die Launen des Schicksals nicht zu befürchten hat und den die Zeit nicht ändert.“ Als sie unter solchen Betrachtungen den Gipfel des Berges erreichten, fanden sie sieben marmorne Tafeln, auf denen allerlei Ermahnungen in Versen eingegraben waren. Musa bat den Alten, diese Inschriften zu lesen, und dieser näherte sich der ersten Tafel und las folgende Inschrift:

„O Mensch, warum bedenkst du nicht, was vor dir war, was dir Jahre, Monate und Tage verkünden? Weißt du nicht, daß der Todeskelch dich erwartet

und daß du bald von der Welt scheiden mußt? Drum sorge für deine Seele, ehe du in's Grab sinkst. Wo sind die Könige, welche Länder besessen, Menschen unterjocht, Schlösser gebaut und Truppen angeführt haben? Der Tod hat sie überfallen, der alles Vereinte trennt, ihre Wohnungen stehen nun leer, sie sind aus geräumigen Schlössern in's enge Grab gestiegen. Wo sind die mächtigen Kaiser mit allen ihren Leuten? Gegen ihren Willen mußten sie sie räumen, als der Herr des Himmels sie heimsuchte, und nichts halfen ihnen alle ihre Schätze."

Scheherſad hielt inne, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:





Vierhundert

und

neunundfünfzigste Nacht.

Musa ward tief ergriffen und Thränen flossen auf seine Wangen herab; er ließ sich dann Dinte geben, schrieb die Tafel ab und ging zur zweiten, welche folgende Inschrift hatte:

„O Mensch! welche Hoffnungen täuschen dich? Was zerstreut dich von dem Gedanken des Todes? Wisse, daß Niemand in dieser Welt bleibt. Wo sind denn die Könige, die so viele Länder besessen? Wo sind die, welche in Irak herrschten? Wo ist der Erbauer Ispahans? Wo ist der Herr von Chorasan? Der Todesbote hat ihnen zugerufen und sie mußten antworten. Der Verkünder der Vergänglichkeit hat sie angesprochen, und sie mußten sich in seinen Willen fügen; ihre festen Schlösser schützten sie nicht, und Alles, was sie gezählt und aufgehäuft, konnte das Uebel nicht von ihnen abwenden.

„Wo sind die großen Kaiser und ihre Reiche? Sie haben die Erde verlassen, als wären sie nie gewesen. Sie haben aus Furcht vor dem Zerstörer der Freuden viele Truppen gesammelt, dann mußten sie doch beschämt von dannen weichen.“

Es sagt der Erzähler: Musa weinte heftig und rief: „Bei Gott! wir sind zu etwas Großem geschaffen!“ Er schrieb auch diese Tafel ab und ging zur dritten Tafel, auf welcher geschrieben war:

„O Erdensohn, du lebst in Zerstreuungen und denkst nicht nach über das, was du siehst; ein Tag nach dem andern vergeht von deinem Leben, und du kehrst dich nicht daran. Sammle dir doch Vorrath für den Auferstehungstag, und bereite dich vor, deinem Herrn zu Rede zu stehen!“

Am Rande der Tafel standen noch folgende Verse:

„Wo sind die Mächtigen, die so viele Länder bebauten und sich immer mehr verstärkten? Alle Bewohner der Erde, Indier und Chinesen, Abyssinier und Mohren, fielen dem Tode anheim, sobald sie übermüthig wurden, und alle ihre Schlösser wurden in Gräber verwandelt.



Musa gefiel auch diese Inschrift so sehr, daß er sie abschrieb; er stellte sich dann vor die vierte Tafel, welche folgende Inschrift hatte:

„O Mensch, wie lange glaubst du, daß dein Herr dir noch zusieht, wenn du immer tiefer in's Meer deiner Leidenschaften untertauchst? Jeder Tag bringt dir Gottes Güte, jeden Tag sollte dein Dank zu ihm hinaufsteigen, statt dessen beschäftigst du dich aber mit eitlen Dingen. O schäme dich doch vor dem, der Alles sieht, und erfülle des Teufels Wünsche nicht! Mir ist, als frage man schon nach dir und es heißt: Er ist gestorben voller Reue über seine Vernachlässigung der göttlichen Gebote. Darum höre auf meine Ermahnung, setze deine Zuversicht auf den unvergänglichen Herrn und nicht auf Gegenstände dieser Welt, die einem Spinngewebe gleicht!"

Musa fiel vor großer Rührung in Ohnmacht; als er wieder zu sich kam, schrieb er auch die vierte Tafel ab und näherte sich der fünften, auf der geschrieben war:

„O Menschensohn! was leitet dich ab von dem Gehorsam gegen Gott, der dich geschaffen, dich als Kind gepflegt und erzogen? Wie kannst du seine Huld vergessen, während er immer gnädig auf dich herabsieht und seine schützende Hand über dich ausbreitet? Du entgehst doch einer Stunde nicht, welche bitterer ist als Geduld [1] und heißer als brennende Kohlen; bereite dich zu dieser Stunde vor, denn wer kann ihre Bitterkeit mildern und ihre Glut löschen? Gedenke der Völker und Jahrhunderte, die vor dir waren und belehre dich daran, ehe du untergehst!"

Am Rande der Tafel waren noch folgende Verse eingegraben:

„Wo sind die alten Könige der Erde? Dahin sind sie mit ihrem ganzen Erwerb. Einst ritten sie an der Spitze von Armeen, welche die ganze Erde ausfüllten, bekämpften mächtige Herrscher, besiegten und zernichteten unzählbare Heerschaaren; aber unerwartet kam der Befehl des Herrn des Himmels, und nach dem glanzvollsten Leben war Verwesung ihr Ende."

Nachdem Musa auch diese Inschrift abgeschrieben hatte, näherte er sich der sechsten Tafel, worauf zu lesen war:

„O Menschensohn! Glaube nicht, daß dein Heil ewig dauert; der Tod schwebt immerfort über deinem Haupt. Wo sind deine Väter? Wo deine Brüder und Freunde? Alle sind in's Grab gestiegen und vor den erhabenen Herrn getreten und empfangen nun den Lohn ihrer Thaten. Sorge daher für deine Seele, ehe du in's Grab sinkst!"

Die Inschrift schloß mit folgenden Versen:

„Wo sind die Könige der Franken? Wo sind die, welche in Tanger thronten? Nur ihre Werke bleiben ewig in einem Buche aufgezeichnet, das der Einzige als unauslöschliche Beweise aufbewahrt."

[1] Das arabische Wort Sabr, welches „Geduld" bedeutet, ist auch zugleich der Name eines bittern Holzes.

Als Musa diese Verse gelesen und abgeschrieben hatte, rief er: „Es gibt keinen Gott außer Gott!“ Er näherte sich dann der siebenten Tafel, worauf geschrieben war:

„Gepriesen sey der, welcher über alle seine Geschöpfe den Tod verhängt, der selbst aber ewig lebt und niemals stirbt. O Menschensohn! laß dich von deinen vergnügten Tagen, Stunden und Augenblicken nicht irre leiten! Wisse, daß der Tod dir immer näher rückt und gleichsam auf deinen Schultern sitzt, jeden Augenblick bereit, dich zu überfallen. Schon ist mir, als sähe ich dich deines süßen und angenehmen Lebens beraubt; drum horche auf meine Rede und vertraue nur dem höchsten Herrn! Wo ist der Gründer und Erbauer der Stadt Amad? Wo ist der, welchem die Stadt Farikein ihr Daseyn verdankt?[1] Nach aller ihrer Herrlichkeit sind sie in's Grab gestiegen, und so werdet auch ihr einst vergehen, denn nur der erhabene, barmherzige Gott allein bleibt ewig.“

Der Erzähler fährt fort: Der Emir Musa stieg dann wieder vom Berge herab und sagte dem Führer und den andern Leuten, die ihn umgaben: „Wie fangen wir es an, um in diese Stadt zu kommen, ihre Wunder zu sehen und ihre Schätze zu nehmen?“ Der Führer antwortete: „O Fürst! wenn du in die Stadt willst, so müssen wir eine lange Leiter machen, um über die Mauer zu steigen, vielleicht können wir dann, so Gott will, die Thore öffnen.“ Musa befahl sogleich seinen Leuten, Holz zu schneiden, und sie arbeiteten fünf Tage lang an einer langen Leiter, die bis zur Mauer hinaufreichte. Da sagte Musa: „Gottes Segen sey mit euch! wer von euch will über die Mauer steigen und uns die Thore öffnen?“ Einer von ihnen antwortete: „Ich will hinaufsteigen und euch öffnen.“ Als er ganz droben war und einen Blick in die Stadt warf, schrie er mit lauter Stimme: „Bei Gott, schön!“ dann schlug er die Hände zusammen und sprang hinunter, brach den Hals und starb sogleich. Musa rief erschrocken: „Bei Gott! der Mann ist todt.“ Hierauf erhob sich ein Anderer und sagte: „O Fürst! der Mann war gewiß rasend und darum ist er umgekommen; ich will auf die Mauer steigen und euch die Thore öffnen.“ Musa erwiderte: „Thue das, Gott segne dich! doch hüte dich, so davon zu fliegen, wie dein Gefährte.“ Der Mann stieg auf die Mauer, und als er droben war, lachte er laut und rief: „Schön! schön!“ dann schlug er die Hände zusammen, sprang die Mauer hinab und fiel todt hin. Da rief Musa: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! Dies geschah nun dem Verständigen und Einsichtsvollen; fahren wir so fort, so geben wir Alle zu Grund, ohne daß der Wunsch des Fürsten der Gläubigen erfüllt wird; was mögen wohl diese Männer

[1] Beide Städte lagen in der Provinz Diarbekr.

gesehen haben, um sich selbst in den Abgrund zu stürzen?" Indessen stieg doch noch ein Dritter auf die Mauer, stürzte aber ebenfalls hinab und ihm folgten noch viele von Musa's Leuten.

Da sagte der Alte: „Hier kann Niemand helfen, als ich; der Erfahrene handelt anders, als der Unerfahrene." — „Ja, bei Gott!" rief Musa; „nur du darfst noch hinaufsteigen, und fliegst auch du davon, so ziehen wir weg, und wollen nichts mehr von dieser Stadt sehen." Der Alte stieg mit den Worten: „Im Namen Gottes, des Barmherzigen," auf die Leiter, und als er droben war, lachte er und rief: „Schön, bei Gott, schön!" er setzte sich dann ein wenig, stand wieder auf und sagte: „O Fürst, fürchte nichts; durch seinen barmherzigen Namen hat Gott die List der Teufel von dir gewandt." Musa fragte: „Was siehst du?" Er antwortete: „Ich sehe zehn Jungfrauen, schön wie der Mond, sie haben Haare, Mund und Hals wie Huris, sie rauben dem Besonnensten den Verstand und laden Jeden, der sie ansieht, ein, zu ihnen zu kommen. Dem oben Stehenden scheint es dann als wäre Wasser unten, und auch ich hatte schon im Sinn, hinunter zu springen, da verbannte ich aber den Zauber durch den Namen Gottes, und nun sehe ich unsre Gefährten todt vor mir liegen." Hierauf rief der Alte noch einmal: „Im Namen Gottes, des Barmherzigen!" und ging bis zu zwei kupfernen Thürmen mit zwei goldnen Thoren, an denen aber weder Schloß noch Riegel zu sehen war.

Da bemerkte Scheherfad den Tag und schwieg; in der nächsten **Nacht** erzählte sie, wie folgt:





Vierhundert und sechzigste Nacht.

Mitten am Thore war ein kupferner Reiter ausgehauen, welcher seine Hand ausstreckte, und unter der Hand war geschrieben: „O Wanderer, der du hieher kommst, willst du dieses Thor öffnen, so reibe zwölfmal den Nagel an meiner Brust, und sogleich wird sich dir das Thor mit der Erlaubniß des erhabenen Gottes öffnen." Als der Alte dies that, drehte sich der Reiter wie der Blitz herum, und das Thor öffnete sich; er stieg dann hinunter und kam in einen unterirdischen Gang, der zum Stadtthore führte, aber auch dieses war mit Ketten und Schlössern verriegelt, viele Leichen lagen umher und allerlei Fahnen und Kriegsgeräthe. Da dachte der Alte: Gewiß hat einer dieser Männer die Schlüssel zum Thore; er näherte sich ihnen daher und suchte, bis er den steinalten Thorwächter fand, dem die Schlüssel zu Häupten lagen. Der Alte nahm die Schlüssel und öffnete das Thor ganz allein, trotz seinem hohen Alter. Beim Oeffnen des Thores vernahmen die Leute, die außen standen, ein Geräusch wie ein Donnern; freudig sprangen sie dem Alten entgegen und wollten mit ihm in die Stadt gehen. Er aber sagte: „Nur ein Theil von euch komme mit mir, der übrige Theil bleibe aus Vorsicht außen stehen." Als der Alte hierauf an der Spitze der Hälfte seiner Leute die Straßen und Märkte der Stadt durchzog, bewunderten sie die schönen Häuser, Schlösser

und Bäche, die in der Stadt waren, und erstaunten über die vielen Leichen, die in den Straßen umherlagen. Auf dem Markte der Geldwechsler fanden sie allerlei Geräthschaften: Waagen, Gold und Juwelen, die Niemand bewachte und Niemand wegnahm, nur Leichen lagen dabei, die zum Theil schon in Verwesung übergegangen waren, und nur noch die Knochen übrig hatten. Sie kamen dann auf den Markt der Specereihändler, und sahen die Läden voll von dem feinsten Moschus, Ambra, Aloe und Kampher, in Gefäßen von Elfenbein, Ebenholz, spanischem Messing und andern kostbaren Metallen, ganz offen da stehen. Hierauf gelangten sie an das königliche Schloß, das ganz unbewacht war; hier hingen Schwerter mit Gold verziert, und daneben lagen todte Männer und Jünglinge, Schloßhüter und Adjutanten, deren Haut schon wie geräuchertes Fleisch aussah. Musa blieb erstaunt vor ihnen stehen und betete zu Gott. Auf dem offenen Thore des Schlosses war mit goldenen Buchstaben geschrieben:

> „Sey aufmerksam, o Mensch, auf das, was du hier siehst, und bedenke dein Ende, ehe du vergehst; betrachte diese Leute, die plötzlich verschieden und nun für all ihr Bemühen im Staube liegen. Schicke dir einen reichen Vorrath an heilbringenden Thaten voraus, denn alle Bewohner dieser Erde müssen sie einst verlassen. Diese Männer thronten einst auf dem Gipfel des Ruhms, und doch mußten sie in die Tiefe des Grabes steigen; Wehe einem solchen Sturz! Die Krone ist nun von ihrem Haupte gefallen, die Rose auf ihren Wangen verblichen und, nachdem sie die besten Leckerbissen verzehrt, werden sie nun selbst ein Raub der Würmer."

Nachdem Musa diese Verse abgeschrieben hatte, ging er in's Innere des Schlosses, da fand er vierzig einander gegenüber liegende sehr hohe Säle, voll mit Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen. Im vordersten Saale war ein Thron von Elfenbein und Rubinen, mit dem reinsten Golde belegt, darüber erhob sich eine goldene Säule, auf deren Spitze ein Vogel stand mit einer Perle im Schnabel, welche wie ein Stern leuchtete. Auf dem Throne saß ein Mädchen, so schön wie die leuchtende Sonne, sie hatte eine Perlenschnur am Halse, mit Moschus und Ambra ausgestopft, die das Reich eines Kaisers werth war. Dieses Mädchen sah Musa mit Gazellenaugen an, und sowohl ihr Blick, als der Glanz ihres Angesichts und die Schwärze ihrer Haare machten den tiefsten Eindruck auf ihn. Als er sie aber grüßte, und sie seinen Gruß nicht erwiderte, sagte der Alte: „Dieses Mädchen ist todt; ihre Augen sind herausgenommen und Quecksilber an ihre Stelle gegossen worden, so daß, so oft sie eine Luft anweht, man glaubt, sie bewegen sich." Musa's Auge fiel dann auf zwei Statuen, welche vor

dem Mädchen standen; die eine war weiß, die andere schwarz, die eine hatte ein Schwert in der Hand, die andere eine Lanze. Zwischen den beiden Statuen lag eine



goldne Tafel auf den Stufen des Throns mit einer silbernen Inschrift. Musa fand Folgendes darauf:

„Im Namen Gottes, des Ewigdauernden, des Einzigen und Mächtigen, der allein durch die Dauer ausgezeichnet ist, während alle seine Diener vergehen, der den Tag und die Nacht leitet. O Wanderer, der du hierher kommst, denke nach über das, was du hier siehst vom Wechsel der Zeit, laß dich nicht verblenden von der Welt, sie ist trügerisch und treulos gegen ihre Anhänger. Ich habe mich auf sie verlassen, und mich ihr ganz hingegeben, und doch, wie du siehst, hat sie mich verrathen, so wie alle ältern Völker und vergangenen Herrscher; wenn du mich nicht kennst, so will ich dir sagen, wer ich war. Ich bin die Königin Tadmora, Tochter von Königen, welche so viele Länder beherrscht und so viele Menschen unterjocht; ich habe das größte Reich auf Erden besessen, ich war gerecht in meinen Urtheilen und mild gegen

meine Unterthanen, aber auf einmal suchte mich und mein Volk der Tod heim. Es vergingen nämlich viele Jahre, und kein Tropfen Regen fiel vom Himmel, und nichts Grünes wuchs aus der Erde. Nachdem wir unsern Vorrath verzehrt hatten, suchten wir uns Nahrung aus andern Ländern zu verschaffen; aber die Leute, welche ausgegangen waren, um Lebensmittel zu holen, sagten, wenn sie sie mit Perlen aufgewogen und aufgemessen hätten, so wäre es ihnen auch nicht möglich gewesen, Etwas herbeizuschaffen. Als uns nun keine Hoffnung mehr blieb, ergaben wir uns der Bestimmung und schlossen die Thore der Stadt. Wer nun herkömmt, der nehme von diesen Gütern so viel er will, nur lasse er mir, was ich an meinem Körper an Kostbarkeiten trage."

Musa weinte heftig und sagte seinen Freunden: „Schafft Kameele herbei und beladet sie mit allen diesen Gütern!" Da sagte der Vizier: „Sollen wir wirklich das Schönste, was dieses Mädchen besitzt, zurücklassen? Wir wollen es lieber dem Fürsten der Gläubigen bringen." Musa antwortete: „Hast du das Verbot auf der Tafel nicht gelesen?" Der Vizier erwiderte: „Und darum sollen wir diese kostbaren Perlen und Edelsteine hier lassen? Dieses Mädchen ist doch todt, was thut sie mit diesem irdischen Schmucke? Lieber nehme ich ihn und bringe ihn dem Fürsten der Gläubigen." Mit diesen Worten stieg er zu ihr hinauf; als er aber zwischen den beiden Statuen stand, schlug ihm die mit dem Schwerte den Kopf ab und die mit der Lanze spaltete ihm den Rücken. Da sagte Musa: „Gott habe kein Mitleid mit deiner Seele! warum warst du so habgierig?" Nachdem hierauf Musa's Leute ihre Kameele mit Gold und Edelsteinen und andern Kostbarkeiten beladen hatten, verließen sie die Stadt und reisten am Ufer des Meeres einen ganzen Monat lang, bis sie an einen hohen Berg kamen, in welchem viele Höhlen ausgegraben waren. Auf dem Berge standen viele schwarze Menschen in Häute gekleidet, die kein Wort sprachen. Als sie Musa's Truppen sahen, flüchteten sie sich in ihre Höhlen mit ihren Frauen und Kindern und sahen schüchtern zu Musa und seinen Leuten herauf.

Musa stieg vor dem Berge ab, und kaum hatte er sich in sein Zelt begeben, da kam der König der Schwarzen und grüßte ihn und seine Leute und fragte sie: „Wer seyd ihr? was wollt ihr? was hat euch hierher geführt?" Musa antwortete: „Der Fürst der Gläubigen, Abdul Malik, der Sohn Merwans, hat von unserm Herrn Salomon, dem Sohne Davids (Friede sey mit ihm!), gehört, und von dem großen Reiche, das ihm der erhabene Gott geschenkt; auch hat er vernommen, wie Salomon über Genien, Thiere und Vögel regierte und die Widerspenstigen in kupferne Flaschen einsperrte, die er versiegelt in den Abgrund des Meeres warf, dessen Wellen die Ufer

euers Landes bespülen. Der Fürst der Gläubigen hat uns daher hierher geschickt, um solche Flaschen aufzusuchen, und wir bitten dich nun, o König! uns behülflich zu seyn, daß wir den Befehl des Fürsten der Gläubigen vollziehen können." Der König versprach ihnen seinen Beistand und führte sie in die für Gäste bestimmte Wohnung, ließ alles Nöthige dahin bringen und erwies ihnen viel Ehre. Musa fragte dann den König: „Welchen Glauben habt ihr und was betet ihr an?" Er antwortete: „Wir beten den Gott des Himmels an und glauben an Mohammed (Gottes Friede sey mit ihm!), der am Ende der Zeit wieder erscheinen wird." Musa fragte: „Wer hat euch dies gelehrt? ich sehe doch keinen Menschen bei euch?" Er antwortete: „An jedem Donnerstag Abend steigt eine Feuersäule gegen den Himmel auf und wir sehen einen Mann auf dem Wasser gehen, welcher ruft: O ihr Söhne der Tiefe! bekennet, daß es keinen Gott gibt, als den einzigen Gott, der keinen Gefährten hat, und daß Mohammed sein Diener und Gesandter ist. Wir beschworen ihn dann bei dem, den wir anbeten, er möge uns sagen, wer Mohammed sey? und er antwortete: Mohammed ist ein Prophet, der am letzten Tage erscheinen und alle Religionen zernichten und den Dienst des göttlichen Richters herstellen wird. Ich fragte ihn dann: Wer ist Gott, den du so beschreibst? Er antwortete: Sein Thron ist im Himmel und seine Herrschaft auf Erden; er ist einzig und mächtig." Musa freute sich sehr, als er vernahm, daß diese Bergbewohner Muselmänner waren; er blieb drei Tage im Fremdenhotel, dann ließ er Taucher kommen und sagte ihnen, er wünsche einige der Salomonischen Flaschen zu haben. Sie tauchten in's Meer, brachten drei kupferne Flaschen herauf und überreichten sie Musa mit vielen andern kostbaren Geschenken.

Musa trat dann mit den Seinigen den Rückweg nach Bagdad an, und als sie in der Nähe der Stadt waren, kamen ihnen die vornehmsten Bewohner derselben entgegen. Musa erzählte dem Fürsten der Gläubigen die Wunder, die er auf seinem Wege gesehen, und überreichte ihm die Flaschen und die Geschenke des Königs der Schwarzen, worüber sich der Fürst der Gläubigen sehr wunderte. Als er eine dieser Flaschen öffnete, stieg ein Rauch gen Himmel, der sich zu einem sehr häßlichen Geiste gestaltete, und schrie: „Gnade, o Prophet Gottes! ich will nicht mehr so seyn." Der Chalif sagte: „Kehre wieder auf deinen Platz zurück!" Der Geist ging wieder in die Flasche, und der Chalif versiegelte sie und ließ sie in seine Schatzkammer bringen. Das ist's, was von der Geschichte der kupfernen Stadt uns zugekommen. Aber nur Gott ist allwissend!

Hier beendigte Schehersad diese Geschichte; in der nächsten Nacht aber erzählte sie:



Vierhundert

und

einundsechzigste Nacht.

Geschichte Naama's und Naams.

Man erzählt (doch nur Gott weiß Alles): Einst lebte in Kufa ein sehr reicher und angesehener Mann mit Namen Rabia, der Sohn Chatems. Als er eines Tages auf dem Sklavenmarkte bei einem seiner Freunde saß, ward eine Frau mit einem kleinen wunderhübschen Töchterchen zum Verkauf ausgerufen. Rabia fragte: „Wie theuer Beide?" und als man ihm antwortete: „Fünfzig Dinar," sagte er dem Makler: „Hier ist das Geld, schreibe den Kaufcontract!" Als dies geschehen war, führte er die Frau und ihr Töchterchen in sein Haus und sagte einer seiner Cousinen, welche ihn fragte, was er mit dieser alten Sklavin wollte? er habe sie nur der Kleinen willen gekauft, welche gewiß einst alle Töchter Arabiens und Persiens an Schönheit übertreffen würde. Rabia fragte dann die Frau nach ihrem und ihres Töchterchens Namen, und sie antwortete: „Ich heiße Taufik und mein Töchterchen heißt Saad, doch kann jetzt unser Herr meiner und meiner Tochter Namen nach Wohlgefallen ändern." Da sagte

Rabia, der ein Söhnchen hatte, welches Naama hieß: „Dein Name bleibe unverändert, aber dein Töchterchen soll Naam heißen." Rabia ließ dann Naam und Naama wie Bruder und Schwester zusammen leben, bis sie Beide ein Alter von zehn Jahren erreicht hatten. Dann ging Rabia zu seinem Sohne Naama und sagte ihm: „Mein Sohn! Naam ist nicht deine Schwester, sondern deine Sklavin, die ich auf deinen Namen gekauft, als du noch in der Wiege lagst; drum nenne sie von heute an nicht mehr deine Schwester." Naama sagte: „Wenn dem so ist, so will ich sie einst heirathen." Nach einiger Zeit ging er zu seiner Mutter und erklärte ihr seinen Wunsch, Naam zu heirathen. Die Mutter gab gern ihre Einwilligung, denn Naam war das schönste und angenehmste Mädchen in ganz Kufa; auch spielte sie allerlei Instrumente und hatte eine schöne Stimme; kurz, sie übertraf in Allem ihre Zeitgenossen. Eines Tages, als Naam mit ihrem Gatten beim Weine saß, ergriff sie die Laute und sang voller Liebe:

„So lange du mein Herr bist, dessen Huld mich beglückt und dessen Kraft mich gegen jeden Unfall schützt, liebe ich Niemanden als dich und bedarf keines Andern, wenn ich auch noch so hart bedrängt werde."

Naama war entzückt über diese Verse und sagte: „O Naam! bei meinem Leben, singe noch mehr!" Sie sang noch einige Verse, welche Naama mit Wonne erfüllten. Während sie aber ganz selig beisammensaßen, ging der Statthalter Hadschadsch im Schlosse damit um, sich Naams zu bemächtigen, um sie Abdulmalik, dem Sohne Marwans, dem Fürsten der Gläubigen, zu schicken; „denn," sagte er, „der Chalif hat kein schöneres Mädchen in seinem Schlosse und keines, das besser singt." Er ließ daher seine alte Haushälterin rufen und sagte ihr: „Geh in die Wohnung Rabia's und suche ein Mittel, seiner Sklavin habhaft zu werden, denn es gibt auf dem ganzen Erdboden keine Ihresgleichen." Die Alte gehorchte Hadschadsch, zog ein wollenes Kleid an und warf einen Rosenkranz von Perlen und Edelsteinen um den Hals.

Sie nahm dann einen Stock in die Hand und einen Wasserschlauch aus Jemen und ging zur Mittagsstunde, immer: „Preis sey Gott! Lob sey Gott! Gott ist groß!" vor sich her murmelnd, vor die Wohnung Naama's und klopfte an die Thüre. Als der Pförtner öffnete und sie fragte, was sie wolle, sagte sie: „Ich bin ein armes frommes Weib; da jetzt Mittag ist, so wünschte ich in diesem gesegneten Hause zu beten." Der Pförtner sagte: „Hier ist kein Betort und keine Moschee, hier ist das Haus Naama's." Sie versetzte aber: „Ich weiß wohl, daß hier Rabia's Haus ist, öffne nur, ich bin die Haushälterin aus dem Schlosse des Fürsten der Gläubigen." Der Pförtner wollte

sie noch immer nicht hereinlassen, aber die Alte ließ ihn nicht los und sagte: „Eine Frau wie ich, die in allen Häusern der Fürsten und Großen Zutritt hat, soll nicht zu



Naama dürfen?" Naama, der dies hörte, kam heraus, lachte den Pförtner aus und führte die Alte in's Haus zu Naam. Die Alte grüßte sehr freundlich und war erstaunt über Naams Schönheit und sagte: „Gott beschütze dich! Niemand wäre würdiger als du, in der Nähe meines Herrn zu leben!" Sie hörte dann den ganzen Tag nicht auf zu knien und zu beten. Als die Nacht heranbrach, sagte ihr Naam: „Nun, Mutter, ruhe deine Füße ein wenig aus." Die Alte sagte: „O meine Herrin! wer nach jener Welt strebt, muß sich in dieser abmühen; wer hier sich keine Mühe gibt, wird die Ruheplätze jener Welt nicht genießen." Naam unterhielt sich dann eine Weile mit der Alten, dann sagte sie zu ihrem Gatten: „O mein Herr! ich beschwöre dich,

laß diese Alte bei mir, denn mir gefällt ihre Frömmigkeit." — „Nun," erwiderte Naama, „so räume ihr ein Gemach ein, in dem sie Niemand stört, vielleicht wird uns Gott durch sie segnen und uns nie trennen." Am folgenden Tage ging die Alte, welche die Nacht laut betend zugebracht hatte, zu Naam und Naama, wünschte ihnen guten Morgen und sagte: „Ich empfehle euch Gott." Da sagte ihr Naam: „Wo willst du hin? mein Mann hat gesagt, ich soll dir ein Zimmer einräumen, wo du allein beten kannst." — „Gott erhalte ihn," rief die Alte, „und bewahre euch auf immer seine Huld! Gebt nur euerm Pförtner Befehl, daß er mir nie den Eingang versperre; so Gott will, werde ich nun andere gesegnete Häuser besuchen und überall für euch beten." Als sie das Haus darauf verließ, fiel Naam ihre Trennung sehr schwer, und sie wußte nicht, wie ihr geworden. Die Alte aber begab sich wieder zu Hadjadj, und als dieser sie fragte, wie es gehe, antwortete sie: „Ich habe die Sklavin gesehen, kein Weib hat je so eine Schönheit geboren." Hadjadj sagte: „Bringst du die Sache zu Stande, so sollst du reichlich dafür belohnt werden." Die Alte erbat sich nur eine Frist von einem Monate.

Die Alte besuchte dann oft Naama's Haus, in welchem man sie immer mehr verehrte und wo sie zu jeder Stunde allen Hausleuten willkommen war. Eines Tages, als sie allein mit Naam war, sagte sie ihr: „O meine Herrin! zwar bete ich für dich an jeder heiligen Stätte; es wäre mir aber lieb, wenn du mich einmal zu den Scheichs und frommen Frauen begleiten wolltest, daß auch sie um die Erfüllung deiner Wünsche den Himmel anflehen." Naam sagte: „Bei Gott! ich wünsche sehr, einmal mit dir zu gehen." Sie begab sich hierauf zu ihrer Schwiegermutter und bat sie, sie möchte bei Naama die Erlaubniß erwirken, mit der Alten auszugehen, um auf den heiligen Stätten mit den Derwischen zu beten. Naama's Mutter sagte: „Bei Gott! ich möchte auch mitgehen, doch fürchte ich, mein Sohn wird es schwerlich gestatten." Am folgenden Tage, als Naama nicht zu Hause war, kam die Alte wieder und sagte zu Naam: „Komm' jetzt zu den Derwischen, die dich schon erwarten, du kannst wieder zu Hause seyn, ehe dein Herr zurückkömmt." Naama's Mutter, welche fürchtete, ihr Sohn möchte es erfahren, wollte sich widersetzen; aber die Alte sagte: „Bei Gott! ich lasse sie nicht zurück; sie mache sich nur ungesäumt auf, wir sind bald wieder hier." So überlistete sie die Alte und führte Naam in Hadjadjs Schloß, sperrte sie in ein Gemach und benachrichtigte Hadjadj von ihrer Ankunft. Als Hadjadj sie sah, fand er, daß er noch nie ein schöneres Weib gesehen, denn erst zu spät bedeckte sie ihr Gesicht mit einem Schleier. Hadjadj verließ sie keinen Augenblick, ließ sogleich

einen seiner Offiziere kommen und befahl ihm, von fünfzig Reitern begleitet, die Sklavin auf einem leichten Dromedar nach Damaskus dem Fürsten der Gläubigen zuzuführen; auch übergab er ihm ein Schreiben, das er dem Chalifen übergeben sollte.

Der Offizier setzte die über die Trennung von ihrem Herrn weinende Sklavin auf einen Dromedar und ritt mit ihr nach Damaskus. Er bat sogleich um Erlaubniß, vor dem Fürsten der Gläubigen zu erscheinen, und als er sie erhielt, überreichte er ihm den Brief Hadjadjs. Als der Chalif den Brief gelesen hatte, fragte er: „Wo ist die Sklavin?“ Der Offizier antwortete: „Hier ist sie!“ und stellte sie dem Chalifen vor, der ihr ein eigenes Gemach einräumen ließ. Der Chalif ging dann zu seiner Schwester und sagte ihr: „Hadjadj hat mir eine Sklavin von den schönsten Töchtern Kufa's für zehntausend Dinare gekauft, besuche sie einmal und befreunde dich mit ihr!“

Die Schwester des Chalifen besuchte Naam und sagte ihr: „Bei Gott! wer dich in seinem Hause besitzt, ist nicht betrogen und hätte er hunderttausend Dinare für dich gegeben.“ Da sagte Naam: „O du, mit freundlichem Gesichte, wem gehört dieses Schloß? welcher König wohnt darin?“ — „Weißt du nicht, daß es das Schloß meines Bruders, des Fürsten der Gläubigen, ist?“ — „Nein, bei Gott! meine Herrin, davon wußte ich nichts.“ — „Und hat der Mann, der dich verkauft und das Geld für dich genommen, dir nicht gesagt, daß der Fürst der Gläubigen dich gekauft?“ Als Naam dies hörte, antwortete sie nichts, weinte heftig und dachte: Bei Gott! die List ist gelungen; wenn ich auch spreche, so wird Niemand mir glauben, vielleicht ist Gottes Hülfe nahe. Sie setzte sich dann, ermüdet von der Reise und von der Sonne verbrannt, auf ein Sopha und die Schwester des Chalifen verließ sie.

Schehersad schwieg, um in der folgenden Nacht weiter fortzufahren:





Vierhundert

und

zweiundsechzigste Nacht.

Die Schwester des Chalifen besuchte Naam am folgenden Morgen wieder und brachte ihr Kleider und einen Schmuck von Edelsteinen. Als bald darauf der Chalif kam und sich neben Naam niederließ, sagte ihm seine Schwester: „Betrachte einmal dieses Mädchen! Gott hat ihr die vollkommenste Schönheit und Anmuth geschenkt.“ Naam bedeckte aber ihr Gesicht mit den Händen, obschon der Chalif es zu sehen wünschte. Dieser sagte zu seiner Schwester: „Ich will sie noch drei Tage verschonen, damit sie sich indessen mit dir befreunde.“ Als hierauf der Chalif und seine Schwester sich entfernten, dachte Naam über ihre Lage nach und gab sich ganz der Verzweiflung hin; sie aß und trank nicht und ward bald fieberkrank. Als der Chalif dies hörte, war er sehr betrübt; er schickte ihr die erfahrensten Aerzte, aber Niemand konnte sie heilen. — Was aber ihren Herrn Naama angeht, so hatte

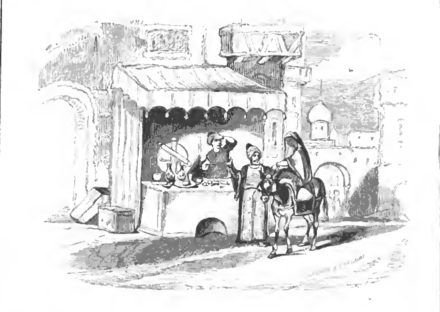
sich dieser, als er nach Hause kam, auf sein Bett gesetzt und Naam gerufen. Als sie nicht antwortete, stand er auf und rief seine Leute, aber Niemand kam, denn alle Sklavinnen hatten sich aus Furcht verborgen. Er ging dann zu seiner Mutter, welche ruhig in ihrem Zimmer saß, und fragte sie: „Wo ist Naam?“ Sie antwortete: „Mein Sohn, sie ist bei Jemanden, wo sie sicherer ist, als bei mir; sie ist mit der frommen Alten gegangen, um die Derwische zu besuchen: sie wird bald wiederkehren.“ Naama sagte: „Pflegte sie je so etwas zu thun? Wann ist sie ausgegangen?“ — „Diesen Morgen.“ — „Wie konntest du ihr dies erlauben?“ — „Mein Sohn, sie hat es so gewollt.“ Da rief Naama: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen.“ Er ging dann zum Polizeiobersten und sagte ihm: „Du hast mir durch List meine Sklavin aus meinem Hause entführen lassen, ich gehe und beklage mich beim Fürsten der Gläubigen.“ Da fragte der Polizeioberste: „Wer hat sie genommen?“ Naama antwortete: „Eine alte Frau, die ein wollenes Kleid und einen Rosenkranz trägt.“ — „Führe mich zur Alten und ich schaffe dir deine Sklavin wieder.“ — „Aber ich kenne die Alte nicht.“ — „Und wie soll ich das Verborgene kennen, das nur vor Gott offen liegt?“ So sprach der Polizeioberste, der wohl wußte, daß Hadjadjs Haushälterin die Sklavin entführt hatte. Da sagte Naama: „Ich fordre meine Sklavin von dir, und Hadjadj soll zwischen uns richten.“

Er ging sogleich in's Schloß zu Hadjadj, denn sein Vater war einer der Angesehensten in Kufa, und als Hadjadj ihn fragte, was er wolle, erzählte er ihm seine Geschichte. Hadjadj ließ den Polizeiobersten kommen und sagte ihm: „Ich fordre von dir Naama's Sklavin; setze dich zu Pferd und frage der Sklavin auf allen Wegen nach.“

Hadjadj wendete sich dann zu Naama und sagte ihm: „Wenn du deine Sklavin nicht wiederfindest, so schenke ich dir zehn Sklavinnen aus meinem Schlosse und zehn aus dem Hause des Polizeiobersten; geh jetzt und suche die Sklavin auf.“ Naama ging bestürzt weg, verzweifelte am Leben und brachte die ganze Nacht weinend auf der Straße zu. Am folgenden Morgen kam sein Vater zu ihm und sagte ihm: „Hadjadj hat sich durch List deiner Sklavin bemächtigt, es kann dir schwerlich mehr geholfen werden.“ Dies vermehrte noch Naama's Gram; er wußte nicht mehr, was er sagte, erkannte Niemanden mehr und ward so krank, daß sein Vater an seinem Leben verzweifelte, denn die Aerzte erklärten: „Es gäbe für ihn kein anderes Mittel, als seine Sklavin.“ Eines Tages hörte Rabia von einem persischen Wundarzte und Sterndeuter sprechen; er ließ ihn rufen und bat ihn, seinen Sohn zu untersuchen.

Der Perser ergriff Naama's Hand und sah ihm in's Gesicht, lachte und sagte zu seinem Vater: „Dein Sohn ist nur herzenskrank." Er erwiderte: „Du hast Recht," und erzählte ihm die ganze Geschichte. Da sagte der Perser: „Diese Sklavin ist in Baßra oder Damaskus, und dein Sohn wird nicht genesen, bis er wieder mit ihr vereint wird." — „Wenn du sie vereinen kannst," sagte Rabia, „so sollst du dein ganzes Leben in Reichthum und Glück zubringen." Der Perser versetzte: „Die Sache ist nicht so unmöglich." Er wendete sich dann zu Naama und sagte: „Fürchte nichts, fasse nur Muth, es soll dir geholfen werden." Hierauf sagte er zu Rabia: „Gib viertausend Dinare her! dein Sohn soll mit mir nach Damaskus reisen, und bei Gott, ich kehre nicht ohne die Sklavin zurück." Er wendete sich dann wieder zu Naama und sagte ihm: „Setze dich aufrecht, im Vertrauen zu dem erhabenen Gotte, der dir deine Sklavin wieder geben wird; wir reisen noch heute ab, iß und trink' und sey munter, um Kraft zur Reise zu gewinnen." Der Perser fing dann an, für das Nöthige zur Reise zu sorgen, und seine Ausgaben beliefen sich auf zehntausend Dinare, die ihm Naama's Vater auch noch gab. Er ließ dann Pferde und Kameele kommen; Naama nahm von seinen Eltern Abschied, und sie reisten zusammen nach Haleb (Aleppo) und von da nach Damaskus. Nach drei Tagen miethete der Perser einen Laden und stattete ihn mit kostbaren chinesischen Gefäßen, mit vergoldeten Schüsseln und krystallenen Flaschen aus, die allerlei Pulver, Salben und Getränke enthielten, stellte einen Stuhl mit einem Astrolabium in den Laden und kleidete sich als Arzt. Er zog dann Naama ein feines leinenes Hemd, zierliche Beinkleider und einen seidenen Schurz an und sagte ihm: „Nenne mich von nun an nicht anders als Vater, und ich nenne dich Sohn." Alle Bewohner Damaskus' versammelten sich bald um des Arztes Laden, die Einen, um Naama und die kostbaren Geräthschaften zu sehen, und die Andern, um dem Perser ihre Krankheiten zu klagen und Arzneimittel zu kaufen, und da er eines Jeden Krankheit erkannte, ward er auch bald in die vornehmsten Häuser der Stadt gerufen.

Eines Tages saß er in seinem Laden, da kam ein altes Weib auf einem Esel mit einem silbernen Sattel, hielt den Esel vor dem Laden an und winkte dem Arzte, er möge ihr die Hand zum Absteigen reichen. Der Perser reichte ihr die Hand, sie stieg vom Esel ab und sagte: „Bist du der persische Arzt, der von Irak kömmt?" — „Ja, der bin ich." — „Ich habe eine Tochter, für die ich eine Arznei haben möchte." — „Wie heißt deine Tochter? ich will ihren Stern beobachten und sehen, zu welcher Zeit die Arznei sie am besten heilt." — „Meine Tochter heißt Naam."



Als der Perser diesen Namen hörte, rechnete er mit den Fingern und sagte dann: „Ich kann ihr nichts verschreiben, bis ich weiß, wie alt und woher sie ist, weil die Arzneimittel je nach Alter und Klima wechseln." — „Meine Tochter," sagte die Alte, „ist in Kufa in der Provinz Irak aufgewachsen und zählt nun vierzehn Jahre." — „Und wie lange ist sie schon hier?" — „Wenige Monate erst." Als Naama dies hörte, zweifelte er nicht mehr, daß seine Sklavin die Kranke sey, und fiel in Ohnmacht. Jetzt erst bemerkte ihn die Alte und fragte den Perser, ob dieser junge Mann sein Sklave sey. Er antwortete: „Es ist mein Sohn," und gab ihm die Arzneimittel an, die er für Naam zusammenbinden sollte. Naama schrieb schnell auf ein Stückchen Papier:

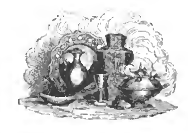
„Die Sehnsucht nach dem Lande, das du bewohnst, war heftig, meine Seufzer und mein Wehklagen nahmen immer zu!"

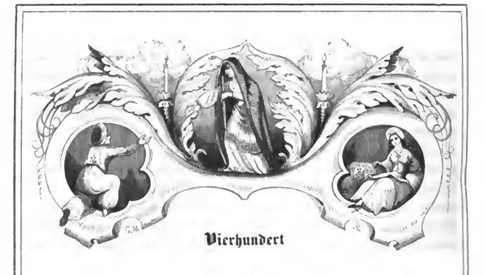
steckte das Papier zu den Kräutern, versiegelte es und schrieb darauf: „Ich bin Naama, der Sohn Rabia's aus Kufa," und übergab es der Alten; diese ging damit in's Schloß, legte es vor Naam hin und sagte: „Wisse, meine Gebieterin, es ist ein sehr geschickter persischer Arzt hierher gekommen, dem ich deine Leiden beschrieben habe und der bald deine Krankheit erkannt hat; bei

Gott, es gibt in Damaskus keinen besseren Arzt, als er, auch keinen schöneren Mann, als sein Sohn, und keinen hübscheren Laden, als der seinige." Naam griff nach den Arzneien, und als sie den Namen ihres Herrn darauf geschrieben sah, wurde sie blaß und dachte: Gewiß hat der Eigenthümer des Ladens von mir gehört. Sie sagte dann zur Alten: „Schildere mir einmal den Sohn des Arztes." — „Er heißt Naama," sagte die Alte, „hat ein Mahl auf seinen rechten Augenbrauen, ist vollkommen schön und sehr vornehm gekleidet." Naam nahm dann die Arzneimittel ein, indem sie lächelnd sagte: „Das ist eine gesegnete Arznei," und war sehr munter und fröhlich gestimmt. Bald darauf forderte sie zu essen und zu trinken, und die Alte ließ ihr von den Sklavinnen die besten Speisen reichen. In diesem Augenblicke trat der Chalif herein und freute sich sehr, Naam aufrecht sitzend beim Essen zu finden. Die Alte wünschte ihm Glück zur Genesung Naams und sagte ihm, daß sie dies einem sehr erfahrnen fremden Arzte verdanke. Der Chalif gab ihr tausend Dinare für ihn und verließ Naam wieder, und die Alte ging in den Laden des Persers, überreichte ihm die tausend Dinare und ein Briefchen, welches Naam in Eile geschrieben hatte. Der Perser gab den Brief Naama; dieser öffnete ihn und fand folgende Zeilen darin:

> „Von der ihres Glücks beraubten, von ihrem Sterne betrogenen und von dem Geliebten ihres Herzens getrennten Sklavin. Dein Brief ist mir zugekommen, und ich antworte darauf: Mögen die Finger, die ihn geschrieben, immerfort von den besten Wohlgerüchen duften, denn mir war bei dessen Empfang wie der Mutter Moses, als ihr Sohn ihr zurückgebracht wurde, oder wie Jakob, als er Josephs Gewand wiederfand."

Schehersad bemerkte den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:





Vierhundert

und

dreiundsechzigste Nacht.

Als Naama diesen Brief gelesen hatte, brach er in ein lautes Schluchzen aus. Da fragte die Alte: „Warum weinst du? Gott lasse deine Augen nie Thränen vergießen!“ Der Perser sagte: „Warum soll mein Sohn nicht weinen? er ist der Herr dieser Sklavin, er ist Naama, der Sohn Rabia's aus Kufa, und nur durch ihn ist sie wieder gesund geworden. Drum, meine Herrin, nimm du die tausend Dinare für dich, du sollst noch viel mehr haben, und blicke uns mit einem Auge des Erbarmens an. Wir erwarten nur von dir ein glückliches Ende in dieser schwierigen Sache.“ Als Naama ihr hierauf seine ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende erzählte, versprach sie ihm, Alles zu seiner Vereinigung mit Naam aufzubieten. Sie ging dann wieder zu Naam zurück, sah sie lächelnd an und sagte ihr: „Du hast Recht, über deinen Herrn zu weinen und krank zu werden; nun ist das Geheimniß aufgedeckt; aber ich werde auf Kosten meines Lebens euch wieder vereinigen.“ Sie nahm dann ein Kästchen unter den Arm und ging wieder zu Naama und sagte ihm: „Die Sehnsucht deiner Sklavin nach dir ist noch heftiger, als die deinige nach ihr. Wenn du ein muthiges Herz hast, so sollst du bald zu ihr gelangen. Ich habe eine List ersonnen, wie ich dich in's Schloß bringe, denn sie kann nicht ausgehen. Scheuest du keine Gefahr, so laß uns allein in ein

Zimmer gehen. Naama ging mit ihr in ein Zimmer hinter dem Laden: hier mußte er Turban und Kaftan ablegen; sie frisirte seine Haare, setzte ihm eine Sternbinde auf, zog ihm ein seidenes Kleid an und was sonst Frauen noch tragen; dann betrachtete sie ihn in dieser Verkleidung und sagte: „Gepriesen sey Gott, der beste aller Schöpfer; bei Allah! du bist schöner als deine Sklavin." Sie sagte ihm dann: „Geh einmal wie Frauenzimmer, setze den linken Fuß voran, ziehe den rechten langsam nach und bewege deinen Körper ein wenig." Als Naama gehörig unterrichtet war, sagte sie ihm: „Ich werde morgen früh kommen und, so Gott will, dich in's Schloß führen, du wirst eine Menge Gefolge und Diener sehen, verliere nur die Fassung nicht, schüttle mit dem Kopfe, sprich kein Wort, ich will schon für dich antworten."

Am folgenden Morgen holte ihn die Alte ab und führte ihn in's Schloß. Als der Pförtner ihn am Hauptthor anhielt, sagte sie: „Verruchter Sklave, was berührst du sie? Es ist Naams Sklavin, die der Chalif sehen will." Sie führte ihn dann bis zur Thüre, welche in's Innere des Schlosses führt, und sagte ihm: „Jetzt, Naama, stärke dein Herz und sey muthig! geh zur sechsten Thüre hinein, fürchte nichts, es ist die rechte; man wird viel um dich herum im Saale reden, halte dich nirgends auf und sprich kein Wort." Als aber Naama weiter gehen wollte, hielt ihn eine Wache an und fragte die Alte: „Was ist das für ein Mädchen?" Die Alte antwortete: „Es ist eine Sklavin, die unsre Herrin kaufen will." Der Diener versetzte aber: „Es darf Niemand herein ohne Erlaubniß des Chalifen, geh nur mit ihr zurück." Da erwiderte die Alte: „Nimm deinen Verstand in den Kopf, alter Graukopf! Wisse, daß der Chalif mit ganzem Herzen an Naam hängt, die nun wieder hergestellt ist, versage dieser Sklavin den Eingang nicht, damit Naam nicht böse werde, denn, bei Gott, wenn sie dir zürnt, so steht es in ihrer Macht, dir den Kopf abschneiden zu lassen. Geh nur, Sklavin!" sagte sie dann zu Naama, „höre ihn nicht an und sage Naam nicht, daß der Hüter dich nicht hat hereinlassen wollen." Naama ging in's Schloß, aber statt zur Rechten einzuschlagen, wendete er sich links, und statt zur sechsten Thüre hineinzugehen, öffnete er die siebente Thüre. Da kam er in ein Gemach, dessen Boden mit seidenen Teppichen belegt war und dessen Wände seidene goldgestickte Vorhänge verzierten. Es war mit Aloe-, Ambra- und Moschusduft angefüllt. Während Naama, in Gedanken vertieft, sich auf dem Divan niederließ, trat die Schwester des Chalifen mit einer Sklavin zu ihm herein und fragte ihn erstaunt: „Wer bist du und was führt dich hierher?" Als Naama verstummte, fuhr sie fort: „Bist du eine von des Chalifen Sklavinnen und zürnte er dir, so will ich dir seine Huld wieder verschaffen." Als Naama noch immer

nicht antwortete, sagte sie zu ihrer Sklavin: „Stelle dich vor die Thüre und lasse Niemanden herein!“ Sie näherte sich dann Naama, dessen Schönheit sie bewunderte, und sagte: „O Mädchen! sage mir, wer du bist, wie du heißt und was dich hierhergeführt, denn ich habe dich noch nie in unserm Schlosse gesehen.“ Als aber Naama auch jetzt noch keine Antwort gab, gerieth sie in Zorn, fuhr mit der Hand nach Naama's Gesicht und wollte ihm seinen Schleier herunterreißen. Da rief Naama: „O meine Herrin! ich bin nicht deines Geschlechts, ich bin unter dem Namen Naama aus Kufa bekannt und habe mich meiner Sklavin Naam willen, welche durch List mir entrissen wurde, trotz aller Gefahr hierher begeben.“ Als sie dies hörte, rief sie ihre Sklavin und befahl ihr, Naam zu rufen. Diese befand sich inzwischen in einem höchst verzweifelten Zustande; denn schon war die Alte bei ihr und hatte ihr gesagt, Naama müsse das rechte Zimmer verfehlt haben, sonst hätte er vor ihr eintreffen sollen. Als daher die Sklavin hereintrat und Naam sagte, sie möchte zur Schwester des Chalifen kommen, rief die Alte: „Wir sind verloren, unser Geheimniß ist entdeckt, gewiß ist Naama in das Zimmer der Schwester des Chalifen gekommen.“ Naam ging ängstlich zitternd zur Schwester des Chalifen, die ihr freundlich entgegenkam und ihr sagte: „Dein Herr ist bei mir, er scheint das rechte Zimmer verfehlt zu haben, doch fürchtet nichts.“ Diese Worte beruhigten Naam, die dann athemlos zu ihrem Herrn eilte.

Als Naama seine Sklavin sah, sprang er auf und umarmte sie. Nach einer Weile sagte die Schwester des Chalifen: „Setze dich, Naam, daß wir überlegen, wie wir glücklich aus unserer Noth kommen, denn bei Gott, es wäre mir leid, wenn euch etwas Böses widerführe.“ Sie hieß dann ihre Sklavin Speisen und Wein bringen und ließ die Becher unter ihnen herumgehen, bis sie den Verstand verloren. Während des Trinkens fragte die Schwester des Chalifen Naama: „Liebst du Naam?“ Er antwortete: „Die Liebe hat mir die Kraft gegeben, mein Leben für sie zu wagen.“ Sie fragte dann Naam: „Liebst du deinen Herrn?“ Sie antwortete: „Nur Liebe zu ihm hat meinen Körper geschwächt und mich ganz entstellt.“ Sie ließ sich dann eine Laute bringen, stimmte sie und sang folgende Verse:

„Du rufst aus jedem Herzen die tiefsten Gefühle hervor, Geliebter! dessen Schönheit den leuchtenden Mond beschämt und den herabrechenden Morgen. Sey mir hold, denn die Liebe beherrscht mich ganz; verlasse mich nicht, du bist ja edel.“

Naam überreichte dann die Laute ihrem Herrn und bat ihn, auch einige Verse zu singen; worauf er begann:

„Der Mond wäre dir ähnlich, wenn er sich nicht zuweilen verdunkelte, die Sonne würde dir gleichen, wenn sie sich nie verfinsterte. O Geliebte! der die Sonne zu dienen bereit ist, aus deinen schönen Augen fahren Blitze, die mir das Gesicht rauben."

Er trank dann den Becher aus, füllte einen andern und überreichte ihn der Schwester des Chalifen; sie trank, nahm die Laute, stimmte sie und sang:

„Gram und Schmerz wohnen in meinem Herzen, und eine mächtige Glut tobt in meiner Brust. Vor vielen Leiden ward ich ganz mager und krank."

Sie füllte dann den Becher wieder, gab ihn Naama, welcher mit Begleitung der Laute noch folgende Verse sang:

„O Geliebte, der ich mein Herz geschenkt! So lange du fern warst, war auch mein Geist nicht bei mir, und soll ich wieder dich verlieren, so nimm hier meinen letzten Lebenshauch.

Nachdem sie noch einige Zeit auf diese Weise sich belustigten, erschien der Fürst der Gläubigen; sie stunden auf und verbeugten sich vor ihm. Als der Chalif Naam mit der Laute in der Hand sah, freute er sich sehr, sie so weit hergestellt zu finden;



bald bemerkte er auch Naama und fragte seine Schwester, wer sie sey? Sie antwortete: „Es ist eine Sklavin, an die Naam gewöhnt ist, sie kann nicht essen und nicht trinken, wenn diese Sklavin nicht bei ihr ist." Da sagte der Chalif: „Bei Gott, sie gleicht ihr

an Schönheit, morgen lasse ich ihr ein Gemach neben dem Naams einräumen und aus Liebe zu Naam ihr kostbare Kleider und Teppiche, und was sie sonst bedarf, geben." Die Schwester des Chalifen setzte dann ihrem Bruder Speisen vor, er ließ sich neben Naam nieder, füllte einen Becher und bat sie zu singen. Naam begann:

„O Krone aller Könige der ganzen Erde, wessen Ruhm gleicht dem deinigen? O Einziger in Edelmuth und Freigebigkeit, möge der Herr dich allen Feinden zum Trotz in fortdauerndem Sieg und Glück erhalten."

Nachdem so der Chalif bei Wein und Gesang den größten Theil der Nacht zugebracht hatte und in der besten Laune war, sagte ihm seine Schwester: „Höre, o Fürst der Gläubigen, eine Erzählung, die ich in Büchern glaubwürdiger Männer gelesen: Man behauptet (doch nur Gott weiß Alles), es war in der Stadt Kufa ein junger Mann, welcher Naama hieß; er hatte eine Sklavin, die er sehr liebte und von der er wieder geliebt ward, denn sie wurden wie Geschwister zusammen erzogen. Als sie seine Gattin ward, verfolgte sie das Schicksal mit seinen Unfällen und verhing Trennung über sie; sie wurde aus seinem Hause gestohlen und der Dieb verkaufte sie einem König für zehntausend Dinare. Aber ihr Herr liebte sie so sehr, daß er seine Heimath und seine Familie verließ und ihr nachreiste, bis er Mittel fand, sie wieder zu sehen."

Da bemerkte Schehersad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht erzählte sie weiter:





Vierhundert

und

vierundsechzigste Nacht.

„Als Naama mit der größten Gefahr endlich zu seiner Gattin gelangte und kaum neben ihr saß, da trat der König herein und gab ohne Zögern den grausamen Befehl, sie umzubringen: was sagst du, o Fürst der Gläubigen! zu einer solchen Ungerechtigkeit?“ — „Der König,“ antwortete er, „hätte bedenken sollen, daß die Liebe Alles entschuldigt, auch hätte er seinen Rang nicht außer Gesicht lassen sollen und nicht vergessen, daß die Schuldigen nie seiner Strafe entgehen können; darum hat er eine That begangen, die einem König nicht ziemt.“ Da sagte ihm seine Schwester: „Mein Bruder! wer ein Urtheil über sich selbst gesprochen hat, der muß es auch vollziehen. Du hast nur über dich selbst geurtheilt.“ Dann sagte sie zu Naama und Naam: „Stehet auf!“ Als diese sich erhoben, fuhr sie fort: „O Fürst der Gläubigen! Diese Geschichte ist Naam widerfahren. Hadsadj hat sie gestohlen und dir geschickt, er hat in seinem Briefe gelogen, als er schrieb, er habe sie für zehntausend Dinare gekauft; und hier steht ihr Herr Naama vor dir: ich beschwöre dich nun bei Hamsa und Abbas (den Oheimen des Propheten), vergib ihnen ihre

Schuld, vereinige sie wieder, du vollbringst dadurch eine verdienstvolle That, die dir reichen Lohn bringen wird. Sie sind nun in deiner Macht, haben aber schon von deinen Speisen gegessen und von deinem Weine getrunken; ich bitte dich daher, schenke ihnen ihr früheres Glück wieder."

Der Chalif sagte: „Du hast Recht, ich habe geurtheilt und darf von meinem Spruche nicht abgehen." Dann sagte er zu Naam: „Ist dieser Mann dein Herr?" Sie antwortete: „Ja, o Fürst der Gläubigen." Er fragte dann Naama: „Wie so hast du ihren Aufenthalt erfahren, und wer hat dir diesen Ort beschrieben?" Er antwortete: „Fürst der Gläubigen, höre meine Worte: ich schwöre bei deinen Vätern und Ahnen, daß ich dir nichts verheimliche." Er erzählte ihm dann die ganze Geschichte, was der Arzt für ihn gethan, wie ihn die Alte in's Schloß gebracht und er das rechte Zimmer verfehlt habe. Nachdem der Chalif seine Geschichte angehört hatte, ließ er den Perser rufen, ernannte ihn zum Schloßintendanten, schenkte ihm ein Ehrenkleid und eine hübsche Sklavin; „denn," sagte er, „wer so zu rathen weiß, muß bei uns bleiben." Er zeigte sich auch sehr großmüthig gegen Naama und die Alte, behielt sie sieben Tage in Freude und Festlichkeiten bei sich, dann ließ er sie nach Kufa reisen zu Naama's Eltern, wo sie höchst glücklich beisammen lebten, bis der Zerstörer aller Vereinigungen und Freuden sie heimsuchte.

Scheherfad begann nun mit folgenden Worten eine neue Erzählung:

Geschichte Ali Eddin Abu Schamats.

Man erzählt ferner, o König der Zeit: Es war einmal in Kahira ein sehr vornehmer und redlicher Kaufmann, der viele Diener und Sklaven und Sklavinnen hatte und ein großes Haus ausmachte, denn er war der Oberaufseher aller Kaufleute der Stadt und Gott hatte ihn mit sehr vielen Reichthümern beschenkt. Dieser Kaufmann hatte eine Gattin, die er liebte und von der er wieder geliebt wurde; er lebte aber schon vierzig Jahre lang mit ihr, ohne ein Kind zu bekommen. Eines Tages, es war am Freitag, als er in seinem Laden saß und sah, wie die Kaufleute mit ihren Söhnen kamen, die ihnen den Laden öffneten, fühlte er sich sehr unglücklich; bald darauf ging er in's Bad, um die Freitagsreinigung vorzunehmen; da sah er sein Gesicht im Spiegel, und als er mehr weiße Haare als schwarze in seinem Barte fand, ward er dadurch an den Tod erinnert und rief tiefseufzend aus:

„Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt, außer dem einzigen Gotte, und daß Mohammed sein Prophet.“ Des Abends ging er zu seiner Frau, welche ihn schon erwartete und sich ebenfalls gewaschen und geputzt hatte, und wünschte ihr guten Abend. Seine Frau ließ durch ihre Sklavin das Nachtessen auftragen und hieß ihn essen. Er aber sagte: „Ich esse nichts,“ und trat den Tisch mit den Füßen weg. Als seine Frau ihn fragte, was ihn so böse mache? antwortete er: „Du bist Schuld daran.“

„Was habe ich begangen?“ fragte die Frau erstaunt. „Als ich heute meinen Laden öffnete, da sah ich, wie alle Kaufleute, der Eine mit einem Sohne, der Andere mit zwei Söhnen kam, die den Laden öffneten; da dachte ich an den Eid, den ich dir in der Hochzeitsnacht geschworen, daß ich keine andere Gattin zu dir nehmen und dich nicht einmal durch eine abyssinische Sklavin kränken, sondern dir allein mein ganzes Leben widmen wolle: Nun bist du aber unfruchtbar und ich habe von dir eben so wenig als von einem Steine einen Erben zu erwarten.“ — „Und wer sagt dir, daß ich die Ursache unserer kinderlosen Ehe bin? berathe einmal einen Arzt, vielleicht gibt er dir eine stärkende Arznei, die uns die Kraft gibt, Kinder zu zeugen.“ Der Kaufmann bereute es, seine Frau gekränkt zu haben, ging zu einem Arzte, grüßte ihn und klagte ihm seine Noth. Der Arzt sagte, er wisse kein Mittel gegen eine kinderlose Ehe, er möge sich an einen Andern wenden. Der Kaufmann ging in der ganzen Stadt umher, um sich bei einem Arzte Rath zu holen, aber sie lachten ihn aus, und er kehrte wieder betrübt in seinen Laden zurück. Während er da saß, kam der Aufseher der Makler, der Scheich Muhammed, welcher allerlei Heilmittel verfertigte und Opium und Haschisch zubereitete, zu ihm und fragte ihn, was ihn so verstimmt habe? Er erzählte ihm, was zwischen ihm und seiner Frau vorgefallen, wie er nun schon vierzig Jahre verheirathet sey, ohne ein Kind zu haben, und wie er nun vergebens alle Aerzte der Stadt um ein Mittel gegen Unfruchtbarkeit gebeten habe. Da sagte Muhammed: „Mein Herr, ich habe ein solches Mittel. Gib nur zwei Goldstücke her und eine chinesische Schüssel.“ Als der Kaufmann ihm gab, was er verlangte, kaufte er einen chinesischen Braten, nahm Zimmt, Nelken, Ingber, Pfeffer und andere Gewürze, stieß es zusammen, ließ es in seinem Oele kochen, that dann einige Kalbsnieren hinzu und einen Becher voll Sesamöl, knetete es mit Honig und griechischem Essig an, gab es dem Kaufmanne und sagte ihm: „Lasse dir zum Nachtessen stark gewürztes Schaffleisch und eine Taube braten, dann nimm diese Arznei und trinke Zuckerwasser darauf.“ Der Kaufmann befolgte die Vorschrift des Maklers, und nach einigen Monaten erklärte ihm seine Frau, die Arznei habe gewirkt, und nach neun Monaten gebar sie einen sehr

hübschen Knaben. Man machte Marzipankuchen und schickte allen Hausfreunden davon. Höchst erfreut kam der Kaufmann zu seiner Frau, wünschte ihr Glück und fragte sie: „Wo ist das von Gott uns anvertraute Gut?" Sie überreichte ihm ein starkes gesundes Kind, das schon aussah, als wäre es ein Jahr alt, und ein hübsches kleines Mahl auf



den Wangen hatte. Er fragte sie dann, welchen Namen sie ihm gegeben. Sie antwortete: „Wäre es eine Tochter, so hätte ich ihr einen Namen gegeben, da es aber ein Sohn ist, so muß der Vater ihm einen Namen geben." Da sagte nach damaliger Sitte, den Kindern auf's gute Glück einen Namen zu geben, einer der Anwesenden: „Mein Herr! nenne dein Kind Ali Eddin" (erhaben im Glauben), und der Kaufmann nannte es Ali Eddin Abu Schamat (der mit dem Mahle). Das Kind wurde dann den Ammen übergeben und zwei und ein halb Jahre lang gesäugt. Nach dieser Zeit wurde es entwöhnt und in einem unterirdischen Zimmer geheim erzogen, damit ihm kein böses Auge schade; nur ein Sklave und eine Sklavin wurden ihm zur Bedienung beigegeben. Als Ali Eddin sieben Jahre alt war, ließ ihn sein Vater beschneiden

und gab ein großes Mahl. Dann ließ er ihm im Schreiben und im Koran Unterricht ertheilen, und der Junge ward sehr geschickt und gelehrt. Eines Tages, als der Sklave einen Tisch aus Ali's Zimmer räumte, vergaß er, das Zimmer zu schließen; Ali trat heraus und stürmte wie ein betrunkener Mameluk in's Gemach seiner Mutter, wo viele vornehme Damen beisammen waren. Die Damen bedeckten ihr Gesicht und sagten zur Mutter: „Gehört nicht Schamgefühl zum Glauben? wie bringst du uns auf einmal einen fremden Mameluken herein?" Sie antwortete: „Das ist mein Sohn, die Frucht meines Herzens, der Sohn Schems Eddins, des Obersten der Kaufleute."

Da sagten die Damen: „Warum haben wir nie etwas von deinem Sohne gehört?" Sie antwortete: „Sein Vater fürchtete das böse Auge, drum ließ er ihn in einem unterirdischen Gewölbe erziehen, und nun kommt er zum ersten Male ganz unerfahren herauf." Als die Frauen dies hörten, wünschten sie ihr Glück, und der Junge ging fort in den Hof. Als er Sklaven mit einem Maulthiere kommen sah, fragte er sie: „Wo war dieses Maulthier?" Sie antworteten: „Wir haben deinen Vater darauf aus dem Laden geholt." — „Und was hat mein Vater für ein Handwerk?" — „Dein Vater ist der Oberste der Kaufleute in ganz Aegypten und der Scheich der Beduinen." Ali ging dann wieder zu seiner Mutter, und fragte sie auch nach dem Geschäfte seines Vaters und sie gab ihm dieselbe Antwort wie die Sklaven.

Da sagte Ali: „Gelobt sey Gott! daß ich der Sohn des Scheich der Araber bin; aber warum, o Mutter! sperrt ihr mich in ein unterirdisches Gewölbe?" Sie antwortete: „Mein Sohn, das haben wir nur gethan, weil wir das böse Auge der Leute für dich fürchteten, denn das böse Auge ist sehr gefährlich und die meisten Leute sterben an den Folgen desselben." Da versetzte der Junge: „O meine Mutter! wie kann man dem Schicksal entfliehen? keine Vorsicht kann die Bestimmung abwenden und gegen das Geschriebene gibt es keine Macht. Wenn mein Vater auch noch lang lebt, so wird er doch einst sterben, und wenn ich dann sage: Ich bin sein Sohn, werden die Aeltesten und Kaufleute mir nicht glauben, denn sie werden sagen: Wir haben in unserm Leben nicht gehört, daß Schems Eddin einen Sohn habe. Das Vermögen meines Vaters wird dann in den öffentlichen Schatz kommen, und Niemand wird sich unserer erbarmen. Drum, o Mutter! soll mein Vater mich auf den Bazar mitnehmen und mir einen Laden öffnen; ich werde mit Waaren neben ihm sitzen und bei ihm den Handel lernen."

Scheherſad hielt hier inne; in der folgenden Nacht aber fuhr sie fort:



Vierhundert

und

fünfundsechzigste Nacht.

Als Schems Eddin nach Hause kam und seinen Sohn bei seiner Mutter fand, sagte er ihr: „Warum hast du ihn aus dem Gewölbe hervorgebracht?" Sie erzählte ihm, durch welchen Zufall Ali sein Gemach verlassen, und trug ihm auch dessen Bitte vor, worauf Schems Eddin seinem Sohne versprach, ihn am folgenden Tage, so Gott will, mit auf den Bazar zu nehmen. Ali konnte vor Freude über seines Vaters Versprechen die ganze Nacht nicht schlafen. Am folgenden Morgen führte ihn Schems Eddin in's Bad, zog ihm ein sehr werthvolles Kleid an, frühstückte mit ihm, dann bestiegen sie zwei Maulthiere und machten sich auf den Weg nach dem Bazar. Als die Kaufleute ihren Aufseher mit einem schönen Knaben kommen sahen, sagte Einer zum Andern: „Seht einmal diesen Graukopf, wie er noch einen Jungen nachführt, der soll nicht mehr unser Vorgesetzter seyn." Als daher Schems Eddin in seinen Laden kam, blieben alle Kaufleute zurück, während sonst ihr Aufseher die erste Sura des Korans mit den Kaufleuten las, und dann mit ihnen zu Schems Eddin ging, um ihm guten Morgen zu wünschen. Schems Eddin wartete lange in seinem Laden, aber Niemand kam zu ihm. Da ließ er den Aufseher Muhammed rufen und sagte ihm: „Warum versammelst du die Kaufleute nicht wie sonst?" Er antwortete: „Ich kann ihre Unzufriedenheit nicht von dir abwenden; sie sind übereingekommen, dich

abzusetzen, und wollen den Koran nicht mehr vor dir lehren, wegen dieses Knaben, der weder dein Sklave noch der deiner Gattin ist, und daher ein schlechtes Licht auf dich wirft." Schems Eddin schrie ihn an: „Schweig'! Gott verdammt jeden ungerechten Verdacht; der Junge ist mein Sohn, den ich aus Furcht vor dem bösen Auge in ein unterirdisches Gewölbe gesperrt; ich wollte ihn nicht eher herauslassen, bis er den Bart mit der Hand fassen konnte; aber seine Mutter bat mich, ihm einen Laden zu öffnen und ihn in meine Geschäfte einzuweihen." Als Muhammed dies hörte, holte er alle Kaufleute und las den Koran vor Schems Eddin und wünschte ihm und seinem Sohne noch viele glückliche Jahre. Dann sagten ihm die Kaufleute: „O Herr! selbst arme Leute, die einen Sohn bekommen oder eine Tochter, laden ihre Bekannten und Verwandten zu einer süßen Speise ein; hole nun das Versäumte nach, da doch das Daseyn deines Sohnes kein Geheimniß mehr ist." — „Nun," erwiderte Schems Eddin: „ich lade euch Alle auf morgen zu einem Mittagessen in meinem Garten ein."

Am folgenden Morgen schickte er Teppiche und allerlei Speisen in den Garten, ließ in zwei Gemächern des Gartenhauses Tische decken und sagte seinem Sohne: „Wenn alte Leute kommen, so empfange ich sie und führe sie in's innere Gemach, und die jungen Leute führst du an den andern Tisch im äußern Zimmer." Da fragte Ali: „Wozu diese Abtheilung? du hast doch sonst keinen besondern Tisch für junge Leute und ältere Männer?" — „Heute," antwortete Schems Eddin, „soll Jeder ungezwungen seyn, und ich weiß wohl, daß es Glattbartigen in Gegenwart von Männern nicht ganz wohl ist." Die Kaufleute stellten sich nach und nach ein, man aß und trank, belustigte sich, schlürfte Sorbette, ließ Räucherwerk aufsteigen, und die ältern Männer führten ein wissenschaftliches Gespräch. Unter diesen war ein Kaufmann, mit Namen Mahmud aus Balch, der in seinem Innern ein Feueranbeter war und nur zum Scheine sich für einen Muselmann ausgab. Sobald er Ali zu Gesicht bekam, gefiel er ihm so gut, daß er Schems Eddin um seinetwegen beneidete und auf allerlei Mittel trachtete, ihn in seine Gewalt zu bekommen. Während Ali sich einen Augenblick entfernte, ging er daher zu dessen jungen Freunden und sagte ihnen: „Wenn ihr Ali dahin stimmt, daß er mit mir reist, so gebe ich Jedem von euch ein Kleid von großem Werthe." Als Ali zurückkam, sagte einer der Jungen zu seinen Gefährten: „Wie so bist du zu deinem Vermögen gekommen?" Er antwortete: „Als ich das Mannesalter erreicht hatte, bat ich meinen Vater, mir ein Geschäft zu übergeben; da sagte er mir: ich habe nichts, doch entlehne Geld von einem meiner befreundeten Kaufleute und handle damit! Ich ging zu einem Kaufmann und entlehnte tausend Dinare bei ihm, kaufte Waaren dafür, brachte sie

nach Damaskus und verkaufte sie dort für das Doppelte. Für den Erlös kaufte ich wieder andere Waaren ein und verkaufte sie in Haleb (Aleppo) mit doppeltem Gewinn, und so fuhr ich fort zu handeln, bis ich zu einem Vermögen gelangte von etwa zehntausend Dinaren." Jeder Junge erzählte dann etwas Derartiges, bis die Reihe an Ali kam. Da fragten sie ihn: „Und du, Ali, was hast du getrieben?" Er antwortete: „Ich bin in einem Gewölbe erzogen worden, das ich erst diese Woche verließ, und bin noch nicht weiter als von unserm Hause in den Laden gekommen." Da sagten ihm die Jungen: „Du thust wohl daran, zu Hause zu bleiben, du kannst nicht reisen, das Reisen paßt nur für Männer. Zwar hat auch die Ruhe ohne vorangegangene Mühe keinen großen Werth, ohnehin können Kaufmannssöhne sich mit nichts rühmen als mit Reisen, die viel Gewinn bringen." Diese Worte machten auf Ali den gewünschten Eindruck; er verließ seine Gefährten mit traurigem Herzen und weinenden Augen,



bestieg sein Maulthier und ritt nach Hause zu seiner Mutter. Als diese ihn sehr verstimmt fand, fragte sie ihn, was ihm zugestoßen. Ali theilte seiner Mutter das

Gespräch der Kaufleute mit und erklärte ihr, er werde um keinen Preis länger müßig zu Hause bleiben.

Da sagte Ali's Mutter: „Mein Sohn, ich sehe wohl ein, daß du zu deiner Ausbildung reisen mußt, doch wohin willst du gehen?" — „Nach Bagdad, denn dort gewinnt man viel an hiesigen Waaren." — „Das sollst du, mein Sohn, und wenn dein Vater dir keine Waaren mitgeben will, so werde ich dafür sorgen." Ali drang darauf, sobald wie möglich abzureisen, und seine Mutter schickte sogleich nach Packern, öffnete ein Magazin und ließ ihm zehn Ballen Waaren zusammenpacken. Als Schems Eddin gegen Abend nach Hause kam und die Ballen umherliegen sah, fragte er seine Frau, woher diese kommen. Da erzählte sie ihm, was zwischen ihrem Sohne und den jungen Kaufleuten vorgefallen. Schems Eddin ließ Ali rufen und sagte ihm: „Du weißt nicht, was man in der Fremde zu dulden hat; die Alten haben schon gesagt: Hüte dich vor der Fremde, und entferne dich ohne Noth auch keine einzige Meile weit von deiner Heimath." Aber Ali sagte: „Wenn du mich nicht mit Waaren nach Bagdad reisen lässest, so ziehe ich meine Kleider aus und umhülle das Gewand eines Derwisch und streiche so im Lande umher." Als Schems Eddin sich überzeugte, daß sein Sohn auf seinem Vorhaben fest beharre, sagte er ihm: „Ich habe Waaren, die für jedes Land passen;" er zeigte ihm hierauf vierzig Ballen, auf welchen geschrieben stand: tausend Dinare Werth, und erlaubte ihm, sie noch zu den zehn Ballen seiner Mutter zu nehmen. Dann sagte er: „Reise in Gottes Namen, aber ich warne dich vor dem Löwenwalde, der sehr gefährlich ist, und vor dem Thale der Beni Kilab, wo viele Straßenräuber hausen;" aber Ali erwiderte: „Der Lebensunterhalt kömmt von Gott, und ist er mir bestimmt, so kann mir nichts zukommen." Ali ritt dann, von seinem Vater begleitet, über den Viehmarkt, da stieg ein Karavanenführer von seinem Maulthiere herunter, küßte Schems Eddin die Hand und sagte: „Bei Gott, du hast uns schon lange nichts zu thun gegeben." Schems Eddin antwortete: „Meine Zeit ist vorüber, ich gleiche dem Alten, von dem ein Dichter sagte:

> „Ein Alter ging gebeugt daher, und sein Bart reichte bis zu den Knien. Da fragte ich: Warum bist du so betrübt? Er antwortete, indem er seine Hände aufhob: Ich habe meine Jugend auf der Erde verloren und ich suche sie nun überall.

„Doch statt meiner macht jetzt mein Sohn eine Reise." Schems Eddin schloß einen Contract mit dem Karavanenführer, empfahl ihm seinen Sohn und schenkte ihm hundert Dinare für seine Kinder. Dann kaufte er sechzig Maulthiere nebst einer Lampe

und einem Teppich für den heiligen Abd Elkader und sagte zu seinem Sohne: „Ich verlasse dich nun bald, hier ist dein Vater statt meiner, gehorche ihm in Allem, was er dir sagt." Sie feierten dann in jener Nacht noch das Fest eines Heiligen; und am folgenden Morgen gab Schems Eddin seinem Sohne zehntausend Dinare und sagte ihm: „Wenn du bei deiner Ankunft in Bagdad die Waaren gut absetzen kannst, so thue es, wo nicht, so warte und lebe einstweilen von diesem Gelde." Die Maulthiere wurden dann beladen, man nahm von einander Abschied, und Ali verließ mit seinem Führer die Stadt. Mahmud aus Balch, der von Allem unterrichtet war, hatte sich aber auch reisefertig gemacht und zwei Zelte außerhalb der Stadt aufgeschlagen.

Mahmud trat aus seinem Zelte, als Ali vorüberritt, und lud ihn zum Abendessen ein, das er vorher hatte bereiten lassen, und am folgenden Tage setzten sie ihre Reise mit einander fort. Mahmud hatte vier Häuser, eins in Kahira, eins in Damaskus, eins in Haleb und eins in Bagdad. Als sie daher die Wüste durchzogen hatten, eilte Mahmud nach Damaskus voraus und schickte Ali seinen Sklaven entgegen, um ihn in seine Wohnung zu führen. Ali sagte: „Ich will meinen Führer Kemal Eddin fragen." Dieser ahnte aber nichts Gutes und rieth Ali, die Einladung nicht anzunehmen, und schon am folgenden Tage reisten sie miteinander nach Haleb.

Mit diesen Worten unterbrach Scheherfad ihre Erzählung; in der nächsten Nacht fuhr sie fort:





Vierhundert

und

sechsundsechzigste Nacht.

Mahmud, der vor ihnen in Haleb anlangte, ließ Ali wieder einladen, und Kemal Eddin rieth ihm abermals, nicht zu gehen. Ali ließ sich aber nicht abhalten, er umgürtete sein Schwert und ging zu Mahmud. Dieser kam ihm entgegen, grüßte ihn und ließ eine große Mahlzeit bereiten. Sie aßen und tranken und wuschen ihre Hände. Mahmud neigte sich dann über Ali her, um ihn zu küssen, und sagte ihm: „Ich liebe dich wie meinen Sohn, ich will dich zu einem großen Herrn machen, wenn du mit mir nach Balch gehst und nie mehr zu deinem Vater zurückkehrst." Aber Ali stand entrüstet auf, zog sein Schwert und sagte: „Wehe dir, du Greis! Gott erbarme sich des Dichters, der da gesagt hat:

„Bewahre dein Alter vor jedem Schandflecken, denn das Weiße (graues Haar) nimmt am leichtesten jeden Schmutz an.

„Sieh, bei Gott! ich hätte meine Waaren dir lieber für Silber, als Anderen für Gold verkauft, aber nun, Verworfener! werde ich nichts mehr mit dir zu thun haben."

Hierauf verließ ihn Ali, kehrte zu Kemal Eddin zurück und sagte ihm: „Mahmud ist ein lasterhafter Mann, ich werde nicht mehr mit ihm umgehen.“ Kemal Eddin erwiderte: „Habe ich dir nicht gerathen, von ihm zu bleiben? Doch, mein Sohn, wir dürfen uns jetzt nicht von ihm trennen, wir können uns hier an keine andere Karavane anschließen.“ Aber Ali bestand darauf, ihn sogleich zu verlassen, und reiste allein mit Kemal Eddin fort. Als sie in ein Thal in der Nähe von Bagdad kamen, da wollte Ali lagern. Kemal Eddin rieth ihm, schnell weiter zu ziehen, um die Stadt noch vor Thorschluß zu erreichen, denn sobald die Sonne unterging wurden damals die Thore Bagdads geschlossen und erst wieder mit Sonnenaufgang geöffnet, aus Furcht vor den Ketzern, die sie einnehmen und die wissenschaftlichen Werke in den Tigris werfen wollten. Ali sagte aber: „O mein Vater! ich bin nicht des Gewinns wegen mit diesen Waaren hierher gekommen, sondern um die Bewohner dieses Landes kennen zu lernen. Ich will lieber erst morgen früh in Bagdad einziehen, damit die Leute der Stadt auch meine Waaren sehen und mich kennen lernen.“ Kemal Eddin warnte ihn noch vor den umherstreichenden Beduinen, aber demungeachtet ließ Ali die Waaren von den Maulthieren abladen und Zelte aufschlagen. Als er aber um Mitternacht erwachte, sah er in der Ferne etwas glänzen; er fragte den Führer, was das wäre, dieser sah scharf hin und bemerkte ägyptische Waffen und arabische Schwerter; es war eine Horde Beduinen mit ihrem Anführer Scheich Adjlan, welcher immer näher kam, und bald hörte Ali, wie sie unter einander sagten: „O Nacht der Beute!“ Kemal Eddin, der zuerst um Hülfe schrie, wurde von Scheich Adjlan selbst an der Thüre des Zelts durchbohrt. Dem Wasserträger, welcher dann schrie: „Wehe euch, erbärmliches Gesindel!“ wurde ein Hieb auf die Schulter versetzt, der ihn zu Boden stürzte. Dann gingen die Beduinen herein und heraus und verschonten Niemanden von Ali's Leuten, luden die Waaren auf Ali's Maulthiere und gingen fort. Ali, der in einer Ecke des Zeltes lag, dachte: mein mit Gold durchwirktes Oberkleid könnte mich noch in Gefahr bringen; er zog es daher aus und wendete sich gegen die Thüre des Zeltes; da fand er einen See vom Blute der Erschlagenen, so daß er Mühe hatte, herauszuwaten.

Scheich Adjlan fragte dann die Beduinen, ob diese Karavane von Bagdad komme oder dahin zöge; und als man ihm antwortete, sie komme von Aegypten und gehe nach Bagdad, sagte er: „Kehrt noch einmal zu den Erschlagenen zurück, denn ich glaube, der Herr der Karavane, der doch dabei seyn muß, ist noch nicht todt.“ Die Beduinen kehrten zurück, und als sie Ali vor dem Zelte fanden, sagte ihm einer von ihnen: „Ah, du hast dich todt gestellt! aber nun sollst du mich nicht mehr täuschen.“

Er zog schon sein Schwert gegen Ali, da rief dieser den heiligen Abd Elkader an, und sogleich sah er, wie eine Hand das Schwert des Beduinen von ihm abwendete und auf Kemal Eddin hinlenkte, worauf der Beduine mit seinen Gesellen wie Raubvögel



mit ihrer Beute davoneilte. Als aber Ali fortlief, sah ihn einer der Beduinen, setzte ihm nach und rief ihm zu: „Deine Flucht nützt dir nichts; ich komme dir schon nach." Ali lief fort, bis er an einen Wasserbehälter kam; da rief er: „O Gütiger (Gott)! jetzt ist Zeit, mir deinen hohen Schutz angedeihen zu lassen;" er legte sich dann hin, und ein Scorpion stach den Beduinen, der ihn verfolgte, so daß er von seinem Pferde herunter fiel und seine Kameraden zu Hülfe rief. Als diese ihn fragten, was ihm widerfahren, erzählte er es ihnen; sie hoben ihn auf sein Pferd, gingen fort und ließen Ali auf den Stufen des Behälters liegen. Mahmud, der sich seinerseits auch bald nach Ali auf den Weg gemacht hatte, sah, als er in's Löwenthal kam, Ali's Leute todt und freute sich sehr darüber. Dann kam er an den Behälter, wo Ali lag, und da sein Maulthier durstig war, hielt er an, um es zu tränken; da sah er Ali's Bild im Wasser und erschrack; als er sich umsah, bemerkte er Ali, der auf dem Rande des Behälters eingeschlafen war. Mahmud fragte ihn, als er wieder erwachte: „Wer hat dich in diese traurige Lage versetzt?" Ali antwortete: „Die Beduinen." Da sagte Mahmud: „Betrübe dich nicht über den Verlust deiner Waaren, freue dich, mit heiler

Haut davon gekommen zu seyn." Ali stand dann auf und ritt mit Mahmud in sein Haus nach Bagdad. Mahmud ließ Ali in's Bad führen und sagte ihm: „Dein Geld und deine Waaren haben dein Leben gerettet; wenn du mir gehorchst, so gebe ich dir noch einmal so viel." Er führte ihn dann in ein königlich ausgestattetes Gemach und ließ einen Tisch bringen, mit den köstlichsten Speisen und Getränken beladen. Als aber Mahmud mit den schönsten Versprechungen sein früheres Anerbieten wiederholte, sagte Ali: „Lebst du noch immer in deinem Wahne? Das kann nie seyn; nimm dein Maulthier und deine Kleider wieder und öffne mir die Thüre, daß ich gehe." Als Mahmud ihm öffnete, ging er wieder halb nackt fort, so daß alle Hunde hinter ihm her bellten. Da er die Thüre einer Moschee offen fand, ging er hinein und sah zwei Sklaven mit zwei Laternen vor zwei Herren hergehen, deren einer ein schöner Greis und der andere ein junger Mann war; dieser sagte zu jenem: „Ich beschwöre dich bei Gott, mein Onkel, gib mir meine Base wieder." Der Alte erwiderte: „Ich habe dich oft genug gewarnt, und doch hast du dich von ihr scheiden lassen." Als sich hierauf der Alte umsah und einen jungen Mann hinter sich erblickte, grüßte er ihn und Ali erwiderte seinen Gruß.

Der Alte sagte dann zu Ali: „Wer bist du, Jüngling, und was thust du zu dieser Stunde hier?" — „Ich bin Ali, der Sohn Schems Eddins aus Kahira; ich bat meinen Vater, mich reisen zu lassen und mir Waaren mitzugeben, und er gab mir fünfzig Ballen Waaren und zehntausend Dinare. Hiermit reiste ich bis in den Löwenwald, da kamen Beduinen und nahmen mir Alles weg; ich kam nun in diese Stadt, und wußte nicht, wo ich übernachten sollte, drum trat ich in diese offene Moschee." Der Alte sagte ihm: „Mein Sohn! was sagst du dazu, wenn ich dir ein Kleid für tausend Dinare, ein Maulthier für tausend Dinare und noch tausend Dinare Geld schenke?" Ali versetzte: „Und welchen Dienst forderst du für diese große Gabe?" — „Höre mich," antwortete der Alte: „Dieser Mann, der hier bei mir ist, ist mein Neffe; er ist das Ebenbild seines Vaters, weßhalb ich ihn wie meinen Sohn liebe und ihm meine Tochter Subeida, welche sehr schön und liebenswürdig ist, zur Frau gab, obschon sie ihn gar nicht liebte. Nun ließ er sich aber schon dreimal von ihr scheiden und doch schickt er wieder alle Leute an, um mich zu bewegen, sie ihm wieder zu geben. Ich sagte ihm aber: Dies darf nur auf gesetzlichem Wege geschehen; ich will zuerst sie einem Fremden geben, damit dir Niemand etwas vorzuwerfen habe.[1] Da du nun hier fremd bist,

[1] Nach den muselmännischen Gesetzen darf ein Mann sich dreimal von seiner Frau scheiden lassen und sie wieder nehmen, aber hernach darf er sie nicht eher wieder heirathen, bis sie inzwischen einen andern Mann gehabt hat.

so will ich dich mit nach Hause nehmen und den Ehecontract mit meiner Tochter schreiben lassen; du kannst diese Nacht ihr Gatte bleiben, mußt dich aber morgen von ihr scheiden lassen, und ich gebe dir, was ich dir versprochen." Ali dachte: Bei Gott, besser in einem Hause auf einem Brautbette schlafen, als hier in dieser Moschee oder auf der Straße; er ging daher mit dem Alten und seinem Neffen zum Kadi. Als der Kadi fragte, was sie wollten, sagte der Alte: „Ich will meine Tochter diesem Manne als rechtmäßige Frau geben, jedoch mit der Bedingung, daß er zehntausend Dinare als Morgengabe verspreche; läßt er sich aber nach der ersten Nacht von ihr scheiden, so gebe ich ihm ein Kleid für tausend Dinare, ein Maulthier für tausend Dinare und tausend Dinare Geld." Als der Contract unter diesen Bedingungen geschlossen war, steckte ihn der Alte zu sich und ging mit Ali in sein Haus, wo er ihm ein schönes Kleid reichen ließ. Während Ali mit seiner Toilette beschäftigt war, ging der Alte zu seiner Tochter und sagte ihr: „Nimm hier den Ehecontract, den ich für dich mit einem schönen Jüngling, der Ali heißt, geschlossen."

Da bemerkte Schehersad den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht erzählte sie weiter:





Vierhundert

und

siebenundsechzigste Nacht.

Der Neffe, welcher fürchtete, daß, wenn Subeida den schönen Ali sähe, sie ihn noch weniger als vorher lieben würde, sagte zu seiner Wirthschafterin, die oft zu Subeida kam und der er schon viel Gutes erwiesen hatte: „O meine Mutter! wenn dir meine Wiedervereinigung mit Subeida, von der mein ganzes Lebensglück abhängt, nicht gleichgültig ist, so erdenke eine List, um den jungen Gatten von ihr fern zu halten.“ — „Bei dem Leben deiner Jugend,“ rief die Wirthschafterin, „er darf ihr nicht nahe kommen!“ Sie begab sich sogleich zu Ali und sagte ihm: „Mein Sohn! du bist so hübsch und so jung, daß ich es für eine Sünde hielt, wenn ich dich nicht vor der Frau warnte, die du heute Nacht deine Gattin nennst; sie ist sehr kränklich und ihr Körper ist voll ekelhafter Geschwüre, darum rathe ich dir, so fern als möglich von ihr zu bleiben.“ Sie ging dann zu Subeida und sagte ihr dasselbe von Ali, worauf Subeida antwortete: „Ich mag diesen Mann nicht, er soll nur für sich bleiben und morgen weiter gehen.“ Hierauf rief die Wirthschafterin eine Sklavin und ließ Ali den Speisetisch vorsetzen. Als er mit der Mahlzeit zu Ende war, las er mit einer wohlklingenden Stimme eine Sura aus dem Koran. Subeida hörte ihm im Nebenzimmer zu und fand seine Stimme so stark und lieblich, daß sie bei sich selbst dachte: Gott verdamme die Alte, die mir diesen Mann als elend und aussätzig

schilderte; es ist gewiß eine Lüge, ein kränklicher Mensch singt nicht so schön. Sie ergriff dann eine indische Laute und sang mit einer Stimme, die den Vogel in der Luft aufhielt:

„Ich liebe einen Jüngling mit großen schmachtenden Augen; die Zweige des Ban träumen von ihm, wenn er geht, doch er verschmäht mich und beglückt Andere mit seiner Nähe."

Als Ali diese Verse hörte, sang er folgende:

„Meinen Gruß der in Seide gekleideten, den Rosen, die in den Gärten ihrer Wangen blühen."

Subeida, bei der diese Worte noch mehr Liebe erweckten, trat hierauf aus ihrem Gemache hervor und wollte sich Ali nähern. Aber dieser rief ihr zu: „Bleib' fern



von mir, daß du mich nicht ansteckst!" Da entblößte sie einen Arm so weiß wie Silber und sagte: „Entferne du dich, du bist aussätzig und kannst mich anstecken." — „Wer

hat dir gesagt, daß ich aussätzig sey?" — „Die Alte." — „Nun, mir hat sie auch gesagt, du wärest aussätzig." Ali zeigte ihr dann auch zwei Arme wie das weiße Silber, umarmte sie und brachte eine Nacht voller Liebesfreude bei ihr zu. Als der Morgen heranbrach, sagte Ali: „Wehe mir! nun nimmt der Rabe der Trennung alle Freude weg, ich darf nun nimmer länger bei dir verweilen, denn ich habe deinem Vater zehntausend Dinare als Morgengabe versprochen, und wenn ich sie nicht bringe wird man mich einsperren; ich habe aber keinen halben Heller im Vermögen, woher soll ich zehntausend Dinare nehmen?" Da sagte Subeida: „Es wird schon gehen, fürchte nichts! nimm einmal diese hundert Dinare, wenn ich mehr hätte, so würde ich dir mehr geben; aber mein Vater hat aus Liebe zu seinem Neffen mir Alles weggenommen, bis auf meinen Schmuck, und hat es ihm gegeben.

„Wenn nun heute," fuhr Subeida fort, „der Gerichtsdiener kömmt und dir im Namen des Kadi befiehlt, mir einen Scheidebrief zu geben, so frage sie: nach welcher Schule muß man seine Frau am Morgen nach der Hochzeit verstoßen? Dann machst du dem Kadi ein Geschenk von zehn Dinaren und küssest ihm die Hand, und beschenkst auch die Gerichtsassessoren. Wenn sie dich dann fragen, warum läßt du dich nicht scheiden und nimmst tausend Dinare, ein Maulthier und ein Kleid, so wie es bedungen worden? so antworte: Mir ist jedes Haar meiner Gattin tausend Dinare werth, ich werde mich nie von ihr scheiden lassen und nichts annehmen." Während sie so mit einander sprachen, klopfte ein Gerichtsdiener an die Thüre und sagte: „Mein Herr läßt dich zur Ehescheidung rufen." Ali schenkte ihm fünf Dinare und sagte: „Seit wann heirathet man Abends und läßt sich Morgens wieder scheiden?" — „Du hast Recht," sagte der Diener, „und wenn du das Gesetz nicht kennst, will ich dich vertheidigen." Als sie dann mit einander auf den Gerichtshof kamen, da sagte der Kadi zu Ali: „Bezahle die Morgengabe, die du schuldig bist." Er antwortete: „Gewähre mir die gesetzliche Frist." Der Kadi sagte: „Diese ist drei Tage." — „Das ist nicht genug," versetzte Ali: „gestatte mir zehn Tage." — „Du sollst sie haben," erwiderte der Kadi, „aber dann mußt du entweder die Morgengabe bezahlen oder deine Frau entlassen."

Ali ging hierauf weg, kaufte Fleisch, Reis und Schmalz und was er sonst brauchte, ging zu Subeida und erzählte ihr, was vorgefallen. Subeida sagte ihm: „Zwischen heute und morgen können Wunder vorfallen; wie ein Dichter gesagt:

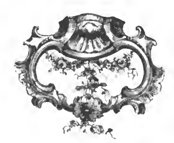
„Die Nächte gleichen schwangern Frauen, die zu jeder Zeit Wunder gebären können."

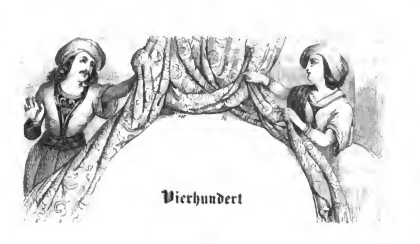
Sie bereitete dann die Speisen zu und richtete den Tisch her. Als sie gegessen und getrunken hatten, sagte Ali: „Steh jetzt auf und laß mich eine schöne Arie hören." Subeida nahm die Laute und brachte Töne hervor, die Felsen entzückten; während sie so wunderschön spielte und sang, wurde auf einmal an die Thüre geklopft. Ali ging an die Thüre und fand vier als Derwische gekleidete Männer, welche ihm sagten: „Wir sind hier fremd und möchten diese Nacht bei dir ausruhen und morgen wieder gehen; Gott wird dich dafür belohnen; wir hören gern singen und Jeder von uns weiß viele Kasidetten und Lieder auswendig." Ali öffnete mit Subeida's Einwilligung die Thüre, hieß die Fremden sitzen und nahm sie gut auf. Nach einer Weile sagten sie ihm: „Mein Herr! wir wollen nicht dem Morgen gleichen, der manches nächtliche Vergnügen stört; wir haben hier singen hören und nun hat der Gesang aufgehört; ist die Sängerin wohl eine weiße oder eine schwarze Sklavin, oder ein Mädchen von guter Familie?" Ali antwortete: „Sie ist meine Gattin," und erzählte ihnen hierauf, wie es ihm mit ihr gegangen und wie er seinem Schwiegervater zehntausend Dinare versprechen mußte, die er in zehn Tagen zahlen sollte. Da sagte ihm einer der Derwische: „Gräme dich nicht und sey nur frohen Muths, ich bin der Oberste eines Stifts und gebiete über vierzig Derwische; ich will dir schon zehntausend Dinare zusammenbringen, daß du die Morgengabe bezahlen kannst. Doch laß deine Gattin noch etwas spielen, denn Musik ist dem Einen wie ein Mittagessen, dem Andern wie eine Arznei und dem Dritten wie ein Fächer." Diese vier Männer waren der Chalif Harun Arraschid, sein Vizier Djafar, der Dichter Abu Nawas und Masrur, das Schwert der Rache. Der Chalif hatte nämlich, als er nicht schlafen konnte, zu seinem Vizier gesagt: „Wir wollen ein wenig in der Stadt herumgehen, denn meine Brust ist beklommen;" sie hatten sich daher als Derwische verkleidet und waren an diesem Hause vorübergekommen, wo sie die Musik hörten, und beschlossen, die Nacht hier zuzubringen. Des Morgens legte der Chalif, ehe er wegging, hundert Dinare unter den Teppich. Als die Frau den Teppich aufhob und die hundert Dinare fand, gab sie sie ihrem Gatten und sagte ihm: „Nimm dies Geld, das die Derwische, ohne daß ich es merkte, unter den Teppich gelegt." Ali nahm es und kaufte Fleisch, Reis und Schmalz und was er sonst brauchte, zündete Wachslichter an und sagte zu Subeida: „Die Derwische haben noch nichts von den zehntausend Dinaren gebracht, das sind aufgeblasene prahlerische Menschen." Auf einmal wurde an die Thüre geklopft. Ali ging hinunter und öffnete, führte die vier Gäste wieder herauf und fragte sie, ob sie die zehntausend Dinare gebracht haben. Sie antworteten: „Noch war es nicht möglich, doch sey unbesorgt, morgen werden

wir unsere chemischen Zubereitungen beginnen; laß uns jetzt wieder eine Arie hören, denn wir sind große Musikfreunde." Subeida spielte etwas auf der Laute, daß Steine dabei hätten tanzen mögen, und auch diese Nacht verging wieder bei Gesang, Musik und muntern Gesprächen. Als das Morgenlicht heranbrach, legte der Chalif wieder hundert Dinare unter den Teppich und ging mit seinen Leuten fort. So kam er neun Nächte hintereinander wieder und legte jedesmal hundert Dinare unter den Teppich.

In der zehnten Nacht kam der Chalif nicht. Am folgenden Morgen schickte er aber zu dem Aufseher der Kaufleute und ließ sich fünfzig Ballen ägyptische Waaren bringen, jeden für tausend Dinare; dann ließ er einen seiner Sklaven rufen, gab ihm ein Kleid, zwei goldene Waschbecken und einen Brief und sagte ihm: „Nimm dies Alles, bringe es Ali Eddin, und gib dich für den Sklaven seines Vaters aus." Subeida's Vetter war schon zu ihrem Vater gegangen und hatte ihm gesagt: „Geh jetzt zu Ali, um deine Tochter von ihm scheiden zu lassen." Auf seinem Wege sah der Alte fünfzig Maulthiere mit Waaren beladen und einen Sklaven, der auf einem Maulthiere ritt. Da fragte er ihn: „Wem gehören diese Waaren?" Er antwortete: „Meinem Herrn Ali; sein Vater hat ihn mit Waaren hergeschickt, die ihm die Beduinen geraubt haben, drum schickt er ihm jetzt andre Waaren nebst einem Maulthiere mit fünfzigtausend Dinaren beladen, und einem Päckchen, worin ein kostbares Kleid und zwei goldne Waschbecken." Da sagte Subeida's Vater: „Ali ist mein Verwandter, ich will euch sein Haus zeigen."

Schehersad schwieg, da der Tag nahe war; in der nächsten Nacht erzählte sie also weiter:





Vierhundert

und

achtundsechzigste Nacht.

Ali saß eben höchst betrübt in seinem Hause, und als an die Thüre geklopft wurde, sagte er zu Subeida: „Gewiß hat dein Vater dem Richter oder der Polizei geschrieben." Er öffnete die Thüre und sah seinen Schwiegervater und ein Maulthier, auf dem ein schöner brauner Sklave saß. Als dieser abstieg und Ali die Hand küßte, fragte er: „Wer bist du?" Er antwortete: „Ich bin der Sklave meines Herrn Schems Eddin, Oberaufsehers der Kaufleute in Kahira; er schickt mich mit diesem Briefe zu dir." Ali öffnete den Brief, welcher folgende Zeilen enthielt: „Nach dem herzlichsten Gruß und Glückwunsche von Schems Eddin an meinen Sohn Ali Eddin; wisse, mein Sohn, ich habe gehört, daß deine Leute getödtet und dein Gut geplündert worden, ich schicke dir daher andere fünfzig Ballen und ein Maulthier, ein schönes Kleid und ein goldnes Waschbecken; sey nur ganz beruhigt, betrachte das verlorene Gut als ein Lösegeld für deine Person und gräme dich nicht weiter darüber. Deine Mutter und alle Hausgenossen sind wohl und grüßen dich vielmal. Ich habe auch vernommen, mein Sohn, daß man dich mit der Frau Subeida verheirathet und dir zehntausend Dinare als Morgengabe auferlegt hat; du erhältst daher durch den Sklaven Selim

fünfzigtausend Dinare, bezahle die Morgengabe davon und lebe vom Uebrigen!" Ali wendete sich, als er den Brief gelesen hatte, zu seinem Schwiegervater und sagte ihm: „Mein Herr, hier sind zehntausend Dinare als Morgengabe deiner Tochter, und wenn du willst, so nimm auch die Waaren, die mir mein Vater schickt, und handle damit." Bald darauf kam der Neffe und sagte zu seinem Onkel: „Nun, wird Ali seiner Frau bald den Scheidebrief geben?" Der Alte antwortete: „Daran ist nicht mehr zu denken: er hat das Recht in seiner Hand, denn schon hat er die Morgengabe bezahlt." Der junge Mann ging betrübt nach Hause, ward krank und starb. Ali kaufte, nachdem die Waaren untergebracht waren, allerlei Speisen und Wachslichter und ordnete wieder Alles, wie in den frühern Nächten. Er sagte dann zu Subeida: „Siehst du diese Lügner von Derwischen, die haben ihr Versprechen nicht gehalten." Sie antwortete: „Du bist der Sohn des Oberaufsehers der Kaufleute und hattest doch keinen halben Heller in deiner Hand, was kannst du von diesen Derwischen verlangen? Doch was liegt daran, Gott hat gemacht, daß wir ihrer nun nicht mehr bedürfen; übrigens haben sie uns doch Glück gebracht und jeden Abend hundert Dinare unter den Teppich gelegt." Als des Nachts die Lichter angezündet waren, sagte Ali zu Subeida: „Komm, spiele wieder etwas auf der Laute." Kaum begann sie zu spielen, da ward an die Thüre geklopft und die Derwische traten herein. Ali rief ihnen lächelnd zu: „Willkommen, ihr Lügner, nehmet Platz!" Sie setzten sich und drückten ihr Bedauern darüber aus, daß sie das versprochene Geld nicht herbeischaffen konnten, betheuerten ihre Theilnahme an seiner Lage und fragten ihn, wie es ihm denn mit seinem Schwiegervater gegangen?

Ali erzählte den Leuten, was er von seinem Vater aus Kahira durch den Sklaven Selim erhalten, wie dadurch zwischen ihm und seinem Schwiegervater Friede geworden, und wie er nun im unangefochtenen Besitze seiner geliebten Gattin bleibe. Während aber der Chalif hinausging, um auf der Terrasse frische Luft zu schöpfen, neigte sich Djafar zu Ali hin und sagte ihm: „Betrage dich nur mit Anstand: der Mann, der eben hinausgegangen, ist der Chalif, der Fürst der Gläubigen, ich bin Djafar, und hier ist Masrur, das Schwert der Rache, und der Dichter Abu Nawas. Nimm nur deinen Verstand zusammen und bedenke einmal, wie weit von Bagdad nach Kahira ist; hat man nicht fünfundvierzig Tage daran zu reisen? Du aber hast deine Waaren erst vor zehn Tagen verloren, wie konnte dein Vater in dieser kurzen Zeit Nachricht davon haben, neue Waaren packen und sie wieder herschicken?" — „Du hast Recht," sagte Ali; „aber, mein Herr! woher kamen sie denn?" — „Von wem sonst, als vom Chalifen," antwortete Djafar. Bei diesen Worten kam der Chalif wieder

in's Zimmer; Ali stand auf, küßte ihm die Hand und sagte: „Gott erhalte dich lange, o Fürst der Gläubigen! und entziehe mir nie deine Gnade und dein Wohlwollen.“ Der Chalif bat dann Subeida, wieder etwas zu spielen. Subeida nahm die Laute und spielte so schön und mit so vielem Ausdruck, daß, wer sie hörte, von ihr entzückt war.

Am folgenden Morgen ließ der Chalif Ali auf den Divan rufen. Ali ging zum Chalifen, der auf seinem Throne im Divan saß, und sprach folgende Verse:

„Jeden Morgen begrüße dich neues Glück, o Hochverehrter! Mögen alle deine Tage weiß und die deiner Feinde schwarz seyn.“

Der Chalif bewillkommte Ali, ließ einen Kaftan bringen, den er ihm als Ehrenkleid schenkte, ernannte ihn zum Oberaufseher der Kaufleute und wies ihm einen



Platz im Staatsrathe an. Ali's Schwiegervater, der in einem ähnlichen Kaftan dasaß, wurde entlassen und sagte, seinen Platz Ali einräumend, zum Chalifen: „Du bist Herr, du kannst geben und nehmen, Gott lenke es zum Besten! Wie mancher Junge ist

herangewachsen, dem die Alten die Hand küssen!" Der Chalif schrieb dann einen Firman für Ali und schickte ihn dem Polizeiobersten; dieser gab ihn dem Ausrufer, der ihn bekannt machte. Er lautete: „Niemand anders, als Ali, ist Oberaufseher der Kaufleute: sein Wort werde gehört und befolgt, und ihm selbst erweise man Achtung und Ehrfurcht!" Am folgenden Morgen miethete Ali einen Laden und ließ durch einen Sklaven seine Waaren verkaufen, er selbst aber ritt nach dem Divan.

Da kam Jemand zum Chalifen und sagte: „Du mögest leben für deinen Kammerherrn, der zu Gottes Barmherzigkeit übergegangen ist!" Der Chalif fragte: „Wo ist Ali?" Ali, der eben in den Divan trat, näherte sich dem Chalifen, und dieser bekleidete ihn wieder mit einem Kaftan, ernannte ihn zu seinem Gesellschafter und setzte ihm einen Gehalt von tausend Dinaren fest. Nachdem Ali einige Zeit den Dienst eines Kammerherrn beim Chalifen versehen hatte, kam eines Tages ein Emir, mit einem Schwerte in der Hand, in den Divan und sagte: „O Fürst der Gläubigen! du mögest leben für den Obersten der Sechzig, denn der ist todt." Der Chalif sagte: „Gebt Ali einen Ehrenkaftan, er werde Oberst der Sechzig, und da der Verstorbene weder Kinder noch Frau hinterlassen hat, so schenke ich ihm auch Alles, was er besessen." Als hierauf der Divan aufgehoben ward, ritt Ali in Begleitung des Obersten der Leibwache des Chalifen, mit vierzig Soldaten, die jedes Mal dem Obersten der Sechzig als Ehrenwache beigegeben wurden, nach Hause. Eines Tages, als Ali vom Divan nach Hause ritt und der Oberste mit seinen Wachen ihn verließ, ging er in das Gemach seiner Frau; sie stand, wie gewöhnlich, auf, um ein Licht anzuzünden. Als sie aber draußen war, hörte Ali, welcher sitzen blieb, auf einmal ein lautes Geschrei; er lief schnell in die Küche, um zu sehen, wer so geschrien, und siehe da, es war Subeida, die er leblos auf dem Boden fand. Da Ali's Haus dem seines Schwiegervaters gegenüber war, rief er ihm zu: „Du mögest leben für deine Tochter Subeida!" Der Alte kam herüber und weinte mit Ali; dann sagte er: „Mein Sohn! die Ehre, die man dem Todten noch erweisen kann, ist die, ihn würdig zu beerdigen." Sie wählten dann eine Grabstätte und versuchten vergebens, einander gegenseitig zu trösten. Ali zog Trauerkleider an, blieb aus dem Divan und weinte und seufzte immerfort. Da sagte der Chalif zu Djafar: „Warum kommt Ali nicht mehr in den Divan?" Djafar antwortete: „O König der Zeit! er gibt sich ganz der Trauer über den Verlust seiner Gattin hin." Da sagte der Chalif: „Laß uns heimlich zu ihm gehen, um zu sehen, wie er sich befindet." Als Ali den Chalifen kommen sah, stand er auf, ging ihm entgegen und küßte ihm die Hände. Der Chalif sagte ihm: „Mein Herz ist mit dir, o Ali, warum kommst du nicht mehr in den Divan? warum

gibst du dich so der Trauer über deine Gattin hin? Fasse einmal den Gedanken, daß sie zu Gottes Barmherzigkeit übergegangen und daß dafür nichts mehr zu thun ist." Ali versetzte: „O König der Zeit! ich werde bis zu meinem Tode sie nicht vergessen und will auch einst ihr Grab theilen." Der König bat ihn dann, nicht länger aus dem Divan zu bleiben. Am folgenden Morgen ritt daher Ali wieder aus, begab sich zu dem Chalifen und verbeugte sich vor ihm. Der Chalif erhob sich vom Throne, um ihn zu bewillkommnen, und wies ihm wieder seinen frühern Platz an. Nach der Sitzung sagte ihm der Chalif: „Ali, du bist diesen Abend mein Gast." Der Chalif ging dann in sein Harem, rief seine Sklavin Kut Alkulub und sagte ihr: „Ali hatte eine Gattin, welche ihm allen Kummer verscheuchte, die ist nun todt, ich wünsche daher, daß du ihm etwas auf der Laute vorspielest, um ihn zu erheitern."

Als Ali des Abends in's Schloß kam und Kut Alkulub ihm vorspielte, fragte ihn der Chalif, was er von diesem Spiele halte? Ali antwortete: „Das Spiel Subeida's sey ergreifender gewesen." Da sagte der Chalif: „Diese Sklavin hat dir aber doch auch gefallen?" — „Ihr Spiel ist sehr angenehm," antwortete Ali. Nun versetzte der Chalif: „Bei dem Leben meines Hauptes und dem Grabe meiner Ahnen, du mußt sie mit allen ihren Dienerinnen von mir als Geschenk annehmen." Ali glaubte, der Chalif scherze nur mit ihm, aber am folgenden Morgen ging der Chalif zu Kut Alkulub und sagte ihr: „Ich habe dich und alle deine Dienerinnen Ali geschenkt;" Kut Alkulub freute sich sehr darüber, denn sie hatte Ali gesehen und liebte ihn.

Bei diesen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht fuhr sie also fort:





Vierhundert und neunundsechzigste Nacht.

Der Chalif ging dann vom Serai in den Divan, rief zwei Diener und sagte ihnen: „Nehmet Kut Alkulub und ihre Dienerinnen mit Allem, was ihr gehört, und tragt sie in einer Sänfte in Ali's Haus!" Als Kut Alkulub in Ali's Haus war, sagte sie ihren zwei Kammerfrauen: „Eine von euch setze sich auf das Sopha zur Rechten der Thüre und Eine zur Linken, und wenn Ali kommt, so küßt ihm die Hand und sagt ihm: Unsre Herrin Kut Alkulub wünscht dich bei sich zu sehen, denn der Chalif hat sie dir mit allen ihren Dienerinnen geschenkt." Als Ali diese Damen aus dem Schlosse des Chalifen sah, war er sehr erstaunt und dachte: Ist das nicht mein Haus? was gibt's wohl da? Die Damen küßten ihm die Hände und sagten: „Wir sind Kammerfrauen des Chalifen und wiederholen, daß der Chalif dir Kut Alkulub geschenkt hat, die dich nun bittet, zu ihr zu kommen." Ali antwortete: „Sagt ihr, sie sey willkommen, doch werde ich nie ihre Wohnung betreten, so lange sie darin ist, denn was dem Herrn ziemt, gehört dem Diener nicht. Sagt ihr auch, daß sie von mir dasselbe Monatgeld haben soll, das sie vom Chalifen erhalten." Eines Tages blieb Ali wieder vom Divan weg, da sagte der Chalif zu Djafar: „Ich habe Ali, um

ihn zu trösten, Kut Alkulub geschenkt, warum bleibt er jetzt vom Divan weg?" Djafar antwortete: „O Fürst der Gläubigen! mit Recht sagt man: Wer eine Geliebte wieder findet, vergißt seine Freunde." Der Chalif ging mit seinem Vizier wieder zu Ali, dieser stand auf und küßte dem Chalifen die Hand. Als der Chalif Ali noch sehr traurig fand, fragte er ihn: „Was bedeutet diese Trauer? hat dir Kut Alkulub keinen Trost gewährt?" Ali antwortete: „Was dem Herrn gehört, ziemt dem Diener nicht; darum bin ich nicht in ihr Gemach gegangen und weiß gar nichts von ihr."

Der Chalif ging erstaunt zu Kut Alkulub, und nachdem er sich von der Wahrheit der Aussage Ali's überzeugt hatte, ließ er sie wieder in den Serai bringen und kehrte, Ali's Zartgefühl bewundernd, in's Schloß zurück. Am folgenden Morgen begab sich Ali wieder in den Divan und nahm seinen Platz als Sultan der Sechzig ein; da befahl der Chalif seinem Schatzmeister, dem Vizier zehntausend Dinare zu geben, und befahl diesem, auf den Sklavenmarkt zu gehen, um Ali eine Sklavin für zehntausend Dinare zu kaufen. Der Vizier gehorchte und ging mit Ali auf den Markt, wo gerade, so wollte es die göttliche Fügung, auch der Emir Chaled, der Polizeioberste, eine Sklavin suchte; dieser hatte nämlich eine Frau, welche Chatun hieß, und einen sehr häßlichen Sohn, mit Namen Habsalam; Letzterer war schon zwanzig Jahre alt und konnte noch nicht auf einem Pferde reiten. Indessen wünschte doch Chatun sehr, ihrem Sohne eine Frau zu geben; da er aber so häßlich war, daß ihn keine Jungfrau und keine Wittwe heirathen wollte, sagte sie zu ihrem Gatten: „Wir wollen für Habsalam eine Sklavin kaufen." Als Djafar und Ali auf den Sklavenmarkt kamen und eine sehr schöne und wohlgewachsene Sklavin an der Hand eines Maklers sahen, sagte diesem der Vizier: „Rufe sie einmal für tausend Dinare aus." Der Makler kam dann vor Chaled damit vorüber, und Habsalam fand sie so reizend, daß er seinen Vater bat, sie ihm zu kaufen. Chaled fragte die Sklavin, wie sie heiße, und sie antwortete: „Mein Name ist Jasmin." Chaled sagte zu seinem Sohne: „Da sie dir so gut gefällt, so gebe ich tausend und ein Dinar." Als der Makler wieder zu Djafar kam, bot dieser zweitausend, und so oft Habsalam einen Dinar mehr bot, stieg Djafar um tausend Dinare. Dies betrübte Habsalam sehr; er fragte den Makler: „Wer überbietet mich so?" Der Makler antwortete: „Der Vizier Djafar, der sie für Ali kauft." Als endlich Djafar zehntausend Dinare bot, schlug sie ihr Herr los und nahm das Geld. Ali führte Jasmin in sein Haus und sagte ihr: „Ich schenke dir deine Freiheit im Angesichte Gottes;" schrieb dann einen Ehe-Contract und heirathete sie als ein freies Mädchen. Habsalam aber ging sehr bestürzt und liebeskrank nach Hause,

warf sich auf's Bett und wollte nichts genießen. Seine Mutter Chatun besuchte ihn und fragte, was ihn so krank mache? Er antwortete: „Kaufe mir Jasmin!" — „Recht gerne," rief Chatun, „sobald deren vorüberkommen, kaufe ich dir." Da sagte Habsalam: „Ich meine nicht Jasmin zum Riechen, sondern eine Sklavin, welche so heißt." Chatun ging zu ihrem Gatten und sagte ihm: „Warum hast du meinem Sohne die Sklavin Jasmin nicht gekauft?" Er antwortete: „Was dem Herrn gebührt, ziemt dem Diener nicht; es stand nicht in meiner Gewalt, sie zu kaufen, denn Djafar hat sie für Ali, den Sultan der Sechzig, gekauft." Habsalams Uebel ward immer bedenklicher; er nahm keine Nahrung an und seine Mutter war so verzweifelt, daß sie schon eine Trauerbinde umwand, als die Mutter des Diebs Achmed sie besuchte. Dieser Achmed war ein so gewandter Dieb, daß er Einem den Kohl aus den Augen zu stehlen verstand; er ward aber einst doch auf einem Diebstahle ertappt und vom Polizeiobersten vor den Chalifen geführt, der ihn zum Tode verurtheilte. Der Vizier Djafar bat aber um Gnade für ihn, und als der Chalif, der Djafars Fürbitte nie verwarf, ihm entgegnete: „Soll ich das Verderben über die Muselmänner loslassen?" antwortete er: „Sperre ihn ein; denn wer das erste Gefängniß gebaut hat, war ein kluger Mann, es ist das Grab der Lebendigen und die Freude der Feinde." Achmed wurde eingekerkert und gefesselt und man schrieb auf seine Ketten: „Bis zum Tode verurtheilt, nicht zu entfesseln, bis er auf die Waschbank kommt." [1] Achmed gab indessen nicht alle Hoffnung auf seine Befreiung auf; er bat seine Mutter, welche ihm zu essen und zu trinken brachte und eine alte Bekannte der Frau des Emirs Chaled war, sich an diese zu wenden, um durch die Vermittlung ihres Gatten vom Chalifen begnadigt zu werden.

Als daher die Alte Chatun mit einer Trauerbinde fand und von ihr Habsalams Krankheit und dessen unglückliche Liebesgeschichte vernahm, sagte sie: „Wie wäre es, wenn ich deinem Sohne seine Gesundheit wiedergäbe?" — „Wie vermagst du das?" — „Ich habe einen Sohn, er heißt Achmed der Dieb und ist zu ewiger Gefängnißstrafe verurtheilt. Ziehe nun deine schönsten Kleider an und deinen kostbarsten Schmuck und geh' deinem Gatten mit heiterm Gesichte entgegen; wenn er dann dich umarmen will, so erlaube es ihm nicht, sondern sage: Bei Gott, schön, wenn der Mann etwas von seiner Frau will, so dringt er in sie, bis sie es ihm gewährt, will aber die Frau etwas, so wird es ihr abgeschlagen. Wenn er dich dann fragt, welche Angelegenheit dir am Herzen liege? so antworte: Ich sage dir's nicht, bis du mir die Erfüllung meines Wunsches zuschwörst; wenn er dir dann bei seinem Haupte oder bei

[1] Nach dem Tode gewaschen wird.

Gott schwören will, so sage nur, er soll bei seiner Scheidung von dir schwören; thut er dies, so sage ihm: Du hast im Gefängnisse einen Hauptmann, mit Namen Achmed, der hat eine arme Mutter, die mich gebeten hat, du möchtest ihn doch loslassen und dem Chalifen vorstellen, damit er Buße thue. Ist einmal ihr Sohn frei, dann soll der unsrige nicht mehr lange nach seiner Sklavin schmachten."

Als der Polizeioberste zu seiner Gattin kam, befolgte sie den Rath der Alten, und am folgenden Morgen ging er in's Gefängniß zu Achmed und fragte ihn: ob er Buße thun wolle? Achmed antwortete: „Ich kehre zu Gott zurück und flehe ihn im Herzen um Vergebung an." Chaled führte ihn gefesselt mit sich in den Divan und küßte die Erde vor dem Chalifen. Als dieser den Emir fragte, was er begehre? stellte er



ihm den Dieb Achmed vor und sagte: „Dieser Unglückliche hat eine arme, verlassene Mutter, die er bisher ernährt; sie kam daher zu deinem Sklaven und beschwur ihn, bei dir, o Fürst der Gläubigen! Fürbitte einzulegen, daß du ihn entfesseln lassest und

wieder zum Hauptmann einsetzest; er wird sich gewiß bessern." Der Chalif ließ, um sein Wort nicht zu brechen, einen Juden rufen und Achmed auf der Waschbank entfesseln; dann schenkte er ihm wieder eine Hauptmannsuniform und empfahl ihm, einen guten Lebenswandel zu führen. Achmed küßte dem Chalifen die Hand, ging in seiner Uniform weg und ward als Hauptmann ausgerufen. Als nach einiger Zeit Achmeds Mutter zu Chaleds Gattin kam, sagte ihr diese: „Ich sehe deinen Sohn frei umher gehen, bitte ihn nun, er möchte ein Mittel erfinden, die Sklavin Jasmin meinem Sohne Habsalam zu bringen." Die Alte ging zu ihrem Sohne, der eben betrunken nach Hause kam, und sagte ihm: „Mein Sohn, du verdankst deine Befreiung aus dem Gefängnisse nur der Frau des Polizeiobersten, suche daher ein Mittel, Ali umbringen zu lassen und seine Sklavin Jasmin dem liebeskranken Habsalam zu verschaffen!" — „Nichts ist leichter, als dies," versetzte Achmed; „ich will noch diese Nacht dafür sorgen." Die Bestimmung wollte, daß jene Nacht gerade die erste des Monats war; diese pflegte der Fürst der Gläubigen bei der Frau Subeida zuzubringen, auch schenkte er gewöhnlich einem Sklaven oder einer Sklavin die Freiheit. Der Chalif war auch gewöhnt, ehe er schlafen ging, sein königliches Gewand, seinen Rosenkranz, Stab und Siegel und eine kostbare goldne Lampe mit drei Edelsteinen im Wohnzimmer zu lassen und den Aga's anzuvertrauen. Der Dieb Achmed wartete, bis die Nacht weit vorgerückt war und alle Leute schliefen; da nahm er ein Schwert in seine Rechte und ein Fangeisen in seine Linke, stieg auf die Terrasse, die über des Chalifen Wohnzimmer ging, hob eine Platte auf und stieg hinunter.

Hier schwieg Schehersad, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:





Vierhundert

und

siebenzigste Nacht.

Da die Aga's schon schliefen, goß ihnen Achmed noch einen Schlaftrank ein, nahm das Kleid des Chalifen, seinen Rosenkranz, sein Tuch, sein Siegel und die Lampe mit Edelsteinen, stieg wieder auf die Terrasse und ging in Ali's Haus, wo ebenfalls Alles in tiefen Schlaf versunken war, hob eine marmorne Platte auf, machte eine kleine Höhle darunter, legte die gestohlenen Kleinodien des Chalifen, bis auf die Lampe, hinein, setzte dann die Platte wieder an ihre Stelle und ging mit der Lampe fort. Als der Chalif Morgens aufstand, fand er die Aga's schlaftrunken; er weckte sie auf und streckte seine Hand aus, um nach seinem Kleide zu greifen, fand aber weder Kleid, noch Stock, noch Siegel, noch Rosenkranz; da gerieth er in heftigen Zorn, zog das Kleid des Unwillens an, welches roth war, und ging auf den Divan. Da kam der Vizier, küßte die Erde und sagte: „Gott wende alles Uebel vom Fürsten der Gläubigen ab! Was ist geschehen?" Der Chalif erzählte ihm von dem Diebstahle, der im Schlosse begangen worden. Da trat auch der Polizeioberste herein, von Achmed begleitet. Der Chalif fragte Jenen: „Was berichtest du mir über den Zustand Bagdads?" Er antwortete: „In der ganzen Stadt ist Alles in Ruhe und Frieden." — „Du lügst!"

schrie ihn der Chalif an, erzählte ihm seine Geschichte und sagte ihm: „Du mußt mir Alles wieder verschaffen, oder sterben!" Chaled versetzte: „Wie kann ich dies, o Fürst der Gläubigen! auch ein gestohlenes Essigwürmchen bekommt man nicht so leicht wieder; übrigens laß zuerst den Dieb Achmed sterben, denn der kennt die Diebe und Verräther am besten." Achmed trat hervor und sagte: „Der Chalif erlaube mir, für den Polizeiobersten Fürsprache zu thun: ich bürge dafür, daß sich das Gestohlene wiederfindet; doch gib mir zwei Kadi's und zwei Zeugen mit, denn wer so etwas thut, fürchtet mich und den Polizeiobersten und noch Andere nicht." Der Chalif sagte: „Zuerst muß in meinem Serai gesucht werden, dann in dem des Viziers, dann bei dem Sultan der Sechzig: denn gewiß hat eine mir nahe stehende Person diesen Raub begangen; aber bei dem Leben meines Hauptes! wer mich bestohlen hat, der muß getödtet werden, und wäre es mein eigner Sohn."

Achmed ließ sich einen Firman geben, um die Häuser zu durchsuchen, und ging mit einem schweren metallenen Stock in der Hand und untersuchte den Serai des Sultans und den des Viziers; dann ging er zu den Schloßverwaltern und Adjutanten, endlich kam er zu Ali, der eben seine Gattin Jasmin verlassen hatte. Als Ali die Thüre öffnete und den Polizeiobersten mit seinem Gefolge sah, fragte er: „Was gibt es Neues, Emir Chaled?" Der Emir erzählte ihm, was vorgefallen, und sagte: „Verzeiht, mein Herr, Ihr seyd ein Emir, der gewiß keinen Diebstahl begeht, aber wir haben den Befehl vom Chalifen, alle Häuser zu durchsuchen." Chaled trat hierauf mit den Kadi's, den Zeugen und Achmed in Ali's Gemach, wo des Chalifen Kleid verborgen war. Achmed ließ mit Vorsatz den Stock auf die Marmorplatte fallen, unter welche er das Gestohlene verborgen hatte, so, daß sie zerbrach, und da man etwas darunter schimmern sah, fragte er: „Was liegt da unten? Hier ist gewiß der ganze Diebstahl verwahrt." Als er hierauf die Platte weghob und das Kleid des Chalifen zum Vorschein kam, ward Ali festgenommen, und Achmed bemächtigte sich der schwangern Sklavin Jasmin, gab sie seiner Mutter und sagte ihr: „Führe sie zur Frau des Polizeiobersten." Sobald Habsalam die Sklavin sah, ward er wieder gesund, stand freudig auf und näherte sich ihr. Sie zog aber einen Dolch und sagte: „Entferne dich von mir, sonst tödte ich dich und mich. Nach welcher Schule ist es einer Frau erlaubt, zwei Männer zu haben? Was haben Hunde im Lager der Löwen zu schaffen?" Als Habsalam hierauf noch kränker als zuvor ward, sagte seine Mutter zu Jasmin: „Du Hündin bringst mich um meinen Sohn! Stirb nur, denn Ali wird gewiß gehängt." Sie zog ihr dann ihre seidenen Kleider und ihren Schmuck aus, gab ihr einen groben,

braunen Rock und ein haarnes Hemd, führte sie in die Küche, behandelte sie als gemeine Sklavin und sagte ihr: „Dein Lohn sey nun, daß du Holz spaltest, Zwiebeln schälest und Feuer unter die Pfannen legest.“ Jasmin erwiderte: „Ich will lieber jede Pein tragen und jeden Dienst versehen, als deinen Sohn anblicken.“ Aber Gott flößte den übrigen Sklavinnen Mitleid für Jasmin ein, so daß sie manche Arbeit in der Küche für sie verrichteten.

Ali ward inzwischen auf den Divan geführt. Als der Chalif, der gerade auf seinem Throne saß, die Leute mit Ali und seinem Kleide kommen sah, fragte er: „Bei wem habt ihr es gefunden?“ Man antwortete: „Mitten im Hause Ali's.“ Der Chalif ward höchst erzürnt, und da er bei dem Kleide und den übrigen Effekten die Lampe nicht fand, fragte er Ali: „Wo ist die Lampe?“ Ali antwortete: „Ich habe nichts gestohlen, nichts gesehen und weiß von nichts.“ Der Chalif schrie ihn an:



„Treuloser! mußtest du mich verrathen, der du mir doch so nahe standest?“ Dann ertheilte er den Befehl, ihn auf dem Hinrichtungsplatze zu hängen. Der Polizeioberste

führte Ali auf die Straße, man rief vor ihm aus: „Das ist der Lohn, und zwar der geringste Lohn, des Verräthers gegen den rechtgläubigen Chalifen!“ und eine große Menschenmasse versammelte sich auf dem Hinrichtungsplatze. Sobald aber das Urtheil über Ali gesprochen war, lief einer der Wasserträger des Schlosses zu dem Obersten der Leibwache, welcher auch Achmed hieß, und sagte ihm, nachdem er ihm die Hände geküßt hatte: „Verehrtester Herr! du sitzest hier ganz ruhig in deinem Garten und das Wasser steht schon zu deinen Füßen. Weißt du denn nicht, daß man deinen Schützling Ali hängen will?“ Er erzählte ihm hierauf die Anklage, die auf Ali lastete, und setzte hinzu: „Wir müssen ihn retten, so Gott will, denn er ist unschuldig, gewiß hat irgend ein Feind ihm diesen Streich gespielt.“ Achmed ging in's Gefängniß und sagte dem Wächter: „Gib einen Gefangenen heraus, der den Tod verdient.“ Der Wächter lieferte ihm einen Mann aus, der einige Aehnlichkeit mit Ali hatte. Als man Ali hängen wollte, trat Achmed dem Henker auf den Fuß und sagte ihm: „Nimm diesen Mann und hänge ihn an Ali's Stelle, denn es geschieht ihm Unrecht, darum will ich ihn retten, wie einst Ismael gerettet worden.“ [1] Der Henker that dies und Ali ging mit Achmed in sein Haus.

Achmed fragte dann Ali: „Was hast du da für eine That begangen? Kennst du nicht die Worte des Dichters, der gesagt hat: Bist du auch ein Verräther, so verrathe doch den nicht, der dir Sicherheit schenkt! Der Chalif hat dir doch das höchste Vertrauen geschenkt, wie verfuhrst du so gegen ihn?“ Ali antwortete: „Bei dem höchsten Namen, mein Oberster, ich bin unschuldig und weiß nicht, wer den Diebstahl begangen. Das muß ein bitterer Feind gethan haben, dem aber einst gewiß seine Strafe nicht ausbleiben wird.“ — „Indessen,“ sagte Achmed, „darfst du, mein Sohn, nicht länger in Bagdad bleiben, denn es ist nicht gut, Könige als Gegner zu haben; wer von ihnen aufgesucht wird, hat viele Mühe, verborgen zu bleiben; darum rathe ich dir, mit mir nach Alexandrien zu gehen, es ist eine gesegnete, blühende Stadt.“ Als Ali zur Reise einwilligte, sagte Achmed zu seinem Adjutanten Hasan: „Gib Acht: wenn der Chalif nach mir fragt, so sage, ich mache eine kleine Lustreise.“ Sie reisten dann von Bagdad weg, und kaum waren sie in den Gärten und Weinbergen vor der Stadt, kamen zwei Juden auf Mauleseln geritten. Achmed ging auf sie zu und sagte ihnen: „Gebt das Wachgeld, ich bin der Wächter dieses Thals.“ Obschon aber jeder von ihnen hundert Dinare hergab, erschlug sie Achmed doch, nahm ihre Maulesel und

[1] Die Araber lassen Ismael statt Isaak von Abraham opfern und durch die Verwechslung mit einem Reh gerettet werden.

ritt mit Ali nach Baias;[1] hier verkaufte Ali seinen Maulesel, empfahl dem Pförtner des Chans, wo sie abgestiegen waren, den Maulesel Achmeds und miethete ein Schiff nach Alexandrien. Als sie durch die Straße der Stadt gingen, rief ein Makler einen Laden für neunhundert und fünfzig Dinare aus. Da Ali tausend Dinare bot, ging der Eigenthümer den Handel ein und überlieferte ihm die Schlüssel. Ali öffnete den Laden und fand ihn mit Teppichen und Kissen bedeckt; er enthielt ein ganzes Arsenalmagazin: Segel, Stricke, Anker, Kisten und Schränke voll Steigbügel, Panzer, Beile, Messer, Scheeren und dergleichen.

Achmed sagte dann zu Ali: „Mein Sohn! der Laden mit Allem, was darin ist, wird bald dein Eigenthum seyn, bleibe nur hier und handle redlich, Gott wird dich segnen; ich gehe wieder nach Bagdad, um zu sehen, wer dir diesen Streich gespielt, und kehre, so Gott will, bald mit einem Sicherheitsschreiben vom Chalifen zu dir zurück."

Nach drei Tagen schiffte sich Achmed wieder nach Baias ein, nahm dort sein Maulthier und ritt nach Bagdad, wo er von Hasan mit Vergnügen hörte, daß er dem Chalifen während seiner Abwesenheit gar nicht eingefallen sey. Auch hörte er, daß der Chalif zwar an der Hinrichtung Ali's zweifelte, aber doch gegen ihn keinen Verdacht hege. Der Chalif hatte nämlich am Tage nach der vermeinten Hinrichtung Ali's, dessen ruchloses Verfahren er gar nicht vergessen konnte, die Freude haben wollen, ihn am Galgen zu sehen. Er ging daher mit dem Vizier auf den Hinrichtungsplatz, fand aber den Gehenkten größer, als Ali war. Als er Djafar darauf aufmerksam machte, erwiderte dieser: „Wenn man hängt, so streckt man sich."

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherſad folgendermaßen fortgesetzt wurde:

[1] Ein Hafen in Syrien.





Vierhundert und einundsiebenzigste Nacht.

Der Chalif betrachtete den Gefangenen näher und sagte: „Ali hatte ein weißes Gesicht und dieses ist schwarz." Djafar erwiderte: „Weißt du nicht, daß der Tod Flecken hervorbringt?" Als aber der Chalif hierauf den Gehängten vom Galgen nehmen ließ und auf seinen beiden Fersen ketzerische Namen fand, sagte er: „O Vizier, Ali war ein frommer Muselmann und dieser ist ein Ketzer." Djafar antwortete: „Gepriesen sey Gott, der die Geheimnisse kennt, der Gehängte sey nun Ali oder ein Anderer, Gottes Wille ist geschehen." Der Chalif ließ dann die Leiche beerdigen und fragte nicht mehr weiter nach Ali. Auch Jasmin ward vergessen, sie blieb daher als Sklavin im Hause des Polizeiobersten Chaled, dessen Sohn Habsalam bald vor Liebesgram starb. Nach mehreren Monaten gebar sie einen Sohn so schön wie der Mond; sie nannte ihn Aßlan, säugte ihn zwei und ein halb Jahre lang, dann entwöhnte sie ihn und ließ ihn im Hause umherlaufen. Eines Tages, während Jasmin in der Küche beschäftigt war, ging der Junge die Treppe hinauf, die in's Wohnzimmer führte, wo der Emir Chaled saß. Er nahm das Kind auf den Schooß und fand viele Aehnlichkeit zwischen ihm und Ali. Jasmin suchte überall ihr Kind; endlich stieg sie auch die

Treppe hinauf, freute sich sehr, als sie ihr Kind auf Chaleds Schooße sah, und dankte Gott, der ihm so viele Liebe für das Kind eingegeben. Als das Kind seine Mutter sah, wollte es über sie herfallen, aber Chaled hielt es in seinen Armen fest und sagte zu Jasmin: „Tritt näher! du weißt, daß Ali, der Vater des Kindes, ein Verräther war, darum rathe ich dir, wenn dir die Zukunft deines Kindes am Herzen liegt, sowohl ihm selbst, als allen Leuten, die nach ihm fragen, mich als seinen Vater auszugeben." Jasmin vertheidigte zwar ihren Gatten Ali, den sie noch immer liebte, willigte aber doch gern ein, Aßlan als den Sohn des Emirs Chaled zu erziehen, und nach einigen Jahren hielt man in der ganzen Stadt Aßlan für den Sohn des Emirs Chaled. Nachdem Aßlan im Schreiben und Koranlesen gehörige Fortschritte gemacht hatte, führte ihn Chaled auch auf die Rennbahn und ließ ihn in allen Kriegskünsten unterrichten. Als Aßlan ein Alter von vierzehn Jahren erreicht hatte und als junger Emir gekleidet ausging, traf er mit dem Diebe Achmed zusammen und befreundete sich bald mit ihm. Eines Tages ging er mit ihm in sein Trinkgemach, in welcher die kleine Lampe des Chalifen angezündet war. Aßlan fand diese Lampe so zierlich, daß er den Hauptmann Achmed bat, ihm diese Lampe zu schenken. Achmed sagte, er könne diese Lampe nicht verschenken, weil sie einem Menschen das Leben gekostet. „Wem denn?" fragte Aßlan erstaunt. Achmed antwortete: „Einem Fremden, den man zum Obersten der Sechzig gemacht, sein Name war Ali Eddin." — „Und wie ging das zu?" fragte Aßlan wieder. Achmed, der halb betrunken war, erzählte ihm hierauf die Geschichte Habsalams, den er für Aßlans Bruder hielt, dann die Jasmins, die er auch nicht als seine Mutter kannte; er ging dann auf seine Gefangenschaft über und auf seine Befreiung durch den Emir und schloß mit der ungerechten Hinrichtung Ali's. Als Aßlan dies hörte, dachte er: Jasmin ist meine Mutter, wer weiß, ob nicht jener unglückliche Ali mein Vater war? Er ging unruhig weg und begegnete dem Obersten Achmed. Als dieser Aßlan sah, rief er erstaunt aus: „Gepriesen sey der, dem nichts ähnlich ist!" Da fragte ihn sein Adjutant Hasan: „Worüber wunderst du dich so, mein Oberster?" Er antwortete: „Ueber die Gestalt und das Gesicht Aßlans, der Ali so ähnlich sieht." Achmed rief dann Aßlan zu sich und fragte ihn: „Wer ist dein Vater?" Er antwortete: „Der Emir Chaled." — „Und deine Mutter?" — „Die Sklavin Jasmin." — „Das glaube ich nicht, Niemand anders als Ali ist dein Vater; frage einmal deine Mutter." Aßlan ging zu seiner Mutter und fragte sie, wer sein Vater sey? und als sie antwortete: „Der Emir Chaled ist dein Vater," versetzte er: „Nein, Ali ist mein Vater." Jasmin gestand ihm weinend, daß Ali

wirklich sein Vater war, daß der Emir ihn aber als seinen Sohn erzogen, worauf er ihr erzählte, was er vom Diebe Achmed gehört. Da sagte Jasmin: „Geh gleich zum Obersten Achmed, der war ein Freund deines Vaters und wird dir am besten rathen, wie die Unschuld deines Vaters an den Tag kommen und der Verläumder bestraft werden kann."

Aßlan ging sogleich zum Obersten Achmed, küßte ihm die Hand und sagte ihm: „Ich habe mich überzeugt, daß Ali mein Vater war, und bitte dich nun, Blutrache an seinem Mörder zu nehmen." — „Wer hat deinen Vater gemordet?" — „Der Dieb Achmed." — „Wie so weißt du das?" — „Ich habe bei ihm die Lampe gesehen mit den Edelsteinen, die dem Chalifen gehörte; ich bat ihn, mir sie zu geben, aber er wollte nicht und sagte, die hat schon ein Leben gekostet, und erzählte mir dann, wie er den Diebstahl begangen und das Gestohlene in meines Vaters Haus niedergelegt habe." — „Das Beste ist," sagte Achmed: „wenn du den Emir Chaled in Kriegsrüstung ausgehen siehst, so bitte ihn, daß er dir auch eine militärische Uniform anziehe; wenn du dich dann vor dem Chalifen tapfer gezeigt hast und er dich fragt, was du wünschest, so sage: ich verlange, daß Blutrache an dem Mörder meines Vaters genommen werde, und wenn er dir sagt, dein Vater sey ja wohl, so erwidere ihm, Ali sey dein Vater und der Emir habe dich nur als Sohn erzogen; erzähle ihm dann, was zwischen dir und dem Diebe Achmed vorgefallen, und beschwöre ihn, eine Untersuchung anzuordnen, ich werde dann die Untersuchung selbst leiten." Aßlan ging nach Hause zum Emir, der sich eben rüstete, um den Chalifen auf der Rennbahn zu bewachen, da bat er ihn, daß er auch ihn als Ritter kleide und mitnehme. Chaled ritt mit Aßlan zur Stadt hinaus, die Zelte wurden aufgeschlagen, die Krieger stellten sich in Reihen und Achmed nahm neben dem Emir Platz; die Ballspiele begannen, sobald der Chalif erschien, der unter einem seidenen Zelte den Rittern zusah. Es hatte sich aber unter den Kämpfern ein Spion eingeschlichen, der dem Chalifen nach dem Leben trachtete und ihm einen Stein in's Gesicht schleudern wollte; Aßlan fing ihn auf, wendete ihn vom Chalifen ab und warf ihn dem, der ihn geschleudert hatte, zurück, so daß er zu Boden fiel. Der Chalif rief erschrocken: „Gott segne dich, Aßlan!" Er ließ dann den Verräther vor sich kommen, der nach ihm geworfen, und fragte ihn, was ihn dazu bewogen habe, mit einem Steine nach ihm zu werfen? Er antwortete: „Ich bin dein Feind und ein Feind deines Glaubens." Nachdem der Chalif den Befehl zu dessen Hinrichtung gegeben hatte, sagte er zu Aßlan: „Bitte dir Etwas von mir aus!" Aßlan erwiderte: „Ich wünsche, daß du den Tod meines Vaters rächest." — „Hier steht ja dein Vater ganz



wohl." — „Wen hältst du für meinen Vater, o Fürst der Gläubigen?" — „Wen anders, als den Emir Chaled?" — „Der ist es nur durch die Erziehung, aber Ali ist mein wirklicher Vater." — „Dein Vater war ein Verräther, er hat mein Kleid, und was dabei lag, gestohlen." — „O Fürst der Gläubigen, Gott bewahre! mein Vater war kein Dieb; als dir dein Kleid gestohlen worden, hast du Alles, was dabei war, wieder erhalten?" — „Bis auf eine Lampe." — „Die habe ich bei Achmed dem Diebe gesehen, und als ich sie von ihm forderte, gab er sie mir nicht, denn er sagte: die hat schon ein Leben gekostet; dann erzählte er mir, wie der Sohn des Emirs krank war aus Liebe zur Sklavin Jasmin, wie er dann durch dessen Mutter befreit worden, das Kleid gestohlen und es in Ali's Haus verborgen. Drum, o Fürst der Gläubigen, räche den Tod meines Vaters an seinem Mörder!" Der Chalif fragte: „Wo ist Achmed, der Oberste?" Als dieser sich näherte, sagte ihm der Chalif: „Untersuche das ganze Haus Achmeds, des Diebes, und bring' die Lampe her, die du dort findest."

Sobald die Lampe gefunden war und der Chalif sie als die seinige erkannte, ließ er Achmed, den Dieb, festnehmen und prügeln, bis er Alles eingestand. Der Chalif ließ dann auch den Emir Chaled festnehmen. Dieser sagte aber: „O Fürst der Gläubigen! mir geschieht Unrecht, denn du hast mir befohlen, Ali zu hängen, und ich wußte nichts von den Intriguen, welche zwischen dem Diebe, seiner Mutter und meiner Gattin stattfanden." Der Chalif fragte dann: „Wo ist Aßlans Mutter hingekommen?" Chaled antwortete: „Sie ist bei mir." Da sagte der Chalif: „Ich befehle deiner Gattin, daß sie ihre Kleider und ihren Schmuck Jasmin anziehe und sie wieder zur Herrin mache; man erbreche dann das Siegel vor Ali's Haus und gebe seinem Sohne sein ganzes Vermögen." Dann sagte der Chalif zu Aßlan: „Hast du noch Etwas zu wünschen?" Er sagte: „Ich wünsche, daß du mich mit meinem Vater vereinigest." Der Chalif sagte weinend: „Ich habe den Befehl ertheilt, deinen Vater zu hängen; aber bei dem Leben meiner Ahnen, wer mir die Nachricht bringt, daß Ali noch lebt, dem gebe ich, was er begehrt." Da trat Achmed, der Oberste, hervor, küßte die Erde vor dem Chalifen und sagte: „Versprich mir Sicherheit, o Fürst der Gläubigen!" Als der Chalif sie ihm gewährte, sagte er: „Ich verkünde dir, daß der treue, redliche Ali noch lebt; bei dem Leben deines Hauptes, ich habe ihn durch einen Andern ausgelöset, ihn nach Alexandrien gebracht und ihm dort einen Krämerladen geöffnet." — „So mache dich gleich auf den Weg," sagte der Chalif, „und bringe ihn wieder hierher."

Schehersad unterbrach ihre Erzählung, setzte sie aber in der folgenden Nacht also fort:





Vierhundert und zweiundsiebenzigste Nacht.

Der Chalif ließ dann Achmed tausend Dinare geben, mit denen er sich auf den Weg nach Alexandrien machte. Ali hatte indessen wunderbare Abenteuer erlebt. Er verkaufte, nachdem Achmed sich von ihm getrennt hatte, nach und nach Alles, was im Laden war, bis auf ein kleines Säckchen. Als er es öffnete, fand er ein fünfeckiges Amulet an einer goldenen Kette mit Inschriften so fein wie Ameisenfüße. Da dachte er: Gott weiß, ob nicht dieses Amulet einen Schatz enthält. Doch rieb er an allen fünf Seiten und entdeckte nichts. Nach einer Weile kam ein Franke vorüber, der, sobald er das Amulet im Laden hängen sah, sich zu Ali vor seinen Laden setzte und ihn fragte, ob er dieses Amulet verkaufe? Ali sagte: „Es ist mir feil." Da fragte der Franke: „Willst du mir es für achtzigtausend Dukaten verkaufen?" Ali antwortete: „Biete hunderttausend Dukaten und du sollst es haben." — „Gut, die sollst du haben," versetzte der Franke, „aber ich kann so viel Geld nicht herbringen; es gibt so viele Diebe und Gauner in Alexandrien; komm' mit mir auf mein Schiff, da gebe ich dir noch ein Stück Tuch, ein Stück Atlas, ein Stück Sammt und ein Stück Wollenzeug."

Ali schloß den Laden, gab seinem Nachbar die Schlüssel zu demselben und sagte ihm: „Ich gehe mit dem Franken auf sein Schiff, um Geld zu holen, behalte du die Schlüssel einstweilen, und wenn ich lange ausbleibe und der Oberst Achmed kömmt, der mir diesen Laden gekauft hat, so gib ihm die Schlüssel und sage ihm, wo ich bin.“ Er ging dann mit dem Franken auf's Schiff, dieser ließ ihm einen Stuhl reichen und das Geld geben nebst den fünf Stoffen, die er ihm versprochen hatte. Als Ali hierauf sich entfernen wollte, sagte ihm der Franke: „Labe dich zuerst mit einem guten Bissen und einem Trunke,“ und stellte Ali einen Schlaftrank vor. Ali trank davon und fiel rückwärts hin. Sogleich wurden die Anker gelichtet, die Segel gespannt, und der Wind trieb das Schiff in's Weite. Der Franke, welcher der Hauptmann des Schiffs war, ließ dann Ali ein Gegenmittel für den Schlaftrank reichen; er öffnete seine Augen und fragte: „Wo bin ich?“ Der Capitain antwortete: „Du bist mein Gefangener.“ — „Wer bist du denn?“ fragte Ali. „Ich bin der Capitain des Schiffs und ich will dich mit noch vierzig andern Muselmännern, die ich auf mein Schiff gelockt, der Geliebten meines Herzens nach Genua bringen.“ Als das Schiff vor der Citadelle von Genua landete, kam ein verschleiertes Mädchen zum Capitain auf's Schiff und sagte ihm: „Gib das Amulet!“ Der Capitain gab es ihr, stieg dann an's Land und feuerte die Kanonen zur glücklichen Ankunft ab. Kaum hatte der König von Genua des Hauptmanns Ankunft erfahren, als er ihm entgegenging und ihn fragte, wie seine Reise abgelaufen? Der Hauptmann sagte: „Gut, ich habe ein Schiff gekapert, in dem einundvierzig muselmännische Kaufleute sind.“ Auf Befehl des Königs führte der Hauptmann dann die Muselmänner in Ketten an's Land. Der König und der Hauptmann bestiegen ihre Pferde und trieben sie vor sich her in den Divan. Da fragte der König einen Gefangenen nach dem andern, wo er herkomme, und sobald er antwortete: „Aus Alexandrien,“ erhielt der Scharfrichter den Befehl, ihm den Hals abzuschneiden. Schon waren vierzig Muselmänner hingerichtet und Ali, der noch allein übrig war, dachte bei sich selbst: Gottes Mitleid sey mit mir, sonst ist es auch um mich geschehen. Der König fragte auch ihn, wo er herkomme, und als er antwortete: „Aus Alexandrien,“ sollte auch er geköpft werden. Der Scharfrichter hatte schon sein Schwert gezogen, da kam eine alte Nonne vor den König und sagte: „O König, habe ich dich nicht gebeten, wenn der Capitain mit Gefangenen kömmt, unserm Kloster einige Gefangene zu schicken, daß sie den Dienst in der Kirche versehen?“ Der König erwiderte: „O Mutter, wärst du nur etwas früher gekommen; doch nimm den Einzigen, der noch übrig bleibt.“ Sie wendete sich dann zu Ali und sagte ihm: „Willst du Kirchendiener werden, gut, wo nicht, so wird der

König dich umbringen lassen." Ali sagte: „Ich will dienen." Sie führte ihn dann vom Divan weg in die Kirche. Da fragte Ali: „Welchen Dienst habe ich zu verrichten?" Sie antwortete: „Du mußt Morgens früh aufstehen, fünf Maulthiere nehmen, damit in den Wald gehen, trockenes Holz hauen und es in die Küche des Klosters bringen; dann legst du die Teppiche und Matten zusammen, kehrst aus und waschest den Boden, dann breitest du die Teppiche wieder aus, nimmst einen halben Sack Waizen, siebst, mahlst und knetest ihn und machst Brod für das Kloster. Du nimmst dann ein Viertel Linsen, siebst sie, zerstoßest sie und kochst sie. Du füllst hierauf die vier Springbrunnen, gehst mit einem Fasse herum und füllst die dreihundert und sechsundsechzig Wasserbehälter der Novizen. Dann machst du die Gläser rein, füllst sie mit Oel und zündest sie an, wenn die Glocke läutet; du nimmst hernach dreihundert und dreiundzwanzig Schüsseln, bröckelst Brod hinein, gießest Linsensuppe darüber und bringst jedem Klosterbruder eine Schüssel voll und machst sie ihm kalt." Als die Alte ausgeredet hatte, sagte Ali: „Führe mich zum König zurück, er soll mich lieber tödten lassen; wie viele Hände habe ich denn? wie kann ich alle diese Arbeit versehen?" Die Alte erwiderte: „Du brauchst nicht Alles selbst zu thun, Jedermann muß dir helfen; nimm diesen Stock (er war von Kupfer und hatte oben ein Kreuz) und geh auf die Straße, und wenn dir der Gouverneur der Stadt begegnet und du sagst ihm: Ich lade dich zum Dienste der Kirche ein, nimm dieses Maulthier und belade es mit dürrem Holze aus dem Walde, so muß er dir auch gehorchen, sonst tödte ihn nur auf meine Verantwortung. Auch wenn du dann den Vizier siehst, so klopfe nur vor seinem Pferde mit diesem Stock auf die Erde und sage ihm: Ich lade dich zum Dienste der Kirche ein, er muß dann Waizen nehmen, ihn sieben, mahlen, kneten und backen; erschlage nur in meinem Namen Jeden, der dir nicht gehorcht." Ali befolgte den Befehl der Alten und machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, die vornehmsten Bewohner Genua's zu plagen. Eines Tages, als er in der Kirche saß, kam die Alte und sagte: „Geh' schnell hinaus!" Er fragte: „Wohin soll ich gehen?" Die Alte antwortete: „Bringe diese Nacht in einem Weinhause zu oder bei einem deiner Freunde, denn die Prinzessin Johanna, Tochter des Königs dieser Stadt, will die Kirche besuchen; da darf Niemand ihr im Wege seyn." Ali stellte sich, als gehorche er, aber Satan schlich in seine Brust, und er dachte: Ich möchte doch wissen, ob die Prinzessin wie andere Frauen aussieht; ich gehe nicht, bis ich sie gesehen habe. Er verbarg sich dann in eine Zelle, aus welcher er die Kirche übersehen konnte, und als die Prinzessin kam, warf er einen Blick auf sie und fand sie wie der Mond, wenn er zwischen Wolken hervorstrahlt und sich plötzlich unserm Auge zeigt.

Ali sah bei Johanna eine andere Dame, zu welcher sie sagte: „Sey mir willkommen, Subeida!“ und siehe da, es war Subeida, Ali's Gattin, welche er längst schon todt glaubte. Die Prinzessin sagte ihr dann: „Spiele mir etwas vor!“ Aber Subeida erwiderte: „Ich werde nicht mehr spielen, bis du mir meinen Wunsch gewährst und dein Versprechen hältst.“ — „Was habe ich dir versprochen?“ — „Du hast mir versprochen, mich mit Ali zu vereinigen.“ — „O Subeida, sey frohen Herzens und spiele etwas Heiteres über das Glück deiner Vereinigung mit deinem Gatten Ali.“ — „Wo ist er denn?“ — „In dieser Zelle hört er uns zu.“ Subeida spielte dann auf der Laute, daß die Steine tanzten. Ali konnte sich nimmer länger beherrschen,



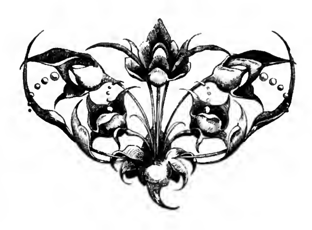
er trat aus der Zelle heraus, umarmte Subeida und stürzte mit ihr ohnmächtig zu Boden. Die Prinzessin bespritzte sie, bis sie wieder zu sich kamen; dann sagte Ali zu Subeida: „Bist du denn nicht gestorben, Subeida?“ Sie sagte: „Nein,

mein Herr! ich bin nicht gestorben, sondern ein Djinn hat mich geraubt und sich in meiner Gestalt todt gestellt; er hat sich von euch beerdigen lassen, hat aber das Grab bald wieder verlassen und sich in den Dienst der Prinzessin begeben. Als ich nun meine Augen öffnete und mich hier bei der Prinzessin befand, fragte ich, wozu ich hierher gebracht worden? Sie sagte: Es ist mir versprochen, daß ich deinen Gatten Ali heirathen werde; willst du mich zur Nebenbuhlerin, so bringe ich ihn hierher nach der Prophezeiung, die ich auf seiner Stirne gelesen; übrigens sollst du auch durch dein hinreißendes Spiel mich zerstreuen." Die Prinzessin sagte dann zu Ali: „Willst du mein Gatte werden?" Ali erwiderte: „Meine Herrin! du bist Christin und ich bin Muselmann." — „Bewahre Gott! ich bin schon achtzehn Jahre lang Muselmännin und kenne keinen Glauben, der dem Islamismus entgegen ist." — „Aber, meine Herrin, ich möchte wieder in mein Land zurückkehren." — „Wisse, ich habe deine Zukunft vorausgesehen und gewartet bis Alles erfüllt war. Ich wünsche dir Glück zu einem Sohne, welcher Aßlan heißt und nun achtzehn Jahre alt ist. Wisse auch, daß die Wahrheit offenbar geworden, unser Herr hat den Schleier gehoben und den Dieb entdeckt, der den Chalifen bestohlen; es war der Verräther Achmed; er ist schon eingesperrt. Wisse ferner, daß ich das Amulet in deinen Laden legen ließ und den Capitain abschickte, der dich damit herbrachte. Dieser Capitain liebt mich, aber ich sagte ihm, ich werde ihm kein Gehör geben, bis er mir das Amulet und dessen Eigenthümer bringe; ich gab ihm daher hundert Beutel und ließ ihn als Kaufmann fortgehen; und als du auf Befehl des Königs auf die Todesmatte geworfen wardst, war ich's, die dir diese Alte schickte."

Ali dankte ihr und fragte sie nach der Bedeutung des Amulets. Sie sagte: „Es ist ein wahrer Schatz und gewährt fünf Vortheile, die uns bald zu statten kommen werden. Meines Vaters Frau war eine Zauberin, die alle Mysterien lösen und alle verborgenen Schätze sich zueignen konnte. Als ich vierzehn Jahre alt war, las ich das Evangelium und fand darin den Namen Mohammeds (Gottes Friede sey mit ihm!), auch die Tora, die Psalmen und den Koran las ich und glaubte an Mohammed und überzeugte mich, daß nur seine Religion die wahre ist. Als meine Herrin krank ward, schenkte sie mir das Amulet und lehrte mich dessen fünf Vortheile. Vor ihrem Tode ließ sich mein Vater von ihr die Zukunft voraussagen, und da sie ihm prophezeite, er werde von einem Gefangenen aus Alexandrien getödtet werden, ertheilte er allen Corsaren den Befehl, wenn sie Muselmänner gefangen nehmen, die Alexandrier zu tödten. Man befolgte des Königs Befehl und tödtete mehr Menschen, als der König Haare auf dem Kopfe

hat. Als meine Herrin todt war, wollte ich auch mein gutes Glück sehen und wissen, wer mich heirathen werde; da erfuhr ich, daß ich einen gewissen Ali Eddin heirathen sollte, und nun sehe ich, daß Alles in Erfüllung geht. Auch dein Wunsch, in deine Heimath zurückzukehren, wird dir gewährt: komm nur mit mir!"

Hier bemerkte Schehersad den Tag, weßhalb sie ihre Erzählung unterbrach. In der folgenden Nacht aber erzählte sie weiter:





Vierhundert

und

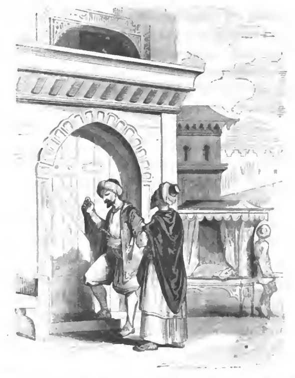
dreiundsiebenzigste Nacht.

Ali ging mit Johanna in ihren Palast und verbarg sich in einem kleinen Kabinete. Johanna begab sich dann zu ihrem Vater, der ihr heiter entgegenkam und ihr sagte: „Meine Tochter! ich habe heute einen guten Fang gemacht, komm, wir wollen mit einander trinken.“ Johanna setzte sich zu ihm an den Weintisch und schenkte ihm so lange ein, bis er nichts mehr von sich wußte, dann mischte sie einen Schlaftrank in den Wein und sobald er davon trank fiel er um. Da holte sie Ali aus dem Kabinete und sagte zu ihm: „Räche dich an deinem Widersacher, ich habe ihn berauscht und eingeschläfert.“ Ali fesselte den König und gab ihm ein Arzneimittel gegen den Schlaftrank.

Als der König wieder zu sich kam und Ali seiner spottend neben Johanna sah, sagte er zu dieser: „Warum, meine Tochter, verfährst du so mit mir?“ Sie antwortete: „Ich war deine Tochter, bin aber Muselmännin geworden, habe die Wahrheit eingesehen und sie angenommen und den Irrthum aufgegeben. Ich sage mich los von dir für diese und die zukünftige Welt; willst du Muselmann werden, gut; wo nicht, so mußt du sterben.“ Da der König sich weigerte, den Islamismus anzunehmen, zog Ali ein Messer aus

der Tasche und schnitt ihm den Hals ab. Er schrieb dann auf ein Papier, wie sich die Sache zugetragen, und legte es auf des Königs Stirne. Johanna nahm aus dem Schlosse, was am kostbarsten und am leichtesten zu tragen war, und ging mit Ali in die Kirche. Sie zog hierauf das Amulet aus ihrem Busen hervor und rieb an der Seite, auf der eine Sänfte gezeichnet war, und sogleich erschien ihr eine Sänfte. Johanna bestieg die Sänfte mit Ali und Subeida und beschwur sie bei dem heiligen Namen und Talisman des Amulets, sich zu erheben. Sogleich stieg die Sänfte mit ihnen in die Höhe und trug sie in ein Thal, wo sie sich mit ihnen herunterließ, sobald Johanna die Seite des Amulets, auf welcher der Thron bezeichnet war, gegen die Erde wendete. Johanna rieb dann die Seite, auf der ein Zelt gezeichnet war, und es errichtete sich ein Zelt vor ihnen. Da aber das Thal, wo sie waren, kein Wasser hatte, drehte sie die Seite des Amulets, die Wasser vorstellte, gegen den Himmel und es strömte ein großes Wasser mit tobenden Wellen vor ihnen. Nachdem sie sich darin gewaschen und davon getrunken hatten, hob Johanna die Seite, auf der ein Tisch gezeichnet war, gen Himmel, und sogleich kam ein gedeckter Tisch mit den herrlichsten Speisen aus der Höhe. Während sie aber recht vergnügt bei Tische saßen, sah Johanna einen furchtbaren Staub vor sich, und eine zahlreiche Reiterschaar sprengte auf sie zu; es war ihr Bruder, der sie verfolgte, sobald er Ali's Briefchen auf der Stirne seines Vaters gefunden hatte. Da sagte die Prinzessin zu Ali: „Wie bewährst du dich im Kampfe?“ Er antwortete: „Sehr schlecht, ich verstehe nichts vom Kriege.“ Johanna zog das Amulet wieder heraus und rieb die Seite, auf der ein Pferd und ein Reiter gezeichnet waren. Da stieg ein Reiter aus der Wüste heraus, der so lange auf den Feind schlug, bis er ihn theils tödtete, theils in die Flucht trieb. Johanna fragte dann Ali: „Willst du nach Kahira oder nach Alexandrien?“ Er antwortete: „Nach Alexandrien.“ Sie bestiegen den Thron wieder und in einem Augenblicke waren sie in Alexandrien. Ali ließ Johanna in einer Höhle zurück, holte ein Oberhemd und einen Schleier aus der Stadt und führte sie in das Gemach seines Ladens. Als er sie verließ, um etwas zu essen zu holen, da kam der Oberste Achmed und brachte ihm Nachricht von seinem Sohne Aßlan und vom Befehle des Chalifen. Ali erzählte ihm dann auch Alles, was ihm widerfahren, nahm ihn mit in seinen Laden und stellte ihn den beiden Frauen vor. Am folgenden Morgen verkaufte Ali seinen Laden und legte den Erlös zu seinem übrigen Vermögen. Als Achmed ihn dann zur Rückkehr nach Bagdad bewegen wollte, sagte er: „Ich muß zuerst nach Kahira gehen und meine Verwandten begrüßen.“ Da setzten sie sich zusammen in die Sänfte

und fuhren nach der glückseligen Stadt Kahira, ließen sich vor Ali's Haus herunter und klopften an die Thüre. Ali's Mutter fragte: „Wer ist an der Thüre, nachdem



wir alle Theuren verloren?“ Ali sagte: „Ich bin's.“ Da kam sein Vater herunter, umarmte ihn und führte ihn mit seinen Frauen und Achmed zu seiner Gattin. Nachdem Ali drei Tage bei seinen Eltern zugebracht hatte, setzte er sich mit ihnen auf die Sänfte und sie reiten alle zusammen nach Bagdad. Sobald der Oberste Achmed dem Chalifen die Ankunft Ali's meldete, ließ er den Dieb Achmed rufen und sagte zu Ali: „Ich schenke dir deinen Feind.“ Ali zog sein Schwert und warf ihm den Hals herunter. Der Chalif gab dann Ali ein großes Fest, ließ den Ehe-Contract zwischen ihm und der Prinzessin Johanna schreiben und ernannte Aßlan zum Obersten der Sechzig. So lebte Ali mit allen Seinigen vereint im höchsten Ansehen, bis der Tod sie von einander trennte.

Nach einer kurzen Pause begann Scheherſad eine andere Erzählung, wie folgt:

Geschichte Hatems aus dem Stamme Taii.

Man erzählt: Als Hatem der Taiite starb, wurde er auf dem Gipfel eines Berges beerdigt, und man baute auf seinem Grabe zwei Wasserbehälter mit steinernen Figuren, welche Mädchen mit herabfallenden Haaren vorstellten. So oft Wanderer dort lagerten, hörten sie die ganze Nacht durch ein Geräusch und Gemurmel, und des Morgens sahen sie nichts als die steinernen Mädchen.

Eines Tages, als Dsul Kalaa, einer der Könige Himiars, einem treulosen Diener nachsetzte und die Nacht auf diesem Grabmale zubrachte, sagte man ihm: „Das ist Hatems Grab, hier sind die zwei Behälter mit den steinernen Mädchen, und so oft Wanderer hier übernachten, vernehmen sie einen großen Lärmen und großes Geschrei." Der König sagte scherzend: „Nun, Hatem, diese Nacht sind wir deine Gäste, aber wisse auch, daß wir recht ausgehungert sind." Er schlief hierauf ein wenig ein, erwachte aber bald wieder, rief seine Leute zu sich und bat sie, ihm sein Kameel zu bringen; aber das Kameel war so schwer verwundet, daß sie es schnell schlachten mußten, um es noch essen zu dürfen. Als sie Dsul Kalaa fragten, was das bedeute? sagte er ihnen: „Mein Auge war geschlossen und doch sah ich Hatem mit einem Schwert auf mich zukommen und hörte, wie er mir sagte: warum besuchst du mich, wenn ich nichts zu geben habe? Hierauf schlug er mein Kameel mit dem Schwert und hättet ihr es nicht geschlachtet, so wäre es gestorben." Am folgenden Morgen bestieg Dsul Kalaa das Kameel eines seiner Freunde und nahm denselben hinter sich. Gegen Mittag begegnete ihnen Jemand, der auf einem Kameele ritt und ein anderes an der Hand führte; sie fragten ihn: „Wer bist du?" Er antwortete: „Ich bin Adi, der Sohn Hatems; wo ist der König Dsul Kalaa?" Als der König sich zu erkennen gab, sagte Adi: „Nimm dieses Kameel statt des deinigen, das mein Vater für dich geschlachtet hat." Der König fragte erstaunt: „Wer hat dir das gesagt?" Adi antwortete: „Mein Vater hat mich im Traume besucht und mir gesagt: sieh, Adi, der König Dsul Kalaa wollte mein Gast seyn, da habe ich ihm sein Kameel geschlachtet, drum bringe du ihm jetzt ein anderes für seine Reise, denn ich habe nichts." Der König nahm das Kameel, setzte darauf seine Reise fort und erzählte allenthalben von Hatems Freigebigkeit selbst nach seinem Tode.

Schehersad bemerkte an den im höchsten Glanze strahlenden Sternen, daß der Morgen noch ferne sey; sie begann daher die Erzählung einer andern Geschichte mit folgenden Worten:

Geschichte Maans.

Man erzählt ferner: Maan, der Sohn Siades', war einst auf der Jagd sehr durstig, denn seine Leute hatten kein Wasser bei sich; da kamen drei Mädchen mit Wasserschläuchen und gaben ihm zu trinken.

Maan wollte sich von seinen Begleitern etwas geben lassen, um es den Mädchen zu schenken; da sie aber nichts hatten, schenkte er Jeder von ihnen zehn Pfeile aus seinem Köcher, deren Spitzen von Gold waren. Da sagte Eine: „So benimmt sich gewiß nur ein recht vornehmer Herr, drum soll auch Jede von uns dir einige Verse dichten.“ Die Erste begann hierauf:

> „Vergoldet sind deine Pfeile, weil auch deine Feinde dich freigebig finden sollen; doch hilft kein Mittel gegen die Wunde, die sie schlagen, wer von ihnen getroffen wird, hat nur noch für seine Beerdigung zu sorgen.“

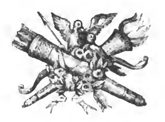
Die Zweite sprach:

> „Selbst im Kriege kennet deine Großmuth keine Grenzen, sie umfaßt Feinde und Freunde; deine Pfeile sind mit Gold belegt, damit auch Sterbende mit deiner Gabe noch sich freuen.“

Die Dritte sprach:

> „Aus Edelmuth schleuderst du den Feinden Pfeile mit goldenen Spitzen zu, damit der Verwundete, wenn er erliegt, sie verkaufe, um Leichenkleider dafür anzuschaffen.“

Hier beendigte Scheherſad ihre heutige Erzählung; in der folgenden Nacht aber fuhr sie fort:





Vierhundert und vierundsiebenzigste Nacht.

Man erzählt ferner: Maan ging einst in zahlreicher Gesellschaft auf die Jagd. Da sahen sie eine Heerde Gazellen und theilten sich nun, sie zu verfolgen. Maan jagte lange einer Gazelle nach, aber als er auf dem Punkte war, sie zu fangen, kam Jemand auf einem Esel aus der Wüste geritten. Maan gab die Gazelle auf, ritt dem Fremden entgegen, grüßte ihn und fragte ihn: „Woher kommst du?" Er antwortete: „Aus einem schlechten Lande, das schon viele Jahre unfruchtbar war; dieses Jahr war es ergiebig und ich säete Gurken, die aber zur Unzeit hervorkamen; ich nahm daher die wenigen guten zusammen und machte mich auf den Weg zum Emir Maan, dessen Güte und Freigebigkeit so sehr berühmt ist." — „Und was hoffst du von ihm zu erlangen?" — „Ich werde ihn um tausend Dinare ansprechen." — „Wenn er aber sagt: das ist viel?" — „Nun so bitte ich um fünfhundert." — „Wenn er auch das zu viel findet?" — „So begnüge ich mich mit hundert." — „Und wenn er auch so viel nicht gibt?" — „Mit fünfzig Dinaren." — „Und verweigert er auch diese Summe?" — „Nun doch dreißig." — „Wenn er aber auch das zu viel findet?" — „Nun, so begebe ich meinen Esel unter seinen Schutz und kehre bestürzt nach Hause zurück." Maan

lachte und trieb sein Pferd, bis er wieder zu seinen Leuten kam, und sagte zu seinem Verwalter: „Wenn ein Araber mit einem Esel voll Gurken kommt, so führe ihn zu mir.“ Nach einer Weile kam der Araber; er erkannte aber Maan nicht mehr wegen der Pracht und Herrlichkeit, in welcher er ihm erschien, und der Menge Gefolge und Diener, die ihn umgaben, denn er saß als Herrscher auf seinem Thron, und zur Rechten und zur Linken standen Wachen. Nachdem der Araber gegrüßt hatte, fragte ihn der Emir, was ihn herführe? Er antwortete: „Ich bringe einige reife Gurken und setze meine Hoffnung auf den Emir.“ — „Was wünschest du dafür?“ — „Tausend Dinare.“ — „Das ist zu viel.“ — „Fünfhundert Dinare.“ — „Ist auch zu viel.“ — „Dreihundert Dinare.“ — „Noch immer zu viel.“ — „Zweihundert.“ — „Gebe ich auch nicht.“ — „So schenke mir hundert Dinare.“ — „Du forderst als noch zu viel.“ — „Aber doch fünfzig.“ — „Auch nicht.“ — „So gib mir wenigstens dreißig.“ Als Maan diese abschlug, sagte der Araber: „Bei Gott, der Mann, dem ich begegnet bin, hat mir Unglück gebracht.“ Maan lachte und schwieg. Da erkannte ihn der Araber und sagte: „Nun, mein Esel ist an deiner Thüre angebunden.“ Maan lachte wieder bis er rückwärts fiel, dann rief er seinem Adjutanten und sagte ihm: „Gib dem Araber tausend, und fünfhundert, und dreihundert, und zweihundert, und hundert, und fünfzig, und dreißig Dinare und laß den Esel angebunden.“ Der Araber erstaunte, als man ihm zweitausend einhundert und achtzig Dinare bezahlte! (Gottes Erbarmen sey mit ihnen insgesammt!)

Es wird ferner erzählt: Es war eine Residenz im griechischen Reiche, in welcher ein Palast war, der immer verschlossen blieb, und so oft ein König abgesetzt wurde und ein neuer an die Regierung kam, legte er ein neues Schloß vor den Palast; so kamen vierundzwanzig Schlösser vor dessen Thüre. Als einst ein Fremder, der nicht aus der königlichen Familie war, König wurde, wollte er alle diese Schlösser öffnen, um zu sehen, was seine Vorgänger im Palaste aufbewahrt hatten. Die Großen des Reichs hielten ihn lange davon ab und boten ihm alle ihre Kostbarkeiten, wenn er die Schlösser unberührt lassen wollte.

Aber der König ließ sich nicht abhalten, und als er öffnete, fand er im Palaste Statuen von Arabern mit ihren Pferden und Kameelen, sie hatten sehr hohe Turbane auf dem Haupte, waren von Schwertern umgürtet und mit Lanzen bewaffnet. Er fand auch ein Buch, in dem geschrieben war: „Wenn diese Thüre geöffnet wird, so wird diese Gegend von Arabern, die wie diese Statuen aussehen, erobert werden, drum seyd sehr vorsichtig.“ Dies war gerade das Jahr, in welchem Tarik, der Sohn Siads, unter dem Chalifate des Omejaden Abd Almalik Spanien eroberte und der vorwitzige König wurde auf die schlimmste Weise getödtet und verlor sein Königreich;

seine Frauen und Kinder wurden gefangen, und alle Schätze fielen als Beute in die Hände der Araber. Es waren dabei mehr als hundert und siebenzig Kronen aus Perlen, Hyacinthen und andern kostbaren Steinen. Ein Saal, in welchem Pferde herumspringen konnten, war voll mit goldnen und silbernen Gefäßen. Man fand darin auch den Tisch, der dem Propheten Salomon, dem Sohne Davids (Gottes Friede sey mit ihm!), gehörte; auch ein chemisches Pulver, mit dem man einen Drachmen zu tausend, und alles Silber in das reinste Gold verwandeln konnte. Walid schleppte das Alles weg, und die Araber ließen sich in diesem Lande nieder und es bildet noch immer eine der größten Provinzen des muselmännischen Reichs.

Geschichte Hischams, Sohns des Abd Almalik.

Man erzählt: Als Hischam einst auf der Jagd war, setzte er einem Reh nach, das die Hunde verfolgten; er sah es aber bald nicht mehr und fragte einen jungen Araber, der Schafe hütete: „Hast du kein Reh hier vorüberlaufen sehen?“ Der Junge antwortete, indem er den Kopf zu Hischam aufhob: „Warum, dummer Mensch, siehst du mit Geringschätzung auf mich herab und sprichst so unhöflich mit mir? Deine Worte sind die eines Tyrannen, und dein Benehmen ist das eines Esels.“

Hischam sagte: „Kennst du mich nicht? wehe dir!“ Der Junge antwortete: „Ich kenne dich als einen ungebildeten Mann, weil du mich anredest, ohne mich vorher zu grüßen.“ — „Wehe dir!“ rief Hischam: „ich bin Hischam, der Sohn Abd Almaliks.“ Der Araber erwiderte: „Gottes Gnade bleibe fern von dir! wie viel sind deine Worte, und wie wenig deine edlen Thaten!“ Aber noch ehe der Araber ausgeredet hatte, umgaben Hischam seine Truppen von allen Seiten und riefen: „Friede sey mit dir, o Fürst der Gläubigen!“ Der Chalif sagte: „Laßt nun diese Worte und bemächtigt euch dieses Jungen!“ Der Araber ward sogleich festgenommen, aber er kehrte sich nicht an die Menge Veziere und Adjutanten, die drohend über ihn herfielen; er steckte den Bart in die Brust und ging ruhig vor Hischam her, ohne das mindeste Zeichen der Reue oder Furcht von sich zu geben, ja ohne sich grüßend vor ihm zu verbeugen. Da sagte ihm einer der Diener: „Du Hundsbeduine! warum grüßest du den Fürsten der Gläubigen nicht?“ Der Araber wandte sich zornig zu ihm und sagte: „Du Eselsdecke, ich bin der Beleidigte, ich hätte zuerst begrüßt werden sollen.“ Hischam, dessen Zorn immer heftiger wurde, sprach: „Deine Hoffnung ist zerronnen, dein Leben



abgelaufen, der Tag deines Todes ist nahe." Der Araber erwiderte aber: „Die zugemessene Zeit läßt sich nicht abkürzen, und die Todesstunde nicht verschieben; deine Drohungen schaden mir daher nicht wenig und nicht viel." Als hierauf einer der Adjutanten ihm sagte: „Wisse, daß du vor dem Fürsten der Gläubigen stehest," antwortete er: „Wehe dir! weißt du nicht, wie der erhabene Gott gesagt: Ein Tag wird kommen, wo jeder Mensch für seine Seele kämpfen wird?" Hischam, dessen Wuth immer stieg, sagte hierauf dem Scharfrichter: „Bring' mir den Kopf dieses Jungen, denn seine Worte überschreiten jede Grenze." Der Scharfrichter ergriff den Jüngling, legte ihn auf die Todesmatte und sagte: „O Fürst der Gläubigen, ich bin dein Sklave, der sich im Staube vor dir wälzt, ich bin nicht Schuld an dem Blute, das ich vergieße; befiehlst du, daß ich diesem Jüngling den Hals abschlage?" Der Chalif antwortete: „Ja." Der Scharfrichter fragte zum zweiten Male und seine Frage wurde wieder bejaht, und eben so zum dritten Male. Da lachte der Araber, daß man seine

Stockzähne sehen konnte. Hischam sagte: „Ich glaube du bist verrückt: du siehst, daß du von der Welt scheiden mußt, und verspottest dich selbst?“ Der Araber erwiderte: „O Fürst der Gläubigen; da sich die Lebenszeit nicht verschieben läßt, so schadet mir dein Mordbefehl nicht wenig und nicht viel; doch, da du mich immer hinrichten lassen kannst, so höre erst eine kleine Anekdote:

„Ich habe vernommen, daß das Schicksal einst einem Falken einen Spatz in die Klauen trieb und dieser Spatz sprach zum Falken, der eilig mit ihm davonflog: bin ich nicht zu gering, als daß du mich auffressest? du kannst doch an mir dich nicht sättigen; der Falke lächelte vor Erstaunen und ließ den Spatz fliegen.“

Hischam lächelte und sagte: „Bei meiner Verwandtschaft mit dem Gesandten Gottes, hättest du gleich anfangs ein solches Wort gesprochen, ich würde dir Alles bis auf das Chalifat gegeben haben!“ Er rief dann dem Scharfrichter zu: „Schone diesen Perlenmund!“ Der Araber wurde freigelassen und reich beschenkt nach Hause geschickt.

Bei diesen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht begann sie die Erzählung einer andern Geschichte, wie folgt:





Vierhundert und fünfundsiebenzigste Nacht.

Geschichte Ibrahim Mahdi's.

Man erzählt: Als Mamun, der Neffe Haruns, Chalif ward, huldigte ihm Ibrahim, Haruns Bruder, nicht; er ging nach Rei und warf sich dort zum Chalifen auf. Sein Neffe Mamun suchte ein Jahr, elf Monate und zwölf Tage lang ihn durch Güte zum Gehorsam zurückzuführen; dann zog er mit Reitern und Fußvolk nach Rei und Ibrahim blieb nichts übrig, als nach Bagdad zu fliehen und dort sich zu verbergen, aber Mamun versprach hunderttausend Dinare dem, der ihn entdecken würde.

Ich fürchtete mich sehr, erzählt Ibrahim selbst, und wußte nicht, was thun. Ich verließ gegen Mittag mein Haus, ohne zu wissen, wo ich hingehen wollte; da kam ich in eine Straße, die keinen Ausgang hatte, und sah einen schwarzen Sklaven vor der Thüre eines Hauses stehen; ich näherte mich ihm und fragte ihn, ob er einen Platz habe, wo ich mich eine Weile verbergen könnte? Er sagte: „Ja,“ führte mich in ein

reinliches Haus, schloß die Thüre und ging fort. Ich vermuthete, er habe mich erkannt und von dem Preise gehört, der auf mich gesetzt war, und gehe jetzt, mich zu verrathen; während ich so ängstlich da saß, kam er wieder mit einem Träger, der allerlei Lebensmittel brachte, und sagte mir: „Ich gebe mein Leben für das deinige hin."

Da ich hungrig war bereitete er mir Speisen zu, dergleichen ich nie gegessen. Dann näherte er sich mir schüchtern und sagte: „Darf ich mich wohl mit dir unterhalten, da du doch einmal deinem Sklaven eine so große Ehre erzeigt? ich weiß, daß du einen hohen Geist besitzest." Ich sagte ihm, denn ich zweifelte noch, ob er mich erkannte: „Woher weißt du, daß meine Unterhaltung angenehm ist?" Er antwortete: „Unser Herr, der Sultan Gottes, ist dafür berühmt; du bist ja mein Gebieter, Ibrahim Mahdi, auf den Mamun einen Preis von hunderttausend Dinaren gesetzt." Als ich dies hörte, sah ich, welch einen großen, würdigen Mann ich vor mir hatte, und gewährte ihm seinen Wunsch. Die Trennung von meinem Sohne fiel mir eben ein und ich sprach folgende Verse:

> „Vielleicht wird der, welcher Joseph seine Leute zuführte und ihn im Gefängnisse tröstete, uns erhören und wieder vereinigen, denn der Herr der Welten ist allmächtig."

Als der Sklave dies hörte, fragte er, ob er auch, was ihm gerade einfällt, recitiren dürfe? Ich sagte ihm: „Ja," und er sprach:

> „Wir klagten unsern Freunden die Länge unserer Nächte; sie aber sagten: bei uns sind sie sehr kurz; schnell schließt der Schlaf ihre Augen, während die unsrigen immer offen bleiben. Uns Unglücklichen in der Liebe bringt die Nacht nur Trauer, während ihnen ihr Herannahen willkommen ist. Ginge es ihnen, wie uns, so gliche auch ihr Nachtlager dem unsrigen."

Ich sagte: „Bei Gott! das ist schön, nun habe ich alle Furcht verloren." Dann recitirte er auf mein Verlangen noch folgende Verse:

> „Sie warfen uns vor, daß wir nur gering an Zahl, aber ich antwortete: freilich, der Edlen gibt es nicht viele, doch was schadet es, daß wir wenige nur und unsere Nachbarn zahlreich sind, wenn Niemand auf ihren Schutz zählen kann, während unsere Gäste geehrt werden? Wir sind ein Stamm, der den Tod als keine Schmach betrachtet, wie die Stämme Amer und Salul. Unsere Liebe zum Tode bringt uns ihm näher, während ihre Feigheit ihnen ein langes Leben sichert."

Ich war erstaunt, so viele Bildung bei einem solchen Manne zu finden, und warf ihm einen Beutel mit kostbaren Münzen zu, den ich bei mir hatte, indem ich ihm

sagte: „Ich vertraue dir dies an, denn ich verlasse dich jetzt; du darfst es zu wichtigen Dingen für dich verwenden, mir ist schon genug, nichts mehr zu befürchten zu haben.“ Aber er gab mir den Beutel zurück und sagte: „Ich bin glücklich genug, daß das Schicksal dich zu mir geführt; bei Gott, wenn du es verlangst, werde ich gerne für dich sterben.“

Er sagte mir auch: „Mein Herr, hier bist du am sichersten und am leichtesten zu verpflegen, bleibe bei mir, bis dir Gott helfen wird.“ Ich blieb noch einige Zeit bei ihm, ohne daß er zugab, daß etwas von meinem Beutel genommen wurde. Da ich aber seine Güte nicht mißbrauchen wollte, verkleidete ich mich als Frauenzimmer und ging verschleiert aus. Da begegnete mir, als ich ängstlich über eine Brücke ging, die mit Wasser bespritzt war, einer meiner früheren Diener; er erkannte mich und rief: „Nun wird Mamuns Verlangen gestillt,“ und faßte mich an; aber ich stieß ihn mit sammt seinem Pferd in den Koth, und während die Leute sich zu ihm hindrängten, lief ich davon und kam an eine Thüre, vor welcher eine alte Frau stand. Ich sagte ihr: „Schone mein Blut, und nimm mich bei dir auf, ich bin in Gefahr.“ Sie erwiderte: „Fürchte nichts,“ führte mich in ein Zimmer, legte Divane zurecht und gab mir zu essen. Auf einmal kam der Mann, den ich umgeworfen hatte, mit verbundenem Kopf, ohne Pferd und das Blut lief ihm über seine Kleider herunter. Als die Alte ihn fragte, was ihm geschehen, erzählte er ihr, was zwischen ihm und mir auf der Brücke vorgefallen war. Er suchte dann einen Lumpen und verband sich den Kopf und legte sich krank in sein Bett. Als die Alte wieder zu mir kam, sagte sie: „Ich glaube, du bist der Held dieses Abenteuers; doch fürchte nichts.“ Ich blieb hierauf noch drei Tage bei ihr, während deren sie mich mit der größten Ehrerbietung bewirthete. Am vierten Morgen aber sagte sie mir: „Ich fürchte, dein Diener, der nun wieder das Bett verlassen kann, möchte einmal heraufkommen und dich finden, drum suche zu entkommen.“ Ich bat sie, mich bis zur Nacht bei sich zu lassen, und da sie es bewilligte, ging ich Abends, als Frauenzimmer gekleidet, von ihr weg und begab mich zu einer frühern Sklavin. Als sie mich sah, weinte sie, bezeigte mir ihre Theilnahme und pries Gott über meine Rettung; dann ging sie weg, unter dem Vorwand, auf dem Markte zu meiner Bewirthung etwas einzukaufen. Auf einmal kam Ibrahim aus Moßul mit seinen Sklaven und Wachen, geführt von der verrätherischen Sklavin, in deren Haus ich war. Ich wurde in dem Aufzuge, wie ich war, in's Schloß des Chalifen geführt; Mamun ließ den großen Divan versammeln, und als ich vor ihm erschien und ihn grüßte, sagte er: „Gott grüße dich nicht!“ Da sagte



ich: „O Fürst der Gläubigen! gewiß kann mein Richter die Strafe über mich verhängen, aber verzeihen ist Gott gefälliger; möge deine Großmuth die anderer Herrscher verdunkeln, so wie mein Verbrechen jedes andere übersteigt. Willst du dich rächen, so thust du es mit Recht, verzeihst du aber, so bist du gnädig." Ich trug dann noch folgende Verse vor:

„Groß ist mein Verbrechen, aber noch größer ist deine Gnade, drum verschaffe dir zuerst dein Recht, laß aber dann deine Milde walten; wenn du deinen Sklaven mit Vorwürfen beladest, so ist meine Schuld selbst eine Pein, die mein Verbrechen loskauft."

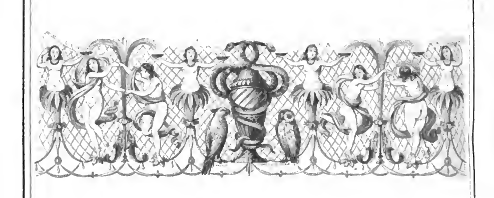
Mamun ward gerührt und sagte zu seinem Vetter und den übrigen Anwesenden: „Was rathet ihr mir zu thun?" Alle riethen zum Tode, nur waren sie nicht einig, wie ich sterben sollte. Mamun fragte dann Achmed, den Sohn Chaleds, um Rath, und dieser antwortete: „O Fürst der Gläubigen! läßt du ihn umbringen, so haben

Aehnliches schon Manche vor dir gethan, verzeihst du aber, so hast du ebenfalls viele Beispiele der Gnade vor dir."

Als der Chalif die Worte Chaleds hörte, schüttelte er sein Haupt und sprach: „Nur der gemeine Mensch ist unversöhnlich in seiner Rache, wenn ihm sein Feind in die Hand gefallen." Hierauf nahm ich den Schleier von meinem Haupte, pries laut Gottes Größe und sagte dem Chalifen: „Gott wird einst auch dir gnädig seyn, o Fürst der Gläubigen! denn mein Verbrechen ist so unaussprechlich groß, daß deiner Großmuth nicht genug Dank gezollt werden kann." Aber nicht nur das Leben schenkte mir Mamun, sondern er ließ mir auch mein Vermögen wieder geben und machte mir noch viele Geschenke. Dann sagte er: „O mein Oheim! Abu Ishak und Abbas haben mir gerathen, dich umbringen zu lassen, aber ich habe dir verziehen, denn ich wollte dir die Bitterkeit deiner schadenfrohen Feinde ersparen." Dann fiel er betend nieder, und als er wieder den Kopf aufhob, sagte er: „Weißt du, mein Oheim, warum ich niederfiel?" Ich sagte: „Um Gott zu danken, daß du deinen Feind besiegt." — „Nein," versetzte er: „um ihm zu danken, daß er mir Gnade eingeflößt." Ich erzählte ihm dann das verschiedenartige Benehmen des schwarzen Sklaven, des Soldaten, seiner Frau und der Sklavin, die mich verrathen. Mamun ließ Letztere kommen, welche vergnügt zu Hause saß und ihren Lohn erwartete, und fragte sie, was sie bewogen habe, so gegen ihren Herrn zu handeln? Sie antwortete: „Die Habsucht." Mamun fragte sie, ob sie einen Sohn oder Gatten habe, und als sie diese Frage verneinte, ließ er ihr hundert Peitschenhiebe geben und sie auf ewig einsperren. Dann ließ er den Soldaten und seine Frau und den Sklaven kommen. Er fragte Ersteren, was ihn zu seiner That bewogen? Er antwortete: „Habgier." Da sagte Mamun: „Du bist auch blutgierig, drum sollst du Schröpfer werden," und er ward sogleich in den Laden eines Schröpfers geschickt. Seiner Frau aber erwies Mamun viele Ehre und nahm sie in's Schloß; denn er sagte: „So eine verständige Frau ist in wichtigen Dingen gut zu gebrauchen." Dem Schwarzen sagte er endlich: „Du hast dich so bieder gezeigt, daß du die höchste Verehrung verdienst; ich schenke dir das Haus des Soldaten und noch tausend Dinare dazu."

Schehersad schwieg; in der nächsten Nacht begann sie mit folgender Geschichte:





Vierhundert und sechsundsiebenzigste Nacht.

Geschichte Schaddads und der Stadt Irem, die pfeilerreiche.

Man erzählt: Der König Schaddad beherrschte die ganze Welt, und das Volk Aad war von Gott mit sehr großen und starken Körpern begabt, so daß sie sagten: „Wer ist stärker als wir?“ Drum heißt es auch im Koran: „Sahen sie denn nicht ein, daß Gott, der sie geschaffen, stärker als sie?“ Gott schickte ihnen dann den Propheten Hud, der sie zum Gehorsam und zur Verehrung Gottes aufrief. Schaddad sagte aber zu Hud: „Wenn ich an deinen Gott glaube, was werde ich davon haben?“ Hud (Friede Gottes sey mit ihm!) antwortete: „Er wird dir in der zukünftigen Welt ein Paradies schenken mit Schlössern aus Gold, Hyacinthen, Perlen und allerlei Edelsteinen.“ Da sagte Schaddad: „Ich kann mir in dieser Welt schon ein solches Paradies schaffen, und bedarf deiner Versprechungen nicht.“

Der Priester Kaab berichtet: Gott habe Moses in der Tora diese Geschichte erzählt und ihm über den Garten Irem, mit den Pfeilern, Folgendes mitgetheilt: Schaddad gab hundert seiner stärksten Emire den Befehl, ein weites, ebenes Land aufzusuchen, mit vielem Wasser und gesunder Luft, um dort eine goldene Stadt zu bauen. Die Emire reisten weg, jeder von tausend Mann begleitet, und suchten im Lande Jemen bis sie an den Berg Aden kamen; da fanden sie ein quellenreiches Land, wie es der König wünschte, in einer sehr gesunden Lage.

Sobald sie ihm Kunde davon gaben, schickte er Baumeister dahin, ließ eine viereckige Stadt bauen, die vierzig Pharasangen im Umfange hatte; man legte sehr tiefe Grundpfeiler, auf denen die Stadt sich bis zum Himmel erheben konnte, man nahm Steine von Jemen bis zur Oberfläche der Erde, dann gebrauchte man rothe Backsteine zu den Mauern, die fünfhundert Ellen hoch und zwanzig Ellen breit waren. Schaddad schickte dann auch nach allen Fundgruben und baute in der Stadt dreihunderttausend Schlösser, jedes ruhte auf tausend Pfeilern von verschiedenem Smaragd und Rubin mit Gold belegt. Er ließ dann Kanäle graben und die Ufer mit Datteln und andern Bäumen bepflanzen; hernach wurden Thore an die Stadt gesetzt, jedes hundert Ellen hoch und zwanzig breit, Alles auf's feinste ausgeschmückt, denn der Bau dauerte fünfhundert Jahre. Als die Stadt vollendet dastand, ließ Schaddad von Osten und Westen allerlei Teppiche, Vorhänge und seidene Betten in die Schlösser bringen, auch allerlei Speisen und Getränke, Früchte und Süßigkeiten, Wachslichter, Weihrauch, Aloe, Ambra und Kampher; dann ließ er zehnhunderttausend schöne und reichgeschmückte Mädchen in die Stadt ziehen, mit zahlreichem Gefolge und Dienerschaft. Schaddad besah dann die Stadt und sie gefiel ihm so gut, daß er sagte: „Nun habe ich schon, was mir Hud erst nach dem Tode verhieß." Aber kaum hatte er sein Schloß bezogen, da befahl Gott dem Todesengel, in einem Augenblicke sich grimmig gegen ihn und sein Volk zu wenden; so wie es im Koran heißt: „Und Gott zernichtete das alte Volk Ads." Gott verbarg auch die Stadt vor den Augen aller Menschen; doch sieht man in jener Wüste, bei der Nacht, noch Spuren davon. Einst ging einer der Gefährten des Propheten, sein Name war Abdallah, in jene Gegend, um ein verirrtes Kameel zu suchen, und er sah die Mauern der Stadt Irem mit den goldenen Schlössern und Pfeilern; er gab Moawiah Kunde davon, dieser ließ Nachsuchungen anstellen, aber man konnte nie etwas finden.

Hierauf erzählte Scheherſad Folgendes:

Geschichte Jshaks aus Moßul.

Jshak aus Moßul erzählt: Ich verließ eine Nacht den Chalifen Mamun, um nach Hause zu gehen, da sah ich an einer Mauer einen großen Korb hängen, mit



Seide ausgefüttert; ich dachte: das bedeutet etwas; nachdem ich eine Weile darüber nachdachte, hieß mich mein Verstand, in meiner Trunkenheit, mich hineinzusetzen. Sobald aber die, welche Wache hielten, mich bemerkten, zogen sie den Korb hinauf und vier Mädchen sagten zu mir: „Geh nur fröhlich mit uns, du bist willkommen." Ein Mädchen mit einem Wachslichte ging mir voran in's Haus und führte mich in einen schön möblirten Saal, deßgleichen ich nur im Palaste des Chalifen gesehen. Als ich eine Weile dasaß, wurde von einer Seite des Saals ein Vorhang aufgehoben, es traten Dienerinnen mit Wachslichtern heraus und andere mit Kohlenpfannen, voll

Weihrauch und Aloe, und in ihrer Mitte befand sich ein Mädchen wie der aufgehende Mond. Sie bewillkommte mich, hieß mich sitzen und fragte mich, was ich wollte? Als sie hörte, wie ich hergekommen, sagte sie: „Es geschieht dir nichts, ich hoffe, du wirst mit dem Ausgange zufrieden werden.“ Sie fragte mich dann, was ich für ein Geschäft treibe? und ich sagte ihr, ich sey ein Kleiderhändler aus Bagdad. Sie bat mich dann, ihr einige Gedichte vorzutragen; ich sagte aber: „Ich weiß wenig Gedichte, habe auch keinen schönen Vortrag, ich möchte lieber dich hören.“ Da recitirte sie Verse von den besten alten und neuen Dichtern; ich hörte zu und wußte nicht, was mir besser gefiel, ihr schöner Vortrag oder die Gedichte, die aus ihrem Munde strömten. Sie sagte dann: „Lege jetzt deine Befangenheit ab und recitire auch etwas.“ Ich recitirte einige alte Verse, die ihr wohl gefielen, und sie sagte: „Ich hätte nicht gedacht, bei einem Kleiderhändler so viel Talent zu finden.“

Sie ließ dann Speisen bringen, zerschnitt sie und legte sie mir vor. Als ich satt war, wurden allerlei Wohlgerüche im Saale verbreitet, die feinsten Früchte, die man nur beim Sultan findet, aufgetragen und auch Wein herumgereicht. Dann sagte sie: „Jetzt unterhalte mich auch und erzähle mir etwas Schönes.“ Ich erzählte ihr manche alte Geschichte, die ihr so viele Freude machte, daß sie sagte: „Ich wundere mich sehr, wie ein Kaufmann Erzählungen weiß, die eines Königs würdig sind.“ Ich sagte: „Ich hatte einen Nachbar, der Gesellschafter von Königen war und von dem ich sie gehört.“ Sie lobte meine Beredsamkeit, erzählte auch etwas, und so wechselten wir mit einander bis der größte Theil der Nacht vorüber war, und ich befand mich in einer Lage, um die mich selbst Mamun würde beneidet haben, wenn er sie gekannt hätte. Sie sagte dann: „Du gehörst gewiß zu den feinsten und gebildetsten Männern; es ist nur Schade, daß du keine Verse singen kannst.“ Ich sagte: „Bei Gott! ich war früher sehr geübt darin, habe aber den Gesang wieder aufgegeben; doch lechzt noch mein Herz darnach und ich wünschte sehr, einige Lieder von dir zu hören, um die Nacht dabei zu durchwachen.“ Sie sagte: „Mir ist, als stelltest du dich nur so; doch, du bist mein Gast und ich darf dir nichts versagen.“ Sie ließ sich eine Laute bringen und ihr Spiel war eben so kunstvoll, als ihre Stimme wohlklingend und ausgebildet. Als sie ein Lied gesungen hatte, fragte sie mich: „Weißt du, von wem diese Verse und die Melodie dazu sind?“ Ich sagte: „Nein.“ Da versetzte sie: „Das Gedicht ist von N. N. und die Musik von Ishak aus Moßul.“ Ich sagte: „Das ist von Ishak? o möchte ich dein Lösegeld werden für die Kunst, mit welcher du ihn wiedergibst, und gepriesen sey Gott, der diesem Mann ein solch musikalisches Talent verliehen!“

Sie sagte: „Isḥak ist der Schöpfer der Musik, und wie wäre es erst, wenn du diese Melodie von ihm selbst hörtest?" So fuhr sie dann, ohne mich zu kennen, in meinen Lobeserhebungen fort, bis die Morgenröthe heranbrach; da kam eine Alte, welche ihre Amme zu seyn schien, und sagte: „Nun ist's Zeit."

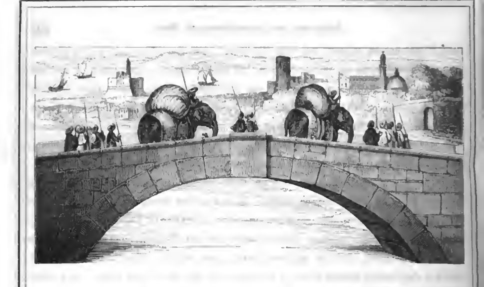
Das Mädchen stand auf und sagte mir: „Verrathe nicht, was hier im Vertrauen vorgefallen!" Ich sagte: „O könnte ich für dich sterben! du brauchst mir dies nicht anzuempfehlen." Ich verließ sie und folgte einer Sklavin, die mir die Thüre öffnete, ging nach Hause, betete und schlief. Bald kam aber ein Bote von Mamun und ich mußte den ganzen Tag bei ihm zubringen. Abends erinnerte ich mich der verflossenen Nacht und dachte: ich wäre ein Thor, wenn ich mir nicht wieder eine solche Nacht zu verschaffen suchte. Ich setzte mich wieder in den Korb und ward wieder wie am vorigen Abend hinaufgezogen. Das Mädchen erschien und wir brachten die Nacht wieder mit Recitationen und Erzählungen zu. Als die Morgenröthe leuchtete, ging ich nach Hause, betete das Morgengebet und schlief. Da kam wieder ein Bote von Mamun, um mich zu holen, und ich brachte den Tag bei ihm zu. Des Abends sagte mir der Chalif: „Bleib' hier und erwarte mich bis ich wieder komme." Sobald er aber weg war, dachte ich mit so vielem Entzücken an die vergangenen Nächte, daß ich, des Chalifen Befehl nicht achtend, schnell aufsprang und nach dem Korbe lief. Als ich wieder hinaufgehoben ward, sagte mir das Mädchen: „Nun, Freund, du scheinst unser Haus zu deiner Herberge machen zu wollen?" Ich erwiderte: „O könnte ich mein Leben für das deinige geben! doch das Recht der Gastfreundschaft dauert drei Tage, kehre ich wieder, so hast du das Recht, mein Blut zu vergießen." Wir unterhielten uns dann wieder wie in den frühern Nächten. Als die Zeit zum Weggehen nahe war, dachte ich, Mamun wird mich gewiß fragen, wo ich gewesen, und nicht ablassen, bis ich ihm Alles erzähle; ich sagte daher meiner schönen Wirthin: „Ich sehe, daß du eine Freundin von Gesang bist; ich habe einen Vetter, schöner und gebildeter als ich, und Niemand kann besser, als er, Isḥaks Lieder singen: darf ich ihn dir nicht bringen?" Sie sagte: „Du wirst zudringlich, mein Sohn. Doch, wenn dein Vetter so ist, wie du ihn schilderst, so will ich ihn kennen lernen." Als dann der Tag graute, verließ ich sie wieder und ging nach Hause. Aber bald stürmten Mamuns Diener in mein Haus und schleppten mich fort.

Mamun saß aufgebracht in seinem Divan und sagte, als ich hereintrat: „Isḥak! wirst du mir ungehorsam?" Ich antwortete: „Nein, bei Gott!" — „So erzähle die Wahrheit." — „Recht gerne, doch allein." Mamun entfernte die Anwesenden durch

einen Wink, und ich erzählte ihm mein Abenteuer, sagte ihm auch, daß ich dem Mädchen versprochen habe, ihn zu ihr zu bringen. Mamun sagte: „Du hast wohl gethan,“ denn sein Herz entbrannte schon so sehr vor Sehnsucht nach ihr, daß er kaum die Nacht erwarten konnte, bis ich ihn an den Korb begleitete. Als wir an die Mauer kamen, fanden wir zwei Körbe und wir wurden Beide hinaufgezogen. Das Mädchen kam uns freudig entgegen und grüßte uns. Sie erzählte dann Manches und recitirte Gedichte; dann ließ sie Wein bringen, ergriff die Laute und sang etwas. Sie fragte mich hierauf: „Ist dein Vetter auch Kaufmann?“ Ich sagte: „Ja.“ Bald aber hatte Mamun so viel Wein getrunken, daß er, obschon ich ihn gebeten hatte, mich nicht bei meinem Namen zu rufen, in seinem Entzücken ausrief: „O Ishak! singe mir doch auch ein Lied.“ Das Mädchen erkannte dadurch mich und den Chalifen, und zog sich in ein Nebengemach zurück. Als ich gesungen hatte, sagte mir der Chalif: „Sieh einmal, wer der Herr dieses Hauses ist?“ Da sprang eine Alte herbei und sagte: „Es gehört Hasan, dem Sohne Sahals.“ Der Chalif befahl ihr, ihn zu holen. Als die Alte nach einer Weile mit Hasan kam, fragte Mamun ihn: „Hast du eine Tochter?“ Er sagte: „Ja, sie heißt Chadidja.“ — „Ist sie verheirathet?“ — „Nein.“ — „Nun, so halte ich um sie an.“ — „Sie ist deine Sklavin und steht dir zu Gebote.“ — „Ich nehme sie zur Gattin, lasse dir diesen Morgen noch dreitausend Dinare als Morgengabe bringen, und du führst mir sie noch diese Nacht zu.“ Als wir hierauf weggingen, verbot mir der Chalif, von der ganzen Sache etwas zu erzählen; ich schwieg auch bis zu Mamuns Tod. Ich hatte in meinem Leben nicht so viel genossen, als in diesen vier Tagen, des Tags in Mamuns und des Nachts in Chadidja's Gesellschaft; aber, bei Gott, ich habe nie einen Mann wie Mamun gefunden, noch ein Mädchen, das Chadidja an Geist, Schönheit und Beredsamkeit gleichkäme.

ScheherSad verschob die Erzählung einer andern Geschichte auf die nächste Nacht, in welcher sie mit folgenden Worten begann:





Vierhundert und siebenundsiebenzigste Nacht.

Geschichte des falschen Chalifen.

Man erzählt, als Harun Arraschid eines Nachts sehr übel gelaunt war, ließ er seinen Vizier Djafar rufen und sagte ihm: „Ich fühle mich so beengt, ich will heute Nacht auf den Plätzen Bagdads umhergehen und sehen, was meine Unterthanen treiben; doch darf uns Niemand erkennen, wir wollen uns daher als Kaufleute verkleiden." Sie legten sogleich ihre kostbaren Kleider ab und zogen Kaufmannskleider an, und der Chalif ging mit Djafar und Masrur, dem Scharfrichter, lange in der Stadt umher, bis sie endlich an den Tigris kamen; da boten sie einem Alten, der in einem Boote saß, einen Dinar an und baten ihn, sie auf dem Strome ein wenig spazieren zu fahren.

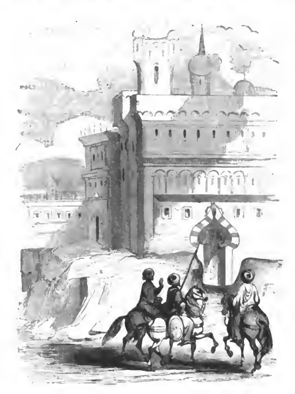
Der Alte erwiderte: „Wer kann dies jetzt wagen? Weißt du nicht, daß der Chalif jede Nacht in einem kleinen Kahne umherfährt und vor ihm her ausgerufen wird: O ihr Leute, gut und schlecht, groß und klein, vornehm und gering, jung und alt, wer ein Schiff besteigt und den Tigris befährt, wird geköpft oder auf den Mastbaum seines

Schiffes gehängt. Mir ist sogar, als käme eben jetzt sein Kahn." Der Chalif sagte: „O Alter, nimm hier zwei Dinare und führe uns in eine Hütte am jenseitigen Ufer, bis der Kahn des Chalifen vorüber ist." Der Alte nahm das Gold und sagte: „Gott wird helfen." Als er aber ein wenig mit ihnen ruderte, da kam ein Kahn daher mit vielen Wachslichtern und Fackeln, und der Alte rief außer sich: „Habe ich euch nicht gewarnt, keine Geheimnisse erspähen zu wollen?" Er führte sie schnell wieder zurück und legte ein schwarzes Tuch über sie. Sie konnten aber durchsehen und bemerkten, wie vorne auf dem Kahne ein Fackelträger stand mit einer goldnen Kohlpfanne, in welcher Aloe brannte. Der Fackelträger hatte ein Oberkleid von rothem Atlas, trug einen Turban von Moßul auf dem Haupte und grüne seidene Beutel auf den Schultern, die voll mit Aloe waren, das er statt Holz in die Kohlpfanne warf. Auf dem Hintertheile des Schiffs stand wieder so ein Fackelträger, zweihundert Sklaven standen zur Rechten und zur Linken und in der Mitte saß auf einem goldnen Throne ein Jüngling, schön wie der Mond, neben ihm ein Mann, der dem Vizier Djafar glich, und zu Häupten ein Diener, wie Masrur, mit gezogenem Schwerte, und zwanzig Adjutanten. Als der Chalif dies sah, sagte er zu Djafar: „Wäre dies vielleicht einer meiner Söhne, Amin oder Mamun?"

Er betrachtete dann den vollkommen schönen Mann noch einmal und sagte zu Djafar: „Bei Gott! es fehlt ihm gar nichts von dem Aussehen des Chalifen, und der vor ihm Stehende ist ganz wie du, Djafar; der zu Häupten gleicht Masrur und seine Adjutanten sind wie die meinigen; ich verliere ganz meinen Verstand darüber." Djafar sagte: „Bei Gott! auch ich, o Fürst der Gläubigen." Als der Kahn außer Gesicht war, trat der Alte aus der Hütte hervor und sagte: „Gelobt sey Gott, daß wir glücklich davon gekommen sind und uns Niemand bemerkt hat." Der Chalif fragte dann den Alten, ob dieser Chalif jede Nacht den Tigris befahre? Er antwortete: „Ja, mein Herr, das dauert schon ein ganzes Jahr." Der Chalif bat ihn dann, ihn die kommende Nacht wieder zu erwarten, versprach ihm fünf Dinare und gab sich für einen Fremden aus. Als der Alte einwilligte, kehrte der Chalif mit seinem Gefolge wieder in seinen Palast zurück und kleidete sich wieder als Chalif um. Jeder nahm seinen Platz ein und es erschienen, wie gewöhnlich, alle Emire, Viziere, Adjutanten und dergleichen. Als sich Alle entfernt hatten, sagte der Chalif zu Djafar: „Komm, wir wollen wieder den andern Chalifen sehen." Djafar und Masrur verkleideten sich wieder als Kaufleute und gingen wohlgelaunt mit dem Chalifen durch die geheime Thüre an den Tigris, bestiegen den Nachen des Alten, der sie schon erwartete, und

nach einer Weile kam der Kahn des zweiten Chalifen herangefahren. Sie sahen wieder zweihundert andere Mamelukken darin und die Matrosen riefen wieder wie gewöhnlich aus: „Niemand befahre den Tigris bei Todesstrafe!“ Als der Chalif dies hörte, sagte er zu Djafar: „So etwas hätte ich nie geglaubt, wenn man mir es erzählt hätte; doch ich sehe es ja mit eigenen Augen.“ Er gab dann dem Schiffer zehn Dinare und sagte zu ihm: „Führe uns dem Chalifen nach, denn da er im Lichte fährt, wir aber in der Dunkelheit sind, so können wir ihn beobachten, ohne von ihm gesehen zu werden.“

Der Schiffer segelte dem falschen Chalifen im Dunkeln nach, dessen Kahn erst bei den Gärten außerhalb der Stadt vor einem Zelte, wo zwei Diener mit einem gesattelten Maulthiere standen, stille hielt. Er bestieg dann das Maulthier und ritt in der Mitte



seiner Gesellschafter weiter. Die Fackelträger und Djausch (Polizeidiener) gingen laut lärmend vor ihm her. Arraschid stieg auch an's Land mit Djafar und Masrur

und drängte sich durch die Mameluken des falschen Chalifen. Aber die Fackelträger, welche mit Erstaunen drei Kaufleute unter ihren Leuten bemerkten, fielen über sie her und führten sie zum falschen Chalifen. Als dieser sie sah, fragte er: „Wie seyd ihr hierhergekommen und was hat euch hierhergeführt zu einer solchen Stunde?“ Sie sagten: „O Herr, wir sind fremde Kaufleute und gingen, weil heute unser Geburtstag war, hier spazieren; da ergriffen uns deine Leute und führten uns zu dir.“ Der falsche Chalif sagte: „Seyd nur ruhig, es soll euch nichts geschehen, weil ihr Fremde seyd: wäret ihr aus Bagdad, so würden wir euch den Kopf abschlagen lassen.“ Er wendete sich dann zu seinem Vizier und sagte ihm: „Nimm diese Leute mit dir, sie sollen diese Nacht unsere Gäste seyn.“ Sie gingen zusammen, bis sie vor ein großmächtiges Schloß kamen, das bis zu den Wolken reichte, und dergleichen kein Sultan besitzt. Als dessen Thor, welches von Ebenholz und mit Gold beschlagen war, sich öffnete, traten sie in einen Saal mit vielen Springbrunnen, Matten aus feinen Palmblättern, Kissen aus ägyptischen Stoffen, Vorhängen und Tapeten, die selbst Harun Arraschid in Erstaunen setzten.

Ueber der Thüre waren folgende Verse:

> „Heil und Friede diesem Palaste, über den die Zeit ihre Reize ausgestreut: er enthält so viele Seltenheiten und Wunder, daß keine Feder sie beschreiben kann.“

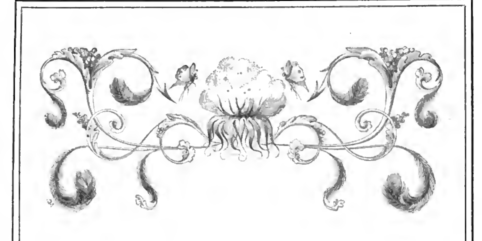
Der falsche Chalif setzte sich auf einen goldenen Thron, mit grüner Seide überzogen und mit Edelsteinen besetzt; seine Gesellschafter setzten sich um ihn herum und das Schwert der Rache stand vor ihm. Der Tisch wurde sogleich gedeckt und die feinsten Speisen aufgetragen. Nach dem Essen ging ein Diener mit einem goldenen Waschbecken herum, während ein Anderer die Weingefäße aufstellte. Die Becher machten die Runde, bis die Reihe an Harun Arraschid kam; da dieser aber nicht trinken wollte, fragte der falsche Chalif Djafar: „Warum trinkt dein Freund nicht?“ Djafar antwortete: „Er hat seit einiger Zeit ein Gelübde gethan, sich vom Weine zu enthalten.“ Da sagte der falsche Chalif: „Wir haben noch andere erlaubte Getränke;“ und befahl sogleich einem Diener, Apfelmost zu bringen, stellte ihn Harun Arraschid vor und sagte ihm: „So oft die Reihe an dich kömmt, kannst du dir davon einschenken.“ Die Uebrigen aber tranken Wein, bis er sich ihres Verstandes bemächtigte.

Im Laufe des Gesprächs sagte Harun leise zu Djafar: „Bei Gott! ich habe keine so kostbaren Gefäße wie dieser Mann, ich möchte doch wissen, wer dieser Jüngling ist.“ Als dieser den Vizier mit Harun leise sprechen sah, sagte er: „Lispeln deutet

auf Verrath." Djafar versetzte: „Hier ist kein Verrath, mein Freund sagt nur, er habe den größten Theil der Welt durchreist und in Gesellschaften von Königen gelebt, und nirgends eine so glänzende Einrichtung gefunden; doch pflegt man in Bagdad zu sagen, daß zum Wein auch Gesang gehöre." Der falsche Chalif lächelte und freute sich über diesen Wunsch, und mit einem Scepter, den er in der Hand hatte, schlug er auf den Boden. Da öffnete sich eine Thüre, es trat ein Diener mit einem Throne von Elfenbein, mit Gold beschlagen, aus einem Nebenzimmer, und ihm folgte ein wunderschönes Mädchen mit einer indischen Laute in der Hand; sie setzte sich auf den Thron und sang nach einer hinreißenden Introduction einige Verse, welche die glühendste Liebe ausdrückten.

Scheherfad unterbrach ihre Erzählung, um sie in der nächsten Nacht also fortzusetzen:





Vierhundert und achtundsiebenzigste Nacht.

Als der falsche Chalif diese Verse hörte, stieß er ein lautes Geschrei aus, zerriß sein Kleid von oben bis herunter und bedeckte sich mit dem Teppich, bis man ihm ein anderes, schöneres Kleid brachte. Dann setzte er sich nieder, und als der Becher an ihn kam, schlug er wieder mit dem Scepter auf den Boden; es öffnete sich eine Thüre, ein Diener trat mit einem goldenen Throne heraus und ihm folgte ein Mädchen noch schöner als das erste; sie setzte sich auf den Thron, nahm eine Laute in die Hand und sang zur Bestürzung aller Neider folgende Verse:

„Wie soll ich Geduld haben, wenn die Flamme der Sehnsucht in meinem Innern brennt und eine ewige Sündflut aus meinen Augen strömt? Bei Gott! mein Herz ist von solchem Schmerz erfüllt, daß ich am Leben keine Freude mehr habe."

Der falsche Chalif schrie wieder, zerriß sein Kleid, zog den Teppich über sich her, nahm ein anderes Kleid und klopfte, als der Becher an ihn kam, wieder mit dem Scepter, und abermals erschien ein Diener mit einem Thron und einem Mädchen mit einer Laute, welche folgende Verse sang:

„Kürzt die Trennung ab, denn mein Herz, ich schwör' es euch, ist trostlos. Der große Schmerz hat mich geläutert und ich flehe Gott nur um eure Liebe an. O Mond, der du in meinem Herzen thronest, wie kann ich an andern Sterblichen Wohlgefallen finden?"

Der junge Mann schrie wieder und zerriß sein Kleid; dann kam ein anderes Mädchen und sang:

„Wann wird diese Trennung enden und diese vergangene Zeit mir wiederkehren? Einst umschloß uns ein Haus, da lebten wir selig, fern von Neid und Mißgunst. Aber das Schicksal ward treulos gegen uns, und nach vertraulichem Zusammenleben mußten wir von einander scheiden. Wollt ihr mir Vorwürfe machen und mich trösten, ihr Tadler? mein Herz erträgt euern Tadel nicht. Mein Aug' flieht den Schlaf und sieht in seiner Liebe stets den Freund nahe."

Der falsche Chalif schrie wieder, zerriß sein Kleid und fiel in Ohnmacht, und noch ehe man ihn mit dem Teppiche bedeckte, bemerkte Harun Arraschid an seinem Körper viele Wunden. Da sagte er zu Djafar: „Dieser Jüngling ist bei Gott sehr schön, aber er muß ein abscheulicher Verbrecher seyn, ohne daß man es weiß, denn er trägt Zeichen vieler Prügel an sich." Als der falsche Chalif wieder ein anderes Kleid angezogen hatte und sich wieder zu seinen Freunden setzte, fragte er Djafar, was ihn eben sein Freund gefragt habe? Djafar antwortete: „Mein Freund sagt mir, er sey in vielen Ländern gereist und habe in Gesellschaft von Königen und andern Vornehmen gelebt und nirgends gesehen, daß Jemand so seine Kleider zerreiße, von denen jedes fünfhundert Dinare werth ist." Der junge Mann versetzte: „Er kümmere sich nicht darum, das Geld ist mein Geld und die Kleider sind meine Kleider, und die zerrissenen machen einen Theil meiner Geschenke an meine Umgebung und Diener aus, denn jedes zerrissene Kleid ist für einen meiner anwesenden Gesellschafter." Djafar dichtete hierauf folgende Verse:

„Die Tochter des Edelmuths ruht mitten in seiner Hand, all sein Gut ist den Menschen preisgegeben, und ist die Freigebigkeit in seiner Hand verschlossen, so sind gleichsam seine Finger die Schlüssel zu ihrem Schlosse."

Als der junge Mann Djafars Verse hörte, ließ er ihm tausend Dinare und ein Kleid geben, dann machten die Becher wieder die Runde unter den Gästen, und während der Jüngling mit seinen Freunden sich unterhielt, sagte der Chalif zu Djafar: „Ich will ihn einmal fragen, was die Spuren von Schlägen an seinem Körper bedeuten, und sehen, was er antwortet." Djafar entgegnete: „Uebereile dich nicht, mein Herr,

habe Geduld und sey für dein Leben bedacht!" Aber der Chalif schwur bei dem Leben seines Urgroßvaters Abbas, er müsse ihn fragen. Der junge Mann, der sie eifrig sprechen hörte, wendete sich zu Djafar und sagte ihm: „Was hast du mit deinem Freunde? bei Gott! ich will die ganze Wahrheit wissen." Djafar sagte: „Mein Herr! mein Freund sah Spuren von Schlägen an deinem Körper und er sagte: bei Gott! wunderbar, der Chalif ist geschlagen worden; er wollte nun wissen, wie das zuging?" Der junge Mann lächelte und sagte: „Meine Geschichte ist wunderbar, wenn man sie mit einer Nadel in die Tiefe des Auges zeichnete, könnte sie Jedem zur Belehrung dienen." Er seufzte dann und sprach folgende Verse:

„Bei Gott, dem nichts verborgen ist, meine Geschichte umfaßt alle Wunder; wollt ihr sie wissen, so schweigt und horcht auf. Mich hat die Liebesglut verzehrt, denn meine Geliebte übertrifft alle Sterne. Ihr Aug' ist wie Kohl, ihre Wangen sind Rosen, tödtend ist für mich der Bogen ihrer Augenbrauen. Mein Herz sagt mir, daß Einer von euch unser Herr, der Chalif, der Sohn der Edlen, ist; der Andere der verehrte Djafar, der mit Recht Herr und Sohn eines Herrn genannt wird; und der Dritte Masrur, das Schwert der Rache. Ist was ich sage wahr, so habe ich meinen Zweck erreicht und meine Freude ist vollkommen."

Djafar schwur, sie seyen es nicht, aber der junge Mann sagte lächelnd: „Ich bin nicht der Fürst der Gläubigen, habe aber diesen Namen angenommen, um meinen Zweck zu erreichen bei den Leuten dieser Stadt; mein Name ist Ali, der Sohn Mohammeds, des Juweliers; mein Vater war ein sehr vornehmer Mann und hinterließ mir bei seinem Tode ein ungeheures Vermögen. Als ich eines Tages, von meinen Leuten umgeben, in meinem Laden saß, da kam eine Dame, auf einem Maulesel reitend, mit drei Sklavinnen wie der Mond, stieg vor meinem Laden ab, setzte sich zu mir und fragte mich, ob ich Ali, der Juwelier, sey? Ich antwortete: „Ich bin dein ergebenster Sklave." — „Hast du schöne Edelsteine?" — „Meine Herrin! ich will dir Alles vorlegen lassen, gefällt dir Etwas, so macht es deinen Sklaven glücklich, wo nicht, so bin ich trostlos."

Ich hatte hundert Schnüre von Edelsteinen und legte sie ihr alle vor, aber es gefiel ihr Nichts und sie sagte: „Du mußt noch schönere haben." Nun hatte ich noch eine Schnur Diamanten, die mein Vater für hunderttausend Dinare gekauft hatte, so groß, wie man sie bei den höchsten Sultanen nicht findet; ich sagte es ihr, und sie wünschte sie zu sehen. Als sie dieselbe sah, sagte sie: „Das ist, was ich schon mein ganzes Leben wünsche. Wie theuer sind sie?" — „Mein Vater hat sie für hunderttausend



Dinare gekauft.“ — „Nun, du sollst noch fünftausend Dinare daran gewinnen.“ — „Der Schmuck und sein Eigenthümer stehen dir zu Diensten.“ — „Deine Güte soll nicht unbelohnt bleiben; im Namen Gottes, mach' dich auf, mein Herr, und komm' mit uns, um dein Geld zu holen, dieser Tag ist für uns so rein, wie Milch.“ Ich schloß meinen Laden und folgte dem Mädchen, das seinen Maulesel wieder bestieg, in ein prachtvolles Haus, das den höchsten Wohlstand verrieth. Das Hausthor hatte folgende goldene Inschrift:

> „O Haus, Trauer finde keinen Zugang zu dir, und das Schicksal bleibe stets deinem Herrn gewogen; du bist eine Freudenstätte für jeden Gast, der an andern Orten sich beklommen fühlt.“

Die Dame stieg ab, ging hinein und hieß mich sitzen, bis der Geldwechsler käme. Ich setzte mich vor die Thüre; nach einer Weile kam aber eine Sklavin heraus und sagte: „Mein Herr! komm' herein in den Gang, es paßt sich nicht, daß du so vor der Thüre sitzest.“ Ich setzte mich auf eine Bank im Hausgange. Da kam wieder ein

Mädchen und sagte: „Komm' und setze dich an die Thüre des Saals, bis man dir dein Geld gibt.“ Ich setzte mich, wo sie mich hinwies; da sah ich einen goldenen Thron mit einem Teppiche darauf und einem seidenen Vorhange davor. Dieser ward aufgehoben, und ich erkannte die Dame wieder, welche die Juwelen von mir gekauft; sie hatte den Schmuck am Halse, ihr Gesicht war freundlich strahlend wie der Mond und ihre Gestalt so schön, daß ich ganz von Sinnen kam. Sobald sie mich bemerkte, stand sie auf, ging mir entgegen und sagte: „O Licht meiner Augen, wie schön wärest du, wenn du der dich Liebenden dich erbarmen wolltest; wisse, daß ich dich liebe und den Augenblick nicht erwarten konnte, bis ich dich bei mir sah.“ Sie neigte sich dann zu mir hin und erlaubte mir, sie zu küssen.

Als ich sie aber auch umarmen wollte, sagte sie: „O, mein Herr! willst du, daß ich auf eine ungesetzliche Weise mich dir hingebe? das kann kein wohlgebildeter Mann verlangen. Wisse, daß mich noch kein Mann berührt hat, ja nicht einmal gesehen, obschon ich hier in der Stadt gar nicht unbekannt bin; weißt du, wer ich bin? mein Name ist Dunja, die Tochter Jahja's, Bruder Djafars, von der Familie der Barmekiden.“ Als ich bei diesen Worten zusammenfuhr und es kaum mehr wagte, einen Blick auf sie zu werfen, fuhr sie fort: „Fürchte nichts, meine Absicht ist, dir Gutes zu erzeigen, und ich besitze die Mittel dazu; schon ist der Kadi da, um unsere Ehe zu schließen, wenn du mich heirathen willst.“ Sobald ich mich bereit erklärte, ihr Gatte zu werden, rief sie den Kadi und zwei Zeugen aus einem Kabinete und sagte ihnen: „Mohammed Ali wünscht mich zur Gattin zu haben und gibt mir diese Kette als Morgengabe, und ich nehme sein Anerbieten an.“ Der Ehe-Contract wurde sogleich geschrieben, es wurde Wein gebracht, die Becher gingen im Kreise umher, und als der Wein in unserm Kopfe glühte, ließ sie eine Sklavin kommen, welche folgende Verse sang:

> „Alle Hoffnungen meines Herzens gehen nach dir, es wünscht nichts als deine Liebe zu erhalten. O Freunde! wie wenig verdiene ich die Trennung von meinem Geliebten; habt Mitleid mit dem Liebeskranken!“

Die Sklavin entzückte uns durch ihren schönen Gesang, und auf Dunja's Befehl folgten ihr noch neun Sklavinnen, welche nicht minder schön sangen; zuletzt nahm Dunja die Laute und sang:

> „Ich schwöre bei deinem geschmeidigen Wuchse, daß mir die Trennung von dir eine Höllenqual wäre, drum, o holder Mond, Herr der Menschheit, beglücke mich mit deiner Liebe und laß mich bei klarem Wein eine selige Nacht in deiner Nähe zubringen.“

Hierauf nahm ich die Laute, spielte ein wenig und sang folgende Verse:

„Gepriesen sey der Herr, der dir die höchste Anmuth verliehen; o du, dessen Blick jedem Sterblichen den Verstand raubt, schütze mich doch gegen den Zauber deiner Augen! Auf deinen Wangen ist Feuer und Wasser vereint und aus ihrer Mitte blühen frische Rosen empor. Du bist die Hölle und das Paradies meines Herzens, bist ihm zugleich süß, aber auch bitter.“

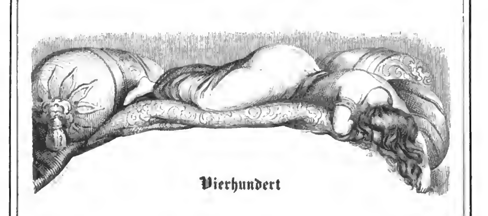
Diese Verse machten Dunja viele Freude; sie entließ dann die Sklavinnen, ich blieb allein bei ihr und brachte an ihrer Seite die schönste Nacht meines Lebens zu.

Ueber diese Nacht dichtete ich folgende Verse:

„O Nacht, daure ewig fort, ich will keinen Morgen, denn mir genügt das Licht ihres mir nahen Antlitzes. In ihren Umarmungen blüht das höchste Glück; wer das besitzt, dem bleibt nichts mehr zu wünschen übrig.“

Ich blieb dann einen ganzen Monat bei ihr, ließ meinen Laden geschlossen und sah meine Leute gar nicht. Eines Tages sagte sie mir: „O Licht meiner Augen! ich will heute in's Bad gehen, bleib' du hier, bis ich wiederkehre.“ Ich sagte: „Recht gerne;“ aber erst als ich schwur, daß ich nicht von der Stelle weichen wollte, ging sie mit ihren Sklavinnen in's Bad. Kaum war sie an's Ende der Straße gelangt, so öffnete sich die Thüre, es trat eine Alte herein und sagte mir: „Mein Herr! die Frau Subeida wünscht dich zu sehen, denn sie hat viel von deinem schönen Gesange gehört.“ Ich sagte: „Ich weiche nicht von hier, bis meine Gattin wiederkömmt.“ Da erwiderte die Alte: „Mache dir die Frau Subeida nicht zur Feindin, komm' und sprich sie, du kannst gleich wiederkehren.“ Ich ging sogleich der Alten nach zur Frau Subeida. Diese sagte mir: „Bist du der Geliebte der Frau Dunja?“ — „Ich bin dein Sklave.“ — „Man hat dich mit Recht als den schönsten Mann beschrieben, doch singe etwas, daß ich auch deine Stimme höre.“ — „Recht gern.“ Da ließ sie eine Laute bringen, und als ich einige Verse sang, sagte sie: „Gott erhalte deinen Körper gesund und schenke dir ein frohes Leben, denn deine Schönheit und Anmuth sind vollkommen; doch geh jetzt nach Hause, ehe die Frau Dunja wiederkehrt.“ Ich küßte die Erde vor ihr, und die Alte führte mich bis zur Thüre.

Scheherſad schwieg, um in der nächsten Nacht mit den eigenen Worten des Erzählers folgendermaßen fortzufahren:



Vierhundert

und

neunundsiebenzigste Nacht.

Als ich aber nach Hause kam, war meine Frau schon zurück und lag schlafend auf dem Sopha. Ich setzte mich ihr zu Füßen und liebkoste sie; da öffnete sie ihre Augen, trat mich mit ihren Füßen vom Sopha herunter und sagte: „Du hast deinen Eid gebrochen und bist zur Frau Subeida gegangen; bei Gott! wenn ich nicht einen Auflauf befürchtete, so würde ich ihr Schloß verwüsten.“ Dann rief sie einen Sklaven und sagte ihm: „Schlage diesem treulosen Lügner den Kopf ab! ich habe nichts mehr mit ihm gemein.“

Der Diener kam und verband mir die Augen und wollte mir den Kopf abschlagen; da liefen alle Sklavinnen, groß und klein, zu Dunja und sagten: „Er ist nicht der Erste, der gefehlt hat, auch ist sein Verbrechen so groß nicht, daß er den Tod verdiene.“ Dunja besann sich ein wenig, dann sagte sie: „Bei Gott! so will ich ihm wenigstens ein Merkzeichen hinterlassen,“ und gab den Befehl, mich zu prügeln, daher kommen die Mahle, die man noch an meinen Rippen bemerkt, und ließ mich aus ihrem Palaste werfen. Ich schleppte mich langsam bis zu meiner Wohnung, ließ meinen Wundarzt kommen, dem ich meine Wunden zeigte. Dieser pflegte mich, gab sich viele Mühe, mich

zu heilen, und ließ mich häufig in's Bad gehen. Als ich vollkommen genesen war, öffnete ich meinen Laden wieder, verkaufte Alles, was darin war, und kaufte mir vierhundert Mameluken, wie kein König sie beisammen hat, von denen ich jeden Tag zweihundert mit mir nehme; ich ließ mir auch einen Kahn für zwölfhundert Dinare bauen und nahm ein großes Gefolge, von verschiedenem Range, zu mir, gab mich für den Chalifen aus und ließ ausrufen: „Wer auf dem Tigris fährt, verliert sogleich den Kopf!" Und so lebe ich schon ein ganzes Jahr, ohne etwas von Dunja zu hören. Er trug dann weinend folgende Verse vor:

> „Bei Gott! ich werde sie nie vergessen und nie einer Andern mich nähern. Sie gleicht vollkommen dem Monde; gepriesen sey Allah, der sie geschaffen. Kein Trost wird in meine Brust zurückkehren, so lange Dunja mich aus ihrer Nähe verbannt."

Als Harun Arraschid dies hörte, rief er erfreut aus: „Gepriesen sey der Herr, der Nichts ohne Grund geschehen läßt!" dann verließ er den jungen Mann und nahm sich vor, ihn reichlich zu beschenken. Sobald er mit Djafar und Masrur wieder in's Schloß kam, kleidete er sich um und sagte zu Djafar: „Bring' mir den jungen Mann her, bei dem wir die Nacht zugebracht."

Als Djafar zu dem Jüngling kam und ihn einlud, sich zu Harun Arraschid zu begeben, ging er erschrocken mit ihm, denn er erkannte Djafar wieder und zweifelte nicht mehr, daß sein gestriger Freund der Fürst der Gläubigen war. Er trat verlegen vor ihn, verbeugte sich und grüßte mit folgendem Verse:

> „Mögen deine Thore stets wie die Kaaba aufgesucht werden, und ihr Staub auf jeder Stirne sichtbar seyn! In allen Ländern sage man: Dies ist die heilige Stätte, und du bist Ibrahim. [1]

Der Chalif lächelte ihm freundlich zu, erwiderte seinen Gruß, ließ ihn neben sich sitzen und sagte ihm: „Armer Mann! ich wünsche noch Einiges von deiner gestrigen Geschichte zu hören, denn sie ist wunderbar." Der Jüngling rief: „Gnade, o Fürst der Gläubigen, reiche mir dein Tuch als Zeichen der Sicherheit!" Der Chalif gewährte ihm sein Verlangen und ließ sich noch einmal das Nähere seiner Abenteuer mit Dunja erzählen; und da er daraus schloß, daß er Dunja noch heftig liebe, fragte er ihn: „Soll ich sie dir wieder verschaffen?" — „O Fürst der Gläubigen!" erwiderte der Jüngling: „du könntest mir keine größere Wohlthat erzeigen." Der Chalif sagte dann

[1] Im Tempel zu Mekka ist ein kleiner Platz, der von den Pilgern hoch verehrt wird und die Stätte Abrahams genannt wird.

zu Djafar: „Bring' deine Schwester Dunja, Tochter des Viziers Jahja, her!" Djafar gehorchte, und als seine Schwester vor den Chalifen kam, fragte er sie, auf den Jüngling hindeutend, ob sie diesen Mann kenne? Sie antwortete: „Woher sollen Frauen mit fremden Männern bekannt seyn?" Der Chalif erwiderte lächelnd: „Wir sind von der ganzen Geschichte genau unterrichtet; es kömmt Alles an's Licht, wenn es auch noch so tief verborgen liegt." Da sagte sie: „Es war so im Buche der Bestimmung geschrieben; ich bitte nun Gott und dich um Verzeihung für das Geschehene." Der Chalif lachte, ließ den Kadi und Zeugen rufen und einen neuen Ehe-Contract schreiben, und ernannte Ali zu seinem Adjutanten. Dunja liebte ihn wie zuvor und machte ihn zum glücklichsten Gatten. Doch, nur Gott ist allwissend!

Nach einer kleinen Pause begann Scheherfad die

Geschichte Haruns mit dem Kadi Abu Jusuf.

Es wird ferner erzählt: Djafar brachte einst eine Nacht in Gesellschaft Haruns zu, da sagte ihm dieser: „Ich habe gehört, du habest die Sklavin N. N. gekauft, die ich schon längst besitzen möchte, denn sie ist sehr schön und liebenswürdig; verkaufe sie mir doch wieder!" Djafar antwortete: „Sie ist mir nicht feil." — „So schenke mir sie." — „Ich verschenke sie auch nicht." — „Wenn du sie mir nicht verkaufst und nicht schenkst, so lasse ich mich dreimal von Subeida scheiden." — „Und wenn ich sie dir schenke oder verkaufe, so lasse ich mich dreimal von meiner Gattin scheiden." Als aber diese Schwüre ihrem Munde entschlüpft waren, merkten sie, daß sie sich in eine ernste Sache verwickelt hatten, und wußten nicht, wie sich wieder herauswinden, denn Djafar liebte seine Gattin nicht minder, als der Chalif die geistreiche Subeida. Da sagte dieser: „Das ist ein Fall, den nur Abu Jusuf lösen kann." Als darauf Abu Jusuf noch um Mitternacht gerufen ward, stand er erschrocken auf und sagte: „Gewiß ist etwas Wichtiges im Islam vorgefallen." Er bestieg schnell ein Maulthier, hieß einen Jungen ihm mit Gerste folgen, um sie dem Thiere vorzulegen, während er sich beim Chalifen aufhielt. Als er zum Chalifen kam, stand dieser vor ihm auf und ließ ihn neben sich auf seinen Divan sitzen, was sonst Niemand, außer ihm, durfte, und sagte ihm: „Ich habe dich wegen einer wichtigen Angelegenheit rufen lassen," und erzählte ihm, was zwischen ihm und Djafar sich ereignet. Der Kadi sagte: „O Fürst der Gläubigen! das ist die leichteste Sache von der Welt; Djafar soll dir die Hälfte

der Sklavin verkaufen und die andere Hälfte schenken, dann laßt ihr euch Beide von euerm Eide freisprechen."

Der Chalif freute sich sehr mit dieser Lösung und sagte: „Ich liebe die Sklavin so sehr, daß ich sie sogleich hier haben möchte." Als die Sklavin erschien, sagte er: „Ich möchte sie gleich heirathen, ich habe keine Geduld zu warten, bis ich von meinem Eide entbunden bin." — „Auch dafür weiß ich Rath," sagte der Kadi: „laß einen deiner Mameluken kommen, der noch nicht frei ist." Als ein solcher erschien, sagte der Kadi zu dem Chalifen: „Erlaube mir, die Sklavin mit ihm zu verheirathen; er soll aber, sobald die Ehe geschlossen ist, ihr einen Scheidebrief geben; du kannst sie dann sogleich beirathen, ohne deinen Schwur zu brechen." Da der Chalif auf diese Weise gern seine Einwilligung gab, schloß der Kadi den Ehe-Contract, sagte dann dem



Mameluken: „Du sollst hundert Dinare haben, gib der Sklavin einen Scheidebrief." Aber der Mameluk weigerte sich; man versprach ihm tausend Dinare, er sagte aber:

„Hängt die Scheidung vom Chalifen, vom Kadi, oder von mir ab? ich lasse mich, bei Gott! nicht scheiden." Der Chalif gerieth in heftigen Zorn, aber der Kadi sagte: „Erschrick nicht, du kannst ihre Ehe ungültig machen, schenke nur den Mameluken, der doch dein Eigenthum ist, der Sklavin, so ist ihre Ehe gelöst." [1] Da stand der Chalif auf und sagte: „Ein Mann deinesgleichen verdient, Kadi zu seyn." Er ließ dann Schüsseln voll Gold holen, legte sie vor ihm hin und fragte ihn, ob er Etwas bei sich habe, um dieses Gold hinein zu thun? Da erinnerte sich der Kadi des Gerstensacks, ließ sich ihn bringen und trug ihn mit Gold gefüllt fort. Am folgenden Morgen sagte er zu seinen Schülern: „Wer nichts gelernt hat, der lerne Etwas; seht einmal, wie viel Gold ich für die Lösung von drei Fragen erhalten habe." Und du, gebildeter Leser! denke über diese anmuthige Geschichte nach, du findest manches Schöne darin; du siehst, was sich der Vizier Djafar gegen den Chalifen erlauben durfte, wie gewissenhaft der Chalif das Gesetz befolgte und wie gelehrt sein Kadi war. Gottes Erbarmen sey mit ihnen!

Mit diesen Worten schloß Schehersad ihre Erzählung. In der nächsten Nacht begann sie, wie folgt:

[1] Weil keine Frau ihren Sklaven heirathen darf, oder sie müßte ihm zuerst die Freiheit schenken





Vierhundert

und

achtzigste Nacht.

Geschichte Chaleds, des Emirs von Baßra.

Einst kamen mehrere Leute und schleppten vor Chaled einen jungen, schönen Mann, der sehr vornehm aussah und dessen Benehmen viele Bildung und Anstand verrieth. Chaled fragte sie, was sie von diesem jungen Manne wollten? Sie sagten: „Es ist ein Dieb, den wir gestern in unserm Hause gefangen." Als Chaled ihn betrachtete und von so zartem und ehrwürdigem Aussehen fand, befahl er ihnen, ihn los zu lassen, näherte sich ihm und fragte ihn, ob er wirklich ein Dieb sey? Er antwortete: „Die Anklage dieser Leute ist gegründet." — „Und was hat dich dazu bewogen? du bist ja so wohlgestaltet und siehst so vornehm aus?" — „Die Begierde nach Geld und der Rathschluß Gottes, gepriesen sey er!" — „Möchte doch deine Mutter einen solchen Sohn nie geboren haben! dein schönes Gesicht, deine vornehme Erziehung und deine feine Bildung hätten dich doch vom Stehlen abhalten sollen!" — „Laß dies, o Emir! und vollziehe nur das Gebot Gottes, wie ich es verdient habe; denn Gott thut Niemanden Unrecht."

Chaled dachte eine Weile über diesen Vorfall nach, dann ließ er den Jüngling näher treten und sagte: „Dein eignes Geständniß läßt mich vermuthen, daß du kein gewöhnlicher Dieb bist, sondern daß du etwas ganz Anderes im Sinne gehabt; erzähle mir nur dein Abenteuer." Der Jüngling versetzte: „O Emir! laß dir nichts Anderes in den Sinn kommen, als was ich dir selbst gestanden; ich weiß nichts zu erzählen, als

daß ich in das Haus dieser Männer gegangen bin und Geld gestohlen habe; sie haben mich aber ertappt, mir es wieder weggenommen und mich hierher geführt." Chaled ließ den Jüngling einsperren und in ganz Baßra ausrufen: „Wer dem Diebe N. N. die Hand abhauen sehen will, soll sich morgen früh hier einfinden." Als der Jüngling in Ketten im Kerker lag, seufzte er und recitirte folgende Verse:

„Chaled hat mir gedroht, er werde mir die Hand abhauen lassen, wenn ich ihm meine Geschichte nicht erzähle; ich sagte aber: Weit entfernt, daß ich die Liebe bekenne, die mein Herz verbirgt, lieber soll man wegen meines Geständnisses mir die Hand abhauen, wenn nur ihr Ruf rein bleibt."

Die Wächter, welche diese Verse hörten, gingen zu Chaled und gaben ihm Nachricht davon. Chaled ließ ihn, sobald die Nacht heranbrach, zu sich kommen und fand in seinem Gespräche so viel Geist und Bildung, daß er ihn liebgewann und ihm Speisen reichen ließ. Nachdem er sich eine Weile mit ihm unterhalten hatte, sagte er: „Ich weiß, daß du etwas Anderes, als einen Diebstahl, bezwecktest; wenn daher morgen der Richter und das Volk sich versammeln, so läugne den Diebstahl und bringe etwas vor, das die Strafe von dir abwendet, nach dem Willen des Gesandten Gottes." Hierauf ließ er ihn wieder in's Gefängniß zurückführen.

Am folgenden Morgen versammelten sich alle Leute, um die Hand des Diebs abhauen zu sehen; ganz Baßra war auf den Beinen, und auch der Emir Chaled erschien zu Pferd mit den Beamten und angesehensten Männern der Stadt. Dann kamen die Richter, und endlich wurde der Jüngling herbeigeholt, der beschämt den Blick auf seine Fesseln heftete. Niemand blieb ungerührt bei diesem Anblick, und die Frauen erhoben ein lautes Wehegeschrei. Chaled ließ die Frauen zum Schweigen bringen und sagte zum Jüngling: „Diese Leute behaupten, du seyst in ihr Haus gedrungen, um sie zu bestehlen; hast du vielleicht weniger als den vom Gesetze bestimmten Werth gestohlen?" Er antwortete: „Ich habe mehr gestohlen." — „Du hast vielleicht irgend einen Antheil an dem, was du gestohlen?" — „Nein, ich habe gar kein Recht darauf." Chaled, über den Eigensinn des Jünglings ergrimmt, schlug ihn mit der Peitsche in's Gesicht, und ließ einen Metzger rufen, um ihm die Hand abzuschneiden. Dieser hatte schon das Messer ergriffen und die Hand nach dem Jüngling ausgestreckt, als ein schmutzig gekleidetes Mädchen aus den Reihen der Frauen hervortrat und über den Jüngling herfiel; dann entschleierte sie ein Gesicht wie der Mond, und es entstand unter dem Volke ein mächtiger Lärmen, der beinahe einem Aufruhr glich. Sie rief dann mit lauter Stimme: „Ich beschwöre dich bei Gott, o Emir! übereile dich nicht

mit der Vollstreckung deines Befehls, bis du dieses Briefchen gelesen." Sie überreichte ihm hierauf ein Briefchen, welches folgende Zeilen enthielt:

> „O Chaled! dieser Mann ist unschuldig; die Pfeile meiner Blicke haben ihn liebeskrank dahingestreckt; ich will gestehen, was er verläugnet, um den Ruf seiner Geliebten zu schonen; laß ab von dem unglücklichen Jüngling, der so edel liebt und kein Dieb ist."

Als Chaled diesen Brief gelesen hatte, seufzte er, zog sich von seinem Gefolge zurück und ließ das Mädchen zu sich kommen. Auf sein Verlangen erzählte sie ihm, daß dieser Jüngling sie liebe und von ihr wieder geliebt werde, und daß er sie zuweilen Nachts besuchte; „aber das Geschick wollte, daß er in der gestrigen Nacht von meinem Vater und meinen Schwestern ertappt wurde. Als er sie aber kommen hörte, packte er schnell Waaren zusammen, um für einen Dieb gehalten zu werden; auch in deiner Gegenwart gab er sich lieber für einen Dieb aus, als mich zu verrathen, so groß ist sein Edelmuth." Chaled rief den Jüngling zu sich und küßte ihn, dann ließ er auch



den Vater des Mädchens rufen und sagte ihm: „Wir wollten diesem Jüngling die Hand abhauen lassen, aber Gott hat mich davon zurückgehalten; nun schenke ich ihm zehntausend Dinare, weil er seine Hand opfern wollte, um deine und deiner Tochter Ehre zu schonen. Auch deiner Tochter schenke ich zehntausend Dinare und wünsche, daß du sie ihm zur Frau gäbest.“ — „Dein Wunsch werde erfüllt, o Emir!“ rief der Vater des Mädchens: „ich gebe meine Einwilligung zu dieser Ehe.“ Da sagte Chaled zum Jüngling: „Ich gebe dir das hier anwesende Mädchen mit ihrer und ihres Vaters Einwilligung zur Gattin, und schenke ihr zehntausend Dinare als Morgengabe.“ Der Jüngling dankte Gott und dem Emir und führte seine Geliebte in sein Haus, und alle Leute gingen freudig aus einander. So war der Anfang dieses Tages traurig, das Ende aber sehr erfreulich.

Sodann erzählte Scheherfad die

Geschichte des trägen Abu Muhammed.

Harun Arraschid saß einst auf seinem Throne; da brachte ein Diener eine goldene Krone, mit allerlei Edelsteinen verziert, küßte die Erde vor ihm und sagte: „Mein Herr! die Gebieterin Subeida verbeugt sich vor dir und läßt dir sagen, daß, wie dir wohl bekannt, sie eine goldne Krone bestellt habe, und nun bedarf sie eines großen Steines für die Spitze derselben, denn sie hat in ihren Schatzkammern keinen passenden finden können.“ Der Chalif befahl seinen Kammerherren, einen großen Edelstein aufzusuchen, sie konnten aber keinen finden, der für Subeida's Krone groß genug gewesen wäre. Als sie dies dem Chalifen berichteten, rief er bestürzt aus: „Wie, ich bin Chalif und besitze keinen Edelstein für Subeida's Krone? Wehe euch! sucht einmal bei den Juwelieren!“ Diese sagten aber den Kammerherren: „Der Chalif findet einen solchen Edelstein nur bei einem Manne aus Baßra, welcher Abu Muhammed, der Müßiggänger, genannt wird.“ Masrur ward sogleich mit einem Schreiben an den Statthalter von Baßra gesendet, worin der Chalif ihn aufforderte, ihm Abu Muhammed zu schicken. Sobald der Statthalter von Baßra das Schreiben des Chalifen gelesen hatte, schickte er seinen Adjutanten mit Masrur zu Abu Muhammed. Masrur klopfte an dessen Thüre und sagte dem Diener, der herauskam: „Melde deinem Herrn Masrur aus Bagdad, vom Fürsten der Gläubigen an ihn gesandt.“ Sobald der Diener dies seinem Herrn berichtete, kam er heraus und verbeugte sich vor

Masrur und dem Diener des Chalifen. Als er von diesen den Befehl des Chalifen vernahm, sagte er: „Ich bin bereit, zu gehorchen; kommt nur ein wenig herein!" Masrur weigerte sich lange, indem er sagte: „Wir müssen eilen, denn der Fürst der Gläubigen erwartet uns." Aber Abu Muhammed drang so sehr in ihn, bis er ihm in sein Haus folgte.

Abu Muhammed befahl sogleich einem Diener, Masrur in's Bad zu führen, das im Hause war. Masrur trat in ein Bad, dessen marmorner Boden mit Gold und Silber verziert war, und dessen Wasser den Geruch des feinsten Rosenwassers hatte. Mehrere Sklaven bedienten ihn auf's sorgfältigste und brachten ihm, als er aus dem Bade kam, seidene Kleider, mit Gold durchwirkt. Als er dann in's Schloß zurückgeführt ward, bewillkommte ihn Abu Muhammed und bat ihn, sich auf den Divan zu setzen. Die Diener brachten sogleich einen gedeckten Tisch, der Masrur in so großes Erstaunen setzte, daß er ausrief: „Bei Gott, einen solchen Tisch habe ich bei dem Fürsten der Gläubigen nicht gesehen!" Die köstlichsten Speisen wurden in chinesischen vergoldeten Gefäßen aufgetragen, und die edelsten Weine schlürften sie aus dem feinsten Krystall. Masrur ließ sich Alles wohl schmecken und vergaß seinen Auftrag. Am folgenden Morgen reichte man ihm grüne Kleider mit Gold durchwirkt, und Abu Muhammed erwies ihm wieder so viel Ehre, daß er sich bereden ließ, die Abreise noch um einen Tag zu verschieben. Am dritten Morgen aber sattelten die Diener ein Maulthier und legten eine Decke, mit allerlei Edelsteinen besetzt, auf den goldnen Sattel. Da dachte Masrur: „Der Chalif wird sich gewiß wundern, wenn ein Mann in einem solchen Aufzug ihn besucht." Masrur und Abu Muhammed nahmen dann vom Statthalter Abschied, reisten von Baßra nach Bagdad und begaben sich zum Chalifen. Abu Muhammed grüßte den Chalifen und sagte: „Ich habe als ergebener Diener einige Geschenke mitgebracht, wenn du es erlaubst, so lasse ich sie hertragen." Als der Chalif einen bejahenden Wink gab, ließ Abu Muhammed eine Kiste bringen, worin goldene Bäume waren mit Blättern aus Smaragd und Früchten aus Rubin und weißen Perlen, die den Chalifen in Erstaunen setzten.

Er ließ dann eine zweite Kiste hertragen, in welcher ein seidenes, golddurchwirktes Zelt war, reich mit Perlen, Rubinen und Smaragd besetzt. Die Pfeiler des Zeltes waren aus indischem Ambra, mit Diamantblumen verziert. Abu Muhammed sagte, dem Chalifen die Geschenke hinreichend: „Glaube nicht, daß ich dir diese Geschenke aus Furcht bringe, sondern weil ich dachte, sie ziemen dem Fürsten der Gläubigen besser als einem gewöhnlichen Manne; wenn es dir beliebt, so zeige ich dir, daß ich eben so

mächtig als reich bin." Der Chalif sagte: „Thu' dies! wir wollen sehen." Da bewegte Muhammed seine Lippen und hob sie gegen das Dach des Hauses, und es neigte sich sogleich zu ihm herunter; dann ließ er es wieder an seinen Platz treten. Er winkte hierauf mit den Augen, und es erschienen Käfige mit verschlossenen Thüren; Muhammed redete sie an und Vögelstimmen antworteten ihm. Der Chalif sagte erstaunt: „Wie kamst du zu all diesem? Man nennt dich doch nur den trägen Abu Muhammed? auch habe ich gehört, dein Vater sey Schröpfer in einem Bade gewesen und habe dir nichts hinterlassen."

Mit diesen Worten unterbrach Schehersad ihre Erzählung für diese Nacht, setzte dieselbe aber in der folgenden also fort:





Vierhundert und einundachtzigste Nacht.

Abu Muhammed antwortete: „Höre meine Geschichte, o Fürst der Gläubigen! Mein Vater war allerdings Schröpfer in einem Bade, und ich war in meiner Jugend der trägste Mensch auf Erden. Meine Trägheit war so groß, daß, wenn ich an einem Orte lag und die Sonne mich beschien, ich die Mühe scheute, aus der Sonne in den Schatten zu gehen. So lebte ich fünfzehn Jahre lang, bis mein Vater starb. Er hinterließ mir gar nichts und meine Mutter mußte mich bedienen und mir zu essen und zu trinken bringen, ich aber blieb stets auf einem Flecke liegen. Eines Tages kam meine Mutter zu mir, mit fünf Drachmen Silber in der Hand, und sagte: „Mein Sohn! ich habe gehört, der Scheich Abu Muzfir reist nach China — dies war ein guter Mann und liebte die Armen sehr — stehe nun auf! wir wollen ihm einiges Geld bringen und ihn bitten, daß er uns dafür etwas in China kaufe, woran wir mit Gottes Gnade Einiges gewinnen." Ich weigerte mich, aufzustehen; da schwur sie, daß, wenn ich nicht mitkomme, sie mich gar nicht mehr besuchen und mir nicht mehr zu essen und zu trinken geben würde, so daß ich vor Hunger sterben müßte. Da ich wußte, daß meine Mutter ihren Eid nicht brechen würde, sagte ich ihr: „Nun, so setze

mich aufrecht!" Nachdem sie mich aufgehoben hatte, sagte ich ihr: „Zieh' mir meine Kleider an," und sie that es; so ging ich dann stolpernd fort bis an's Ufer des Stroms; da grüßten wir den Scheich Abu Muzfir, und ich sagte ihm: „Mein Herr, nimm dies Geld und kaufe dafür etwas in China, vielleicht wird mir Gott Gewinn daran verleihen." Abu Muzfir fragte seine Gefährten, ob sie diesen Mann kennen? sie sagten: „Ja, er ist unter dem Namen Abu Muhammed der Träge bekannt, doch haben wir ihn nie ausgehen sehen." Abu Muzfir nahm das Geld und reiste, im Namen Gottes, mit seinen Gefährten nach China. Er vollendete in drei Tagen seine Geschäfte und schickte sich schon zur Rückkehr an, da sagte er seinen Gefährten: „Haltet ein! ich habe den Auftrag des trägen Abu Muhammed vergessen, kommt zurück, daß wir etwas für ihn kaufen." Seine Gefährten beschwuren ihn bei Gott, nicht zurückzukehren und an die große und gefahrvolle Reise zu denken; aber er bestand darauf, wieder an's Land zu gehen, bis sie sich erboten, ihm das Geld des Trägen mehrfach zu verdoppeln. Sie reisten dann weiter und kamen vor eine vielbewohnte Insel, ankerten daselbst, stiegen mit ihren Waaren an's Land und tauschten andere Gegenstände dafür ein. Als sie wieder auf's Schiff zurückkehren wollten, sah Abu Muzfir einen Mann mit vielen Affen vor sich, worunter sich einer befand, dem alle Haare ausgerissen waren; er sah auch, daß, so oft der Hüter das Aug' von seiner Heerde wegwandte, alle Affen über den mit ausgerissenen Haaren herfielen und ihn mißhandelten. Abu Muzfir bedauerte diesen Affen und sagte zu dessen Hüter: „Ich habe fünf Drachmen bei mir, die einem Waisen gehören, verkaufe mir ihn dafür." Der Hüter antwortete: „Ich verkaufe dir ihn, Gott segne dich." Abu Muzfir gab das Geld her, ließ den Affen im Schiffe anbinden und reiste mit seinen Gefährten nach einer andern Insel, wo sie wieder ankerten. Da kamen die Taucher, welche Perlen und Edelsteine aus dem Meere holen, um dafür Waaren zu kaufen. Als der Affe sie untertauchen sah, machte er sich los und stürzte sich auch in's Meer. Abu Muzfir schrie: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen; der Affe, der dem armen Waisen gehörte, ist verloren." Als aber die Taucher wieder herauf kamen, stieg auch der Affe empor und trug viele Edelsteine in den Händen, die er vor Abu Muzfir hinwarf. Dieser erstaunte sehr und sagte: „Hinter diesem Affen muß ein großes Geheimniß stecken." Sie reisten dann weiter nach der Insel Zing, die von Schwarzen bewohnt ist, welche Menschenfleisch fressen. Sobald die Schwarzen das Schiff sahen, kamen sie in Nachen heran, legten alle Leute, die auf dem Schiffe waren, in Ketten und führten sie zu ihrem König. Dieser ließ einen Theil der Leute schlachten und ihr Fleisch verzehren,

worüber die Uebrigen heftig weinten. In der Nacht kam aber der Affe und entfesselte Abu Muzfir. Als die andern Kaufleute dies sahen, sagten sie: „Vielleicht können wir nun durch dich befreit werden."

Abu Muzfir sagte: „Ich verdanke meine Befreiung dem Affen des Trägen, wofür ich ihm tausend Dinare bestimme; wollt ihr das Gleiche thun?" Die Kaufleute riefen einstimmig: „Wir geben eben so viel." Der Affe entfesselte hierauf Einen nach dem Andern; sie gingen zusammen auf das Schiff, das sie unbeschädigt wiederfanden, und reisten nach Bagdad. Sobald Abu Muzfir seine Freunde wiedersah, erkundigte er sich nach dem trägen Abu Muhammed; und während ich im Schlafe lag, kam meine Mutter zu mir und sagte: „Steh' auf! Abu Muzfir ist zurückgekehrt." Ich sagte: „Hebe mich auf, wenn Gott beschlossen hat, daß ich an das Ufer des Stroms gehen soll." Als sie mich aufrichtete, ging ich, über den Saum meines Kleides stolpernd, zu Abu Muzfir. Er sagte: „Willkommen sey mir der, dessen Geld durch Gottes Willen mich und meine Gefährten gerettet; nimm diesen Affen, den ich für dich gekauft, und erwarte mich bei deiner Mutter!" Ich ging damit zu meiner Mutter und sagte: „Bei Gott, das ist ein großer Handel; wecke mich nur auf, wenn Abu Muzfir kommt." Kaum hatte ich mich wieder hingelegt, da kam Abu Muzfir mit seinen Sklaven und bat mich, mit ihm in sein Haus zu gehen. Hier ließ er von seinen Sklaven das Geld herbeiholen und sagte: „Gott hat dir durch deine fünf Drachmen reichen Segen gespendet;" gab mir dann die Schlüssel zu zwei Kisten und befahl seinen Sklaven, sie in mein Haus zu tragen. Meine Mutter freute sich sehr, als ich mit dem Gelde nach Hause kam, und bat mich, nunmehr meine Trägheit aufzugeben. Der Affe saß stets neben mir, wenn ich aß oder trank; aber vom Morgen bis Mittag blieb er aus und kam dann wieder mit einem Beutel von tausend Dinaren. Ich ward sehr reich, kaufte viele Güter, baute Gärten an und verschaffte mir viele Sklaven. Eines Tages, als der Affe neben mir saß, sah er sich oft um, rechts und links; ich dachte: Was mag wohl die Ursache davon seyn? Da ließ Gott den Affen in einer klaren Sprache mir zurufen: „O Abu Muhammed!" Als ich ihn sprechen hörte, wollte ich davon laufen; er rief mir aber zu: „Fürchte dich nicht, ich bin kein Affe, sondern ein widerspenstiger Geist; ich kam zu dir, weil du so elend warst; nun aber weißt du gar nicht, wie reich du bist; ich wünsche nur noch, daß du ein Mädchen heirathest, so schön wie der Mond." Ich fragte: „Wie soll das zugehen?" Er antwortete: „Morgen früh laß deinem Maulthier einen goldenen Sattel auflegen, reite auf den Markt der Getreidehändler und frage nach dem Laden des Scherif, setze dich zu ihm und halte um seine Tochter an; entgegnet



er dir: Du hast weder Geld noch Adel, so gib ihm tausend Dinare; fordert er mehr, so biete so viel, bis er nach deinem Gelde lüstern wird." Ich versprach dem Affen, zu gehorchen, und begab mich am folgenden Morgen, wie er es wünschte, von zehn Mamelukken begleitet, in den Laden des Scherif.

Als der Scherif mich fragte, was ich von ihm wolle, antwortete ich: „Ich wünsche deine Tochter zu heirathen." Da sagte er: „Du bist von gemeiner Herkunft und hast kein Vermögen." Ich überreichte ihm aber einen Beutel mit tausend Dinaren und sagte: „Hier ist mein Adel und meine Abkunft; der Prophet Gottes (Friede sey mit ihm!) hat gesagt: Geld ist der beste Adel; auch hat ein Dichter gesagt:

„Wenn ein reicher Mann unwahr spricht, so sagt man: Du hast Recht, es ist wahr; spricht aber ein Armer die Wahrheit, so wird er ein Lügner genannt Ueberall verschafft Geld den Menschen Ehre und Schönheit; es dient als Zeuge dem, der sprechen will, und als Pfeil dem, der Krieg zu führen wünscht."

Der Scherif verbeugte sich und sagte: „Wenn es denn seyn soll, so fordere ich nur noch zweitausend Dinare mehr.“ Ich erwiderte: „Recht gerne,“ und schickte die Mamelukken fort, um das übrige Geld zu holen. Der Scherif stand dann auf, ließ den Laden schließen, nahm mehrere Freunde vom Markte mit nach Hause, schrieb den Ehe-Contract und sagte mir: „In zehn Tagen kannst du die Ehe vollziehen.“ Ich ging vergnügt nach Hause und erzählte dem Affen, als ich allein bei ihm war, das Resultat meines Besuchs bei dem Scherif. Als die zur Hochzeit festgesetzte Zeit kam, sagte mir der Affe: „Ich muß dich nun um etwas bitten, ehe deine Gattin zu dir kommt; gewährst du mir's, so sollst du haben, was du willst.“ Da ich ihm die Erfüllung seines Wunsches zusagte, fuhr er fort: „Neben dem Gemache, wo du mit der Tochter des Scherif die Hochzeitnacht feiern wirst, ist eine Schatzkammer, mit einem messingenen Ringe an der Thüre. Nimm die Schlüssel, die unter dem Ringe hängen, und öffne die Thüre; da findest du eine eiserne Kiste mit vier Fahnen, auf denen allerlei Talismane gemalt sind; du wirst auch in der Kiste eine messingene Schüssel mit Gold gefüllt, elf Schlangen und einen weißen Hahn sehen. Nimm schnell das Messer, das neben der Kiste liegt, schlachte den Hahn, zerschneide die Fahnen, leere die Kiste aus und geh wieder zur Braut: das ist mein Wunsch.“ Ich versprach ihm, zu gehorchen, ging zur Hochzeit und fühlte mich höchst glücklich, als nach dem Nachtessen meine Braut sich vor mir entschleierte, denn sie war eine ausgezeichnete Schönheit. Indessen vergaß ich doch den Auftrag des Affen nicht, und um Mitternacht, als meine Braut schlief, nahm ich die vom Affen bezeichneten Schlüssel und öffnete die Schatzkammer, dann ergriff ich das Messer, schlachtete den Hahn, warf die Kiste um und zerriß die Fahnen.

Bei diesen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht fuhr sie also fort:





Vierhundert

und

zweiundachtzigste Nacht.

Abu Muhammed erzählte nun weiter: Kaum hatte ich den Auftrag des Affen vollzogen, so erwachte meine Frau, und als sie den Hahn geschlachtet und die Kiste umgestürzt sah, schrie sie: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! Bei Gott, nun hat mich der widerspenstige Geist in seiner Gewalt!“ und kaum hatte sie diese Worte gesagt, so ward sie weggeschleppt. Sie stieß ein so lautes Geschrei aus, daß der Scherif herbeigelaufen kam und sagte: „O Abu Muhammed! ist das unser Lohn? handelst du so gegen uns? Schon sechs Jahre will ein böser Geist meine Tochter entführen und ich hielt ihn durch meine Talismane davon ab. Nun hast du nichts mehr hier zu schaffen, geh nur deines Weges!“ Ich ging nach Hause und suchte den Affen, fand aber keine Spur von ihm; da dachte ich: gewiß ist er der widerspenstige Geist, darum rieth er mir, die Talismane zu zerstören, die ihn aus der Nähe meiner Gattin verbannten. Ich zerriß meine Kleider, schlug mir in's Gesicht und fand die Erde zu eng für mich. Den ganzen Tag lief ich in der Wüste herum, ohne zu wissen, wohin. Des Abends sah ich zwei Schlangen, eine braune und eine weiße, die mit einander kämpften; da hob ich einen Stein auf und tödtete die braune Schlange, welche die böseste war. Hierauf verschwand die weiße Schlange, kam dann mit zehn andern

Schlangen wieder, welche die todte Schlange zerrissen, bis nichts als der Kopf an ihr blieb, und dann wieder weggingen. Bald darauf hörte ich, ohne Jemanden zu sehen, folgenden Vers recitiren:

„Fürchte das Schicksal und seine Tücke nicht, Gott wird dir schon wieder Glück und Freude bringen."

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich; ich setzte etwas heiterer meinen Weg fort, da hörte ich hinter mir eine Stimme, welche folgende Verse recitirte:

„Muselmann, der du den Koran gelesen, freue dich, du bist nun in Sicherheit; fürchte keinen Satan mehr, denn wir sind ein rechtgläubiges Volk."

Ich sagte: „Bei dem, den du anbetest, sprich, wer bist du?" Da verwandelte sich die Stimme in eine menschliche Gestalt und sprach: „Fürchte nichts! wir sind rechtgläubige Geister, du kannst von uns fordern, was du begehrst; denn du bist unser Wohlthäter, du hast den Feind der weißen Schlange, meiner Schwester, getödtet; wir sind vier Geschwister, auf deren Dankbarkeit du zählen kannst. Mir ist, du seyst der träge Abu Muhammed, dem ein widerspenstiger Geist in der Gestalt eines Affen durch List seine Braut geraubt; aber wir wollen dich schon wieder zu ihr führen und den Geist tödten."

Auf den Ruf des Geistes sammelte sich eine ganze Heerde Geister um ihn, die er nach dem Aufenthaltsorte des Affen befragte. Da sagte Einer: „Ich weiß, daß er sich in der kupfernen Stadt aufhält, wo nie die Sonne scheint." — „So mache dich auf, Abu Muhammed!" sagte meine Freundin: „einer unserer Sklaven wird dich dahin tragen und dir sagen, wie du dich deiner Frau bemächtigen kannst. Doch der Sklave ist ein widerspenstiger Geist, du darfst den Namen Gottes nicht vor ihm aussprechen, sonst entflieht er und du bist verloren." Ein Sklave nahm mich sogleich auf den Rücken und flog mit mir so hoch hinauf, daß mir die Sterne wie Berge vorkamen, und ich hörte, wie die Engel im Himmel Gott priesen. Ich unterhielt mich auch gut mit dem Sklaven, der mir alles Wunderbare in der Luft zeigte, und der Name Gottes kam mir nicht über die Lippen. Auf einmal kam ein Mann in grünem Gewande mit schwarzen Haarlocken, leuchtendem Gesichte und einem blitzenden Schwerte in der Hand, auf mich zu und sagte: „Abu Muhammed, sprich: Es gibt keinen Gott außer dem einzigen Gott, sonst erschlage ich dich mit diesem Schwert." Alle meine Glieder zitterten, weil ich den Namen Gottes nicht erwähnen durfte. Da schlug der Mann den Sklaven mit dem Schwerte, er zerrann und ward zu einem Haufen Asche, ich aber fiel in ein

mächtig tobendes Meer. Zu meinem Glücke segelte ein Schiff, mit fünf Menschen darin, an mir darüber, das mich aufnahm, aber ich verstand die Sprache dieser Leute nicht. Sie fuhren den ganzen Tag fort; gegen Abend warfen sie das Netz aus und fingen einen Fisch, von dem sie mir ein Stück gebraten zu essen gaben. Am folgenden Tage kamen wir in eine Stadt; ich ward vor den König geführt, der mir Geschenke machte und mich zum Vizier ernannte. Ich fragte nach dem Namen dieser Stadt und man sagte mir: „Sie heißt Hunad und gehört zu China." Der König ließ mir dann durch seinen frühern Vizier die Stadt zeigen, deren ältere Bewohner, weil sie ungläubig waren, in Stein verwandelt wurden, und ich bewunderte die vielen Obstbäume, die so herrliche Früchte trugen.

Als ich einen Monat in dieser Stadt zugebracht hatte und am Ufer eines Flusses stand, kam ein Reiter auf mich zu und fragte mich: „Bist du der träge Abu Muhammed?" Als ich seine Frage bejahte, sagte er: „Fürchte nichts! du warst unser Wohlthäter, ich bin der Bruder der Schlange, die du gerettet, und du befindest dich nicht weit von dem Orte, wo deine Frau sich aufhält." Er zog dann seine Kleider aus und reichte sie mir, ließ mich hinter ihn auf sein Pferd sitzen und ritt mit mir in eine Wüste. „Hier," sagte er, „steige jetzt ab und geh zwischen diesen beiden Bergen weiter, da wirst du die kupferne Stadt sehen; gehe aber nicht hinein, bis ich wiederkehre und dir sage, was du thun sollst." Ich ging bis dicht vor die Stadt und bewunderte ihre Mauern von Eisen und Kupfer, fand aber kein Thor, obschon ich die ganze Stadt umkreiste. Auf einmal kam der Reiter wieder und gab mir ein mit Talismanen beschriebenes Schwert, das mich unsichtbar machte. Als er mich hierauf wieder verließ, vernahm ich ein großes Geschrei und sah eine Menge Leute, welche die Augen auf der Brust hatten. Sie fragten mich, wie ich hierher gekommen? und als ich ihnen die Wahrheit erzählte, sagten sie: „Wir sind Freunde der Schlange, deine Braut ist in dieser Stadt, doch wissen wir nicht, was der böse Geist mit ihr begonnen. Steige nur in den Strom, den du vor dir siehst, und folge ihm in die Stadt." Ich warf mich in's Wasser, das durch einen unterirdischen Kanal in die Stadt lief; und als ich an einem Wasserbehälter wieder herauf kam, sah ich meine Frau, in Seide gehüllt, auf einem goldenen Throne sitzen. Sie grüßte mich und fragte, wie ich hierher gekommen, und nachdem ich ihr Alles erzählt hatte, sagte sie: „Wisse, der verruchte Geist hat mir aus heftiger Liebe gestanden, wie man ihm beikommen kann; er hat mir eine Säule gezeigt, in welcher ein Adler mit allerlei Talismanen eingegraben seyn soll: wer den nimmt, kann alle Geister beherrschen."



Als ich dies hörte, bat ich sie, mit mir zu gehen, und mit Hülfe meines Schwertes, das mich unsichtbar machte, bemächtigte ich mich der Talismane, die sie mir angab, und befahl den Geistern, mir den Weg nach dem Meere zu zeigen. Sie führten mich an's Meer, wo ein Schiff wartete; wir reisten mit günstigem Winde nach Baßra zurück, und der Scherif freute sich nicht wenig, als meine Frau wieder zu ihm zurückkehrte. In meinem Hause angelangt, beräucherte ich den Adler mit Moschus, da erschienen viele Geister und fragten, was ich wünsche? Ich befahl ihnen, alle Schätze aus der kupfernen Stadt herzubringen: Gold, Silber und Edelsteine. Als dies geschehen war, befahl ich ihnen, mir den Affen zu bringen. Sie schleppten ihn nach einer Weile, im erbärmlichsten Zustande, zu mir her und ich sagte ihm: „Weil du mir treulos warst, du Verruchter! sollst du nun auf ewige Zeiten in eine kupferne Flasche gesperrt werden." Die Geister holten eine Flasche, drückten den Affen hinein und schlossen sie mit Blei. Ich lebe nun höchst vergnügt mit meiner Gattin, und so oft ich Geld oder sonst etwas

brauche, wende ich mich an meine Geister, die mir Alles sogleich bringen. So viel, o Fürst der Gläubigen! verdanke ich der Güte des erhabenen Gottes." Der Chalif war höchst erstaunt über diese Erzählung und machte Abu Muhammed kostbare Gegengeschenke.

Der Tag hinderte Schehersad, weiter zu erzählen; in der nächsten Nacht aber begann sie eine neue Geschichte, wie folgt:





Vierhundert und dreiundachtzigste Nacht.

Geschichte des Barmekiden Djafar.

Der Barmekide Djafar saß eines Tages beim Weine mit seinen Freunden, welche Alle in farbigen Oberkleidern erschienen, die Einen roth, die Andern gelb und die Dritten grün. Djafar gab, um von Niemanden gestört zu werden, dem Kammerherrn den Befehl, außer seinem Gesellschafter Abd Almalik, dem Sohne Salechs, keinen Menschen mehr zu ihm hereinzulassen. Als aber die Becher die Runde machten und die Laute herbeigeholt wurde, kam ein Mann, welcher auch Abd Almalik hieß, an die Thüre Djafars. Dieser Abd Almalik war aber ein sehr ernster und strenggläubiger Mann, den der Chalif oft ersucht hatte, ihm Gesellschaft zu leisten und mit ihm zu trinken, dem er sogar bedeutende Summen deßhalb angeboten hatte, ohne ihn dazu vermögen zu können. Der Kammerherr, welcher glaubte, dies sey der Mann, für den Djafar eine Ausnahme gemacht hatte, führte ihn in den Trinksaal. Als aber Djafar ihn sah, kam er fast außer sich vor Scham und dachte sich wohl, daß der

Kammerherr durch den Namen dieses Mannes irregeleitet worden. Abd Almalik, dem es auch auffiel, in einen Trinksaal geführt zu werden, freute sich, als er Djafars Verlegenheit bemerkte, sagte aber: „Ihr habt nichts zu befürchten, reicht auch mir ein farbiges Kleid!“ [1] Ein Diener gab ihm ein gefärbtes Oberhemd, er zog es an, setzte sich, unterhielt sich mit Djafar und machte allerlei Scherze. Dann forderte er auch Wein und man füllte ihm einen großen Becher. Da sagte er: „Nur sachte, ich bin daran nicht so gewöhnt.“ Er spaßte dann so lange mit ihnen, bis Djafars Verlegenheit verschwand und er sich über die Verwechslung des Kammerherrn freute.

Djafar fragte ihn dann, was ihn eigentlich herführte? Er antwortete: „Ich habe um drei Dinge zu bitten, die du dem Chalifen vortragen sollst; das erste ist: daß eine Schuld von einer Million Drachmen für mich bezahlt werde; zweitens wünsche ich eine Statthalterschaft für meinen Sohn, und drittens möchte ich ihn mit der Tochter des Chalifen verheirathen, welche seine Cousine ist.“ Djafar sagte: „Gott gewährt dir alle drei Wünsche. Dein Geld wird sogleich in deine Wohnung gebracht, deinem Sohne aber verschaffe ich die Statthalterschaft von Aegypten und die Tochter des Chalifen, du kannst nun in Gottes Namen ruhig nach Hause gehen.“ Als Abd Almalik nach Hause kam, fand er das gewünschte Geld schon auf seinem Tische. Am folgenden Morgen ging Djafar zum Chalifen, erzählte ihm, was zwischen ihm und Abd Almalik vorgefallen, und verließ ihn nicht eher, bis er ihm einen Firman für Abd Almaliks Sohn, als Statthalter von Aegypten, überreichte, und Kadi und Zeugen kommen ließ, um den Ehe-Contract zwischen diesem und seiner Tochter zu schreiben.

Man erzählt ferner: Djafar stand mit dem Statthalter von Aegypten in so feindseligem Verhältnisse, daß sie einander gegenseitig auswichen. Einst schrieb Einer einen Brief im Namen Djafars an den Statthalter von Aegypten, dessen Inhalt war:

> „Der Träger dieses Briefs ist einer meiner besten Freunde, der nach Aegypten reist; ich wünsche, daß du ihn gut aufnehmest, u. s. w.“

Dieser Mann wußte nämlich nichts von der Feindschaft, die zwischen ihnen obwaltete, und glaubte daher, dieser Brief würde ihm eine gute Aufnahme bei dem Statthalter verschaffen. Der Statthalter, dem dieser Brief sehr verdächtig war, erwies dem Ueberbringer zwar viele Ehre und sorgte für alle seine Bedürfnisse, aber er sandte doch den Brief seinem Agenten in Bagdad und beauftragte ihn, nachzuforschen, ob

[1] Wahrscheinlich, damit man die Weinflecken nicht an den Kleidern erkenne.

dieses Schreiben wirklich von der Hand des Viziers sey, oder nicht. Als des Statthalters Agent diesen Brief erhielt, ging er damit zu einem Freunde Djafars, erzählte ihm den Vorfall und zeigte ihm das Empfehlungsschreiben. Dieser brachte es Djafar, welcher es vor seinen Freunden und Adjutanten, die bei ihm waren, hinwarf und sie fragte, ob dies seine Hand sey? Sie betrachteten das Schreiben und erklärten es einstimmig für falsch. Dann sagte ihnen Djafar: „Der Ueberbringer dieses Briefs ist in Aegypten beim Statthalter, welcher Antwort über den wahren Zustand der Sache erwartet; was rathet ihr mir, zu thun?" Da sagte Einer von ihnen: „Du mußt den, der den falschen Brief geschrieben, umbringen lassen, damit Niemand mehr etwas Aehnliches thue;" ein Anderer sagte: „Du mußt ihm die rechte Hand abhauen lassen, mit der er deinen Namen geschrieben;" ein Dritter sagte: „Er muß tüchtig durchgeprügelt und dann seines Weges geschickt werden." Der Humanste unter ihnen sagte: „Er soll zur Strafe aus Aegypten verbannt werden; es wird hart genug für ihn seyn, diese weite Reise umsonst gemacht zu haben und beschämt zurückzukehren." Als sie Alle ausgeredet hatten, sagte Djafar: „Großer Gott! unter euch Allen ist kein einziger wohldenkender Mann. Ihr wißt, welche Feindschaft zwischen mir und dem Statthalter von Aegypten besteht, und wie Jeder von uns zu stolz ist, die Hand zur Versöhnung zu bieten; nun hat uns Gott einen Mann beschieden, der uns eine Veranlassung zum Briefwechsel und zur Versöhnung gibt: wie sollte ich ihn so hart bestrafen?" Er ließ sich dann Dinte und Kalam bringen und schrieb auf die Außenseite des Briefs an den Statthalter von Aegypten:

„Gepriesen sey Gott! Wie konntest du an meiner Handschrift zweifeln? es ist meine Hand, und der Ueberbringer ist einer meiner theuersten Freunde, gegen den du gütig seyn mögest, den ich dich aber bitte, nicht zu lange aufzuhalten, denn ich sehne mich sehr nach ihm und bedarf seiner hier."

Als der Brief an den Statthalter zurückkam, war er außer sich vor Freude; er erwies dem Manne die größten Ehrenbezeignngen und machte ihm kostbare Geschenke. Als der Mann wieder nach Bagdad zurückkam, begab er sich zu Djafar, weinte und küßte die Erde vor ihm. Djafar fragte ihn: „Wer bist du?" Er antwortete: „Ich bin dein Sklave und dein Geschöpf, ich bin der Verfälscher deiner Unterschrift." Djafar nahm ihn aber freundlich auf, hieß ihn sitzen und fragte ihn, wie viel er vom Statthalter von Aegypten erhalten? Er antwortete: „Hunderttausend Dinare." Da sagte Djafar: „Das ist wenig, wir wollen dir diese Summe verdoppeln." Er rief sogleich seinen Schatzmeister und ließ ihm noch hunderttausend Dinare ausbezahlen.



Man erzählt ferner: Das Wunderbarste, was dem Chalifen Harun Arraschid begegnete, war Folgendes: Als sein Bruder Hadi Chalif wurde und einen werthvollen Siegelring von ihm forderte, der seinem Vater Mahdi gehört hatte, wollte er ihn, weil er ihn als das Symbol des Chalifats betrachtete, nicht hergeben. Da aber Hadi sehr in ihn drang, warf er ihn in den Tigris. Als dann Hadi starb und Harun Chalif wurde, ging er wieder auf denselben Platz, wo er den Ring weggeworfen hatte, nahm einen bleiernen Ring, warf ihn in's Wasser und befahl den Tauchern, ihm seinen Ring zu suchen; sie tauchten unter und brachten den ersten Ring heraus, und dies deutete auf Haruns Glück und auf die Dauer seines Reichs.

Notiz über die Barmekiden.

Sobald Harun Chalif war, ernannte er den Barmekiden Djafar zu seinem Vizier und erwies ihm die ausgezeichnetste Ehre, wie es wohl bekannt und in allen

Büchern aufgezeichnet ist. Niemals stand ein Vizier so hoch, wie Djafar bei Harun Arraschid. Der Chalif nannte ihn stets Bruder und besuchte ihn oft in seinem Hause. Djafar war neunzehn Jahre lang Vizier und befolgte die Lehre seines Vaters Jahja, der ihm einst sagte: So lange dein Kalam donnert, laß ihn Wohlthaten regnen. Man gibt verschiedene Ursachen über seine Hinrichtung an, doch wird Haruns Eifersucht als die triftigste angegeben. Der Chalif hatte nämlich eine Schwester, welche das schönste Geschöpf ihrer Zeit war; er liebte sie leidenschaftlich und konnte sich eben so wenig von ihr, als von Djafar trennen. Er sagte daher zu Djafar: Ich will dir meine Schwester zur Gattin geben, damit wir gemeinschaftlich uns ihres Umgangs erfreuen. Da er aber bald bemerkte, daß seine Schwester Djafar leidenschaftlich liebe und gegen ihn gleichgültiger ward, verwandelte sich seine Liebe zu Djafar in Haß und er ließ ihn und alle seine Verwandten hinrichten.

Alsdann erzählte Scheherſad die

Geschichte Ali Schirs.

Vor vielen Jahrhunderten lebte in Chorasan ein sehr reicher und angesehener Mann, mit Namen Muhammed Eddin. Er war schon sechzig Jahre alt, als ihm Gott noch einen Sohn schenkte, den er Ali Schir nannte. Als dieser das männliche Alter erreicht hatte, ward Muhammed Eddin gefährlich krank. Er ließ Ali Schir zu sich rufen und sagte ihm: „Mein Sohn! ich bin dem Tode nahe und möchte dir nun meinen letzten Willen kund thun.“ Ali Schir fragte: „Was befiehlst du, mein Vater?“ — „Vor Allem,“ erwiderte der Sterbende, „meide schlechte Gesellschaft und schenke Niemanden dein Vertrauen, denn selbst deine Freunde könnten dich verrathen. Ein frommer Dichter hat gesagt:

„Es lebt kein Mensch in unsrer Zeit, dessen Freundschaft wünschenswerth;
kein Vertrauter bleibt uns treu, wenn das Schicksal uns bedroht. Lebe einsam
und baue auf Niemanden, das ist mein Rath, er genüge dir.“

Ali Schir sagte: „Ich werde gehorchen, mein Vater! Was gebietest du noch?“ — „Sey mildthätig, so lange du kannst, und versäume keine Gelegenheit, Wohlthaten auszuüben, denn nicht zu jeder Zeit kann man dazu kommen. Ein Dichter hat gesagt:

„Nicht zu jeder Zeit bieten sich schöne Handlungen dar, drum hasche darnach,
wenn du es in Sicherheit kannst, und fürchte, das Schicksal möchte dir treulos
werden.“

„Auch diesen Rath werde ich befolgen, hast du mir noch etwas zu sagen?“ — „Mein Sohn! bewahre dein Vermögen, es wird dich dann auch schützen, verschwende es nicht, sonst möchtest du der gemeinsten Menschen bedürfen, wie ein Dichter gesagt:

> „Ist mein Vermögen gering, so will Niemand mein Freund seyn; ist es groß, so drängt sich ein Jeder um mich. Wie Mancher geht nur meines Geldes willen mit mir um, wie mancher Andere verläßt mich, sobald mein Geld dahin ist.“

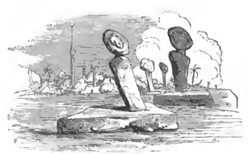
„Dann, mein Sohn, befolge den Rath älterer Leute, übereile dich in Nichts, habe Mitleid mit denen, die unter dir sind, so werden auch deine Obern dich bemitleiden. Ein Dichter sagte:

> „Bist du mächtig, so thue Niemand Gewalt an, denn der Unterdrückte ist immer zur Rache vorbereitet; wenn dein Aug' schläft, so wacht der, dem Unrecht geschehen, er verwünscht dich, und Gottes Aug' schläft nie.“

„Ferner hüte dich, Wein zu trinken; er ist die Quelle vielen Unheils; er unterdrückt den Verstand und verleitet zur Gemeinheit. Das ist mein letzter Wille; Gott wache statt meiner über dich!“ Hierauf fiel er eine Weile in Ohnmacht, dann rief er Gott um Verzeihung an, legte sein Glaubensbekenntniß ab und ging zur Barmherzigkeit Gottes über. Ali weinte und schluchzte, dann ermannte er sich und machte die Vorbereitungen zur Beerdigung; die vornehmsten Leute der Stadt folgten dem Leichenzuge; der Koran wurde für ihn vor seinem Sarge gelesen, kurz, es ward nichts unterlassen von Allem, was einem angesehenen frommen Muselmanne gebührt.

Ali Schirs Mutter betrauerte ihren Gatten so lang, bis auch sie starb, und Ali Schir ließ sie mit denselben Ehrenbezeigungen, wie seinen Vater, bestatten.

Da bemerkte Scheherſad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht erzählte sie weiter:





Vierhundert und vierundachtzigste Nacht.

Ein Jahr lang lebte nun Ali Schir seinem Handel und knüpfte mit Niemanden Freundschaft an. Aber nach einem Jahre kamen schlechte Menschen zu ihm, die ihn zum Bösen verleiteten; er ging dem Vergnügen nach, ward verschwenderisch und dachte: Mein Vater hat dieses Vermögen für mich gesammelt, wem soll ich es hinterlassen? Bei Gott! ich will die Worte des Dichters beherzigen, welcher sagte:

„Wenn du dein ganzes Leben lang einsammelst, wann willst du das Gesammelte genießen."

Ali Schir zehrte nun an seinem Vermögen Tag und Nacht. Aber bald ging es Ali, wie es in einem Sprichwort heißt:

„Wer immer ausgibt, ohne zu rechnen, wird arm, ohne es zu wissen."

Ali Schir mußte bald seinen Laden und seine Häuser verkaufen, zuletzt auch seine Kleider, so daß ihm nur noch ein einziges übrig blieb. Eines Tages, als er nicht mehr so viel hatte, um davon zu frühstücken, wollte er zu seinen Freunden gehen, um ihre Hülfe anzusprechen, aber sie verbargen sich vor ihm, so daß er fast verhungert nach Hause zurückkam.

Als er nach Hause kam, sah er auf dem Bazar viele Leute zusammengerottet; er ging hinaus, um zu sehen, was dies bedeute, und erblickte eine Sklavin von schönem Wuchse und rosigen Wangen, wie sie ein Dichter schilderte:

„Sie ist aus der Form der Schönheit vollkommen hervorgegangen, weder zu lang, noch zu kurz, weder zu stark, noch zu mager; der Mond ist ihre Stirne, ein Banzweig ihr Wuchs, ihr Athem Moschus und ihr ganzer Körper aus Perlenwasser gegossen."

Ali Schir fand diese Sklavin so schön, daß er schwur, nicht vom Platze zu weichen, bis er wisse, wer sie kaufe und was für sie geboten werde. Er stellte sich zu den übrigen Kaufleuten, so daß sie glaubten, er sey auch ein Käufer, weil sie noch nicht wußten, daß er Alles, was er von seinem Vater geerbt, schon verschwendet hatte. Der Makler rief aus: „O ihr Kaufleute und reichen Herren, groß und klein, was bietet ihr für diese Sklavin, Herrin des Monds, leuchtende Perle, kostbarer Smaragd, Ergötzung des Sehnenden?" Da bot ein Kaufmann fünfhundert Dinare, ein Anderer fünfhundert und zehn; ein alter häßlicher Mann mit blauen Augen bot sechshundert; wieder Einer sechshundert und zehn, worauf der Alte sogleich wieder tausend bot. Da schwiegen alle Kaufleute, und der Makler fragte ihren Herrn, ob er sie für tausend Dinare geben wolle? Er antwortete: „Ich habe geschworen, sie nur dem zu verkaufen, der ihr gefällt; frage sie, ob sie diesem Käufer gehören will." Der Makler zeigte ihr den Alten, und als sie ihn sah, sagte sie: „Dem will ich nicht verkauft werden. Ein alter Dichter sagte einst:

„Ich forderte einen Kuß von meiner Geliebten, aber sie sah mein graues Haar, wandte sich weg und sagte: Nein, bei dem, der den Menschen aus Nichts geschaffen, ich habe keine Freude an einem weißen Barte; soll ich bei meinem Leben mir den Mund mit Baumwolle stopfen?"

Als der Makler diese Worte hörte, sagte er: „Bei Gott, du hast nicht Unrecht, du verdienst einen jüngern Käufer." Er sagte dann den Kaufleuten, daß sie den Alten nicht wolle. Da trat Jemand hervor und sagte: „Ich gebe auch tausend Dinare." Als sie ihn betrachtete, fand sie, daß er einen gefärbten Bart hatte, und sprach folgenden Vers:

„Sage dem Unbesonnenen, der sich färbt: was bedeutet diese List? Du gehst mit einem Barte weg und kommst mit einem andern wieder, als wäreft du irgend ein Schattenspieler."

Der Makler sagte: „Bei Gott, du hast Recht." Da kam ein Halbblinder und sagte dem Makler: „Frage sie, ob sie mich zum Herrn will?" — „Von einem solchen Manne," antwortete die Sklavin, „hat ein Dichter gesagt:

„Lebe keinen Tag in Gesellschaft eines Halbblinden, und sey gegen seine Bosheit auf deiner Hut, denn wäre etwas Gutes an ihm, so hätte sich nicht sein eignes Aug' von ihm getrennt."

Der Makler zeigte ihr dann einen andern Kaufmann und fragte sie, ob sie diesen wolle? Er war aber so klein, daß sein Bart ihm bis zu den Beinen herunter hing. Sie antwortete: „Von diesem sagt ein Dichter:

„Ich habe einen kleinen Freund mit einem Barte, der seine ganze Gestalt verhüllt; er gleicht einer langen, kalten und finstern Winternacht."

Der Makler sagte: „Nun, meine Dame, sieh dich einmal um, wer von den Anwesenden dir gefällt."

Die Sklavin warf ihren Blick auf alle Kaufleute, und als er auf Ali Schir fiel, fühlte sie tausendfaches Weh in ihrem Herzen, denn er glich einer Gazelle und war zarter als ein Zephyr; sie sagte dem Makler, auf Ali hindeutend: „Ich will nur diesem jungen Manne mit schönem Gesichte und feinem Wuchse verkauft werden; seine Liebe ist süßer als Paradieses-Quellen, sein Blick heilt jeden Kranken; auf ihn passen folgende Verse:

„Seine Küsse sind süßer Wein, sein Athem ist frisches Basilienkraut; Ridhwan [1] hat ihn aus seiner Wohnung verjagt, aus Furcht, er möchte die Huri verführen."

Als der Makler dies hörte, ging er zu ihrem Herrn und sagte: „Deine Sklavin hat mich ganz verrückt gemacht mit ihrer Schönheit, Beredsamkeit und Dichterkenntniß; sie ist mehr als tausend Dinare werth, wenn sie nur den Koran nach den sieben Lesearten abschreibt; ihre Hände sind Gold und Silber; wenn sie seidene Vorhänge stickt, die du für zehn Dinare verkaufst, hast du auch bald ihren Werth; o welch ein Glück, eine solche Sklavin im Hause zu haben!" Aber ihr Herr sagte: „Verkaufe sie nur wem sie will!" Der Makler ging zu Ali Schir, küßte ihm die Hände und sagte: „Mein Herr, kaufe diese Sklavin, denn sie hat dich gewählt." Ali Schir schlug den Kopf nieder, lachte über sich selbst und dachte: Bei Gott, ich habe noch nicht einmal gefrühstückt! ich schäme mich vor den Kaufleuten, zu sagen: ich habe nicht so viel. Die Sklavin sah ihn an und sagte zum Makler: „Stelle mich ihm vor, damit er Gefallen an mir finde, denn ich will nur ihm verkauft werden." Der Makler führte sie zu ihm und sagte: „Nun, mein Herr!" Ali gab aber keine Antwort. Da sagte die Sklavin:

[1] Der Wächter des Paradieses.

„O mein Herr, Geliebter meines Herzens! warum kaufst du mich nicht? ich werde dich gewiß glücklich machen." Ali hob den Kopf zu ihr empor und sagte: „Gerne möchte ich dich kaufen, aber du bist mir zu theuer." — „Nun, mein Herr, so kaufe mich für neunhundert Dinare!" — „Auch so viel kann ich nicht geben." Sie ging dann immer herunter, bis auf hundert Dinare. Aber Ali sagte: „Ich habe nicht einmal ganz hundert Dinare." — „Fehlt dir viel daran?" — „Bei Gott, ich besitze keine weiße und keine rothe Münze, suche dir einen andern Käufer." — „So nimm mich nur mit dem Versprechen, mich durch Liebe zu belohnen." Sie zog hierauf einen Beutel von tausend



Dinaren heraus und sagte ihm: „Bezahle neunhundert Dinare meinem Herrn und behalte hundert für uns." Ali that so und führte die Sklavin in seine Wohnung. Als sie ein leeres Zimmer fand, ohne Bett, ohne Decke und ohne Gefäße, gab sie ihm tausend Dinare und sagte: „Geh auf den Bazar und kaufe für dreihundert Dinare Bett und Hausgeräthschaften."

Als Ali wiederkam, sagte sie ihm: „Kaufe für drei Dinare Speisen und Getränke, dann ein Stück Seidenzeug zu einem Vorhang, Goldfaden und Seide von sieben Farben.“ Sie legte dann das Bett zurecht, zündete Lampen an, setzte sich zu Tisch und unterhielt sich mit Ali bis tief in die Nacht.

Am folgenden Morgen nahm die Sklavin den Vorhang und stickte mit farbiger Seide und Goldfaden allerlei Vögel und wilde Thiere, und arbeitete acht Tage lang daran. Als er fertig war, schnitt sie ihn zurecht, machte ihn rein, gab ihn ihrem Herrn und sagte: „Verkaufe ihn einem hiesigen Kaufmanne; hüte dich aber, ihn einem Umherziehenden zu verkaufen, sonst ist unsre Trennung nahe; denn du hast Feinde, deren Augen auf uns geheftet sind.“ Ali verkaufte den Vorhang einem Kaufmanne für vierzig Dinare, kaufte wieder Seidenzeug, Seide, Goldfaden und Lebensmittel, und brachte das übrige Geld zurück. So verfloß ein ganzes Jahr. Als aber am Anfange des zweiten Jahres Ali den Vorhang, wie gewöhnlich, einem Makler zum Ausrufen gab, kam ein Christ vorüber, der sechzig Dinare bot. Der Makler wollte ihn nicht geben, aber der Christ bot immer mehr, bis auf hundert Dinare, und bestach noch den Makler mit zehn Dinaren. Der Makler ging zu Ali und sagte ihm: „Dieser Christ will den Vorhang kaufen: was hast du von ihm zu befürchten?“ Auch alle Kaufleute drangen in ihn, bis er mit zitterndem Herzen den Vorhang dem Christen verkaufte, sein Geld nahm und wegging. Aber der Christ folgte ihm. Da fragte ihn Ali: „Was gehst du mir nach?“ Er antwortete: „Ich habe oben an dieser Straße etwas zu thun, Gott beschütze dich!“ Als Ali Schir vor sein Haus kam und den Christen noch auf seinen Fersen sah, fragte er ihn wieder: „Was folgest du mir, Tropf?“ Der Christ antwortete: „Mein Herr! ich habe Durst, gib mir zu trinken.“ Ali dachte: Bei Gott, ich will den fremden Mann nicht beschämen, der einen Trunk Wasser von mir fordert.

Schehersad schwieg, da der Tag nahe war; in der nächsten Nacht erzählte sie also weiter:





Vierhundert

und

fünfundachtzigste Nacht.

Ali ging in's Haus und holte einen Becher Wasser. Da fragte ihn die Sklavin: „Hast du den Vorhang verkauft?“ — „Ja.“ — „Einem hiesigen Kaufmann oder einem durchziehenden? Schon ahnet mein Herz die Trennung.“ — „Ich habe ihn einem hiesigen Kaufmanne verkauft.“ — „Was willst du mit diesem Becher Wasser?“ — „Dem Makler zu trinken geben.“ Da rief sie: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen!“ Ali ging indessen mit dem Becher hinaus; da er aber den Christen im Hausgange, der in's Wohnzimmer führte, fand, sagte er: „Du Hund kommst ohne meine Erlaubniß in mein Haus?“ Der Christ antwortete: „O mein Herr! es ist ja kein Unterschied zwischen der Hausthüre und dem Gange, du bist doch ein gütiger, wohlthätiger Mann.“ Ali reichte ihm den Becher, der Christ trank ihn aus und gab ihn zurück, wich aber noch nicht von der Stelle. Da fragte ihn Ali: „Warum gehst du nicht deines Weges?“ — „Mein Herr! ich habe nun getrunken, ich möchte jetzt auch etwas zu essen; vielleicht hast du ein Stück Brod und Zwiebel.“ — „Geh jetzt ungesäumt deines Weges, es ist nichts im Hause.“ — „Wenn du nichts im Hause hast, hier sind hundert Dinare, bring' etwas vom Markte, wäre es auch nur ein Laib Brod, daß wir Brod und Salz zusammen essen.“

Ali dachte: Dieser Christ ist verrückt; bei Gott, ich werde die hundert Dinare nehmen, ihm etwas bringen, das zwei Heller werth ist, und ihn auslachen. Er sagte ihm dann: „Steh' auf, komm heraus, ich will schließen und dir etwas bringen.“ Der Christ ging heraus, Ali schloß die Thüre, lief auf den Bazar und kaufte Käse, Honig, Bananen und Brod, und brachte es dem Christen. Dieser sagte: „Mein Herr! das ist so viel, daß zehn Menschen daran genug haben; vielleicht wirst du mit mir essen?“ Ali weigerte sich, mit ihm zu essen; aber der Christ sagte ihm: „Mein Sohn! kennst du nicht den Spruch der Weisen:

„Wer seinen Gast allein essen läßt, ist ein schlechter Mensch.“

Der Christ nahm dann eine Banane, schälte sie, theilte sie in zwei Hälften und that in die eine Hälfte ein feines Opiumpulver, das einen Elephanten eingeschläfert hätte, tauchte sie in Honig ein und sagte zu Ali: „Bei deinem Glauben, du mußt dies annehmen.“ Ali wollte ihn nicht falsch schwören lassen, verschlang die Banane und stürzte um. Der Christ machte sich schnell auf, wie ein leichtbeiniger Wolf oder eine Katze, nahm den Zimmerschlüssel und lief zu seinem gottlosen Bruder Raschid Eddin, der sich nur zum Scheine für einen Muselmann ausgab. Dieser war es, der zuerst die Sklavin für tausend Dinare kaufen wollte, und als er seinem Bruder erzählte, daß sie ihn verschmäht, sagte ihm dieser: „Warte nur, ich will sie schon durch List ohne Geld bekommen,“ und that hierauf, was wir eben erzählt haben. Raschid Eddin freute sich sehr, als sein Bruder zu ihm kam, bestieg sein Maulthier und begab sich in Ali's Wohnung mit seinen Dienern und Freunden. Er nahm auch einen Beutel von tausend Dinaren mit, um im Nothfalle die Polizei zu bestechen. Er öffnete das Zimmer und stürmte mit seinen Leuten über die Sklavin her, drohte ihr mit Schlägen, wenn sie den Mund öffne, schleppte sie mit Gewalt fort und ließ Ali im Gange liegen. Als Raschid sie in seinem Schlosse hatte, sagte er ihr: „Nun, Dirne! ich bin der Alte, den du nicht wolltest, und nun habe ich dich ohne Geld; du sollst nun sehen, was ich thue, du verliebte Dirne! Bei dem Messias und der Jungfrau, wenn du mir nicht gehorchst und meinen Glauben nicht annimmst, so werde ich dich auf alle mögliche Weise peinigen.“ — „Und wenn du mich in Stücken reißest,“ rief die Sklavin, „so werde ich meinen Glauben nicht aufgeben, vielleicht wird Gott mir bald Hülfe schicken, denn er kann Alles.“ Raschid Eddin rief ergrimmt seine Diener herbei und ließ sie schlagen, bis sie keinen Klaglaut mehr von sich gab; ihr letztes Wort war: „Gott wird mir beistehen!“ Als sein Zorn abgekühlt war, sagte er den Sklavinnen: „Schleppt sie an den Füßen in die Küche und gebt ihr nichts zu essen.“ Am folgenden

Morgen ließ sie der Verruchte wieder vor sich führen, und als sie noch immer keine Christin werden wollte, ließ er sie wieder prügeln, sie aber rief immerfort: „Es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist Gottes Gesandter!"

Was aber den armen Ali Schir betrifft, so war er bis zum andern Tage bewußtlos im Hausgange liegen geblieben. Erst nach und nach erwachte er wieder, öffnete seine Augen und rief Sumurd; so hieß nämlich seine Sklavin. Als er ohne Antwort blieb, ging er in's Zimmer, und erst, als er es leer fand, fiel ihm der Christ und die Warnung seiner Sklavin ein. Da weinte er und bereute seinen Ungehorsam, als es zu spät war. Er sprach dann folgenden Vers:

„O Einziger! hast du kein Erbarmen mit mir? Soll mein Herz immer neue Qualen empfinden? Bemitleide doch einen Edlen seines Volkes, den die Liebe unglücklich macht; einen Reichen, den wieder Armuth drückt!"

Bald gerieth er in eine solche Verzweiflung, daß er seine Kleider zerriß, zwei Steine in die Hände nahm, in der Stadt herum ging und sich damit auf die Brust schlug, und seine Sklavin bei ihrem Namen rief; alle Kinder sammelten sich um ihn, und wer ihn kannte, weinte mit ihm. So brachte er den ganzen Tag und den folgenden auf der Straße zu. Da sah ihn ein frommes, altes Weib und sagte ihm: „Gott lasse dich genesen! Mein Sohn, seit wann bist du rasend?" Er antwortete, folgende Verse recitirend:

„Sie sagen, ich sey rasend vor Liebe, und ich antworte: Nur Rasende kennen die Freuden des Lebens. Bringt mir die, um derentwillen ich rase, und tadelt mich, wenn sie es nicht verdient."

Als die Alte merkte, daß er unglücklich liebte, sagte sie ihm: „Erzähle mir deine Geschichte, vielleicht kann ich dir helfen." Ali erzählte ihr Alles, was zwischen ihm und dem Christen vorgefallen, und schilderte ihr auch die Sklavin, die ihm geraubt worden. Da sagte sie: „Kaufe einen Korb, wie die Goldarbeiter haben, und fülle ihn mit Ringen, Armbändern und allerlei Frauenschmuck; spare nur kein Geld, ich gehe damit herum und ziehe, so Gott will, Erkundigungen nach deiner Sklavin ein." Ali küßte ihre Hände und holte, was sie ihm befohlen; sie warf sogleich ihren Schleier um, nahm einen Stock in die Hand und den Korb auf den Kopf und ging in der ganzen Stadt herum, bis sie Gott vor das Schloß des verruchten Raschid führte; da hörte sie ein lautes Schluchzen und Jammern.

Die Alte klopfte an der Thüre und sagte zur Sklavin, welche herunter kam und ihr öffnete: „Ich habe hier allerlei Schmuck im Korbe, wollt ihr etwas kaufen?" Die

Sklavin sagte: „Ja," führte die Alte hinauf in die Küche, hieß sie sitzen, und alle Sklavinnen setzten sich um sie herum und musterten ihre Waaren durch. Auch Ali's Sklavin, Sumurd, war unter ihnen, sie lag aber gefesselt auf dem Boden und weinte. Da fragte die Alte, warum sie diese Sklavin so mißhandeln? Die Sklavinnen antworteten: „Es geschah nicht durch unsern Willen, sondern unser Herr hat es uns befohlen." Die Alte bat sie dann, sie möchten, da doch ihr Herr nicht zu Hause sey, Sumurd entfesseln und, bis ihr Herr zurückkomme, freilassen. „Du hast bei Gott Recht," erwiderten die Sklavinnen; sie entfesselten Sumurd und gaben ihr zu essen; sie aber seufzte: „O hätte ich doch ein Bein gebrochen und wäre nicht in dieses Haus gekommen!" Während aber die Sklavinnen mit den Goldwaaren beschäftigt waren, ging die Alte zu Sumurd und sagte ihr: „Gott wird dir bald helfen; ich komme von Ali Schir; sey bereit auf morgen, dein Herr wird unter der Bank am Schlosse dich erwarten, laß dich an einem Seil zum Fenster herunter, er wird dich auffangen und fortbringen." Hierauf ging die Alte zu Ali Schir und sagte ihm: „Morgen um Mitternacht stelle dich unter das Schloß des verruchten Raschid und passe auf, Sumurd wird sich herunterlassen, nimm sie auf und geh mit ihr, wohin du willst." Ali dankte ihr und sprach folgende Verse:

„Gott segne die, welche mir der Geliebten Wohnort zeigt, denn sie bringt mir die süßeste Nachricht; doch weiß ich sie mit nichts Anderem zu belohnen, als mit einem Herzen, das die Trennungsstunde zerrissen."

Ali wartete ungeduldig, bis die bestimmte Stunde herannahte, dann setzte er sich auf die Bank vor dem Schlosse, die ihm die Alte bezeichnet hatte, schlief aber ein (gepriesen sey der, welcher nie schläft!), denn er hatte vor Kummer schon lange nicht geschlafen. Nun führte das Schicksal gerade diesen Abend an die Bank, auf der Ali lag, einen Dieb, der Ali seinen Turban vom Kopfe nahm und ihn selbst aufsetzte. In diesem Augenblicke sah Sumurd zum Fenster herunter, und da es sehr dunkel war, hielt sie den Dieb für ihren Geliebten. Sie ließ sich daher an einem Stricke mit einem haarnen Sack voll Geld herunter, der Dieb fing sie auf und dachte: das ist ein wunderbares Abenteuer, und floh, wie der Blitz, mit ihr und dem Gelde davon. Als er so schnell lief, sagte ihm Sumurd: „Die Alte hat mir gesagt, du seyest wegen der Trennung sehr krank, und nun laufst du wie ein Affe;" aber der Dieb gab ihr keine Antwort. Sie griff ihm dann in's Gesicht und fand einen dichten, rauhen Bart; sie erschrack und fragte: „Wer bist du?" Der Dieb antwortete: „Ich bin Einer der vierzig Kurden jener gefürchteten Räubergesellschaft Achmeds." Als sie



dies hörte, weinte sie und schlug sich in's Gesicht, denn sie sah wohl, daß das Schicksal sie abermals hintergangen; doch ergab sie sich in Gottes Rathschluß und sagte: „Es gibt keinen Gott außer Gott!"

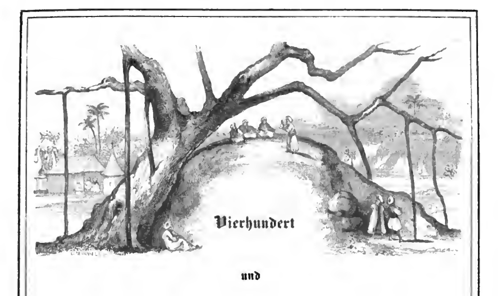
Der Dieb lief mit Sumurd nach einer Höhle vor der Stadt zu seiner Mutter und sagte ihr: „Gib Acht auf diese Sklavin, bis ich wiederkehre."

Als der Kurde wegging, sagte Sumurd: „Was soll nun hier aus mir werden?" Die Alte antwortete: „Warte nur, bis die vierzig Kurden kommen, die mein Sohn hierher bestellt hat, dann wirst du wie ein Schiff im Wasser schwimmen." Am folgenden Morgen sagte Sumurd zur Alten: „Komm heraus in's Freie, ich will dich in der Sonne vom Ungeziefer reinigen." — „Recht gern," sagte die Alte; „bei Gott, meine Tochter, du hast Recht, ich war schon lange nicht im Bade, die Schweine ziehen immer mit mir herum, von einem Orte zum andern." Sumurd unterhielt sich dann mit der Alten und nahm die Hand nicht von ihrem Kopfe herunter, bis sie einschlief. Da

machte sich Sumurd auf, zog die Kleider eines Soldaten an, den die Räuber vor der Höhle ermordet hatten, umgürtete sein Schwert und setzte seinen Turban auf, so daß sie ganz wie ein Mann aussah, schwang sich auf sein Pferd, nahm den Sack mit Gold und rief: „O Beschützer der Verlassenen, nimm mich unter deinen Schutz aus Rücksicht für den Propheten!“ Sie dachte dann: Kehre ich in die Stadt zurück, so könnte einer von den Verwandten des Soldaten mich sehen, und das wäre schlimm; sie ging daher in die einsame Wüste und ritt zehn Tage lang umher, während derer sie sich von den Pflanzen der Erde nährte. Am elften Tage kam sie vor eine schöne befestigte Stadt; schon hatte sich der kalte Winter von ihr gewandt und der Frühling mit seinen Rosen sie neu belebt.

Bei diesen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht fuhr sie also fort:





Vierhundert

und

sechsundachtzigste Nacht.

An den Thoren der Stadt fand Sumurd viele Truppen mit ihren Befehlshabern; auch waren alle Bewohner der Stadt auf den Beinen. Sie dachte: hier muß etwas Außerordentliches sich ereignen. Als sie näher kam, marschirten die Truppen ihr entgegen, küßten die Erde vor ihr und riefen: „Gott verleihe dir Sieg, verehrter Sultan, und segne deine Ankunft!“ Sumurd fragte erstaunt, was es gebe? Der Anführer der Truppen sagte: „Der Herr, der mit seiner Gnade nicht geizt, hat dich zum Sultan dieser Stadt erhoben. Wisse, daß, wenn unser Sultan ohne Erben stirbt, so ziehen die Truppen drei Tage lang vor die Stadt, und wer zuerst von der Seite herkömmt, wo du hergekommen, der wird Sultan, und gelobt sey Gott, der uns einen so hübschen, jungen Türken zum Herrn gegeben; denn auch einen Schlechtern, als du, hätten wir als Sultan anerkennen müssen.“ Die kluge Sumurd sagte ihnen: „Glaubt nicht, daß ich zur niedern Klasse der Menschen gehöre, ich bin von vornehmer Abkunft, habe mich aber mit meinen Leuten entzweit und sie verlassen; seht nur meinen Sack mit Gold, aus dem ich schon auf meiner ganzen Reise den Armen Almosen spende.“ Alle Leute freuten sich, auch Sumurd, denn sie dachte: bin ich einmal so weit, so werde ich mich auch wieder mit meinem Herrn vereinigen, so Gott will.

Sie zog dann an der Spitze der Truppen in die Stadt und stieg vor dem Schlosse ab; da umarmten sie alle Fürsten und Großen, setzten sie auf den Thron und verbeugten sich vor ihr. Sie ließ dann die Schatzkammer öffnen und allen Soldaten Geschenke austheilen; man wünschte ihr Glück und ein dauerndes Reich, und schwur ihr Gehorsam. Alle Herzen verehrten sie wegen ihrer Freigebigkeit und Milde; sie schenkte allen Gefangenen die Freiheit, zerbrach alle Fesseln und schaffte alles Unrecht ab, so daß Jedermann sie lieb gewann.

Als Sumurd im Schlosse war, bestimmte sie allen Sklavinnen und Favoritinnen einen guten Gehalt, lebte aber von ihnen getrennt, ließ sich nur von jungen Eunuchen bedienen und gab vor, sie wolle nur dem Gottesdienste leben. Sie fastete und betete viel, so daß alle Leute sie für sehr religiös hielten. So lebte sie ein ganzes Jahr, ohne etwas von ihrem Herrn zu vernehmen. Sie ließ dann die Viziere und Kammerherren rufen und Baumeister und Feldmesser kommen, um unter dem Schlosse eine Rennbahn zu bauen, die eine Meile lang und eben so breit seyn sollte. Als dieses in der kürzesten Zeit, nach ihrem Wunsche, vollendet war, ließ sie sich auf dieser Rennbahn ein großes Zelt errichten, ihren Thron dahin bringen und einen großen Tisch herrichten, zu dem sie alle Großen des Reichs einlud. Als diese erschienen, theilte sie viele Geschenke unter sie aus und sagte: „Ich wünsche, daß ihr am Neumonde ausrufen lasset: Heute soll Niemand in der Stadt seinen Laden öffnen, alle Leute sollen an der königlichen Tafel speisen.“ Als der Neumond kam, vollzogen die Viziere den Befehl des Sultans und ließen ausrufen, daß, wer seinen Laden öffne und nicht an der Tafel des Sultans sich einfinde, gehängt würde. Die Leute kamen haufenweise herbeigeströmt, und Sumurd sah auf ihrem Throne zu, wie sie am Tische saßen und allerlei Speisen aßen, so viel Jeder Lust hatte; ihr Thron war so gestellt, daß Jeder glaubte, der Sultan sehe nur auf ihn. Die Viziere sagten den Leuten: „Schämt euch nicht, esset nur, der König hat seine Freude daran.“ So sättigten sich Alle und wünschten dem Sultan viel Glück, und beim Weggehen sagten sie: „In unserm Leben haben wir keinen Sultan gesehen, der so die Armen liebt; Gott erhalte ihn lange!“

Als die Leute den Tisch verließen, begab sich auch Sumurd wieder in ihr Schloß und freute sich mit dem, was sie gethan, und dachte: so Gott will, werde ich auf diese Weise Nachricht von meinem Herrn erhalten. Am folgenden Neumonde wurden wieder dieselben Anstalten getroffen. Als Sumurd die Gäste, Einen nach dem Andern, betrachtete, bemerkte sie den Christen, der den Vorhang von ihrem Herrn gekauft hatte und durch den sie ihrem Herrn entrissen worden; sie dachte: nun beginnt schon die

Erfüllung meiner Wünsche. Der Christ streckte eben die Hand nach einer Schüssel Reis mit Zucker, die etwas weit von ihm stand, so daß er sich vordrängen mußte; da sagte ihm sein Tischgenosse: „Warum ißt du nicht, was vor dir steht? schämst du dich nicht, nach einer Schüssel zu greifen, die so weit von dir steht?“ Der Christ erwiderte: „Ich will von keiner andern Schüssel.“ — „Nun, so iß davon,“ versetzte sein Nachbar: „Gott lasse es dir übel bekommen.“ Der Christ nahm schnell einen Bissen aus der Schüssel und warf ihn in den Mund und wollte schon nach einem zweiten



greifen, als Sumurd einige Soldaten rief und ihnen sagte: „Bringt mir den Mann her, der eine Schüssel mit Reis vor sich hat, und werft ihm den Bissen aus der Hand!“ Vier Soldaten vollzogen ihren Befehl und stellten ihn Sumurd vor. Als die Leute dies sahen, hörten sie auf zu essen; sein Tischnachbar sagte: „Es geschieht ihm Recht; warum mußte er nach einer Schüssel greifen, die nicht für ihn war, ich habe mich mit der vor mir stehenden Speise begnügt!“ Ein Mann, welcher mit ihm essen gewollt, sagte: „Gelobt sey Gott, daß ich noch gewartet habe!“ Alle waren begierig zu sehen, was ihm geschehen würde. Sumurd fragte ihn: „Wie heißt du und wie kömmst du hierher?“ Der Christ, welcher verkleidet war und einen weißen Turban auf dem Haupte hatte, sagte: „Ich heiße Ali, bin ein Weber und suche Arbeit hier.“ Sumurd ließ sich Sand und eine Feder bringen, machte allerlei Figuren hinein,

blickte eine Weile darauf hin, hob dann den Kopf in die Höhe und sagte: „Du lügst, Hund! Du bist ein Christ, heißt Bersum und hast ein ganz anderes Geschäft vor; sage nur die Wahrheit oder, bei der Majestät des Herrn, ich lasse dir den Hals abschlagen." Der Christ kam in Verlegenheit, und alle Anwesenden sagten: „Unser König kann wahrsagen." Sie forderte dann den Christen noch einmal auf, die Wahrheit zu gestehen, und er sagte: „Gnade, o König, ich bin ein Christ."

Sumurd befahl ihren Dienern, ihm die Haut abzuziehen, ihn mit Stroh auszustopfen und an das Thor der Rennbahn aufzuhängen; dann sollte er außerhalb der Stadt verbrannt, in eine Grube geworfen und mit allerlei Unrath bedeckt werden. Als dies im Angesichte aller Leute geschah, sagten sie: „Das ist Recht, wie schlecht ist ihm der Bissen bekommen." Ein Anderer sagte: „Der wird in seinem Leben keinen Reis mehr essen." Niemand wagte sich dann mehr an den Platz, wo diese Schüssel stand, und bald darauf gingen alle Leute auseinander. Am dritten Neumonde wurde der Tisch wieder gedeckt und mit allerlei Speisen beladen; Sumurd saß wieder auf ihrem Thron und die Truppen standen wie gewöhnlich vor ihr. Die Bewohner der Stadt setzten sich um den Tisch herum, Mehrere betrachteten die Stelle, wo die Reisschüssel stand, und Einer sagte zum Andern: „Hüte dich wohl, davon zu essen, du wirst sonst gehängt." Als alle Leute den Wink Sumurds erwarteten, um die Mahlzeit zu beginnen, sah sie von ihrem Throne herab einen Mann herbeikommen: und siehe da, es war der Kurde, der sie gestohlen und den Soldaten umgebracht hatte. Dieser Kurde ging nämlich, als er seine Mutter verließ, zu seinen Kameraden zurück und sagte ihnen: „Ich habe gestern Abend reichen Gewinn gemacht: ich habe einen Soldaten getödtet und sein Pferd genommen, und noch in der Nacht einen Sack mit Gold erhalten und ein Mädchen, das auch so viel werth ist; ich habe Alles in der Höhle bei meiner Mutter." Seine Freunde gingen gegen Ende des Tages ihm freudig in die Höhle nach, fanden aber die Höhle ganz leer; er fragte seine Mutter, wo die Beute hingekommen? und sie erzählte ihm, was vorgefallen. Da nagte er an seinen Händen vor Reue und sagte: „Bei Gott! ich werde dieser Dirne nachsetzen und sie ergreifen und wäre sie in der Schale einer Pistazie verborgen." So reiste er dann umher, bis er in diese Stadt kam, und da er in der ganzen Stadt keinen einzigen Mann fand, so erkundigte er sich darüber bei den Frauen, welche an dem Fenster waren; und als man ihm sagte, daß jeden Neumond alle Männer beim König speisen, ließ er sich die Rennbahn zeigen und eilte dahin. Er fand keinen leeren Platz mehr als den, wo der Reis aufgestellt war; er setzte sich dahin und streckte die Hand darnach aus; da riefen ihm

die Leute zu: „Was willst du thun? du wirst gehängt!“ Der Kurde antwortete: „Ich will an dieser Schüssel mich satt essen,“ und streckte die Hand darnach aus. Sein Nachbar entfloh und sagte: „Ich will nichts mit dieser Schüssel zu thun haben.“ Aber der Kurde schob mit der Hand eine Quantität heraus, welche die halbe Schüssel leerte.

Er nahm dann einen zweiten Bissen, trotz der Mahnung seines Nachbars, welcher sagte: „Ich fühle schon den Geruch eines Gehängten.“ Als er aber den dritten Bissen nehmen wollte, sagte Sumurd ihren Adjutanten: „Bringet mir schnell den Mann her, noch ehe er den Bissen verzehrt.“ Sie eilten auf ihn zu und führten ihn vor Sumurd. Die Leute riefen alle:“ „Er verdient sein Schicksal: wir haben ihn gewarnt, er wollte aber keinen Rath annehmen; dieser Reis bringt Jedem, der davon ißt, Unglück.“ Sumurd fragte den Kurden: „Wie heißt du? was ist dein Handwerk und was thust du hier?“ Er antwortete: „Ich heiße Osman, bin ein Gärtner und suche etwas Verlornes.“ Die Königin ließ sich Sand bringen, schrieb wieder etwas darauf, schaute hinein, hob den Kopf in die Höhe und sagte: „Wehe dir! du lügst, der Sand sagt mir: du heißest Djevan, bist ein Dieb, ein Kurde, ein Mörder; sage die Wahrheit, du Schwein! sonst lasse ich dir den Kopf abhauen.“

Scheherſad unterbrach hier ihre Erzählung, setzte sie aber in der folgenden Nacht also wieder fort:





Vierhundert

und

siebenundachtzigste Nacht.

Der Kurde ward ganz blaß bei diesen Worten, doch lächelte er und glaubte, daß, wenn er die Wahrheit gestehe, er davon käme. Er sagte: „O König! wenn ich aufrichtig bin und zu Gott mich bekehre —" Sumurd ließ ihn nicht ausreden und sagte: „Ich darf keine Schlange auf dem Wege der Muselmänner lassen, führt ihn weg, zieht ihm die Haut ab und verfahrt mit ihm, wie mit seinem Vorgänger." Als dies geschehen war, ließ sie die Mahlzeit fortsetzen. Der Nachbar des Gehängten drehte der Reisschüssel den Rücken und sagte: „Mein Aug' darf das deinige nicht sehen." Als gegessen war, trennte man sich, Sumurd ging wieder in ihr Schloß und entließ die Mameluken. Am vierten Neumonde versammelten sich die Leute wieder in der Rennbahn und erwarteten Sumurd, die bald ihren Thron einnahm und den Leuten zusah. Der Platz, wo die Schüssel stand, war so leer, daß noch vier Menschen hätten davor sitzen können. Als Sumurd dies mit Erstaunen bemerkte, trat ein Mann eilig herbei, und da er keinen leeren Platz mehr fand, setzte er sich dahin, wo die Schüssel mit Reis stand. Sumurd betrachtete ihn und erkannte den gottlosen Raschid Eddin. Sie dachte: ach! wie will ich mein Herz kühlen.

Die Geschichte dieses Mannes ist wunderbar. Als er nämlich von seiner Reise zurückkam und Sumurd und einen Sack voll Gold vermißte, zerriß er seine Kleider, schlug sich in's Gesicht, riß sich den Bart aus und schickte seinen Bruder Bersum aus, um ihr nachzuspähen. Als er auch von diesem nichts hörte, ging er selbst, um ihn aufzusuchen, und das Schicksal trieb ihn in die Stadt, wo Sumurd regierte, gerade am ersten Tage des Monats; er fand die Stadt leer und sah nur Frauen an den Fenstern, die ihm den Befehl des Sultans mittheilten und ihm riethen, auf die Rennbahn zu gehen. Als er die Hand ausstreckte und essen wollte, ließ ihn Sumurd ergreifen und vor sich führen. Sie sagte: „Wehe dir! wie heißt du? was ist dein Geschäft und warum bist du hierher gekommen?" Er antwortete: „O Herr! ich heiße Rustum und bin ein armer Derwisch." Sie ließ sich wieder Sand und eine Feder bringen, schrieb in den Sand, schaute hinein, hob dann den Kopf auf und sagte: „Du, Hund! lügst vor Königen; du heißt Raschid Eddin und dein Geschäft ist, muselmännischen Sklavinnen aufzupassen und sie zu rauben; du stellst dich als Muselmann und bist innerlich ein Christ; sage nur die Wahrheit, sonst, bei der Majestät des Herrn! schlage ich dir den Hals ab." Raschid sagte stammelnd: „Du sprichst wahr, o König der Zeit!" Sie ließ ihn dann hinstrecken und ihm auf jeden Fuß hundert Prügel geben und auf seinen Körper eben so viele; dann ließ sie ihm die Haut abziehen und mit Werg ausstopfen, außerhalb der Stadt verbrennen, in eine Grube werfen und mit Unrath zudecken. Nach der Mahlzeit ging sie wieder in ihr Schloß und sagte: „Gelobt sey Gott, daß ich mein Herz gekühlt an denen, die mir Böses gethan." Dann fiel ihr aber ihr Herr Ali Schir ein; sie dachte: wie lange währt die Trennung! und weinte, bis sie in Ohnmacht fiel. Als sie wieder zu sich kam dachte sie: vielleicht wird Gott mich doch bald mit ihm vereinigen, denn er ist allmächtig, und recitirte folgende Verse:

> „Du bist mein einziges Verlangen, nach dir gehen alle meine Wünsche; deine Nähe ist mein Paradies. Bei dir ist ewige Wonne, fern von dir die Hölle. Ich gefalle mir in meiner Liebe, obschon die Thränen, die sie mir entlockt, alle meine Geheimnisse verrathen. Ich will meine Pein nicht los seyn, ich suche gar keinen Trost, die Liebe ist mein Leben, das nothwendige Gesetz meines Herzens. Heil dem Auge, das sich an deinem Anblicke sättigen kann; mein Herz schmachtet darnach und ist vor Sehnsucht außer sich."

Sumurd lebte noch einen ganzen Monat sich des Tags mit den Regierungs-Angelegenheiten beschäftigend und des Nachts weinend und trauernd. Als wieder Neumond war fanden die gewöhnlichen Festlichkeiten statt; Sumurd hatte die

Augen nach der Rennbahn gerichtet, um zu sehen, wer kommen würde, und betete im Stillen: Gütiger Gott, der du Jakob seinen Sohn Joseph wiedergabst, schenke mir meinen Herrn Ali Schir wieder, du bist ja allmächtig. Kaum hatte sie so gebetet, da hüpfte ein schmächtiger Mann wie eine Jungfrau herbei; er war sehr blaß und doch der Schönste unter allen Männern; da er keinen leeren Platz mehr fand, setzte er sich vor die Reisschüssel. Sumurd faßte ihn genau in's Aug' und erkannte ihren Herrn Ali Schir. Sie wollte vor Freude laut schreien, faßte sich aber aus Scham vor den Leuten und blieb ruhig auf ihrem Thron sitzen, so daß Niemand Etwas merkte. Die Ursache von Ali Schirs Ankunft war folgende: Als er auf der Bank erwachte, nachdem der Kurde Sumurd entführt hatte, fand er sich ohne Kopfbedeckung und merkte, daß ihm Jemand im Schlafe seinen Turban gestohlen hatte; er sagte den Spruch, den Jeder ohne Scham im Munde führen mag: „Wir sind Gottes und kehren zu ihm zurück.“ Er ging dann zur Alten, die ihm von Sumurd Nachricht gegeben, klopfte an ihrer Thüre und als sie herauskam, weinte er vor ihr, bis er in Ohnmacht fiel. Als er wieder zu sich kam, erzählte er ihr, was ihm geschehen. Aber die Alte schmähte ihn, machte ihm Vorwürfe und schlug ihn, bis er aus der Nase blutete und wieder in Ohnmacht fiel.

Als Ali sich wieder erholte, sprach er folgende Verse:

„Wie bitter ist die Trennung den Liebenden und wie süß das Wiedersehen!
Gott vereinige alle Liebenden und beginne mit mir, denn ich bin dem Tode nahe.“

Die Alte bemitleidete ihn wieder und sagte: „Bleibe hier, bis ich Kundschaft einziehe.“ Sie blieb bis Mittag aus, kam wieder und sagte: „Ali, wenn du über den Verlust Sumurds sterben willst, so stirb nur, denn du siehst sie nie wieder; wisse, daß die Bewohner des Schlosses Morgens das Fenster geöffnet fanden, das auf die Straße geht, und Sumurd mit einem Geldsacke vermissen. Ich habe schon an der Thüre des Schlosses den Polizeiobersten und die Pedellen gesehen; es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen.“ Als Ali Schir dies gehört, entbrannte eine mächtige Flamme in seinem Herzen, er ward heftig krank und man verzweifelte an seinem Leben. Aber die Alte brachte ihm allerlei Medikamente und kochte ihm ein ganzes Jahr lang Suppen, bis er sich wieder erholte. Am Anfang des zweiten Jahres sagte die Alte: „Mein Sohn! wenn du hier bleibst, wirst du deine Geliebte nie wieder finden: mache dich auf und reise umher, vielleicht kannst du Etwas von ihr erfahren.“ Sie führte ihn dann in's Bad, gab ihm Wein zu trinken und einen Hahn zu essen und pflegte ihn so lange, bis er wieder ganz bei Kräften war;

dann reiste er lange umher, bis er in die Stadt Sumurds kam. Schon streckte er die Hand aus, um zu essen; seine Tischnachbarn bemitleideten ihn und sagten: „Iß nicht von dieser Schüssel.“ Er erwiderte: „Laßt mich nur essen, sie mögen mir thun, was sie wollen, vielleicht bekomme ich Ruhe von diesem qualvollen Leben.“ Er aß drei Bissen nach einander; Sumurd wollte ihn zu sich rufen lassen, aber sie dachte: er soll zuerst sich sättigen; alle Leute waren begierig zu sehen, was ihm geschehen würde. Als er sich satt gegessen hatte, sagte die Königin zu einem ihrer Verschnittenen: „Geh zu dem jungen Manne, der Reis gegessen, und sage ihm: der König will zu deinem Besten mit dir sprechen, und bringe ihn mit Ehrerbietung hierher.“ Der Verschnittene ging zu ihm und sagte ihm: „Der König will mit dir sprechen, freue dich nur, denn er ist dir gewogen.“

Als Ali vor Sumurd geführt wurde, schrien alle Leute: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott dem Erhabenen! wie wird es ihm wohl gehen?“



Doch sagte Einer: „Es wird ihm gut gehen, sonst hätte der König nicht gewartet, bis er sich satt gegessen." Ali verbeugte sich vor Sumurd und grüßte sie. Sumurd erwiderte freundlichst seinen Gruß und fragte ihn: „Wie heißt du? was ist dein Geschäft und warum bist du hierher gekommen?" Ali antwortete: „O König! mein Name ist Ali Schir, ich bin ein Kaufmann aus Chorasan und suche meine Sklavin, die mir theurer war, als Gehör und Gesicht, und der ich mit ganzer Seele anhing. Das ist meine Geschichte." Er weinte dann heftig, bis er in Ohnmacht fiel. Sumurd ließ ihn mit Rosenwasser bespritzen, bis er sich wieder erholte; dann ließ sie sich wieder Sand und eine Feder bringen, schrieb etwas hinein und sagte: „Du hast wahr gesprochen. Gott wird dich bald mit ihr vereinen; verzage nicht." Sie befahl dann einem Diener, ihn in's Bad zu führen und nachher auf einem von des Königs Pferden in's Schloß zu bringen. Viele Leute sagten spottend unter einander: „Das ist schön, der Sultan ist mit einem Bettler zusammen." Manche sagten: „Gewiß, weil der Fremde so schön ist, hat er eine so gute Aufnahme gefunden; der wird bald vorwärts kommen." Dann trennten sich die Leute und Sumurd konnte die Nacht nicht erwarten, um mit dem Geliebten ihres Herzens allein zu seyn. Als endlich der Mond zu leuchten anfing, ließ sie ihn holen und empfing ihn auf dem Throne, vor welchem Wachslichter brannten. Ali verbeugte sich vor ihr und wußte nicht, was er von der ihm erwiesenen Ehre denken sollte, denn noch erkannte er sie nicht. Da sagte sie ihm: „Iß etwas Hahn und Fleisch und trinke Wein mit Zucker, denn du bist müde; dann komm her." Als er gegessen und getrunken hatte, rief sie ihn zu sich, umarmte ihn und sagte: „Ich bin deine Sklavin Sumurd." Sie blieben dann die ganze Nacht beisammen und erzählten einander, was ihnen während ihrer Trennung widerfahren.

Am folgenden Morgen ließ Sumurd die Befehlshaber der Truppen und die Großen des Reichs versammeln und sagte ihnen: „Ich werde eine Reise nach dem Lande dieses Mannes machen, wählt einen Stellvertreter, der bis zu meiner Rückkehr über euch regiere." Als die Wahl vorüber war, begann sie sich zur Reise vorzubereiten, nahm Lebensmittel, Gold und allerlei Kostbarkeiten, reiste mit Ali Schir in seine Heimath, ging in sein Haus, theilte viele Geschenke aus und gab viele Almosen, gebar ihm einen Sohn und lebte höchst glücklich mit ihm, bis der Zerstörer aller Freuden, der Alles trennende Tod, sie überfiel.

Scheherſad bemerkte den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht begann sie folgende schöne Geschichte:



Vierhundert

und

achtundachtzigste Nacht.

Geschichte Ibn Mansurs und der Frau Bedur.

Der Chalif Harun Arraschid hatte einst eine schlimme Nacht; er fühlte sich so beklommen, daß er sich von einer Seite zur andern herumwälzte und nicht einschlafen konnte. Da sagte er zu Masrur: „Verschaffe mir ein Mittel zur Erheiterung.“ Masrur sagte: „Willst du in den Garten gehen, der im Palast ist, und die Sterne aufgehen sehen und den Mond, der in ihrer Mitte sich im Wasser spiegelt?“ Der Chalif antwortete: „Dazu habe ich keine Lust.“ Da sagte Masrur: „Mein Herr! du hast dreihundert Mädchen in deinem Schlosse: wenn du willst, so gebiete ich einer Jeden, sich allein in ihr Gemach zurückzuziehen; du machst dann die Runde bei ihnen und unterhältst dich dabei.“ Harun erwiderte: „O Masrur! das Schloß ist das meinige und die Mädchen sind mein Eigenthum, das macht mir keine Freude.“ Da sagte Masrur: „So will ich deinen Gesellschaftern und den Dichtern befehlen, daß sie dir Gedichte recitiren.“ Der Chalif versetzte: „Auch dafür habe ich jetzt keinen Sinn.“ — „Nun,“ sagte Masrur: „laß mir den Kopf abschlagen, vielleicht wird dir dann besser.“ Der Chalif lachte und sagte: „Sieh einmal, wer von den Gesellschaftern an der Thüre ist.“

Masrur ging hinaus, kehrte wieder zurück und sagte: „Ali, der Sohn Mansurs aus Damaskus, ist an der Thüre." Der Chalif sagte: „Bring' mir ihn her!" Ali grüßte den Chalifen. Dieser erwiderte ihm seinen Gruß und sagte: „O Sohn Mansurs! erzähle mir doch eine deiner Geschichten." Ali fragte: „Soll ich etwas Ueberliefertes erzählen, oder Etwas, das ich mit Augen gesehen?" Der Chalif antwortete: „Erzähle lieber was du selbst gesehen, denn etwas Anderes ist, was man gehört hat, und etwas Anderes, was man mit eigenen Augen sieht." Da erzählte Ali:

Wisse, ich habe jedes Jahr ein Geschäft mit Mohammed, dem Sohne Suleimans, Statthalter von Baßra, abzuthun. Als ich einst nach meiner Gewohnheit zu ihm reiste, fand ich ihn bereit, auf die Jagd zu reiten; er lud mich ein, mit ihm zu reiten, ich sagte aber, daß ich ihm nicht folgen könne, und bat ihn, mich in dem für Gäste bestimmten Hause zu lassen; er empfahl mich dem Verwalter, der mich mit vieler Auszeichnung bewirthete. Da dachte ich: Bei Gott! wunderbar; ich komme nun schon so lange nach Baßra und kenne nichts als das Schloß des Statthalters und den Garten; wann werde ich so gut Zeit haben wie jetzt, umherzugehen und die Stadt zu sehen? Ich zog daher meine schönsten Kleider an und ging allein in der Stadt herum, und du weißt, o Fürst der Gläubigen, daß Baßra siebenzig Quartiere hat, jedes mehrere Meilen groß; ich verirrte mich bald und ward durstig. Auf einmal kam ich vor eine große Thüre mit zwei messingenen Ringen und einem rothen Vorhange, vor welcher ein paar Bänke, von Reben umschattet, standen. Ich setzte mich vor diese Thüre und hörte eine zitternde Stimme aus einer traurigen Brust folgende Verse recitiren:

> „Warum soll ich schuldlos durch Trennung verderben? Nie war ich dir ungehorsam, nie brach ich den Liebesbund, deine Nähe war stets mein höchstes Glück."

Ich dachte: ich möchte wohl mit meinen Augen die Person sehen, die eine so schöne Stimme hat. Ich näherte mich der Thüre und hob den Vorhang auf; da sah ich ein weißes Mädchen, schön wie der Mond, mit Augen und Hals, wie die einer Gazelle, Lippen wie Korallen. Ihr Mund glich Salomons Siegelring, ihre Zähne den klarsten Perlen.

Als das Mädchen mich erblickte, sagte es ihrer Sklavin: „Sieh, wer an der Thüre ist." Die Sklavin kam zu mir und sagte: „O alter Mann! schämst du dich nicht, mit deinem grauen Haare in ein fremdes Haus einzudringen, um anderer Leute Frauen zu sehen?" Ich antwortete: „Entschuldige mich, ich bin hier fremd und sterbe bald vor Durst."

Da rief das Mädchen eine ihrer Sklavinnen und sagte ihr: „Gib ihm aus dem goldenen Becher zu trinken.“ Sie brachte mir einen goldenen Becher, mit Perlen und Edelsteinen besetzt, nach Moschus duftend und mit einem grünen seidenen Tuche zugedeckt. Ich trank langsam und warf dem Mädchen verstohlene Blicke zu, dann gab ich den Becher zurück und blieb stehen. Da sagte das Mädchen: „Was willst du noch?“ Ich erwiderte: „Ich denke über den Wechsel des Schicksals nach.“ — „Du hast Recht: die Zeit übt Wunder; doch, was veranlaßt dich dazu?“ — „Ich dachte an den Besitzer dieses Hauses, der mein Freund war.“ — „Wie hieß er denn?“ — „Sein Name war Mohammed, der Sohn Ali's, des Juweliers; er war ein sehr reicher Mann: hat er wohl Kinder hinterlassen?“ — „Eine Tochter, welche Bedur heißt und sein ganzes Vermögen geerbt hat.“ — „Mir ist, als wärest du diese Tochter.“ — „Ja, die bin ich auch; doch hast du nun lang genug geschwatzt, geh jetzt deines Wegs.“ — „Gut; doch ich sehe schwere Sorgen auf deinem Gesichte: mache mich mit deinem Schicksale bekannt, vielleicht kann ich dir helfen.“ — „Wenn du ein zuverlässiger Mann bist, so will ich



dir ein Geheimniß vertrauen; doch sage mir zuerst, wer bist du denn?" — „Meine Dame, ich bin Ali, der Sohn Mansurs aus Damaskus, der Tischgenosse Harun Arraschids, des Fürsten der Gläubigen." Als sie meinen Namen hörte, stieg sie vom Sopha herunter, grüßte und bewillkommte mich und sagte: „Ich liebe und bin von meinem Geliebten getrennt." — „Du bist ja so vornehm und klug und liebst gewiß auch nur einen edlen Mann." — „Ich liebe Djubeir, den Emir der Söhne Scheiban, den schönsten und gebildetsten Mann seiner Zeit." — „Wechselt ihr keine Briefe mit einander und habt ihr keine Zusammenkünfte?" — „Freilich! doch ist noch kein Ehe-Contract zwischen uns geschlossen." — „Und wie habt ihr euch denn entzweit?" — „Eines Tages machte mir diese Sklavin hier die Haare und als sie mir meine Zöpfe geflochten hatte, gefiel ich ihr so gut, daß sie über mich herfiel und mir die Wangen küßte. Djubeir trat plötzlich herein und als er dies sah, ging er zornig weg, und seither läßt er nichts mehr von sich hören." — „Und was kann ich jetzt für dich thun?" — „Bring' ihm einen Brief von mir, wenn er dir eine Antwort gibt, so sollst du fünfhundert Dinare von mir haben, wo nicht, gebe ich dir hundert Dinare für deine Mühe." Als ich mich dazu bereit erklärte, ließ sie sich von einer Sklavin Dinte und Papier bringen und schrieb folgende Verse:

> „O Geliebter! wie lange soll noch dieser Zustand dauern, wo ist unsere frühere Liebe hingekommen? wie lange soll noch der Schlaf mich fliehen? wann werde ich dein altes Gesicht wiederfinden? Gewiß hast du den Verläumdern dein Ohr zugeneigt, aber hüte dich, ihren falschen Worten zu glauben. Bei deinem Leben, sprich, was hast du von ihnen gehört? Bedenke, wie leicht jedes Wort verunstaltet werden kann; ist nicht selbst die Tora, das Wort Gottes, von einem ganzen Volke verfälscht worden? [1] Wie oft haben sich schon falsche Gerüchte verbreitet! Hat nicht Jakob geglaubt, Joseph sey gestohlen worden? Einst wird ein furchtbarer Tag kommen, wo du und ich und meine Verläumder alle zusammentreffen werden."

Sie versiegelte den Brief und überreichte ihn mir. Ich ging zu Djubeir und wartete in seinem Hause, bis er von der Jagd zurückkam. Als ich ihn auf seinem Pferde sah, verblendete mich seine Schönheit ganz. Er kannte mich aber, grüßte und umarmte mich, und ich glaubte die ganze Welt zu umarmen; er führte mich dann in sein Haus und ließ mich auf sein Sopha sitzen. Nachdem wir ausgeruht waren, ward ein Tisch, vom feinsten Holz aus Chorasan, mit allerlei Backwerk, Braten und süßen Speisen beladen, vor uns aufgestellt.

[1] Die Muselmänner glauben, das jetzt vorhandene alte und neue Testament sey nicht das von Moses und Jesus geoffenbarte.

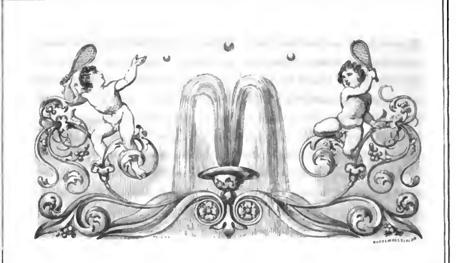
Als mich Djubeir zum Essen einlud, schwur ich: „Bei Gott, ich werde keinen Bissen essen, bis du mein Anliegen anhörst." Er fragte: „Und worin besteht es?" Da überreichte ich ihm Bedurs Brief. Als er ihn gelesen und den Inhalt verstanden hatte, zerriß er ihn, warf ihn auf den Boden und sagte: „O Ibn Mansur! was du auch für ein Anliegen haben magst, ich will es dir gern gewähren, doch diesen Brief werde ich nicht beantworten." Ich stand zornig auf, aber er hielt mich am Kleide fest und sagte: „Ich will dich Etwas fragen." — „Was denn?" — „Hat dir nicht die Schreiberin dieses Briefes fünfhundert Dinare versprochen, wenn du ihr eine Antwort bringest, und hundert Dinare für deinen Gang?" — „Ja." — „Nun, bleibe heute bei mir, iß und trink', du sollst von mir fünfhundert Dinare haben." Ich blieb bei ihm, wir aßen und tranken und unterhielten uns mit allerlei Erzählungen. Dann sagte ich: „Mein Herr! gibt es keinen Gesang in deinem Hause?" Er erwiderte: „Bei Gott! du hast Recht, wir trinken schon gar zu lange ohne Musik." Er rief hierauf eine Sklavin aus ihrem Gemache; sie kam mit einer fein polirten Laute an einer seidenen Schnur, setzte sich, präludirte ein wenig und sang dann folgende Verse:

> „Wer die Süßigkeit und das Bittere der Liebe nicht kennt, der weiß die Nähe des Geliebten von seiner Abwesenheit nicht zu unterscheiden. Ich habe mich der Liebe hingegeben, bis ich mit ihren Freuden und ihrem Leid vertraut ward. Wie manche Nacht hat mein Geliebter bei mir zugebracht und mich aus seinem Munde Wonnetrank küssen lassen. Aber die Nacht unserer Vereinigung war so kurz, als hätte die Morgenröthe den Abend berührt; dann hat uns das Schicksal verrathen und getrennt. Doch wer kann sich der Bestimmung widersetzen? welcher Sklave kann den Befehlen seines Herrn trotzen?"

Als die Sklavin diese Verse gesungen hatte, schrie ihr Herr laut auf und fiel in Ohnmacht. Die Sklavin sagte mir: „Gott verdamme dich! wir trinken schon lange ohne Gesang und unser Herr bleibt ruhig. Nun gehe in dein Gemach, dort ist ein Bett für dich, unser Herr bleibt doch nicht länger auf."

Bei diesen Worten bemerkte Scheherfad den Tag und schwieg, um in der folgenden Nacht mit den Worten Ibn Mansurs fortzufahren, wie folgt:





Vierhundert und neunundachtzigste Nacht.

Ich schlief in meinem Zimmer bis zum folgenden Morgen; da kam ein Junge und brachte mir fünfhundert Dinare und sagte: „Hier ist, was mein Herr dir versprochen, du brauchst nicht zu dem Mädchen zurückzugehen, und wir werden Alles verschweigen." Ich nahm den Beutel, ging fort und dachte: Das Mädchen erwartet mich, bei Gott! ich muß zu ihr und ihr erzählen, was zwischen mir und ihrem Geliebten vorgefallen, sie wird sonst über mich und alle meine Landsleute schimpfen. Als ich zu ihr kam sagte sie, sobald sie mich sah: „Deine Sendung ist nicht gelungen." — „Woher weißt du das?" — „Soll ich dir noch mehr sagen? als du ihm den Brief gabst, zerriß er ihn, warf ihn weg und sagte dir, er wolle dir Alles gewähren, nur diesen Brief nicht beantworten. Du standest dann zornig auf, er hielt dich aber zurück, bot dir fünfhundert Dinare an und hieß dich den Tag über bei ihm bleiben. Du unterhieltst ihn dann, eine Sklavin kam zuletzt und sang, bis Djubeir in Ohnmacht fiel." — „Warst du denn bei uns?" — „Weißt du nicht, wie ein Dichter gesagt:

„Die Herzen der Liebenden sehen besser, als anderer Menschen Augen."

Bedur fuhr dann fort: „O Ibn Mansur! es vergeht kein Tag und keine Nacht über Etwas, ohne daß eine Veränderung damit vorgehe." Sie hob dann ihr Aug' gen Himmel und sprach: „Mein Gott und mein Herr! verpflanze die Liebe, die ich für Djubeir fühle, in sein Herz." Hierauf verließ ich sie und ging zum Statthalter von Baßra, der von der Jagd zurück war, machte mein Geschäft mit ihm ab und kehrte wieder nach Bagdad zurück. Als ich im folgenden Jahre wieder nach Baßra kam und nach vollendetem Geschäfte schon wieder nach Bagdad zurückreisen wollte, dachte ich: bei Gott! ich will doch einmal sehen, was zwischen Bedur und ihrem Geliebten sich ereignet hat; ich ging nach ihrem Hause, da fand ich vor der Thüre rein gekehrt und gespritzt, ich sah schöne Teppiche und eine Menge Diener, und dachte: gewiß hat der Gram das Mädchen getödtet, und nun wohnt irgend ein Emir in ihrem Hause. Ich ging weg und begab mich nach Djubeirs Wohnung, da fand ich Alles zerstört und kein Diener war an der Thüre; ich dachte: der ist gewiß auch gestorben, blieb eine Weile an der Thüre stehen und sprach folgende Trauerverse:

„O meine Freunde! sie sind dahin und mein Herz folgt ihnen; o kehrten sie doch wieder, das wäre ein Festtag für uns. Ich stehe vor eurer Wohnung und klage und weine; mit mir weinen die Ruinen des Hauses, wenn ich sie frage, wo sind die, welche so selig in euren Mauern waren?"

Während ich so die Bewohner dieses Hauses betrauerte, trat ein schwarzer Sklave zu mir heraus und sagte: „O hätte dich deine Mutter doch nie geboren! was betrauerst du dieses Haus so?" Ich antwortete: „Es gehörte einem meiner Freunde." — „Wie hieß er denn?" — „Djubeir; sage, was ist ihm denn geschehen?" — „Er ist ganz wohl, nur hat ihn Gott mit der Liebe eines Mädchens heimgesucht, welches Bedur heißt, und die Liebe hat ihn in einen harten Felsenstein verwandelt; wenn er hungert, fordert er nicht zu essen, und wenn er dürstet, sagt er nicht: gebt mir zu trinken." — „Fragt ihn einmal, ob ich ihn besuchen darf." — „Mein Herr! willst du einen verständigen Mann oder einen Verrückten besuchen?" — „Ich muß jedenfalls zu ihm." Der Sklave führte mich zu Djubeir, ich redete ihn an, er blieb aber wie ein Stein und sprach kein Wort. Eine seiner Sklavinnen sagte mir dann: „Rede ihn in Versen an, sonst wird er dir nicht antworten." Ich richtete folgenden Vers an ihn:

„Hast du Bedurs Liebe vergessen, oder thust du dir Gewalt an? Durchwachst du deine Nächte, oder schläft dein Aug'?"

Da öffnete er seine Augen, hieß mich willkommen und sagte: „Nun ist der Scherz Ernst geworden." Ich sagte: „Mein Herr! bedarfst du mein?" Er antwortete: „Ich

will dir einen Brief mitgeben: bringst du mir Antwort, so sollst du tausend Dinare haben, wo nicht, so gebe ich dir zweihundert Dinare für deinen Gang." Ich sagte: „Thu', was dir gut dünkt."

Djubeir ließ sich von einer Sklavin Dinte und Papier bringen und schrieb folgende Verse:

> „Ich beschwöre Euch bei Gott, habt Geduld mit mir, denn die Liebe hat mir den Verstand geraubt. Einst schätzte ich die Liebe gering und hielt sie für etwas Leichtes, nun hat sie sich meiner bemächtigt und treibt mich auf einem stürmischen Meere wild umher. Habt nun Mitleid mit mir und beglückt mich mit Eurer Nähe."

Er versiegelte dann den Brief und überreichte mir ihn. Ich ging damit zu Bedur und hob den Vorhang wie früher ein wenig zurück; da sah ich zehn Jungfrauen wie der Mond und in ihrer Mitte war Bedur, welcher man keinen Kummer mehr ansah. Als sie mich erblickte, bewillkommte sie mich und hieß mich hereinkommen; ich näherte



mich ihr, grüßte sie und überreichte ihr Djubeirs Brief. Als sie ihn gelesen und verstanden hatte, sagte sie lachend: „Ein Dichter hat gesagt:

„Ich fasse Muth und warte mit Geduld, bis wieder ein Bote von dir zu mir kömmt.“

„Nun, Ibn Mansur, ich will ihm antworten, damit er dir gebe, was er dir versprochen.“ Sie ließ sich von einer Sklavin Dinte und Papier bringen und schrieb folgende Verse:

„Warum habt Ihr mich verlassen, als ich Euch treu war? Warum waret Ihr ungerecht, als ich gerecht war? Ihr allein habt die Trennung gewollt, als ich sorgsam die Liebe pflegte und Eure Ehre schonte. Nun habe ich mit eigenen Augen gesehen und auch von Andern gehört, was mir an Euch mißfällt. Soll ich mich erniedrigen und Euch länger verehren? Wahrlich, hättet Ihr mich geehrt, so wäret Ihr nie aus meinem Herzen gewichen.“

Ich sagte: „Bei Gott! meine Herrin, dieser Brief wird ihm den Tod geben.“ Ich zerriß ihn und bat sie, andere Verse zu schreiben. Sie schrieb:

„Ich bin getröstet und der Schlaf ergötzt mein Aug' wieder, denn die Tadler haben mir Alles berichtet; mein Herz hat Euch nun vergessen und meine Augenlieder wollen nicht länger wachen.“

Ich sagte: „Bei Gott! meine Herrin, sobald er diese Verse zu Gesichte bekömmt, wird die Seele aus seinem Körper entfliehen.“ Sie versetzte: „Nun, Ibn Mansur, ist es weit genug gekommen.“ Sie ließ sich dann wieder Dinte und Papier reichen und schrieb mit Thränen im Auge einen Brief, wie ihn Niemand im Divane zu schreiben im Stande wäre. Es waren auch folgende Verse darin:

„Wie lange noch so hochmüthig und so ungerecht? Solltest du geheilt seyn, während mein Herz mächtig pocht? Habe ich, ohne es zu wissen, gefehlt, so sage mir, was war mein Vergehen? Du bist mir theurer, als der Schlaf meinen Augen; mit dir habe ich den Liebeskelch geleert: siehst du mich betrunken, so tadle mich nicht.“

Als Bedur geschrieben hatte, versiegelte sie den Brief und sagte: „Dieser Brief muß jeden Kranken heilen.“ Ich nahm den Brief und ging damit fort; da rief sie mir noch nach: „Sage ihm, ich werde diesen Abend sein Gast seyn.“ Ich freute mich sehr und eilte zu Djubeir, dessen Augen stets nach der Thüre gerichtet waren, weil er eine Antwort erwartete. Sobald er den Brief gelesen hatte, schrie er laut auf und fiel in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, sagte er: „O Ibn Mansur! hat

Bedur diesen Brief mit ihrer Hand geschrieben?" Ich erwiderte: „Mein Herr! schreiben denn die Leute mit den Füßen?" Und, bei Gott! kaum hatte ich dies gesagt, so hörten wir schon das Geklirr ihrer Fußringe. Als Djubeir sie sah, sprang er auf und umarmte sie, als hätte er gar keinen Schmerz mehr. Dann setzte er sich nieder; sie aber blieb vor ihm stehen, und als er sie fragte, warum sie nicht neben ihm Platz nehme? sagte sie: „Ich setze mich nur unter einer Bedingung." Ich fragte, was das für eine Bedingung wäre? Sie erwiderte aber: „Das ist ein Liebesgeheimniß, das Niemand wissen darf." Sie sagte dann Djubeir etwas in's Ohr, worauf dieser antwortete: „Recht gerne." Dann sprach er geheim mit einem seiner Sklaven, der sogleich wegging und bald wieder mit dem Kadi und zwei Zeugen zurückkam. Djubeir holte einen Beutel mit tausend Dinaren und sagte zum Kadi: „Schreibe den Ehe-Contract zwischen mir und diesem Mädchen, hier sind tausend Dinare als Morgengabe."

Der Kadi fragte sie, ob sie einwillige, und als sie seine Frage bejahte, schrieb er den Contract. Bedur nahm dann eine Hand voll Gold, gab es dem Kadi und den Zeugen und reichte Djubeir das übrige Geld zurück. Ich blieb dann in angenehmster Unterhaltung bei ihnen, bis der größte Theil der Nacht vorüber war. Dann dachte ich: Hier sind zwei Liebende, die lange getrennt waren, ich will sie nun allein lassen. Als ich aber aufstand, hielt mich Bedur zurück und sagte: „Was ist dir eingefallen? Du hast gewiß gedacht, wir wollten allein seyn, aber bleibe nur sitzen, wir wollen dir schon sagen, wenn du gehen sollst." Ich blieb noch bei ihnen, bis nahe am Morgen. Dann hieß mich Bedur in ein Zimmer gehen, wo ein Bett für mich war, und ich schlief bis in den Tag hinein.

Als ich aufstand, kam ein Diener mit einem Waschbecken, ich wusch mich und betete das Morgengebet. Da kamen Djubeir und seine Frau aus dem Bade, das im Hause war, und preßten ihre Locken aus; ich wünschte ihnen guten Morgen und Glück zu ihrer Vereinigung und sagte: „Wer ein frommes Versprechen macht und es hält, dem geht es gut." Djubeir erwiderte: „Du hast Recht und verdienst es." Er rief dann seinen Schatzmeister und ließ mir tausend Dinare geben. Ich sagte aber: „Ich werde nichts nehmen, bis du mir erzählst, warum du aufhörtest, sie zu lieben, und so lange von ihr getrennt bliebst." Er antwortete: „Wisse, wir haben ein Fest, man nennt es das Schifferfest, da fahren alle Leute in Nachen spazieren. Ich fuhr auch mit meinen Freunden aus, da sah ich einen Nachen mit zehn Mädchen darin wie der Mond; Bedur war in ihrer Mitte und hatte ihre Laute bei sich. Ich folgte ihrem Nachen und hörte, wie sie sang:

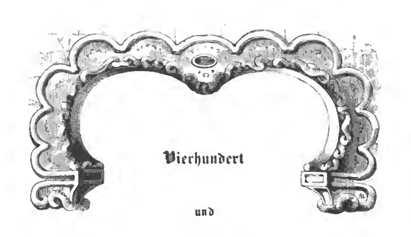
„Feuer ist kälter, als die Flamme meines Herzens, Felsen sind weicher,
als das Herz meines Geliebten; ich wundere mich über seine sonderbare Natur:
wie schlägt ein so hartes Herz in einem Körper, welcher sanfter ist als Wasser?“

„Ich bat sie, diese Verse zu wiederholen, aber sie weigerte sich. Da sagte ich den Matrosen, sie sollten ihr Orangen nachwerfen, und sie thaten dies in solchem Maße, daß ich befürchtete, ihr Nachen möchte untergehen; hierauf ging sie ihres Weges fort und meine Liebe zu ihr nahm ab.“ Ich wünschte ihnen dann noch einmal Glück zu ihrer Wiedervereinigung, nahm die tausend Dinare und kehrte in meine Heimath zurück.

Der Chalif ward durch diese Geschichte zerstreut und sein Geist heiterte sich wieder auf.

Scheherfad bemerkte den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht begann sie folgende Erzählung:





Vierhundert und neunzigste Nacht.

Geschichte der sechs Mädchen.

Einst saß der Fürst der Gläubigen in seinem Schlosse, von vielen Dichtern, Gesellschaftern und Staatsräthen umgeben; da erzählte einer seiner Tischgenossen, sein Name war **Mohammed**, folgende Geschichte:

Ein reicher Kaufmann in Bagdad hatte sechs Sklavinnen: die eine war weiß, die andere braun, die dritte stark, die vierte mager, die fünfte gelb und die sechste schwarz; Alle aber hatten schöne Gesichtszüge und besaßen einen hohen Grad von Bildung. Eines Abends, als sie Alle beisammen waren, sagte ihnen ihr Herr: „Ihr habt doch Alle den Koran gelesen, seyd in der alten Geschichte bewandert und kennt die besten Gedichte und Sprichwörter: bewähret nun eure Belesenheit dadurch, daß eine Jede von euch ihre Vorzüge und die Mängel der anders Aussehenden hervorhebe und Belege dafür anführe.“ Da erhob sich die weiße Sklavin und sagte, zur schwarzen hinblickend: „Wehe dir! ich bin das helle Licht und der klare Mond. Meine Farbe ist die der weißen Rose, des freundlichen Tages, der schimmernden Sterne. Auch hat der Prophet Gottes gesagt: Die, deren Gesicht weiß (unschuldig) ist, werden ewig in der Gnade Gottes verharren; die Muselmänner sind durch weiße Turbane von den Ungläubigen

unterschieden, auch fällt der Schnee weiß vom Himmel herunter. Ich könnte noch unendlich viele Vorzüge der weißen Farbe herzählen, aber ich gehe lieber zu deinen



Mängeln über, du schwarzes Werk eines Schmieds, du Trennung bringender Rabe. Kennst du nicht die Worte des Dichters:

„Kostbar ist die weiße Perle, aber schwarze Kohlen haben nur geringen Werth; ein weißes Gesicht verkündet Glück und Freude, ein schwarzes deutet auf eine Höllennatur."

„Du wirst auch wohl wissen, daß die Schwarzen von Cham abstammen, den Noah wegen seiner Unbescheidenheit verfluchte und nach Abyssinien verbannte." Auf den Wink ihres Herrn erhob sich dann die Schwarze und sagte, ihre Hand gegen die Weiße hinstreckend: „Weißt du nicht, daß Gott im Koran schwört: Bei der Nacht, wenn sie dunkelt; bei dem Tage, wenn er leuchtet: wäre die Nacht etwas Verächtliches, so hätte Gott nicht dabei geschworen und sie dem Tage vorgesetzt; ist nicht schwarzes Haar die Zierde des Mannes, während weißes nur Sorgen und Schwäche bringt? Wäre die schwarze Farbe nicht die kostbarste, so fände sie nicht mitten im Auge Platz. Ist ferner nicht die Nacht den Liebenden hold? ist das Wort Gottes nicht mit schwarzer Dinte geschrieben, und sind Moschus und Ambra nicht auch schwarz? Du rühmst dich deiner weißen, kalten, aussatzartigen Farbe, und denkst nicht daran, daß auch Schnee und Hagel die Pein der Hölle vermehren. Auch hat ein Dichter gesagt:

„Was ist kostbarer, als Moschus? was wohlfeiler, als Gyps? das Weiße
im Auge nützt gar nichts, nur durch das Schwarze schöpft es Licht."

Der Kaufmann ließ dann die Starke aufstehen, welche ihren Arm entblößte und sagte: „Seht mich nur an, was brauche ich viel zu sagen? Selbst bei den Thieren werden fette den magern vorgezogen; soll ich lange mit der Magern rechten, mit ihren Spatzenbeinen und Ofengabeln, mit ihrem galgenholzigen Körper, aus dem überall Hörner hervorstehen? Erlasse mir das, mein Herr!" Der Kaufmann lachte und hieß sie sitzen; auf seinen Wink begann dann die Magere: „Gelobt sey Gott, der mir eine so reizende Gestalt verliehen! Ich habe nie gehört, daß Jemand seine Geliebte einem Elephanten oder einem fetten Kalbe verglichen, sondern dem Zweige des Ban, einem indischen Rohre oder einer durstigen Gazelle. Ich bin immer frisch und munter, bewege mich leicht, wie ein Spatz, und sättige mich mit Wenigem. Doch du, Fettleibige, wärest freilich zum Schlachten gut, aber auch sonst zu nichts; du bist immer ernst und düster; gehst du, wirst du müde; sitzest du, kannst du nicht mehr aufstehen; bist du am Essen, wirst du nimmer satt; schläfst du, wirst du nicht mehr wach und schnarchst wie ein geschlachteter Ochs. Du gleichst, wie ein Dichter sagte:

„einem aufgeblasenen Schlauche, bist unbeweglich, wie ein Berg, und trittst
du einmal im äußersten Westen auf, so hört man dich im fernsten Osten."

Auf den Wunsch des Kaufmanns erhob sich dann die Gelbe und sagte, sich zur Braunen wendend: „Meine Farbe hat der Barmherzige über jede andere erhoben, indem es von ihr heißt: sie sey gelb, von einer Farbe, die jedes Aug' erfreut. Von mir hat ein Dichter gesagt:

„Meine Geliebte gleicht der strahlenden Sonne, ihre Farbe ist dem Auge
angenehm, wie Dinare, ihr Anblick ist erfreulicher als Safran."

„Weißt du aber, wessen Farbe du an dir trägst? Die eines Büffelochsen, den Jeder flieht, eines giftigen Rosts, eines abscheulichen Raubvogels, eines Wolfkinns, eines Sandhaufens. Du hast eine Zwitterfarbe, die Niemand mag; es gibt weder braune Rosen, noch braunes Gold." Endlich stand die Braune auf und rief: „Gelobt sey Gott, der mich nicht weiß, nicht schwarz und nicht gelb geschaffen; denn meine Farbe ist die beliebteste und die von Dichtern am meisten gepriesene; was wird bei Mädchen und Jünglingen mehr besungen, als ein braunes Mal auf den Wangen? Am wenigsten aber beneide ich dich, du gelbe Nachteule, du elfenbeinfarbiger Höllenfraß, du ekelhafter Brei. Von dir hat ein Dichter gesagt:

„Wenn ich eine Gelbe sehe, so glaube ich, sie sey krank, und soll ich mich ihr nähern, fühle ich mich so beklommen, als müßte ich in's Grab steigen.“

Der Kaufmann lachte lange, dann stellte er wieder den Frieden unter ihnen her und schenkte Jeder ein schönes Kleid.

Als der Chalif diese Geschichte hörte, ließ er durch Mohammed die sechs Sklavinnen für sechstausend Dinare kaufen. Aber bald nachher erhielt er vom Kaufmann folgende Verse:

„Sechs Schönheiten haben mein Herz gestohlen, und meine Freude ist mit ihnen dahin; sie waren mein Gehör, mein Gesicht, meine Nahrung, mein Schlaf, mein Leben; mein Bedauern ist so groß, daß ich mich nach dem Grabe sehne.“

Diese Verse rührten den Chalifen so sehr, daß er dem Kaufmann seine Sklavinnen wieder zurückschickte und ihm noch sechstausend Dinare dazu schenkte.

Hierauf erzählte Scheherſad die

Geschichte Djaudars.

Es lebte einst ein Kaufmann, welcher Omar hieß und drei Söhne hatte. Der eine hieß Salem, der andere Djaudar und der dritte Selim. Omar liebte Djaudar mehr als die beiden andern Söhne; diese waren deßhalb eifersüchtig auf ihren Bruder und haßten ihn. Als Omar das bemerkte, befürchtete er, es möchte Djaudar nach seinem Tode Unrecht geschehen, daher ließ er gerichtliche Theilungskommissäre und rechtskundige Männer zu sich rufen, holte all sein Geld und seine Waaren herbei, theilte es in vier Theile, gab jedem seiner Söhne einen Theil und behielt für sich einen Theil, der nach seinem Tode seiner Frau zufallen sollte. Omar starb bald nach dieser Theilung. Salem und Selim forderten Djaudar vor Gericht und behaupteten, er habe einen Theil des Vermögens ihres Vaters für sich behalten. Djaudar berief die Zeugen, die bei der Theilung zugegen waren, und ward frei gesprochen; doch kostete ihn der Prozeß viel Geld und seine Brüder büßten noch mehr ein durch allerlei Bestechungen, die sie gegeben hatten. Bald darauf gingen sie zu einem andern Gerichte, theilten wieder viele Bestechungen aus und führten so lange Prozeß mit Djaudar, bis sie endlich insgesammt ihr Vermögen eingebüßt hatten und alle Drei arm wurden. Salem und Selim gingen dann zu ihrer Mutter, verspotteten und schlugen sie und nahmen ihr ihr Geld. Sie kam zu Djaudar und klagte ihm, was seine Brüder ihr gethan,

und verwünschte sie. Djaudar sagte: „Laß sie seyn, Gott wird ihnen ihre Handlungen vergelten, wir haben lange Prozeß geführt, bis wir Alle verarmten: soll ich jetzt deinetwillen einen neuen Prozeß anfangen? Das wird zu nichts führen; bleibe du bei mir und ich lasse dir den Laib Brod, den ich essen wollte: Gott wird mir deinetwillen helfen und mir Nahrung verschaffen. Djaudar kaufte sich ein Netz und fischte jeden Tag bald für zwanzig, bald für dreißig Drachmen Fische, dafür kaufte er zu essen für sich und seine Mutter und lebte recht vergnügt. Seine Brüder trieben aber kein Handwerk und keinen Handel, verschwendeten bald, was sie von ihrer Mutter genommen, und liefen nackt und hungrig als gemeine Bettler umher. Eines Tages, als Djaudar fischte, kamen sie zu ihrer Mutter und klagten ihr ihre Noth. Da einer Mutter Herz immer weich ist, gab sie ihnen das Brod, das sie hatte, und sagte: „Esset geschwind und gehet wieder, ehe euer Bruder Djaudar zurückkommt, daß er mir nicht böse werde.“ Sie gingen und kehrten am folgenden Tage wieder; ihre Mutter gab ihnen wieder zu essen, und so kamen sie oft, bis eines Tages, als sie gerade aßen, Djaudar zurückkehrte. Die Alte ward verlegen, als Djaudar in's Zimmer trat; er aber war freundlich gegen seine Brüder, hieß sie willkommen, umarmte sie und machte ihnen Vorwürfe, daß sie ihn so lange nicht besucht. Sie sagten: „Bei Gott, wir hatten schon viele Sehnsucht nach dir, aber wir schämten uns, zu kommen, wegen dessen, was zwischen uns vorgefallen. Wir bereuen schon längst unsre Handlungsweise und erkennen sie als ein Werk des Satans, den Gott verdamme. Was haben wir denn auf der Welt außer dir und unserer Mutter?“ Auch die Alte sagte zu Djaudar: „Mein Sohn, sey edelmüthig! Gott lasse dein Gesicht hell strahlen und vermehre dein Wohl!“ Djaudar lud seine Brüder ein, bei ihm zu bleiben und Gottes Segen mit ihm zu genießen. Sie übernachteten bei ihm und frühstückten am andern Morgen.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherſad folgendermaßen fortgesetzt wurde:





Vierhundert

und

einundneunzigste Nacht.

Djaudar ging dann mit seinem Netze vor das Thor; des Mittags gab ihnen seine Mutter wieder zu essen und des Abends kam er mit Fleisch und Gemüse zurück, das sie mit einander verzehrten. So lebten sie einen Monat lang, bis eines Tages Djaudar, wie gewöhnlich, an den Fluß ging, aber das Netz dreimal auswarf und keinen Fisch heraufzog. Er dachte: an dieser Stelle gibt es keine Fische, ging weiter, warf von Neuem das Netz aus und zog es wieder leer herauf. So ging er von Morgens bis Abends von einem Orte zum andern, ohne einen einzigen Fisch zu fangen. Da sagte er: „Sonderbar; es gibt gar keine Fische mehr im Flusse!" nahm das Netz auf den Rücken und ging traurig heimwärts wegen seiner Mutter und seiner Brüder, denen er nichts zu essen bringen konnte. Als er an einem Bäckerladen vorüberkam, an den sich die Leute mit dem Geld in der Hand hindrängten, blieb er seufzend stehen. Da fragte ihn der Bäcker: „Djaudar, brauchst du Brod?" Djaudar schwieg. Der Bäcker, der seine Verlegenheit bemerkte, sagte: „Wenn du kein Geld hast, so thut das nichts; nimm nur so viel du brauchst, ich borge dir." Djaudar versetzte: „Gib für zehn Fadda Brod und nimm dieses Netz zum Unterpfand." Aber der Bäcker erwiderte: „Wovon sollst du dich ernähren, wenn ich das Netz habe? Nimm nur das Brod, hier hast du noch zehn Fadda dazu und bring' mir morgen für zwanzig Fadda

Fische." Djaudar nahm das Brod und das Geld, kaufte Fleisch und Gemüs dafür und brachte es nach Hause; seine Mutter kochte es und sie aßen zusammen und legten sich schlafen. Am andern Morgen stand er früh auf und ging mit dem Netze fort. Seine Mutter sagte ihm: „Frühstücke zuerst!" Er erwiderte aber: „Frühstücke du nur und meine Brüder," und ging nach Bulak an den Nil, warf das Netz wieder dreimal aus, ohne etwas zu fangen; er ging an einen andern Ort und lief den ganzen Tag herum, ohne einen Fisch zu sehen. Er nahm nun sein Netz auf den Rücken, ging bestürzt zum Bäcker und wollte sich bei ihm entschuldigen. Aber der Bäcker sagte: „Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, nimm nur dein Brod; hast du heute nichts gefangen, so wirst du morgen um so mehr fangen; und wenn du auch morgen leer heimkehrst, so komme nur und hole dein Brod, ich borge dir." Aber auch am dritten Tag kehrte Djaudar ohne Fische heim, und ebenso die folgenden vier Tage. Da dachte er: Ich will nun einmal an den See Karun gehen und dort mein Glück versuchen. Als er dort war und eben das Netz auswerfen wollte, kam ein Abendländer auf einem Maulesel reitend; er selbst war königlich gekleidet, und alles Geschirr des Thiers war mit Gold gestickt; er grüßte Djaudar und sagte ihm: „Wenn du mir einen Dienst thun willst, sollst du reichen Lohn dafür erhalten." Djaudar sagte: „Mein Herr, ich bin zu Allem bereit: was soll ich thun?" Der Abendländer zog eine seidene Schnur heraus und sagte zu Djaudar: „Binde mich damit fest, wirf mich in den Teich und warte eine Weile; siehst du, daß ich eine Hand aus dem Wasser strecke, so fange mich mit deinem Netze; strecke ich aber zuerst einen Fuß aus dem Wasser, so wisse, daß ich todt bin; du kannst mich im Teiche lassen; nimm nur dieses Maulthier und den Sack, bring' ihn einem Juden, Namens Schamia, der auf dem Bazar sitzt, er wird dir hundert Dinare geben; behalte sie für deine Mühe und sage Niemanden etwas."

Djaudar that, wie der Abendländer ihm befohlen hatte, er band ihn, warf ihn in's Wasser und wartete eine Weile, bis sein Fuß hervorkam; dann setzte er sich auf das Maulthier und ritt damit auf den Bazar zum Juden. Dieser fragte: „Ist der Mann gestorben?" Djaudar antwortete: „Er ist todt." Da sagte der Jude: „Den hat seine Habgier getödtet." Er nahm Djaudar das Maulthier ab, gab ihm hundert Dinare und empfahl ihm, das Geheimniß treu zu bewahren. Djaudar ging mit dem Gelde zum Bäcker, kaufte das nöthige Brod, gab ihm Geld und sagte: „Nimm davon, was ich dir schuldig bin, und halte mir das Uebrige zu gut." Der Bäcker sagte: „Ich habe ja nichts von dir gefordert, du hättest nicht so zu eilen brauchen." Er rechnete dann, was Djaudar ihm schuldig war, und sagte: „Du hast noch auf zwei Tage

Brod bei mir zu gut." Djaudar kaufte hierauf Fleisch beim Metzger und ging dann zum Gemüsehändler. Er kam gerade nach Hause, als seine Brüder von ihrer Mutter zu essen forderten und sie ihnen sagte: „Ich habe nichts; wartet, bis Djaudar nach Hause kommt." Freudig rief er ihnen zu: „Hier ist Brod, esset!" und sie fielen darüber her wie Wölfe. Djaudar gab dann das übrige Geld seiner Mutter und beauftragte sie, seinen Brüdern davon zu geben, so oft sie hungern. Am folgenden Morgen ging



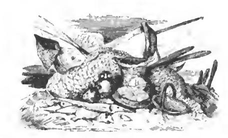
er wieder an den See Karun mit dem Netze auf dem Rücken; als er es auswerfen wollte, kam ein anderer Abendländer auf einem Maulthier, noch reicher ausgestattet, als der Erste; er hatte auch einen Quersack auf dem Maulesel, in dem zwei Büchsen waren; er grüßte Djaudar und sagte ihm: „Ist nicht gestern Abend ein Abendländer zu dir hergekommen auf einem Maulesel wie dieser?" Djaudar, aus Furcht, er möchte fragen, wo er hingekommen, läugnete es und sagte: „Ich habe Niemanden gesehen." Der Abendländer fuhr dann fort: „Gestern war mein Bruder da, der mir vorangeeilt ist; hast du ihn nicht gebunden in den See geworfen? und hat er dir nicht gesagt: Wenn ich die Hand aus dem Wasser strecke, so zieh' mich schnell mit dem Netze heraus, wenn aber zuerst mein Fuß aus dem Wasser hervorgeht, so bin ich todt, nimm dann den Maulesel und führe ihn zum Juden Schamia, der wird dir hundert

Dinare geben? Nun ist sein Fuß aus dem Wasser gekommen und du hast wirklich den Maulesel dem Juden gebracht und hundert Dinare von ihm empfangen." Djaudar erwiderte: „Da du doch Alles dies so genau weißt, warum fragst du mich?" Der Abendländer antwortete: „Ich wünsche, daß du mir dasselbe thuest, wie meinem Bruder." Hierauf zog er eine seidene Schnur heraus und sagte ihm: „Binde mich, wie meinen Bruder, und stürze mich in den See; geht es mir, wie meinem Bruder, so bringe den Maulesel dem Juden Schamia, er wird dir wieder hundert Dinare geben." Djaudar band ihn, warf ihn in den See und wartete eine Weile, bis er die Füße aus dem Wasser steigen sah. Da sagte er: „Auch der ist todt; so Gott will, werden alle Abendländer zu mir kommen, ich will sie Alle binden und in den See werfen, und für jede Leiche hundert Dinare nehmen."

Djaudar nahm dann den Maulesel und ging auf den Bazar; als der Jude ihn sah, sagte er: „Auch der ist todt?" Djaudar antwortete: „Mögest du für ihn leben!" Der Jude rief seufzend: „Das ist der Lohn der Habgierigen!" nahm den Maulesel und gab Djaudar hundert Dinare. Dieser ging damit zu seiner Mutter, und als sie ihn fragte, woher er so viel Geld habe? erzählte er ihr Alles. Seine Mutter sagte ihm: „Mein Sohn, geh nicht mehr an den See Karun; ich fürchte, die Abendländer möchten dich noch in's Unglück stürzen." Er aber erwiderte: „Da ich sie nur auf ihr Verlangen in den See werfe, was kann mir geschehen? Das ist eine Arbeit, die mir täglich hundert Dinare einbringt; bei Gott, ich höre nicht auf, an den See zu gehen, bis von den Abendländern keine Spur mehr übrig bleibt." Am folgenden Tage ging er nochmals an den See: da kam wieder ein Abendländer auf einem Maulesel, noch reicher ausgestattet, als die beiden Ersten, und dieser hatte auch einen Quersack mit zwei Büchsen bei sich. Er ging auf Djaudar zu und sagte ihm: „Friede sey mit dir, o Sohn Omars!" Djaudar dachte bei sich: Es scheint, sie kennen mich Alle, und erwiderte den Gruß. „Sind Abendländer hier vorübergekommen?" — „Zwei sind hergekommen und haben sich von mir fesseln und in den See werfen lassen, und sind darin umgekommen." — „So verfahre mit mir, wie mit den beiden Andern." — „Gib die Schnur und lege deine Hände auf den Rücken, daß ich dich schnell binde, denn es ist schon spät, ich habe Eile." Der Abendländer legte seine Hände auf den Rücken, Djaudar band ihn und stieß ihn in den See; er wartete eine Weile, und siehe da, der Abendländer hob die Hand aus dem Wasser und rief: „Rette mich mit deinem Netze!" Djaudar warf sein Netz aus und zog den Abendländer, der in jeder Hand einen rothen Fisch wie Margarithen trug, an's Land. Als er das Ufer erreicht hatte,

bat er Djaudar, die zwei Büchsen zu öffnen, und als Djaudar dies gethan hatte, schloß er die zwei Fische hinein und machte die Büchsen wieder zu. Dann umarmte er Djaudar, küßte ihn auf der rechten und linken Wange und sagte ihm: „Gott beschütze dich vor jedem Uebel! bei Gott, hättest du mir dein Netz nicht zugeworfen, ich wäre ertrunken mit diesen beiden Fischen in der Hand.“ Djaudar sagte: „Mein Herr, ich beschwöre dich bei Gott, sage mir die Wahrheit, wer bist du und wer waren die beiden Abendländer, die vor dir gekommen und ertrunken sind? und wer ist der Jude auf dem Bazar? und was bedeuten diese beiden Fische?“

Hier bemerkte Scheherſad den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht setzte sie ihre Erzählung mit folgenden Worten wieder fort:





Vierhundert und zweiundneunzigste Nacht.

Der Abendländer antwortete: „Wisse, o Djaudar, die beiden Männer, die ertrunken sind, waren meine Brüder; der Eine hieß Abd Assalam, der Andere Abd Alahad, und mein Name ist Abd Assamd; auch der, den du für einen Juden hältst, ist unser Bruder und heißt Abd Arrahim, er ist aber kein Jude, sondern ein Muselmann und echter Malekite, wie wir; wir waren vier Söhne eines Zauberers, welcher Abd Alwudud hieß. Unser Vater hatte uns die Kunst Geheimnisse zu lösen, verborgene Schätze zu entdecken und andere Künste gelehrt, unter andern auch, die Geister zu beschwören und sie uns dienstbar zu machen.

„Als unser Vater starb, hinterließ er uns viele Schätze, die wir mit einander theilten; als wir aber an die Theilung der Bücher kamen, da entstand ein Streit wegen eines Buches aus alter Zeit, das mit keinen Schätzen zu bezahlen ist, weil es die verborgensten Zauberkünste enthielt; es war das Buch, das unser Vater gebrauchte und aus dem wir Einiges auswendig gelernt hatten. Nun wollte Jeder von uns dieses Buch haben, um sich darin zu belehren. Während wir so stritten, trat der Lehrer und Erzieher unseres Vaters in unsere Mitte und sagte: Gebet mir das Buch, ich werde gewiß Keinem von euch Unrecht thun: Derjenige von euch, der die Schätze Schamandals

öffnet, der soll es haben. Diese Schätze bestehen aus einem Schwerte, einem Zirkel, einem Siegel und einem Augenschminkeschächtelchen. Durch das Siegel wird man Herr eines Geistes, welcher der lärmende Donner heißt, und durch welchen man sich die ganze Erde unterwerfen kann. Mit dem Schwerte, aus dem ein tödtender Blitz hervorstrahlt, kann man auf einmal eine ganze Armee schlagen oder in die Flucht treiben; mit dem Zirkel kann man sich in der ganzen Welt umsehen, von Osten bis Westen, und Alles so genau beobachten, als wäre man überall zugleich; auch kann man, wenn man ihn gegen die Sonne dreht, jede beliebige Stadt sammt ihren Bewohnern damit verbrennen. Das Schächtelchen endlich enthält ein Pulver; wenn man damit das Auge schminkt, so sieht man alle Schätze, die in der Erde verborgen sind. Wer mir also diese vier Kleinodien zu bringen vermag, der soll das Buch haben. Wisset aber, fuhr der Erzieher fort, daß diese Schätze unter der Obhut der Söhne des rothen Königs stehen, die sich in den See Karun nach Aegypten geflüchtet, als euer Vater sie fangen wollte, weßhalb er auch die Schätze nicht holen konnte und betrübt zu mir hierher zurückkehrte. Ich dachte nun lange nach und rechnete aus, daß die Söhne des rothen Königs nur durch Hülfe eines Mannes Namens Djaudar gefangen werden können; wen er in den See wirft und auf ein Zeichen mit der Hand wieder mit dem Netze aus dem Wasser herauszieht, der ist der Glückliche. Wir beschlossen hierauf, nach Aegypten zu gehen; nur unser vierter Bruder hatte keine Lust, sein Leben solcher Gefahr auszusetzen, er verkleidete sich als jüdischer Kaufmann, um uns zu begleiten, den Maulesel der Ertrinkenden zu nehmen und dir hundert Dinare zu geben. Nun haben die Söhne des rothen Königs meine Brüder getödtet, ich aber habe sie gefangen, denn was du in diesen Büchsen siehst, sind keine Fische, sondern Geister in Gestalt von Fischen. Nun folge mir nach Fez, wo die Schätze begraben sind, die ich nur mit deiner Hülfe öffnen kann, ich gebe dir, was du willst, und bleibe stets dein Freund; sobald ich die Schätze habe, schicke ich dich wieder hierher zu den Deinigen." Djaudar sagte zu Abd Assamd: „Ich habe eine Mutter und zwei Brüder am Halse, die ich versorgen muß; wer wird ihnen zu essen bringen, wenn ich weg bin?" Abd Assamd antwortete: „Das ist ein schlechter Vorwand: wenn es dir bloß wegen des Geldes ist, so will ich dir tausend Dinare für deine Mutter geben, davon kann sie leben bis du zurückkehrst, denn du wirst längstens vier Monate ausbleiben." Als Djaudar von tausend Dinaren hörte, sagte er: „Gib tausend Dinare, mein Herr, für meine Mutter und ich gehe mit dir." Abd Assamd gab das Geld sogleich her und Djaudar ging damit zu seiner Mutter und erzählte ihr, was zwischen ihm und Abd Assamd vorgefallen.

Seine Mutter sagte: „Mein Sohn, ich werde Verlangen nach dir haben und ängstlich um dich seyn.“ Djaudar erwiderte aber: „Wen Gott beschützt, dem stößt nichts Uebles zu; auch ist Abd Assamd ein guter Mann.“ — „Gott neige sein Herz dir zu,“ rief seine Mutter seufzend; „geh mit ihm, mein Sohn!“ Djaudar nahm von ihr Abschied und ging wieder zu Abd Assamd, der ihn auf einem Maulesel reiten ließ. Nachdem sie von Mittags bis Abends mit einander geritten waren, ward Djaudar hungrig und sah mit Bedauern, daß Abd Assamd nichts zu essen, noch zu trinken bei sich führte. Er sagte ihm: „Mein Herr, es scheint, du hast Mundvorrath vergessen.“ — „Bist du hungrig?“ — „O ja.“ Da stieg Abd Assamd von seinem Maulesel ab und sagte zu Djaudar, der auch abstieg: „Nimm den Quersack herunter.“ Djaudar nahm ihn vom Esel. Da fragte Abd Assamd: „Was wünschest du, mein Freund?“ — „Mir ist Alles recht.“ — „Ich beschwöre dich bei Gott, sage, was du essen willst!“ — „Brod und Käse.“ — „Armer Mann, Brod und Käse ist eine zu geringe Kost für dich, fordere etwas Besseres! ißt du gerne Reis mit Honig und gebackene Hühner?“ — „Allerdings.“ Abd Assamd fragte ihn dann noch über vierundzwanzig Speisen, ob er sie gerne esse, so daß Djaudar dachte: der Mann ist toll, woher will er alles dies schaffen? er hat ja keine Küche und keinen Koch, und verdrießlich sagte er: „Es ist genug, mein Herr, du machst mir ja nur Lust und ich sehe doch nichts.“ Abd Assamd antwortete hierauf: „Willkommen Djaudar!“ steckte seine Hand in den Sack, zog einen goldenen Teller mit zwei gebratenen Hühnern heraus, dann streckte er die Hand wieder hinein und holte so vierundzwanzig goldene Teller mit verschiedenen Speisen heraus. Djaudar rief erstaunt: „Du hast in diesem Sack Köche und eine Küche verborgen.“ Abd Assamd sagte lachend: „In diesem Sacke wohnt ein Diener, der uns jede Stunde tausend Gerichte bringt, wenn wir sie wollen.“ Sie aßen nun bis sie satt waren. Abd Assamd warf das Uebrige weg, legte die Schüsseln wieder leer in den Sack und holte einen vollen Wasserkrug heraus; sie tranken, wuschen sich und beteten; dann luden sie den Sack mit den zwei Büchsen wieder auf den Esel und ritten weiter. Abd Assamd fragte dann Djaudar: „Weißt du wohl, wie weit wir seit Mittag gekommen?“ — „Das weiß ich nicht.“ — „Bei Gott, wir haben einen Weg von einem Monate zurückgelegt, zwar geht ein Maulesel, der einem Geiste gehorcht, jeden Tag ein Jahr weit, aber dir zu lieb lasse ich ihn langsam gehen.“ Bei Sonnenuntergang hielten sie wieder stille, Abd Assamd holte das Nachtessen aus dem Quersack und des Morgens wieder das Frühstück; so reisten sie immer gen Westen, vier Tage lang, den ganzen Tag und die Hälfte der Nacht.

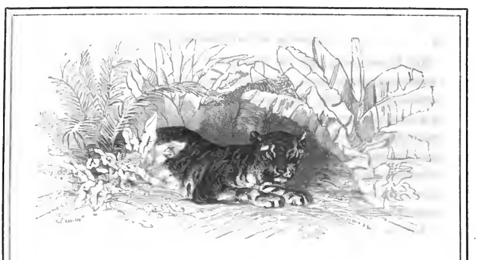


Am fünften Tage kamen sie nach Fez. Alle Bewohner der Stadt, die Abd Assamd begegneten, grüßten ihn und küßten ihm die Hände. Nach einer Weile blieb er vor einem Thore stehen und klopfte. Da trat ein Mädchen mit schmachtendem Aussehen, wie eine durstige Gazelle, aus dem Hofe. Abd Assamd rief: „Oeffne uns das Schloß, meine Tochter Rahmah." Sie erwiderte: „Bei meinem Haupte und meinen Augen, mein Vater!" öffnete die Thüre und ging ihrem Vater voran. Djaudar verlor fast den Verstand und dachte: Bei Gott, das muß eine Prinzessin seyn. Rahmah nahm den Sack vom Maulesel und sagte: „Geh deines Weges, Gott segne dich!" Da spaltete sich die Erde, der Maulesel stieg hinunter und die Erde schloß sich wieder. Djaudar rief: „Gelobt sey Gott, der uns glücklich vom Rücken dieses Thieres heruntergebracht." Abd Assamd sagte ihm: „Wundere dich nicht, ich habe dir ja gesagt, der Maulesel ist ein Geist; komm jetzt mit uns in's Schloß!" Als Djaudar in's Schloß kam, war er höchst erstaunt über die vielen prachtvollen Divane,

die mit Perlen und Edelsteinen besetzt waren. Abd Assamd ließ sich dann von seiner Tochter Rahmah einen Bündel bringen, öffnete ihn und zog ein Kleid heraus, das tausend Dinare werth war, und sagte zu Djaudar: „Zieh es an, Djaudar, und sey uns hier willkommen!“ Djaudar zog das Kleid an und glich darin einem Könige von den Königen des Westens. Dann holte Abd Assamd aus dem Quersacke vierzig Schüsseln mit verschiedenen Speisen und sagte zu Djaudar: „Komm her und iß, und wenn dir diese Speisen nicht schmecken, so sage uns nur, was dir beliebt.“ Djaudar erwiderte: „Bei Gott, mein Herr, ich esse Alles gern, frage mich nicht, gib mir, was du willst.“

Mit diesen Worten schwieg Schehersad, um in der nächsten Nacht weiter zu erzählen:





Vierhundert und dreiundneunzigste Nacht.

Djaudar blieb nun zwanzig Tage in diesem Schlosse, zog jeden Tag ein anderes Kleid an und aß immer aus dem Querfacke. Abd Assamd brauchte nie auf den Markt zu gehen, um etwas zu kaufen, sogar allerlei frische Früchte konnte er aus dem Querfacke holen. Am einundzwanzigsten Tage sagte Abd Assamd zu Djaudar: „Komm jetzt, das ist der Tag, an dem die Schätze von Schamandal geöffnet werden können." Sie gingen zusammen zur Stadt hinaus, da standen zwei Diener mit zwei Mauleseln, die ihrer harrten. Abd Assamd bestieg den einen und hieß Djaudar den andern besteigen. Sie ritten bis Mittag, da kamen sie an einen Fluß und Abd Assamd sagte zu Djaudar: „Steige ab!" Auch er stieg ab und winkte den Dienern; sie kamen und führten die Maulesel weg. Nach einer Weile brachte der Eine ein Zelt und der Andere Divane; sie schlugen dann zusammen das Zelt auf und ordneten die Teppiche und Kissen. Dann holte der Eine die beiden Büchsen mit den Fischen und der Andere den Querfack. Abd Assamd nahm einige Speisen heraus, und als er mit Djaudar gegessen hatte, murmelte er etwas über die Fische, worauf sie sagten: „Ja wohl, o Zauberer der Welt, habe Mitleid mit uns, was willst du von uns?" Abd Assamd erwiderte: „Ihr sollt mir helfen die Schätze Schamandals öffnen." — „Das kann nur durch Djaudar, den Sohn Omars, geschehen." — „Gut, der ist schon bei mir und hört euer Versprechen."

Abd Assamd nahm dann eine Kohlenpfanne, legte Weihrauch darauf und zündete die Kohlen an, recitirte allerlei Zauberformeln und sagte zu Djaudar: „Durch diese Beschwörungen wird dieser Fluß austrocknen, du wirst ein goldenes Thor sehen, so groß wie ein Stadtthor, mit zwei Ringen von Edelsteinen; klopfe leise am Thore und warte ein wenig, klopfe dann etwas stärker und warte wieder, dann klopfe zum dritten Male. Eine Stimme wird fragen: Wer klopft an dem Thore des Schatzes, ohne zu verstehen, wie man Geheimnisse löst? Antworte darauf: Ich bin Djaudar, der Sohn Omars. Es wird dann ein Mann, mit einem Schwerte in der Hand, zu dir herauskommen und dir sagen: Wenn du Djaudar bist, so gib deinen Hals her, daß ich dir den Kopf abschneide; strecke ihm nur deinen Hals hin, fürchte nichts; denn sobald er dich schlagen will, fällt er leblos hin und du empfindest nicht den mindesten Schmerz; widersetzest du dich aber, so tödtet er dich. Du gehst dann weiter bis zu einem andern Thore, klopfe daran, es wird ein Reiter herauskommen mit einer Lanze und dich fragen: Wer hat dich hierher gebracht an einen Ort, den Niemand betreten soll? Bei diesen Worten wird er die Lanze über dich schwingen; öffne ihm nur deine Brust, denn sobald er dich schlägt, fällt er todt vor dir hin, thust du dies nicht, so bringt er dich um.

„Du kommst dann," fuhr Abd Assamd fort, „an eine dritte Thüre; klopfe wieder, es wird ein Mann herauskommen, mit einem Bogen in der Hand, und wird sieben Pfeile gegen dich schießen, öffne nur deine Brust, er sinkt leblos zu deinen Füßen, dich aber verwunden die Pfeile nicht. Dann trete vor das vierte Thor und klopfe, es wird ein reißendes Thier auf dich zukommen von ungeheurer Gestalt, um dich zu fressen; fürchte dich nicht, wenn es den Rachen aufsperrt, und entfliehe nicht, sondern strecke ihm deine Hand hin, denn sobald es dich beißen will, fällt es zu Boden und du bleibst unverletzt. Geh dann zur fünften Thüre, da wird ein schwarzer Sklave heraus kommen und dich fragen, wer du bist? Antworte: Ich bin der Fischer Djaudar, der Sohn Omars. Er wird sagen: So komme zur sechsten Thüre! Du gehest hin und rufest: O Jesus, bitte Moses, daß er mir die Thüre öffne! Die Thüre wird sich öffnen und du wirst zwei Schlangen sehen, eine zur Rechten und eine zur Linken, die mit aufgesperrtem Rachen auf dich losrennen, strecke ihnen nur deine Hände hin, jede wird eine Hand beißen wollen und gleich sterben. Dann klopfe an der siebenten Thüre, da wird deine Mutter dir entgegenkommen und sagen: Willkommen, mein Sohn, tritt näher, daß ich dich grüße! Sage ihr aber: Bleibe fern von mir und entkleide dich! Deine Mutter wird sagen: Mein Sohn, ich habe dich ja gesäugt und erzogen, wie soll

ich mich vor dir entkleiden? Antworte ihr: Wenn du dich nicht entkleidest, so bringe ich dich um; nimm bei diesen Worten das Schwert, das zu deiner Rechten an einer Schnur hängen wird, und schwinge es drohend über sie, und laß dich ja nicht durch Bitten oder Thränen erweichen, bis sie sich entkleidet, dann wird sie sogleich vor deinen Augen verschwinden. Wird auf diese Weise aller Zauber gelöst, so hast du nichts mehr zu befürchten, du wirst dann ein Zimmer mit einem Vorhange finden, hebe den Vorhang auf, da siehst du den Zauberer Schamandal auf einem goldenen Throne sitzen und auf seinem Haupte glänzt etwas wie der Mond, das ist der Zirkel; auch ist er mit einem Schwerte umgürtet, hat ein Schächtelchen am Halse hängen und einen goldenen Siegelring am Finger, nimm diese vier Dinge und bringe sie mir, hüte dich aber, etwas zu vergessen von dem, was ich dir gesagt." Er wiederholte ihm dann Alles mehrere Male, dann recitirte er einige Zauberformeln, der Fluß trocknete aus und Djaudar klopfte an den verschiedenen Thüren und überstieg alle Hindernisse, bis ihm seine Mutter begegnete und ihn beschwor, sie nicht zu zwingen, sich zu entkleiden. Als er ihr mit dem Schwerte drohte, zog sie sich zur Hälfte aus und sagte: „O mein Sohn, es ist eine Sünde, mich ganz vor dir zu entblößen, sey nicht so hart, fordere dies nicht von deiner Mutter, laß dich erweichen!" Djaudar sagte: „Das ist wahr, du hast Recht, du brauchst dich nicht weiter zu entkleiden." Kaum hatte er dies gesagt, schrie sie: „Er hat gefehlt." Da kamen schwarze Sklaven herbei, prügelten ihn, daß er in seinem Leben daran zu denken hatte, warfen ihn zur Thüre hinaus und schlossen sie wieder. Abd Assamd nahm ihn zu sich und das Wasser kehrte, wie zuvor, in den Fluß zurück.

Als Djaudar von seinem Schrecken sich erholte, fragte ihn Abd Assamd, was er gemacht? Djaudar sagte: „Ich hatte alle Hindernisse besiegt, bis meine Mutter kam, mit der ich lange stritt, und die ich nöthigte, sich bis auf ihre Beinkleider zu entkleiden; dann bat sie mich aber so sehr, sie nicht zu beschämen, daß ich nachgab und sie nicht ganz nackt sehen wollte. Darauf schrie sie: Er hat gefehlt. Da kamen Leute, die ich nicht kenne, und schlugen mich und stießen mich zur Thüre hinaus; was nachher geschah, weiß ich nicht." Abd Assamd sagte: „Habe ich dich nicht gewarnt, ja nichts zu unterlassen von Allem, was ich dir angegeben? Hättest du sie gezwungen, sich völlig zu entkleiden, so wären wir jetzt am Ziele. Nun mußt du bis auf's nächste Jahr um diesen Tag bei mir bleiben." Er ließ hierauf die Sklaven das Zelt zerstören und die zwei Maulesel bringen und kehrte mit Djaudar nach der Stadt Fez zurück, wo sie ein ganzes Jahr verweilten.

Nach einem Jahre ritten sie wieder zusammen an den Fluß, die Sklaven schlugen ein Zelt auf und Abd Assamd machte Rauchwerk, schärfte Djaudar wieder Alles ein, wie das vorige Jahr, und sagte ihm: „Die Frau, die sich entkleiden soll, ist nicht deine wirkliche Mutter, es ist nur ein Geist, der dich irre führen will, und fehlst du diesmal wieder, so kommst du nicht lebendig davon.“ Djaudar sagte: „Wenn ich diesmal fehle, so mag man mich verbrennen.“ Er ging hierauf über den wieder ausgetrockneten Fluß, klopfte an den verschiedenen Thüren und besiegte alle Hindernisse, bis seine Mutter wieder kam und ihn bewillkommte; er aber sagte: „Entkleide dich, Verruchte!“ Sie entkleidete sich zur Hälfte und bat wieder um Schonung, aber er



drohte ihr so lange, bis sie sich ganz zu entkleiden anfing, worauf sie leblos hinfiel. Djaudar trat dann in das Gemach und kehrte sich nicht an den Haufen Gold, der da lag, sondern wendete sich zum Zauberer Schamandal, der auf einem Throne saß,

nahm ihm den Zirkel, das Schwert, das Schächtelchen und den Ring, und ging damit heraus zu Abd Assamd. Dieser umarmte ihn freudig und befahl den Dienern, das Zelt zu zerstören und die Maulesel zu bringen, und ritt mit Djaudar wieder nach Fez. In Fez angelangt, sagte Abd Assamd zu Djaudar: „Du hast meinetwillen deine Heimath verlassen und mich an das Ziel meiner Wünsche gebracht, nun fordere von mir, was du willst." Djaudar sagte: „Ich möchte gerne deinen Quersack haben." Abd Assamd gab ihm den Quersack mit den Worten: „Dieser Sack wird allerdings dir deine Nahrung gewähren, so oft du einen heiligen Namen nennst, mit der Hand hineingreifst und sagst: Diener dieses Quersackes, bringe mir diese oder jene Speise! Doch ich habe dir versprochen, dich vollkommen glücklich in deiner Heimath zu machen, darum sollst du noch einen andern Sack mit Gold gefüllt haben; werde Kaufmann und handle damit!" Er ließ hierauf einen Sklaven mit einem Maulesel kommen, der einen Quersack voll Gold und Edelsteinen trug, und sagte zu Djaudar: „Besteige diesen Maulesel! der Sklave, der den Weg kennt, wird vor dir hergehen, bis an die Thüre deines Hauses, dann nimmst du die zwei Säcke und er wird mir den Maulesel zurückbringen. Vertraue aber ja Niemand dein Geheimniß, merke dir das wohl!" Djaudar dankte ihm und ritt hinter dem Sklaven her.

Nachdem Djaudar einen Tag und eine Nacht lang hinter dem Sklaven geritten war, befand er sich an dem Siegesthore von Kahira; da saß seine Mutter und bettelte. Sobald er sie erblickte, sprang er vom Maulesel herunter und umarmte sie, dann setzte er sie auf den Maulesel und ging neben ihr her, bis zu ihrer Wohnung; hier hob er sie herunter und entließ den Diener und den Maulesel, welche Geister waren und zu ihrem Herrn zurückkehrten. Djaudar fragte dann seine Mutter: „Wie kommt es, daß du betteln mußtest, wo sind denn die zwölfhundert Dinare hingekommen, die ich dir vor meiner Abreise gegeben?" — „Deine Brüder haben mir sie weggenommen und gesagt, sie wollten damit etwas verdienen, sie haben aber das Geld verschwendet und mich aus dem Hause gejagt, so daß ich vor Hunger betteln mußte." — „Betrübe dich nun nicht mehr, ich habe viel Glück gehabt, hier ist ein Sack voll mit Gold." — „Du hast Glück, Gott sey dir ferner gnädig! Doch geh schnell und hole Brod, denn ich habe gestern nicht zu Nacht gegessen und bin sehr hungrig." — „Sogleich, meine Mutter, sollst du haben, was du verlangst; sag' mir nur, was du gern essen willst, ich brauche nichts zu kaufen und bedarf auch keines Kochs." — „Mein Sohn, ich sehe doch nicht, daß du etwas bei dir hast." — „Aus diesem Quersack kann ich allerlei Speisen holen." — „Mir ist Alles recht, und wäre es trocknes Brod." — „Das sättigt allerdings auch,

wenn man nichts Anderes haben kann; da aber Alles bereitet ist, sage mir, was du wünschest." — „Frisches Brod und ein Stückchen Käse." — „Das ist zu gering für dich." — „Nun, Brod und Bohnen." — „Auch das ist nicht vornehm genug." — „Nun, da du doch meinen Rang kennst, so sage du, was mir ziemt." — „Dir ziemen gebratene Hühner, Reis mit Pfeffer, Honig, farcirte Rippen und süße Mehlspeise." — „Spottest du meiner? träumst du oder bist du verrückt? Woher sollen alle diese kostbaren Gerichte kommen? wer kann die zubereiten?" — „Bei meinem Leben, du sollst sogleich alle Speisen haben, die ich dir genannt."

Scheherſad unterbrach hier ihre Erzählung; in der nächsten Nacht begann sie folgendermaßen:





Vierhundert

und

vierundneunzigste Nacht.

Djaudar nahm hierauf den leeren Sack, streckte die Hand hinein und holte alle Speisen hervor, die er genannt hatte. Seine Mutter wunderte sich und sagte: „Der Sack war doch ganz leer?“ Djaudar sagte ihr, er habe diesen Sack von Abd Assamd und ein Geist sey ihm dienstbar, der alle Speisen herbeischaffen müsse. Sie stellte dann selbst einen Versuch an und forderte eine farcirte Rippe, die sie sogleich im Sacke fand. Als sie gegessen hatte, sagte ihr Djaudar: „Thu' das Uebrige in andere Schüsseln, lege die leeren Schüsseln wieder in den Sack und entdecke Niemanden das Geheimniß.“ Während sie so beisammen saßen, trat Salem und Selim herein, welche die Ankunft ihres Bruders mit einem Sklaven auf einem Maulesel, in einem Aufzuge, der seines Gleichen nicht findet, vernommen hatten. Sie bereuten es jetzt, ihre Mutter so mißhandelt zu haben, und fürchteten, sie möchte es Djaudar erzählen; doch wagten sie es zu ihm zu gehen, weil sie wußten, daß, wenn sie sich entschuldigten, er so großmüthig seyn werde, ihnen zu verzeihen. Djaudar hieß sie sitzen, bewillkommte sie und ließ sie essen, bis sie satt waren.

Als sie genug gegessen hatten, wollten sie das Uebrige für das Nachtessen aufbewahren, aber Djaudar sagte ihnen: „Theilet es den Armen aus, ich will für diesen Abend noch mehr als dieses herbeischaffen.“ Sie nahmen nun die übriggebliebenen Speisen

mit und gaben davon jedem Armen, der ihnen begegnete, bis sie nichts mehr hatten; dann brachten sie die leeren Schüsseln ihrer Mutter, die sie auf Djaudars Befehl wieder in den Sack steckte. Des Abends holte Djaudar wieder vierzig Speisen heraus und hieß seine Mutter den Tisch decken; ebenso am folgenden Morgen zum Frühstücke und so zehn Tage lang. Am elften Tage sagte Salem zu Selim: „Wie ist unser Bruder auf einmal so reich geworden, daß er dreimal täglich wie ein Sultan speist und das Uebrige austheilt?“ Selim sagte: „Frage eher noch, woher diese Speisen kommen, da er doch nie Etwas einkauft, auch nie ein Feuer bei ihm brennt.“ Salem versetzte: „Es ist wahrlich zum Erstaunen, wir müssen nun irgend eine List gebrauchen, um durch unsere Mutter zu erfahren, wie es damit zugeht.“ Sie begaben sich hierauf, in ihres Bruders Abwesenheit, zu ihrer Mutter und sagten, sie wären hungrig. Die Mutter ging in das Nebenzimmer und holte eine warme Schüssel heraus. Da sagten sie:



„O Mutter! diese Schüssel ist warm und du hast doch gar kein Feuer im Hause." Sie antwortete: „Ich habe sie aus dem Quersacke geholt." — „Aus welchem Sacke?" — „Aus dem, welchem ein Geist dienstbar ist und den ein Zauberer aus dem Abendlande euerm Bruder geschenkt hat; saget aber Niemanden etwas davon." — „Wir wollen es geheim halten, aber zeige uns doch einmal, wie das zugeht." Als sie ihnen den Sack gezeigt hatte, sagte Salem zu Selim: „Wie lange sollen wir noch bei Djaudar uns wie Diener behandeln lassen und von Almosen leben? Wir wollen List gegen ihn gebrauchen und den Sack in unsere Gewalt bringen." Selim fragte: „Wie willst du dies anfangen?" — „Du sollst es diesen Abend schon sehen," antwortete Salem: „ich werde ihn bei dem Präfecten des rothen Meeres anklagen und ihn ihm als Sklaven verkaufen." Des Abends gingen sie zum Seepräfecten und Salem sagte ihm: „Herr! wir Beide sind Brüder und haben noch einen dritten Bruder, der ein sehr verworfener Mensch ist, an dem gar nichts Gutes. Als unser Vater starb und uns Vermögen hinterließ, theilten wir es unter einander, aber unser Bruder hatte bald seinen Antheil verschwendet; er klagte uns dann an, wir hätten ihm zu wenig gegeben und führte so lang Prozesse gegen uns, bis wir auch arm wurden; es wäre uns daher sehr lieb, wenn du ihn uns abkaufen wolltest." Da sagte der Präfect: „Wenn ihr durch irgend eine List mir ihn hierherschaffen könnt, so schicke ich ihn gleich auf die See." — „Wir können ihn nicht hierherbringen," erwiderte Salem: „doch sey du unser Gast und bringe noch einige Männer mit dir; wenn unser Bruder dann schläft, so fallen wir Alle über ihn her und binden ihn und führen ihn unter dem Schutze der Nacht aus der Stadt." Der Präfect sagte: „Gut, wollt ihr ihn für vierzig Dinare verkaufen?" — „Recht gern," antwortete Salem, und er bezeichnete ihm einen Platz, wo er nach dem Nachtgebete sich einfinden sollte. Die beiden Brüder gingen hierauf wieder zu Djaudar und Salem küßte ihm die Hand. Djaudar fragte: „Was hast du, mein Bruder?" Salem antwortete: „Wisse, wir haben einen Freund, der uns oft schon eingeladen und uns tausend andere Gefälligkeiten erwiesen hat; als ich heute ihn sah und grüßte, lud er mich wieder ein; ich sagte ihm aber, ich könne meinen Bruder nicht allein lassen. Da sagte er: Bringe ihn mit dir. Ich erwiderte: Das wird er nicht wollen, sey du lieber mit deinen Freunden — es saßen deren einige bei ihm — unser Gast. Ich sagte dies, weil ich nicht glaubte, daß er meine Einladung annehmen würde, nun nahm er sie aber an und bat mich, ihn am Ecke unserer Straße zu erwarten; ich komme daher ganz beschämt zu dir und frage, ob du unser Herz stärken und sie als deine Gäste aufnehmen

wirst, oder wenn du sie nicht in dein Haus nehmen willst, sie doch bei einem unserer Nachbarn bewirthen läßt?"

Djaudar sagte: „Warum soll ich sie zu den Nachbarn schicken? ist etwa unser Haus zu eng, oder haben wir nicht für sie zu essen? Schäme dich, mir so etwas zu rathen. Haben wir nicht die besten Speisen und so viel, daß immer noch übrig bleibt? Du kannst Leute bringen so viel du willst, und wenn ich nicht zu Hause bin, so wird meine Mutter dir Speisen in Masse bringen; geh also und hole deine Gäste." Salem küßte ihm die Hand und ging an das Eck seiner Straße, wo nach dem Nachtgebete der Präfect mit seinen Leuten sich einfand, und führte sie in Djaudars Haus. Djaudar stand auf, bewillkommte sie, hieß sie sitzen und ahnte nicht, was sie im Herzen verborgen. Er bat dann seine Mutter, das Nachtessen zu bringen, und sie holte vierzig Speisen, die ihr Djaudar nach einander angab. Der Präfect und seine Leute aßen nun, bis sie satt waren, und glaubten, das Alles käme von Salem. Als der dritte Theil der Nacht vorüber war und sie auch süße Speisen gegessen hatten, legten sie sich schlafen. Sobald aber Djaudar einschlief, fielen sie über ihn her, und ehe er erwachte, stopften



sie ihm den Mund zu und führten ihn zur Stadt hinaus nach Suez, wo er ein ganzes Jahr lang die gemeinsten Arbeiten verrichten mußte. — Das ist, was Djaudar betrifft; seine Brüder aber gingen am folgenden Morgen zu ihrer Mutter, und Salem fragte

sie, ob Djaudar noch nicht wache? „Ich glaube nicht, doch wecke ihn auf.“ — „Wo schläft er denn?“ — „Bei den Gästen.“ — „Nun, so ist er wahrscheinlich mit den Gästen fortgegangen, um neue Schätze zu entdecken, denn ich habe gehört, wie die Gäste, welche Abendländer waren, ihm zuredeten, mit ihnen zu gehen.“ — „Dies mag seyn, du hast wahrscheinlich Recht; Gott lenke ihn, er wird gewiß mit vielem Segen zurückkehren; doch fällt es mir schwer, von ihm getrennt zu leben.“ — „Du Verruchte! so sehr liebst du Djaudar, wenn aber Salem oder ich noch so lange abwesend bleiben, betrübst du dich nicht; sind wir nicht eben so gut deine Kinder, als Djaudar?“ — „Ihr seyd auch meine Kinder, doch ihr habt mir nie Gutes erwiesen von dem Tage an, wo euer Vater gestorben; Djaudar aber hat mich stets verehrt, darum verdient er auch, daß ich um ihn weine.“ Die beiden Brüder gingen hierauf in das Kabinet, um den Quersack zu suchen; da stolperten sie über den andern Quersack, der mit Gold und Edelsteinen gefüllt war und sagten: „O Verruchte! hier ist das Geld unsers Vaters.“ — „Nein, bei Gott! es gehört euerm Bruder Djaudar, der es aus dem Westen gebracht.“ — „Nein, es ist das Vermögen unsers Vaters, das wir jetzt nehmen und unter uns theilen wollen.“ Als die Theilung des Geldes vorüber war und sie mit einander über den Besitz des andern Quersacks stritten, sagte ihre Mutter: „O meine Söhne! ihr habt den Sack mit Gold und Edelsteinen unter euch getheilt, diesen Sack könnt ihr nicht theilen, sonst ist er nichts mehr werth; laßt mir ihn also, ich will euch zu jeder Zeit die Speisen herausholen, die ihr verlangt, und wollt ihr mich von euerm Gelde kleiden, so bin ich zufrieden und wir können ruhig beisammen leben; wie leicht kann euer Bruder zurückkommen und euch zu Schanden machen.“ Sie zankten aber die ganze Nacht fort, bis ein Kawas des Königs, der in einem der benachbarten Häuser wohnte, Alles hörte. Der Kawas berichtete am folgenden Morgen dem Könige, Schems Addaulat, Alles, was er gehört hatte; der König schickte sogleich nach Djaudars Brüdern und ließ sie prügeln, bis sie Alles eingestanden; dann ließ er ihnen beide Quersäcke wegnehmen und sie einsperren, ihrer Mutter aber ließ er jeden Tag aus seinem Schlosse bringen, was sie bedurfte.

Djaudar machte, nachdem er ein ganzes Jahr in Suez zugebracht hatte, eine Seereise; da erhob sich ein mächtiger Sturmwind, der das Schiff an Klippen stieß, die es zerschmetterten. Alle, die auf dem Schiffe waren, ertranken, nur Djaudar rettete sich an's Land.

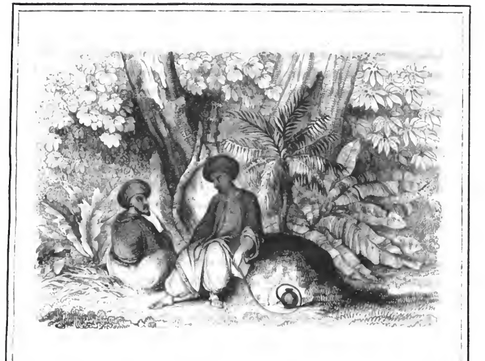
Da kam er zu einem arabischen Stamme und erzählte dem Obersten desselben, was ihm widerfahren. Bei diesen Arabern befand sich aber ein Kaufmann, der mit ihm

verwandt war und ihn bemitleidete. Er sagte zu Djaudar: „Bleibe bei mir als Gehülfe und reise mit mir nach Djidda." Djaudar willigte ein und ward von dem Kaufmanne sehr würdig behandelt. Von Djidda pilgerte der Kaufmann mit ihm nach Mekka.

Auf einmal, als Djaudar den Kreis um den Tempel machte, begegnete er seinem alten Freunde Abd Assamd. Sobald dieser Djaudar sah, grüßte er ihn und fragte ihn, wie es ihm gehe? und als er von seinem Unglücke hörte, nahm er ihn mit in seine Wohnung, schenkte ihm ein unbeschreiblich schönes Kleid und sagte: „Die Zeit deines Unglücks ist zu Ende, deine Brüder sind längst in Aegypten eingesperrt, dir wird es aber gut gehen: bleibe nur bei mir, bis ich die Pflichten der Pilgerfahrt vollbracht habe."

Bei diesen Worten war bereits der Tag angebrochen, weßhalb Scheherſad für heute hier endigte, in der nächsten Nacht aber also weiter erzählte:





Vierhundert und fünfundneunzigste Nacht.

Djaudar erwiderte dem Abd Assamd: „Ich will nur zu meinem Herrn gehen, bei dem ich diene, dann kehre ich wieder.“ Er ging zum Kaufmanne und sagte ihm, er habe einen Freund getroffen, bei dem er bleiben wolle. Der Kaufmann sagte: „Wenn dein Freund mein Gast seyn will, so bringe ihn mir her, wo nicht, so gehe, und hier hast du für die Dienste, die du mir geleistet, zwanzig Dinare.“ Djaudar nahm Abschied von ihm, ging mit dem Gelde fort und schenkte es unterwegs einem Armen; dann kehrte er wieder zu Abd Assamd zurück und blieb bei ihm, bis alle Feierlichkeiten der Pilgerfahrt vorüber waren. Nun gab ihm Abd Assamd den Ring, den er unter den Schätzen Schamandals gefunden, und sagte ihm: „Dieser Ring führt dich an dein Ziel, ihm gehorcht ein Diener, welcher der zerschmetternde Donner heißt,

dem du befehlen kannst, was du willst." Abd Assamd rieb hierauf den Ring in Djaudars Gegenwart; da erschien sogleich ein Diener, welcher sagte: „Was wünschest du, mein Herr? Wenn du willst, so verwüste ich Städte oder mache sie blühend, ich bringe Könige um und schlage ganze Armeen." Abd Assamd antwortete: „Höre, Donner! dieser Mann ist nun dein Herr, gehorche ihm." Er sagte dann zu Djaudar: „Bewahre diesen Ring wohl, denn du kannst durch ihn alle deine Wünsche erfüllen; sobald du ihn reibst, wird der Diener erscheinen, der dich, wenn du es forderst, in einem Tage nach Aegypten bringt." Djaudar nahm hierauf Abschied von Abd Assamd, rieb den Ring, und als ihm der Diener erschien, sagte er: „Bringe mich heute noch nach Kahira." Der Diener sagte: „Es sey dir gewährt," nahm ihn auf den Rücken, flog mit ihm von Mittags bis Mitternacht, ließ sich mitten in seinem Haus herunter und verschwand wieder. Als Djaudar zu seiner Mutter kam, erzählte sie ihm weinend, wie seine zwei Brüder sie behandelt haben und wie sie die beiden Quersäcke verloren.

Djaudar sagte seiner Mutter: „Betrübe dich nicht über die Vergangenheit, ich will dir gleich zeigen, was ich vermag und wie ich meine Brüder hierherbringe." Er rieb den Siegelring, der Diener erschien und sagte: „Was verlangt mein Herr?" Djaudar antwortete: „Ich befehle dir, meine Brüder aus dem königlichen Gefängnisse hierher zu holen." Der Diener versank in die Erde und stieg mitten im Gefängnisse wieder herauf, in einem Augenblicke, wo gerade Salem und Selim vor harter Bedrängniß sich den Tod wünschten. Sie fielen in Ohnmacht, als der Diener mit ihnen in die Erde hinunterstieg, und als sie wieder zu sich kamen befanden sie sich, zu ihrem größten Erstaunen, in ihrem Hause, wo Djaudar bei seiner Mutter saß. Sobald Djaudar sie erblickte, grüßte und bemitleidete er sie, sie aber weinten und schlugen das Gesicht nieder. Djaudar sagte ihnen: „Weinet nicht, Satan hat euch durch Habgier dahin gebracht, daß ihr mich verkauft habt, doch haben Jakobs Söhne ihrem Bruder Joseph noch weit mehr Unrecht gethan, als ihr mir, denn sie haben ihn in eine Grube geworfen; bekehret euch nur und betet zu Gott, daß er euch verzeihe: er ist der Vergebende, der Barmherzige." Er redete dann seinen Brüdern so sehr an's Herz, bis es ihnen leichter ward; dann erzählte er ihnen, was er in Suez und auf der Reise gelitten, bis er Abd Assamd traf, der ihm den Ring geschenkt. Da fielen sie vor ihm nieder und schrien: „Verzeihe uns diesmal noch, o Bruder! begehen wir aber noch einmal ein Unrecht gegen dich, so thu' uns, was du willst." Djaudar sagte: „Fürchtet nichts, doch erzählt mir, wie der König gegen euch verfahren." Sie

sagten: „Er hat uns prügeln lassen und hat uns die beiden Quersäcke genommen.“ Da rieb Djaudar den Ring, der Diener erschien, und Salem und Selim fürchteten sich sehr, weil sie glaubten, Djaudar werde ihm Befehl ertheilen, sie umzubringen; sie umfaßten ihre Mutter und sagten: „Wir begeben uns unter deinen Schutz, bitte für uns.“ Djaudar aber sagte: „Fürchtet euch nicht, meine Brüder!“ Dann wendete er sich zum Diener und befahl ihm, Alles, was in den Schatzkammern des Königs sey, zu bringen, besonders die beiden Quersäcke, die er von seinen Brüdern genommen. Der Diener flog sogleich in's Schloß, packte Alles zusammen, was in den Schatzkammern des Königs war, und legte es vor Djaudar nieder. Dieser gab seiner Mutter den Quersack mit Edelsteinen aufzubewahren und legte den, welchem ein Geist untergeordnet war, vor sich nieder; dann sagte er dem Diener: „Baue mir diese Nacht ein hohes Schloß, streiche es mit Goldfarbe an und lege kostbare Divane hinein; du mußt aber ehe der Tag anbricht damit zu Ende seyn.“ Der Diener versammelte seine Genossen und befahl ihnen, ein Schloß zu bauen. Der Eine mußte Steine hauen, der Andere bauen, der Dritte anstreichen, der Vierte malen, der Fünfte Mobilien herrichten, und



ehe der Tag anbrach, war das Schloß vollendet. Der Diener kam, um es Djaudar zu melden und ihn zu bitten, es anzusehen; Djaudar ging mit seiner Mutter und seinen Brüdern und sah ein Schloß, deßgleichen nirgends zu finden ist; er bat seine

Mutter, hineinzuziehen und es zu bewohnen. Er rieb dann den Ring wieder und als der Diener erschien, sagte er ihm: „Bringe mir vierzig weiße Sklavinnen und vierzig schwarze, vierzig Mamelukken und vierzig schwarze Sklaven." Der Diener schickte seine Genossen in allen Ländern umher, und sie brachten die hübschesten Sklaven und Sklavinnen und stellten sie Djaudar vor.

Djaudar befahl dann dem Diener, Jedem ein kostbares Kleid zu bringen, und als dies geschehen war, ließ er auch Kleider für sich, seine Mutter und seine Brüder bringen. Er stellte dann den Sklavinnen, als sie angekleidet waren, seine Mutter vor und sagte ihnen: „Das ist eure Herrin, küsset ihr die Hand und befolget alle ihre Befehle." Die Mamelukken aber küßten Djaudar die Hand, er glich einem Sultan und seine Brüder umgaben ihn wie Veziere. Das ist's, was Djaudar mit den Seinigen angeht. Der Schatzmeister des Königs aber, der am folgenden Morgen Etwas aus der Schatzkammer holen wollte, fand sie ganz leer und schrie jämmerlich und fiel in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, begab er sich zum König Schems Addaulat, der noch immer in Aegypten herrschte, und sagte ihm: „O Fürst der Gläubigen, deine Schatzkammer ist diese Nacht ausgeplündert worden." Der König sagte: „Was hast du mit den Schätzen gethan, die ich gesammelt?" — „Bei Gott! ich weiß nicht; die Schatzkammer war gestern noch voll, und als ich heute hineinkam, war sie leer und doch waren alle Thüren verschlossen, es war nirgends ein Einbruch zu sehen, kein Schloß war zerbrochen, ich weiß nicht, wie sie geleert worden." — „Sind auch die beiden Quersäcke weggekommen?" — „Auch diese sind nicht mehr da." Der König verlor ganz den Verstand und sagte außer sich zum Schatzmeister: „Geh vor mir her in die Schatzkammer!" Als der König selbst in die Schatzkammer trat und sie ganz leer fand, gerieth er in heftigen Zorn und sagte: „Wer wagt es, meinen Schatz zu berühren und meiner Macht zu trotzen?" Er versammelte nun seine Räthe und die Anführer der Armeen und sagte ihnen: „Wisset, daß verflossene Nacht alle meine Schätze ausgeplündert worden sind: wer wagte es wohl, ein solches Verbrechen zu begehen?" Da trat der Kawas, welcher den frühern Streit zwischen Salem und Selim mit angehört hatte, hervor und sagte: „O König! wisse, ich habe diese Nacht so wunderbare Dinge gesehen, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte." — „Was hast du gesehen?" fragte der König. — „Ich habe die ganze Nacht bauen hören," erwiderte der Kawas, „und als der Morgen anbrach, sah ich ein vollendetes Schloß; ich fragte, wem es gehöre? und vernahm, es gehöre Djaudar, dem Sohne Omars, der mit vielen Schätzen, Mamelukken und Sklaven von seiner Reise zurückgekehrt ist;

er hat auch seine Brüder aus dem Gefängnisse befreit und lebt in seinem Schlosse wie ein Sultan.“ Der König sagte: „Seht einmal im Gefängnisse nach, ob Salem und Selim wirklich entkommen sind.“ Man öffnete die Thüre des Gefängnisses, und fand weder Selim noch Salem. Da sagte der König: „Gewiß hat Derjenige, welcher Selim und Salem befreit, auch meine Schätze gestohlen, und Beides kann kein Anderer gethan haben, als ihr Bruder Djaudar.“

Scheherfad unterbrach hier ihre heutige Erzählung; in der nächsten Nacht aber nahm sie den Faden der Geschichte folgendermaßen wieder auf:





Vierhundert

und

sechsundneunzigste Nacht.

Der König sagte dann dem Vizier: „Schicke einen Emir mit fünfzig Mann, um Djaudar und seine Brüder gefangen zu nehmen, laß auch alle ihre Güter versiegeln und hierher bringen; nur recht schnell.“ Der Vizier sagte: „O König, mäßige deinen Zorn, Gott ist auch gnädig und straft nicht gleich die Menschen, die ihm widerspänstig sind; bedenke, daß wenn Djaudar sich, wie du hörst, ein so großes Schloß hat bauen lassen, er so mächtig ist, daß Niemand sich mit ihm messen kann; ich fürchte daher sehr für den Emir, es möchte ihm übel gehen; laß uns lieber erst den Stand der Dinge untersuchen und auf andere Mittel sinnen, zuletzt kann ja immer noch dein Wille geschehen.“ Der König sagte: „So rathe du, was ich thun soll.“ Der Vizier erwiderte: „Schicke ihm den Emir und lasse ihn zu dir einladen, ich werde dann Freundschaft mit ihm anknüpfen und sehen, wie stark er ist und worin seine Kraft besteht, um auf irgend eine Weise ihn in unsre Gewalt zu bringen und nach deinem Willen mit ihm zu verfahren.“ Der König billigte diesen Vorschlag und schickte den Emir Othman zu Djaudar, um ihn im Namen des Königs einzuladen. Dieser Emir war aber dumm und hochmüthig; als er an Djaudars Schloß kam, sah er einen Verschnittenen vor dem Thore auf einem goldenen Stuhl sitzen; dieser Verschnittene war

der Diener des Ringes selbst, dem Djaudar befohlen hatte, sich in der Gestalt eines Verschnittenen vor die Thüre zu setzen. Der Verschnittene stand nicht vor dem Emir auf und trat ihm nicht entgegen, obschon er von fünfzig Mann Soldaten begleitet war. Der Emir Othman sagte ihm voller Verachtung: „Sklave, wo ist dein Herr?“ Er antwortete ihm sitzend: „Er ist im Schlosse.“ Othman gerieth in Zorn und sagte:



„Du verruchter Sklave, warum stehst du nicht auf, wenn du mit mir sprichst?“ Der Verschnittene antwortete: „Gehe deines Weges und erspare die vielen Worte.“ Othman, außer sich vor Wuth über diese Antwort, zog sein Schwert und wollte nach dem Geist, den er für einen Sklaven hielt, schlagen; als der Verschnittene aber dies sah, zog er sein Schwert und versetzte ihm vier Hiebe. Die Soldaten, welche Othman begleiteten, zogen nun ihre Schwerter, um ihrem Herrn zu helfen, aber der Verschnittene schlug sie zurück und verwundete Jeden, der sein Schwert gezogen hatte, so daß sie Alle die Flucht ergriffen und aus dem Angesichte des Schlosses sich entfernten; der Verschnittene setzte sich dann wieder auf seinen Stuhl und kümmerte sich um nichts.

Als der Emir mit seinen flüchtigen Soldaten wieder zum König kam, sagte er ihm: „O König, ich habe in meinem Leben kein Schloß gesehen, wie das, welches Djaudar

gebaut. Als ich an dessen Thor kam, sah ich einen Verschnittenen auf einem goldenen Stuhle sitzen; er war so stolz, daß er sich nicht von seinem Platze bewegte, als er mich kommen sah, und auch sitzend mich anredete; da ward ich aufgebracht und zog mein Schwert gegen ihn, er nahm mir aber mein Schwert weg und schlug mich und meine Soldaten, so daß wir entfliehen mußten."

Der König gerieth in heftigen Zorn, als er dies hörte, und sagte: „Lasset hundert Reiter gegen das Schloß ziehen!" Es zogen hundert Reiter dahin, aber auch sie wurden vom Verschnittenen in die Flucht geschlagen; sie kehrten bestürzt zum König zurück und sagten: „O König der Zeit! der Verschnittene hat uns geschlagen und wir fürchteten uns so sehr, daß wir vor ihm entflohen." Der König schickte hierauf zweihundert Mann von seiner Leibwache gegen Djaudars Schloß, und als auch diese ihre Niederlage dem König berichteten, sagte er zu seinem Vizier: „Nun mußt du mit fünfhundert Mann gegen dies Schloß ziehen und mir den Verschnittenen, Djaudar und seine Brüder hierher bringen." Der Vizier sagte: „Mein Herr, ich brauche keine Truppen, ich will lieber ganz unbewaffnet hingehen." Der König sagte: „Geh und thue, was du für angemessen hältst." Der Vizier warf seine Waffen weg, zog ein weißes Kleid an, nahm einen Rosenkranz in die Hand und ging allein nach Djaudars Schloß. Als der Verschnittene ihn sah, erhob er sich von seinem Stuhle und begrüßte ihn ganz ehrerbietigst mit den Worten: „Friede sey mit dir, Mensch!" Der Vizier merkte aus dieser Anrede, daß der Verschnittene ein Genius seyn müsse, und fragte, vor Angst zitternd: „Ist dein Herr Djaudar hier?" — „Er ist im Schlosse." — „Mein Herr, geh zu ihm und sage ihm, der König Schems Addaulat läßt ihn grüßen und zu einer Mahlzeit einladen." — „Warte hier, ich will mit ihm sprechen." Der Vizier blieb bescheiden vor dem Thore stehen und der Genius ging in's Schloß und sagte zu Djaudar: „Wisse, mein Herr, der König hat dir einen Emir geschickt, den ich geschlagen, und die fünfzig Mann, die er bei sich hatte, habe ich in die Flucht getrieben; dann schickte er hundert Reiter, dann zweihundert, die ich ebenfalls in die Flucht geschlagen; nun schickt er dir seinen Vizier ohne Waffen, um dich zu einer Mahlzeit einzuladen, was sagst du dazu?" Djaudar antwortete: „Geh und bringe mir den Vizier hierher." Der Genius ging hinunter und sagte zum Vizier: „Mein Herr wünscht dich zu sprechen." Der Vizier trat in's Schloß und sah Djaudar auf einem Divane sitzen, prachtvoller als das des Königs; sein Erstaunen über die Pracht dieses Schlosses und dessen Verzierungen war so groß, daß ihm der König nur noch wie ein Bettler erschien. Er verbeugte sich vor Djaudar und grüßte ihn. Djaudar

sagte: „Was ist dein Begehren?" — „Der König läßt dich grüßen und wünscht dein edles Antlitz zu sehen; er hat auch schon ein Fest bereiten lassen, um dich zu empfangen, wirst du wohl ihm diese Freude gönnen?" — „Wenn er mein Freund ist, so grüße ihn und sage ihm, er solle zu mir kommen." Der Vizier wollte wieder fortgehen, aber Djaudar rieb dann den Ring, und als der Diener erschien, sagte er ihm: „Bringe mir eines der schönsten Kleider!" Als der Diener es brachte, gab es Djaudar dem Vizier mit den Worten: „Zieh' es an und sage deinem Herrn, dem König, was ich dir aufgetragen." Als der Vizier in seinem neuen Kleide dem König erzählte, was er gesehen und was Djaudar ihm aufgetragen, brach Jener auf und zog, von vielen Truppen begleitet, nach dem Schlosse. Auch Djaudar hatte inzwischen dem Diener befohlen, den Hof des Schlosses mit Geistern in Menschengestalt mit allerlei Waffen und Kriegsrüstung auszufüllen.

Mit diesen Worten beendigte Scheherſad ihre Erzählung für diese Nacht; in der folgenden begann sie:





Vierhundert

und

siebenundneunzigste Nacht.

Als der König in den Hof des Schlosses kam und die aufgestellten Truppen sah, welche lauter große, starke Männer waren und die herrlichsten Waffen trugen, fürchtete er sich vor ihnen; er ging demüthig in den Saal, wo Djaudar saß, von mehr Glanz umgeben, als irgend ein Sultan, grüßte ihn und wünschte ihm Glück. Djaudar stand nicht auf und hieß den König nicht sitzen. Dieser ward daher sehr ängstlich und dachte: Wenn er sich etwas aus mir machte, so würde er mich nicht so stehen lassen, gewiß will er mich züchtigen wegen dessen, was ich seinen Brüdern gethan. Djaudar redete ihn sitzend an: „O König, wer seyd Ihr, daß Ihr die Menschen so unterdrücket und ihnen ihr Gut wegnehmet?“ Der König sagte: „Verzeih' mir! die Habgier hat mich dazu getrieben; die Bestimmung wollte es so; gäbe es keine Schuld, so gäbe es auch keine Großmuth.“ Er entschuldigte sich dann so lange und bat um Gnade, bis Djaudar ihm verzieh und ihn sitzen hieß. Er befahl dann seinen Brüdern, den Tisch zu decken, und nachdem sie gegessen hatten, schenkte er dem ganzen Gefolge des Königs neue Kleider. Der König gab dann Befehl zum Aufbruch und verließ Djaudar. Am folgenden Tage besuchte er ihn wieder und so jeden Tag; auch hielt er alle Versammlungen in Djaudars Schloß und befreundete sich immer mehr mit ihm. Nach einiger Zeit

aber sagte der König zu seinem Vizier: „Ich fürchte, Djaudar wird mich doch am Ende umbringen und mein Königreich an sich reißen." Der Vizier erwiderte: „Was dein Königreich betrifft, so kannst du ohne Furcht seyn, denn Djaudar besitzt mehr als ein Königreich; was aber deine Furcht, umgebracht zu werden, angeht, so hast du ja eine Tochter, gib sie ihm zur Frau, dann seyd ihr verschwägert und du hast nichts von ihm zu fürchten." — „Willst du Vermittler zwischen uns seyn?" — „Recht gerne; lade ihn zu dir ein, und wenn wir Nachts beisammen wachen, so lasse deine Tochter im schönsten Aufzuge an der Thüre des Saales vorübergehen, und wenn er sie bemerkt und schön findet, so sage ich ihm, sie sey deine Tochter; er wird dann bei mir um sie werben und du stellst dich, als wüßtest du von der ganzen Sache nichts." — „Dein Rath ist vortrefflich." Der König ließ sogleich eine Mahlzeit bereiten und lud Djaudar dazu ein, und nachdem sie bis Abends in der höchsten Vertraulichkeit mit einander gezecht hatten, ließ er seine Tochter durch die Thüre des Saales, herrlich geschmückt, vorübergehen; diese war so unvergleichlich schön und reizend, daß, sobald Djaudar sie



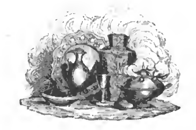
erblickte, er ganz blaß ward und einen tiefen Seufzer ausstieß. Der Vizier neigte sich zu ihm hin und fragte, warum er so seufze? „Wem gehört dieses Mädchen, das mein Herz geraubt und meinen Verstand?" — „Es ist die Tochter deines Freundes, des Königs; wenn sie dir gefällt, so will ich mit dem König sprechen, daß er dir sie zur

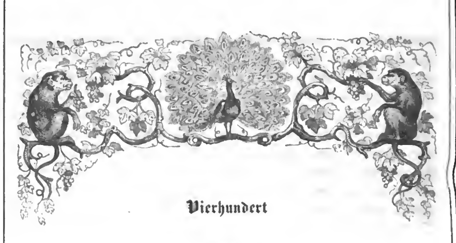
Frau gebe.“ — „Thu' dies, ich will eine so große Morgengabe herbeischaffen, als er verlangt.“ Der Vizier neigte sich dann zum König hin und sagte: „Dein Freund Djaudar ersucht mich, dich zu bitten, daß du ihm deine Tochter zur Frau gebest, er will jede beliebige Morgengabe entrichten.“ Der König antwortete: „Es sey, als habe ich die Morgengabe schon erhalten, ich bin sein Diener und meine Tochter seine Sklavin; er erweist mir noch eine Gnade, wenn er sie annimmt.“

Am folgenden Morgen versammelte der König alle seine Freunde und hohen Beamten, ließ auch den Scheich des Islams kommen und einen Ehe-Contract zwischen Djaudar und seiner Tochter schreiben. Djaudar ließ den Quersack mit Edelsteinen holen und schenkte ihn dem König als Morgengabe; Trommeln und Psalter ertönten in der ganzen Stadt, die Hochzeit ward mit großen Festlichkeiten gefeiert, und der König und Djaudar waren von nun an ein Herz und ein Sinn. Bald starb aber der König und Djaudar ward von den Truppen als Sultan ausgerufen. Er weigerte sich zwar, die Regierung anzunehmen, man drang aber so sehr von allen Seiten in ihn, bis er nachgab; er ernannte dann Salem zu seinem Vizier der Rechten und Selim zu seinem Vizier der Linken. Nach Verlauf von einem Jahre aber sagte Salem zu Selim: „Wie lange wollen wir noch die Diener unsers Bruders bleiben? sollen wir nie selbst Herren werden?“ Selim sagte: „Ersinne eine List, wie wir ihn umbringen und ihm den Sack und den Ring nehmen.“ Salem sagte: „Das will ich unter der Bedingung, daß ich dann Sultan werde und den Ring behalte; dafür sollst du den Quersack nehmen und mein Vizier zur Rechten seyn.“ Nach weiterer Verabredung gingen sie zu Djaudar und sagten: „Wir wünschten, daß du uns auch einmal die Ehre erweisest, unser Gast zu seyn.“ Djaudar fragte: „Zu wem von euch soll ich diesen Abend kommen?“ — „Diesen Abend zu mir,“ antwortete Salem, „und ein andermal zu Selim.“ Salem ließ eine Mahlzeit zubereiten und vergiftete die Schüssel, die er Djaudar vorsetzte, so daß er gleich starb. Er wollte ihm dann den Ring nehmen, da er aber nicht losging, schnitt er ihm den Finger ab, rieb den Ring, und als der Diener erschien, befahl er ihm, seinen Bruder Selim zu tödten und ihn nebst dem vergifteten Djaudar den Großen des Reichs, welche in einem andern Saale an der Tafel waren, vorzuwerfen. Als die Gäste die zwei Leichen sahen, fragten sie den Genius, wer den König und den Vizier umgebracht? Der Genius antwortete: „Ihr Bruder Salem.“ In diesem Augenblicke trat Salem herein und sagte: „Esset nur weiter und seyd vergnügt, ich besitze meines Bruders Ring, und Selim, dessen Verrath ich fürchtete, ist auch todt; ihr müßt mich nun als Sultan anerkennen, sonst lasse ich

euch Alle umbringen." Aus Todesangst riefen nun Alle: „Wir wollen dich gerne zum König erwählen." Er hieß sie dann weiter essen, was sie auch aus Furcht thaten, dann ließ er seine Brüder beerdigen und zog mit großem Pompe in den Thronsaal und ließ sich huldigen. Des Abends sagte er zum Scheich des Islams: „Schreibe den Ehe-Contract zwischen meiner Schwägerin und mir!" Dieser sagte ihm: „Warte, bis die gesetzliche Zeit vorüber ist!" Salem erwiderte aber: „Ich kenne kein Gesetz, bei meinem Haupte, sie muß diese Nacht noch meine Gattin werden." Man schrieb den Ehe-Contract und benachrichtigte Djaudars Wittwe davon. Diese empfing Salem und bewillkommte ihn freundlich, reichte ihm aber vergiftetes Wasser, woran er starb. Sie nahm dann den Ring, zerriß den Quersack und ließ dem Scheich Al Islam und den Truppen Nachricht von Salems Tode geben, und forderte sie auf, einen andern Sultan zu wählen. Das ist Alles, was uns von der Geschichte Djaudars zugekommen.

Scheherfad schwieg am Schlusse dieser Geschichte, da der Tag schon nahe war und sie für heute keine neue Erzählung mehr beginnen wollte.





Vierhundert

und

achtundneunzigste Nacht.

Den König entzückte die wunderbare Geschichte Djaudars sehr und er sagte daher zu seiner Gattin, als sie sich anschickte, eine neue Erzählung zu beginnen: „O Schehersad, bei Gott! deine Worte sind süß und deine Zunge ist sehr beredt; erzähle mir nun auch einige Parabeln von den Vögeln und Thieren." Schehersad erwiderte: „Recht gern, großer König!" und begann: Es war vor alten Zeiten ein Pfau, der mit seiner Gattin einen Wald, in welchem viele andere Thiere sich aufhielten, am Ufer des Meeres bewohnte. Des Nachts verbargen sie sich daher in einem der Bäume, aus Furcht vor wilden Thieren, und des Tags flogen sie umher, um Nahrung zu suchen. Sie lebten lange so fort, bis ihnen einmal der Gedanke kam, einen andern Wohnort zu suchen, wo sie sicherer und ruhiger leben könnten. Da kamen sie auf eine fruchtbare Insel, die reich an Bäumen und Gewässer war, ließen sich da nieder und aßen und tranken. Auf einmal kam eine Ente zu ihnen, welche gar zu ängstlich aussah und furchtbar zitterte. Der Pfau dachte: der muß was gar Schlimmes widerfahren seyn; er stieg von seinem Baume herunter, grüßte sie und bat sie, ihm zu erzählen, was ihr begegnet. Nachdem sie seinen Gruß erwidert hatte, sagte sie: „Schütze mich gegen die Menschen und sey selbst auf deiner Hut! gelobt sey Gott, der mich von meiner Angst erlöst und mich zu euch geführt hat; wie sehr habe ich mich nach eurer

Nähe gesehnt; laß nur auch dein Weibchen heruntersteigen, daß es höre, was mir zugestoßen.“ Das Weibchen kam auch herunter, bewillkommte die Ente und sagte ihr: „Sey nur ohne Furcht, woher soll ein Mensch auf diese Insel, mitten im tobenden Meere, kommen? sey nur ganz ruhig, es kann Niemand zu uns gelangen; erzähle mir, was dir zugestoßen und warum du die Menschen so fürchtest?“ Da begann die Ente: „Wisse, o Pfau! ich bringe nun mein ganzes Leben schon in Sicherheit auf dieser Insel zu und wußte von nichts Bösem. Eines Nachts erschien mir im Traume ein Mensch, der sich mit mir unterhielt; darauf hörte ich eine Stimme, welche mir zurief: O Ente! hüte dich vor dem Menschen, laß dich nicht verführen durch seine süßen Worte, denn du hast nur Unglück von ihm zu erwarten, weil er gar zu listig ist. Nimm dich wohl in Acht, denn wisse, daß der Mensch durch List die größten Meerungeheuer zu fangen versteht und mit seiner Flinte die Vögel in der Luft zu sich herunterzieht; er stürzt den Elephanten in eine Grube und zieht den Drachen mit den Haaren herbei. Niemand ist vor der List der Menschen sicher, kein Fisch, kein Vogel, kein wildes und kein zahmes Thier. Nachdem ich dieses gehört hatte, erwachte ich voller Angst und Furcht und ich konnte, theure Schwester! mich den ganzen Tag nicht fassen und hatte keine Lust, weder zu essen, noch zu trinken; so sehr setzte mich die Bosheit des Menschen in Schrecken. So lief ich unruhig umher, bis ich zur Höhle eines jungen Löwen kam. Dieser freute sich über alle Maßen, als er mich ankommen sah, denn meine Farbe und schöne Gestalt gefielen ihm sehr gut; er hieß mich in seine Nähe kommen und fragte mich nach meinem Namen. Ich sagte: „O Löwe des Glaubens! ich heiße Ente und gehöre zum Geschlechte der Vögel.“ Er fragte mich dann, was ich treibe? und als ich ihm meine Lebensweise schilderte, sagte er: „Nun will ich dir auch sagen, warum ich hier warte. Mein Vater, der Löwe, der warnt mich schon so lange vor den Menschen, nun sah ich diese Nacht, in einem süßen Traume, einen Menschen, mit dem ich mich sehr gut unterhielt; zwar hörte ich eine Stimme, welche mich vor ihm warnte, aber er gefiel mir so gut, daß ich, weil ich weiß, daß zuweilen Menschen hier vorüberkommen, hier warte, denn ich möchte gar zu gern einen Menschen sehen.“ Als der Löwe zu reden aufgehört, sagte ich ihm: „Sey auf deiner Hut und suche dem Menschen auszuweichen, dessen List allmächtig.“ Ich warnte ihn dann so lange, bis er sich endlich entschloß, mit mir wegzugehen. Als wir eine Meile mit einander umherliefen, sahen wir einen großen Staub, der uns immer näher kam, und endlich entdeckten wir einen umherirrenden Esel, der bald stampfte, bald in die Höhe sprang, bald schrie. Der Löwe rief ihn zu sich, und der Esel näherte sich ihm ehrfurchtsvoll

und küßte die Erde vor ihm. Da sagte der Löwe: „Wie heißt du, blödsinniges Thier, und wie so kommst du hierher und was springst du so?“ Der Esel antwortete: „O Prinz! ich heiße Esel und komme hierher aus Furcht vor den Menschen. Denn der Mensch ist ein Unheil von den allergrößten, ein wahres Verderben der Thiere.“ — „Fürchtest du, daß ein Mensch dich tödte oder zerreiße?“ — „Bei Gott, o Prinz! ich fürchte weder von ihm getödtet, noch zerrissen zu werden; aber er gebraucht List, um auf mir zu reiten und mich zu beladen. Da hat er Etwas, das er Decke nennt, das legt er auf meinen Rücken, dann hat er so ein Leder, das er Gurte nennt, damit umgürtet er mich, dann hat er Etwas zum Sitzen, von ihm Sattel genannt, und einen Riemen, den er unter meinen Schweif legt; auch steckt er mir ein Stück Eisen, das er Zaum nennt, in den Mund, und so muß ich dann laufen und schleppen und tragen über meine Kräfte; stolpere ich, so schmäht er mich, schreie ich, so flucht er, und gehe ich ein wenig zu langsam, so schlägt er mir die Rippen auf, und wenn ich alt werde, so macht er mir so einen groben, hölzernen Sattel, und Groß und Klein beladet mich mit Wasserschläuchen und Mistkörben. So lebe ich bei den Menschen in Mühseligkeit und Elend und Erniedrigung, bis ich sterbe, da wirft man mich auf einen Schutthaufen den Hunden zur Speise hin. Gibt es wohl eine größere Qual, als die meinige?“

„Als ich,“ fuhr die Ente fort, „diese Worte des Esels hörte, ergriff mich ein furchtbarer Schauder und eine noch größere Furcht vor den Menschen. Auch der junge Löwe war über diese Rede erstaunt und sagte mir: „Bei Gott! der Esel hat Ursache, den Menschen zu fürchten.“ Er fragte dann den Esel, wo er hingehe? „O Prinz!“ antwortete der Esel, „ich fliehe von hier so schnell als ich kann, denn ich habe vor Sonnenaufgang in der Ferne einen Menschen erblickt.“ Während dieses Gesprächs, als gerade der Esel wieder von uns Abschied nehmen wollte, entdeckten wir einen dichten Staub, der Esel schrie laut auf und blickte nach dem Staube hin und stampfte mit den Füßen. Auf einmal kam unter dem Staube ein schönes Pferd hervor, das scheu und schüchtern umherlief. Als es in die Nähe des Löwen kam, empfing er es mit Achtung und fragte: „Wie ist dein Name, verehrtes Thier, und warum irrst du so umher?“ Das Pferd antwortete: „O Löwe des Glaubens! man nennt mich Pferd und ich bin hier auf der Flucht vor Menschen.“ Der Löwe rief ganz erstaunt: „Bei Gott, wunderbar! was sagst du mir da, deine Worte zerschneiden mir das Herz, du bist ja so stark, so groß und so dick, und doch fürchtest du dich vor den Menschen? Ich wünschte sehr, einem Menschen zu begegnen, ich hoffe, mich an seinem Fleische zu sättigen und an seinem Blute meinen Durst zu stillen, um dieser schwachen, zitternden Ente Ruhe zu verschaffen; nun aber

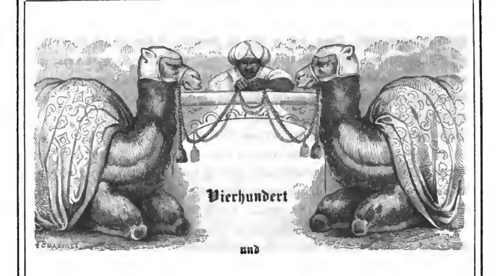


machst du mir bang durch deinen Schrecken und nimmst mir die Lust, mich mit ihm zu messen, du bist doch viel größer und siehst stärker aus, als ich; ich dächte, daß du mit einem Tritte deiner Füße einen Menschen tödten könntest, und nun gebrauchst du deine Füße, um vor ihm zu fliehen.“ Das Pferd lachte und sagte: „Hüte dich wohl vor den Menschen und laß dich nicht durch sein unbedeutendes Aussehen bethören; o Prinz! mir hilft weder Stärke, noch Größe, noch Breite; der Mensch macht aus List und Bosheit Etwas, das man Pfahl nennt, und Etwas, das Strick heißt, aus Haaren geflochten und stark gedreht; den Pfahl befestigt er in dem Boden und mit dem Stricke bindet er meine Füße an. Mit einem andern Stricke, der in der Höhe an einem Pfosten angebunden wird, zieht er meinen Kopf aufwärts und so muß ich wie angenagelt auf den Füßen stehen und kann nicht liegen und nicht schlafen; dann legt er mir Etwas auf, das man Sattel nennt, woran spitzige Eisen befestigt werden, die Steigbügel heißen. Der Sattel wird mir durch zwei Riemen um den Leib geschnürt, dann bekomme ich auch noch ein Eisen in den Mund, das Zaum heißt, und das der, welcher auf mir reitet, in die Hand nimmt, und so zieht er mich hin, wo er will, und spornt mich dabei, daß mir das Herz blutet. Frage nur nicht, o Prinz! nach Allem, was ich von ihm in meiner Jugend dulden muß, und wenn ich gar alt werde und mager, so

verkauft er mich einem Müller, wo ich Waizen und Gerste mahlen muß, Tag und Nacht; und bin ich auch dazu nicht mehr tauglich, so werde ich geschlachtet, meine Haut wird dem Gerber verkauft und mein Fleisch wird auf allen Straßen ausgeschrien und wenn es nicht gut abgeht, so mischt es der Metzger mit Esel- und Mauleselfleisch und kocht es mit Essig, um den schlechten Geruch zu vertreiben."

Scheherſad unterbrach hier diese Erzählung, setzte sie aber in der folgenden Nacht also wieder fort:





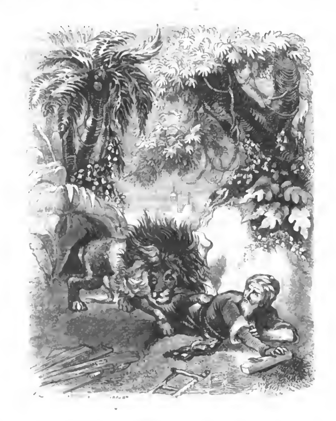
Vierhundert und neunundneunzigste Nacht.

Die Ente erzählte weiter: „Der Löwe fragte das Pferd, wann es einen Menschen gesehen? Es anwortete: „Gegen Mittag sah ich einen Menschen, der meinen Spuren folgte.“ Während des Gesprächs entdeckten wir auf einmal wieder einen mächtigen Staub in der Ferne und es kam ein Kameel darunter hervor, das zitternd und bebend umhertrappte, bis es uns nahe kam. Der Löwe hielt es für einen Menschen und wollte schon darauf losspringen; da sagte ich ihm: „O Prinz! das ist kein Mensch, das ist ein Kameel, das auch vor den Menschen zu fliehen scheint, wie wir.“ Während ich dies dem Löwen sagte, trat das Kameel zu uns, verbeugte sich vor dem Löwen und grüßte ihn. Der Löwe erwiderte seinen Gruß und fragte es, wie so es hierhergekommen? Es antwortete: „Ich fliehe vor dem Menschen.“ — „Wie,“ versetzte der Löwe: „ein Thier von so großer Gestalt, so langen Füßen und starken Hüften fürchtet den Menschen? bei Gott! mit einem Tritte kannst du ihn ja umbringen.“ — „O Prinz!“ antwortete das Kameel, „gegen List ist nicht so leicht Krieg zu führen; der Mensch ist so klug und so schlau und so fein, daß nur der Tod ihm beikommen kann. Da zieht er mir einen Ring durch die Nase, woran eine Schnur befestigt wird, und wirft mir eine Halfter um den Kopf und übergibt mich seinem jüngsten Kinde, das, trotz meiner Größe und Stärke, mich

hinführt, wo es will. Dann legt er mir die schwersten Lasten auf und unternimmt mit mir die größten Reisen, wo ich weder bei Tag, noch bei Nacht Ruhe finde, und wenn ich alt werde und gebrechlich, duldet er mich nicht mehr in seiner Gesellschaft, sondern verkauft mich dem Metzger am Siegesthor (in Kahira). Dieser schlachtet mich, verkauft meine Haut dem Gerber und mein Fleisch den Wirthen, die es dann unter Hammelfleisch mischen. Ich kann dir gar nicht Alles sagen, o Prinz! was ich stets vom Menschen ertragen muß.“ Der Löwe fragte es dann, wann es den Menschen verlassen? Es antwortete: „Gegen Sonnenuntergang, und ich denke, er wird bald hier seyn; schütze dich vor ihm und laß mich weiter fliehen in die Wüsten und Einöden.“ Der Löwe sagte: „Bleibe nur noch ein wenig, du sollst sehen, wie ich ihn zermalme, wie ich ihm den Kopf vom Rumpfe reiße und ihn brate, wie ich dich von seinem Fleische nähre und von seinem Blute tränke.“ Aber das Kameel rief: „Bewahre Gott, o Prinz! daß ich länger säume, ich bin sogar um deinetwillen in großer Angst, wenn ein Mensch sich deiner Wohnung nähert.“ Auf einmal bemerkten wir wieder einen Staub und es trat ein kurzer magerer Greis hervor, der, allerlei Schreinerhandwerkzeug auf der Schulter, einige Baumzweige auf dem Kopfe und einen langen Stock in der Hand trug. Ich fiel vor Furcht auf den Boden, als ich ihn sah, der Löwe aber trat ihm in den Weg, schüttelte seinen Schwanz und bereitete seine Klauen zum Kampfe vor. Der Mensch, der wohl ahnte, was im Innern des Löwen vorging, trat ihm freundlich entgegen, verbeugte sich vor ihm, lächelte ihm zu und sprach mit einer süßen Zunge: „O erhabener und mächtiger König! Gott schenke dir einen süßen Abend, vermehre deine Kraft und deinen Ruhm, verbreite deine Herrschaft und deine Macht, unterwerfe dir alle deine Feinde und weise dir das Paradies zur Wohnung an. Gewähre mir deinen Schutz und stehe mir bei, ich kann nur bei dir Hülfe finden.“

„Der Löwe, gerührt von dem Flehen und Weinen des Schreiners, sagte ihm: „Ich verspreche dir meinen Schutz, sage mir, wer dir Gewalt angethan und wer du bist? denn ich habe in meinem Leben kein Thier deinesgleichen gesehen, so schön an Gestalt und so beredter Zunge; wie heißt du denn und wer mißhandelt dich?“ Der Schreiner antwortete: „O Herr der Thiere! ich heiße Schreiner und ich fürchte mich sehr vor dem Menschen, der morgen früh schon hier eintreffen wird; ich gehe jetzt zum Vizier deines Vaters, dem mächtigen, reißenden Thiere, dem Herrn der Klauen und Zähne, der auch gehört hat, daß Menschen in seine Nähe kommen würden, und daher aus Furcht mich rufen ließ, damit ich ihm zum Schutze aus diesen Brettern ein Haus baue.“ Der junge Löwe beneidete den Vizier seines Vaters und sagte zum Schreiner: „Bei

Gott! ich lasse dich nicht von der Stelle, bis du mir zuerst ein Haus bauest; nachher kannst du zum Vizier gehen.“ Der Schreiner sagte, er müsse zuerst zum Vizier und wolle nach vollendeter Arbeit bei diesem zu ihm zurückkehren; aber der junge Löwe drang in ihn, sprang auf ihn zu und wollte ihn zum Scherze mit der Zunge lecken, da fiel der Schreiner mit dem Korbe auf den Boden und alle Werkzeuge lagen auf der



Erde zerstreut. Der Löwe sagte dann lachend: „Wie schwach bist du, du armer Schreiner; bei Gott! deine Furcht vor dem Menschen ist zu entschuldigen, denn du hast gar keine Kraft.“ Der Schreiner, der sich bei diesem Sturze die Haut aufgerieben hatte, ward sehr aufgebracht, doch verbarg er aus Furcht vor dem Löwen seinen Groll, stand wieder auf und sagte lächelnd: „Gut, ich will dir ein Haus bauen;“ er nahm dann die Bretter, die er bei sich hatte, und nagelte sie zusammen, wie eine Kiste, und

ließ den Deckel geöffnet. Als er damit fertig war, sagte er zum Löwen: „Mein Herr! geh einmal in dieses Haus, daß ich dein Maß nehme." Der Löwe ging hinein, vor Freude ganz außer sich. Da aber die Kiste für ihn etwas eng war, sagte ihm der Schreiner, er müsse niederknien, dies that der Löwe, bis nur sein Schweif noch heraushing; aber auch diesen legte der Schreiner zusammen und drückte ihn in die Kiste, dann legte er schnell den Deckel darauf, an dem große Nägel herausgingen, die den Löwen von allen Seiten stachen. Der Löwe schrie: „Was ist das für ein enges Haus? laß mich heraus!" Der Schreiner antwortete lachend: „Aus dieser Kiste kömmst du in deinem Leben nicht mehr heraus, es bleibt dir gar kein Weg zur Rettung offen, du bleibst nun im Käfig, du abscheulichster aller Vögel; nun liegst du in der Schlinge, die du so sehr gefürchtet hast; die Bestimmung wollte es so durch mich, da hilft keine Vorsicht." Als der Löwe diese Worte vernahm, merkte er, daß der Schreiner ein Mensch war, vor dem man ihn wachend und träumend gewarnt hatte. Ich fing nun an," fuhr die Ente fort, „auch für mich ängstlich zu werden, darum entfernte ich mich ein wenig, aber ich war noch Augenzeuge davon, wie der Mensch ein großes Loch in der Nähe der Kiste, in die er den Löwen eingesperrt hatte, grub, die Kiste in die Grube warf und anzündete. Als ich dies sah, entfloh ich schnell und befinde mich nun schon zwei Tage auf der Flucht vor dem Menschen."

Der Pfau war sehr erstaunt über diese wunderbare Erzählung der Ente und sagte ihr: „O meine Schwester! hier sind wir sicher vor dem Menschen, wir befinden uns ja auf einer Insel, die von keinem Menschen betreten wird; wir wohnen schon lange in bester Ruhe hier, bleibe also bei uns, bis der erhabene Gott auf andere Weise uns vor unsern Feinden Ruhe schafft. Was willst du länger so umherziehen? ist etwas über unser Haupt beschlossen, so wird es uns überall erreichen; denn, ist unsre Todesstunde nahe, wer kann uns gegen sie schützen? und Niemand stirbt, bis seine Zeit abgelaufen."

Während sie so zusammen sprachen, erhob sich wieder ein Staub; die Ente sprang in's Meer und schrie: „Vorsicht! Vorsicht! laß mich dem Unheil entfliehen!" Auf einmal legte sich der Staub und es kam ein Reh herbeigesprungen. Da sagte der Pfau zur Ente: „O meine Schwester! kehre nur wieder, das, wovor du dich fürchtest, ist ja ein Reh, das uns gewiß nichts zu Leid thut, es nährt sich ja nur von Pflanzen und gehört zu den vierfüßigen Thieren, wie du zu den Vögeln, sey also ruhig und mache dir keine Sorgen, denn Sorgen machen den Körper mager." Das Reh hatte inzwischen den Schatten des Baumes gesucht, wo der Pfau und die Ente sich aufhielten.

und als es sie sah, grüßte es sie und sagte: „Ich habe in meinem Leben keine fruchtbarere Insel gesehen, die so reiche Weide hat, als diese, wie angenehm ist es hier zu wohnen, ich wünschte sehr, euch Gesellschaft leisten zu dürfen.“ Die Ente näherte sich ihm freundlich, grüßte es und sagte, sie habe sich schon lange nach einer so lieblichen Gesellschaft gesehnt; sie schlossen bald ein Freundschaftsbündniß und schwuren sich Treue und aßen und tranken und wohnten vergnügt beisammen, bis eines Tages ein Schiff an der Insel vorbeikam, das auf dem Meere herumirrte. Die Schiffleute wählten diese Insel als Ankerplatz, stiegen an's Land und liefen auf der Insel umher. Als sie den Baum sahen, unter welchem das Reh, der Pfau und die Ente versammelt waren, liefen sie darauf zu; aber der Pfau entfloh schnell auf den Baum, das Reh suchte die Weite, nur die Ente, die bald vorwärts, bald rückwärts ging, wurde gefangen und, troß aller ihrer Vorsicht gegen die Bestimmung, auf's Schiff geschleppt und geschlachtet. Als der Pfau sah, was der Ente geschehen, wollte er diese Insel verlassen, denn er rief aus: „Ich sehe überall nur Unheil; wie schön hätte ich in Freundschaft mit dieser Ente gelebt, wenn nicht das Schiff dazwischen gekommen wäre!“ Er flog dann umher, bis er wieder das flüchtige Reh traf, dieses wünschte ihm Glück zu seinem Entkommen und erkundigte sich nach der Ente. „Meine theure Freundin,“ sagte der Pfau, „ist gefangen worden, darum verlasse ich auch diese Insel, die mir wegen des Unglücks der Ente verhaßt geworden.“ Er weinte dann eine Weile und sprach folgenden Vers:

„Der Tag der Trennung hat mein Herz gebrochen, Gott breche auch dem Trennungstage das Herz. Wenn nur noch ein Tag der Vereinigung wiederkehrte, daß ich ihm berichte, was der Trennungstag gethan.“

Das Reh ward sehr betrübt, doch bewog es den Pfau, noch einige Zeit auf der Insel zu bleiben, und sie wohnten vergnügt und sicher beisammen und hatten keinen andern Kummer, als den Verlust der Ente. Eines Tages sagte das Reh zum Pfau: „Du siehst, daß wir unsern Verlust nur den Menschen zu verdanken haben, die aus dem Schiffe gestiegen sind, sey also stets auf deiner Hut gegen ihre List.“ Aber der Pfau erwiderte: „Ich weiß ganz bestimmt, daß nur die Vernachlässigung des göttlichen Lobs die Ente in's Verderben gestürzt, denn jedes Geschöpf ist verpflichtet, Gott zu preisen, und wer dies unterläßt, wird dafür bestraft.“ Das Reh dankte dem Pfauen für diese Ermahnung und fing an, den ganzen Tag den Schöpfer zu loben und immer zu rufen: „Gepriesen sey der Richter, der Herr der Kraft und Macht!“

Auch erzählt man: Vor alten Zeiten wohnte ein Einsiedler allein auf einem Berge, wo er kein lebendiges Wesen, als ein Paar Tauben, bei sich hatte, mit denen

er sehr befreundet war, deren ganze Lebensweise er kannte und deren Lobeserhebungen er deutlich vernahm. Dieser Einsiedler theilte seine Nahrung mit den Tauben, die sich bald vermehrten, weil er oft für die Verbreitung ihrer Nachkommen betete. So lange der Einsiedler lebte, hörten die Tauben nicht auf, Gott zu preisen und zu rufen: „Gepriesen sey der Schöpfer, der jedem Geschöpfe seinen Lebensunterhalt angewiesen, gepriesen sey der Erbauer des Himmels und der Gründer der Erde!" Als aber Gott den Einsiedler zu sich nahm und die Tauben nicht mehr an ihr göttliches Lob ermahnt wurden, da hatte auch bald ihr Wohlstand ein Ende, sie wurden getrennt und zerstreut in Städten und Flecken, auf Bergen und in Ebenen.

Schehersad brach für heute hier ab. In der nächsten Nacht begann sie von Neuem:





Fünfhundertste Nacht.

So wird auch erzählt: Es wohnte einst auf einem Berge ein sehr verständiger, religiöser und tugendhafter Hirt, der von der Milch und Wolle seiner Heerde lebte. Der Berg, den er bewohnte, war sehr waldig und beherbergte viele wilde Thiere, doch konnten sie weder dem Hirten, noch seiner Heerde etwas zu Leide thun; er lebte daher in größter Sicherheit und Sorgenlosigkeit auf diesem Berge, unbekümmert um weltliche Angelegenheiten und bloß in der Verehrung Gottes selig. Einst wurde er sehr krank, so daß er seine Höhle nicht mehr verlassen konnte; seine Heerde ging indessen jeden Tag auf die Weide und kehrte Abends zur Höhle zurück. Aber Gott wollte den Einsiedler prüfen, er schickte ihm daher einen Engel in der Gestalt einer sehr schönen Frau, die sich zu ihm setzte. Als der Einsiedler sie sah, zitterte sein ganzer Körper und er sagte ihr: „Was ruft dich hierher? was haben wir mit einander gemein, daß du zu mir kommst?“ Sie antwortete: „O Mensch! siehst du nicht, wie schön und reizend ich bin und welchen

Wohlduft ich verbreite? weißt du nicht, wie sehr du einer weiblichen Pflege bedarfst? warum willst du mich denn verstoßen? was schadet dir meine Gesellschaft, da mir doch deine Nähe so theuer ist, daß ich dir Alles gewähren und gar nichts versagen will? Wir haben ja hier Niemanden zu fürchten, wir sind ja allein und du wohnst ja so einsam auf diesem Berge, daß es dir nur erwünscht seyn kann, ein weibliches Wesen bei dir zu haben, das dich bedient; du wirst auch sehen, daß du durch meine Nähe gewiß bald wieder gesund wirst, und es tief bereuen, so lange abgesondert von Frauenzimmern gelebt zu haben; komm zu mir und folge meinem Rathe." Der Hirt



antwortete: „Verlasse mich, du trügerisches Weib! ich mag deine Nähe und deine Liebe nicht; wer sich hier seiner Leidenschaft hingibt, dem bleibt jene Welt verschlossen, nur wer hier allen Freuden entsagt, dem werden die des Paradieses zu Theil; wehe dem, der durch deine Nähe in Versuchung kömmt und von deinen Liebkosungen sich täuschen

läßt." Darauf erwiderte der Engel: „O Frauenfeind! der du vom rechten Wege abirrst, sieh mich nur an und ergötze dich an meinen Reizen, wie schon andere weise Männer vor dir gethan, die besser und erfahrener als du waren; laß ab von deinem Eigensinn, du wirst es sonst bereuen." Aber der Hirt versetzte: „Du bist ein trügerisches Weib, ich werde fortleben in meiner Enthaltsamkeit und Gott zu Hülfe rufen gegen jede Gemeinschaft mit dir; wie manchen Frommen magst du schon verführt haben, den dann ewiges Unheil traf. Lasse mich also, du verworfenes Weib!" Er warf dann seinen Mantel um sein Gesicht, daß er sie nicht mehr sah, und betete zum Herrn.

Als der Engel die unerschütterliche Frömmigkeit des Hirten sah, zog er sich zurück und stieg wieder in den Himmel. In der Nähe des Einsiedlers war ein Flecken, in welchem auch ein sehr frommer Mann wohnte. Dieser hörte Nachts im Traume eine Stimme, welche ihm zurief: „Auf dem Berge in deiner Nähe hält sich ein gottesfürchtiger Einsiedler auf, besuche ihn und thu', was er dir sagt." Am folgenden Morgen machte er sich auf den Weg, um ihn aufzusuchen; des Mittags ließ er sich unter einem Baume neben einer Wasserquelle nieder, um ein wenig auszuruhen. Da kamen viele wilde Thiere und Vögel, um an der Quelle zu trinken, sie entflohen aber und kehrten wieder um, als sie den frommen Mann sahen. Da dachte er: mein Aufenthalt hier verscheucht die Thiere und die Vögel, ich will ihnen nicht länger im Wege seyn. Er stand daher auf und machte sich Vorwürfe, diese Thiere und Vögel, die doch auch Geschöpfe Gottes, wie er, seyen, von der Quelle vertrieben zu haben, und ging gebeugt fort, bis er zum Hirten kam. Dieser bewillkommte und umarmte ihn und fragte, was ihn hierhergebracht, an einen Ort, der von keinem Menschen sonst betreten wird? Der gottesfürchtige Fremde antwortete: „Eine Stimme hat mir im Traume deinen Ort bezeichnet und mir befohlen, zu dir zu wandern und dich zu grüßen." Der Hirt freute sich mit dem Fremden, nahm ihn gut auf und lebte in seiner Gesellschaft, bis der Tod sie trennte; so belohnte ihn Gott für seine Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung."

Der König sagte zu Scheherfad: „Diese Erzählung läßt mich alles Unrecht bedauern, das ich in meinem Königreich ausgeübt, und den Tod so vieler Mädchen bereuen; erzähle mir nun wieder Etwas von den Vögeln." Da begann Scheherfad: „Ich will dir von der Freundschaft zwischen einem Raben und einer Katze erzählen, woraus man sehen kann, wie ein treues und festes Zusammenhalten gegen jede Gefahr schützt.

Ein Rabe und eine Katze, welche lange in bestem Einverständnisse lebten, unterhielten sich eines Tages auf den Zweigen eines Baumes mit einander und glaubten sich in größter Sicherheit; da kam auf einmal ein Tiger auf den Baum zu und fing schon an

hinaufzuklettern, der Rabe flog gleich auf den Gipfel des Baumes, aber die Katze wußte nicht, wie sich retten. Da fragte der Rabe die Katze, ob sie ein Rettungsmittel wisse? Sie antwortete: „In der Gefahr nur kann Freundschaft erprobt werden, ich erwarte von dir Hülfe." Der Rabe flog sogleich vom Baume weg auf einen Weideplatz, der in der Nähe war, wo Hirten mit ihren Hunden sich herumtrieben. Er ließ sich auf den Boden nieder, so daß seine Flügel die Erde berührten, und fing an zu schreien und zu lärmen und einem der Hunde die Flügel in's Gesicht zu schlagen und sich dann wieder ein wenig zu erheben. Der Hund folgte ihm und auch der Hirt, der den Vogel so nieder fliegen sah, kam mit den andern Hunden nach; so lockte sie der Rabe, immer ganz nahe an der Erde fliegend, bis zu dem Baume hin, wo der Tiger war. Als die Hunde den Tiger sahen, vergaßen sie den Raben und sprangen auf den Tiger los, der die Flucht ergreifen mußte und in seiner Hoffnung, die Katze zu fressen, getäuscht ward. So ward die Katze durch die List ihres Freundes, des Raben, gerettet. Du siehst, o König! was wahre Freundschaft vermag.

Auch diese Parabel ergötzte den König nicht minder als alle Erzählungen seiner Gattin. Nachdem sie nun eine Weile geschwiegen, sagte sie dem König, daß sie in der nächsten Nacht mit einer der schönsten Geschichten beginnen wolle, welche sie zu erzählen wisse.



Ende des zweiten Bandes.

Inhalt

des

zweiten Bandes.



Verlags-Werke von Dennig Finck & C°

in Pforzheim,

welche durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Staaten zu beziehen sind, oder auf Verlangen zur Einsicht daselbst vorgelegt werden:

Tausend und eine Nacht. Arabische Erzählungen. Zum ersten Male aus dem Urtext treu übersetzt von Dr. Gustav Weil. Mit 2000 Bildern und Vignetten in feinstem Holzstich. In Lieferungen à 4 kr. oder $^{1}/_{21}$ ℛ.

Wird im Laufe des Jahres 1841 vollständig erscheinen.

Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha. Von Miguel Cervantes de Saavedra. Aus dem Spanischen übersetzt. Mit dem Leben von Miguel Cervantes nach Viardot. 2 Bände. Mit 800 Bildern nach Tony Johannot. In 241 Lieferungen à 4 kr. oder $^{1}/_{21}$ ℛ.

In einzelnen Lieferungen oder auch broschirt zu beziehen.

Romane und Novellen aus dem Spanischen des Miguel Cervantes de Saavedra. Mit vielen feinen Holzstichen nach Tony Johannot und andern Künstlern. Taschen-Ausgabe. 10 Bände à 48 kr. oder $^{1}/_{2}$ ℛ.

Die ersten sechs Bände, eine illustrirte Taschen-Ausgabe von „Don Quixote", sind auch besonders zu beziehen.

Geschichte des Gil Blas von Santillana. Aus dem Französischen des Le Sage. Mit 600 feinen Holzstichen nach Zeichnungen von Jean Gigoux. 6 Hefte à fl. 1. 30 kr. oder $^{7}/_{8}$ ℛ.

Complet oder auch in einzelnen Heften zu beziehen.

Der hinkende Teufel von Le Sage. Neue sorgfältige Uebertragung. Mit in den Text gedruckten feinen Holzstichen nach Zeichnungen von Tony Johannot. 8 Hefte à 36 kr. oder $^{3}/_{8}$ ℛ.

Ebenfalls complet oder heftweise zu beziehen.

Paul und Virginie und die indische Hütte. Von J. H. Bernardin de Saint-Pierre. Nach Zeichnungen von Tony Johannot und Andern illustrirt mit 400 Vignetten und 30 großen Bildern in feinstem Holzstich, nebst Beigabe von 3 Stahlstichen und einer Karte von Ile-de-France. 9 Hefte à fl. 1. oder $^{2}/_{3}$ ℛ.

In einzelnen Heften oder complet zu beziehen.

Die vier heiligen Evangelien unsers Herrn Jesu Christi nach den heiligen Evangelisten Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes. Aus der lateinischen Vulgata getreu übersetzt von J. P. Silbert. Mit vorhergehender Einleitung, einer kurzen Lebensgeschichte der heiligen Evangelisten, historischen Umrissen der Stadt Jerusalem und des heiligen Landes, und der Zugabe eines lieblichen Passionsgartens des Herrn. Mit sechs prächtigen Titelbildern, vielen feinen Holzstichen und jede Seite mit Randverzierungen im reinsten Geschmack des Mittelalters, nebst einem prachtvollen Stahlstich. 6 Hefte à fl. 2. oder 1$^{1}/_{3}$ ℛ.

Complet oder heftweise zu beziehen.

Columba, ein Füllhorn freundlicher Blüthen und Früchte zur Belehrung und Erheiterung zumal der gebildeten Jugend. Von J. P. Silbert. Mit Stahlstichen geziert.

Mannathau in der Wüste des Lebens. Von J. P. Silbert. Mit 100 Vignetten in schönstem Holzstich.

Licht- und Trostquellen in anmuthigen Betrachtungen auf alle Tage des kirchlichen Jahres. Von J. P. Silbert. Mit Randverzierungen und 366 Vignetten in feinem Holzstich.

Shakspeare's Kaufmann von Venedig. Englisch-deutsche Pracht-Ausgabe mit 27 Scenen und Vignetten in feinstem Holzstich. Die deutsche Uebertragung von Alexander Fischer. Elegant broschirt fl. 1. oder $^{2}/_{3}$ ℛ.

Illustrationen zu Schillers Werken. 40 prachtvoll gedruckte Darstellungen in feinstem Holzstich. 8 Hefte à 12 kr. oder $^{1}/_{8}$ ℛ.

England und die Engländer in Bildern aus dem Volke nach Leigh Hunt und Andern. Mit Zeichnungen von Kenny Meadows. In Heften mit je vier Bildern à 27 kr. oder $^{1}/_{4}$ ℛ.

Die Staatsmänner während der Regierungs-Epoche Georgs III. Aus dem Englischen des Henry Lord Brougham. 2 Bände à fl. 3. 30 kr. oder 2 ℛ. — Jeder Band mit 12 englischen Stahlstichen à fl. 7. oder 4 ℛ.

Heldenkämpfe aus alter und neuer Zeit. Eine Galerie von Großthaten aus dem Leben einzelner Männer und ganzer Völker. Für die heranwachsende Jugend. Von Ludwig Pressel. Mit Beigabe von 6 schön gravirten Bildern. Preis fl. 2. 24 kr. oder 1$^{1}/_{2}$ ℛ.

Heldenbilder. Historische Unterhaltungen für die Jugend von Ludwig Pressel.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Freiherrn von Schäffer, Großherzoglich Badischen General-Lieutenants und Präsidenten des Kriegs-Ministeriums. Beiträge zur politischen und Kriegsgeschichte unserer Zeit, insbesonder von Baden und Nassau. Verfaßt und bearbeitet von Hofrath Dr. G. Muhl. Mit dem Portrait des Generals und 5 Schlachtplänen. fl. 3. 30 kr. oder 2 ℛ.

Feen-Mährchen. Für die Jugend neu erzählt von Dr. Anton Fröhlich. 3 Bändchen. Mit circa 300 schönen in den Text gedruckten Holzstichen. Broschirt fl. 2. oder 1$^{1}/_{4}$ ℛ. Hübsch gebunden und in Futteral fl. 2. 45 kr. oder 1$^{2}/_{3}$ ℛ.

Die schönsten Mährchen und Sagen für Jung und Alt. Mit vielen in den Text gedruckten Holzstichen. Hübsch cartonirt fl. 2. oder 1$^{1}/_{4}$ ℛ.

Die Kinderwelt. In Bildern, Mährchen und Sagen dargestellt von Dr. Anton Fröhlich. — cartonirt 28 kr. oder $^{7}/_{24}$ ℛ.

Blasedow und seine Söhne. Komischer Roman von Karl Gutzkow. 3 Bände à fl. 3. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Die Zeitgenossen. Ihre Schicksale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere. Aus dem Englischen des E. L. Bulwer. 2 Bände à fl. 1. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Dichtungen von Hermann Kurtz. fl. 2. oder 1 1/4 Rthlr.

Tuttolasso's Wanderungen durch Deutschland, Polen, Ungarn und Griechenland im Jahre 1836. fl. 3. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Die Cenci. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Percy Bysshe Shelley. Nebst einer Lebensskizze des Dichters von Felix Adolphi. Mit dem Bildnisse Shelley's. fl. 1. 48 kr. oder 1 Rthlr.

Neue Beschreibung von München mit Anführung seiner Umgebungen. Von Dr. Fr. Mayer. Mit einem Plane der Stadt München. fl. 2. 42 kr. oder 1 1/2 Rthlr.

Panorama der Donau von Ulm bis Belgrad. Mit begleitendem Texte von Dr. Fr. Mayer. Der Text fl. 1. 30 kr. oder 7/8 Rthlr. Die beiden Karten besonders fl. 2. 42 kr. oder 1 1/2 Rthlr.

Wilhelm Tell. Ein hüpsch vnd lustig Spyl vorzyte gehalten zu Vry in dem loblichen Ort der Eydgnoschafft, von dem frommen vnd ersten Eydgenossen Wilhelm Thellen irem Landtmann. Jetz nüwlich gebessert, corrigiert, gemacht vn gespilt am nüwen Jars tag von einer lodlichen vn junge burgerschafft zu Zürich, im Jar als man zalt M. D. XLV. Per Jacobum Ruef, urbis Tigurinae Chirurgum. Herausgegeben und mit einem Vorwort und einem Wörterbuche versehen von Dr. Fr. Mayer. fl. 1. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Beschreibung der königlichen Museen und Privat-Galerien zu Paris. Von Eduard Kolloff. fl. 2. 42 kr. oder 1 1/2 Rthlr.

Compendiöse Geschichte der Medizin von den ältesten Zeiten bis zum zweiten Viertheil des neunzehnten Jahrhunderts. Für praktische Aerzte, Nichtärzte und Studirende von Dr. R. H. Rohatzsch. Erster Band. fl. 3. oder 2 Rthlr.

Medizinische Zustände und Forschungen im Reiche der Krankheilen. Von Dr. Robert Volz, praktischem Arzte zu Pforzheim. fl. 2. 30 kr. oder 1 1/2 Rthlr.

Reisen nach der Stadt der Khalifen, die Ufer des persischen Meerbusens und des mittelländischen Meeres entlang, mit Einschluß einer Reise nach der Küste von Arabien und der Insel Socotra. Aus dem Englischen des J. R. Wellstedt von Dr. H. Künzel. fl. 3. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Greyslaer. Eine romantische Erzählung der Mohawk-Indianer zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskrieges. Aus dem Englischen des C. F. Hofmann von Dr. H. Künzel. fl. 3. oder 1 3/4 Rthlr.

James Stanislaus Bell's Tagebuch seines Aufenthalts in Circassien während der Jahre 1837, 1838 und 1839. In's Deutsche übertragen von Dr. Heinrich Künzel, Mitglied der Camden Society in London.

Jesus Christus unser Vorbild. Familien-Buch für gebildete Christen aller Confessionen, zur Befestigung ihres Glaubens und Beruhigung ihres Herzens. Eine zeitgemäße Abhandlung von Dr. J. J. Kromm. fl. 1. 15 kr. oder 2/3 Rthlr.

Das Kirchen-Jahr in seinen mannigfaltigen Mahnungen an den Bekenner Jesu. Geistliche Reden über Glaube, Hoffnung, Liebe nach den Evangelien. Gabe christlicher Liebe für alle Verehrer des Herrn, welche Licht und Wärme gleichmäßig suchen; von Dr. J. J. Kromm. 2 Bände à fl. 1. 30 kr. oder 7/8 Rthlr.

Katechetische Unterredungen über den im Großherzogthum Baden allgemein und nach dem Wunsche des Großherzogl. Hessischen Ober-Consistoriums auch im Großherzogthum Hessen eingeführten Katechismus der christlichen Lehre. Ein Wegweiser zunächst für Volksschullehrer 2c. Von Dr. J. J. Kromm. Erstes Bändchen: Die christliche Glaubenslehre.

Dr. Carl von Rotteck's gesammelte und nachgelassene Schriften mit Biographie und Briefwechsel. Geordnet und herausgegeben von seinem Sohne Dr. Hermann von Rotteck. Fünf Octav-Bände à fl. 2. 24 kr. oder 1 1/2 Rthlr.

Dr. Carl von Rotteck's Allgemeine Geschichte. Fortsetzung. Geschichte der Jahre 1815 — 1840. Nach des Verewigten hinterlassenen Vorarbeiten und Materialien bearbeitet und herausgegeben von seinem Sohne Dr. Hermann von Rotteck. Zwei Octav-Bände à fl. 3. 12 kr. oder 2 Rthlr. — Der Reihenfolge zehnter und elfter Band in allen Auflagen.

Allgemeine Weltgeschichte für die reifere Jugend und das nichtgelehrte Publicum bearbeitet von dem Verfasser der heiligen Geschichte. Mit 72 Stahlstichen. 4 Bände in je 5 Heften à 36 kr. oder 1/3 Rthlr.

Allgemeine Geschichte der letzten fünfzig Jahre 1789 — 1840. Von C. Strahlheim. Mit 16 Stahlstichen. 4 Bände in je 4 Heften à 36 kr. oder 1/3 Rthlr.

Historisch-mythologisch-geographische Jugend-Bibliothek. Für die Jugend und nichtgelehrte Welt bearbeitet von dem Verfasser der heiligen Geschichte. In zwanglosen Bänden mit je 6 schönen Stahlstichen à fl. 1. 12 kr. oder 3/4 Rthlr.

Mariens Tagebuch. Reisebilder aus dem Schwarzwalde, vom Bodensee, Vorarlberg, Tyrol, aus Salzburg, Wien, Mähren, Polen und Rußland. Von M. v. F. 2 Bändchen à fl. 1. 12 kr. oder 3/4 Rthlr.

Handbuch für Reisende in Schweden. Von Dr. P. A. F. K. Possart. fl. 3. oder 1 3/4 Rthlr.

Hinterlassene Papiere eines geistlichen Selbstmörders. Veröffentlicht von Adolph Weisser. fl. 2. 30 kr. oder 1 1/2 Rthlr.

Ritterliche Thaten Götz von Berlichingens mit der eisernen Hand. Auerlich aus den verglichenen Handschriften gezogen und lesbar gemacht von M. A. Gessert. Mit verzierten Initialien. fl. 1. 45 kr. oder 1 Rthlr.



wenn man nichts Anderes haben kann; da aber Alles bereitet ist, sage mir, was du wünschest." — „Frisches Brod und ein Stückchen Käse." — „Das ist zu gering für dich." — „Nun, Brod und Bohnen." — „Auch das ist nicht vornehm genug." — „Nun, da du doch meinen Rang kennst, so sage du, was mir ziemt." — „Dir ziemen gebratene Hühner, Reis mit Pfeffer, Honig, farcirte Rippen und süße Mehlspeise." — „Spottest du meiner? träumst du oder bist du verrückt? Woher sollen alle diese kostbaren Gerichte kommen? wer kann die zubereiten?" — „Bei meinem Leben, du sollst sogleich alle Speisen haben, die ich dir genannt."

Scheherſad unterbrach hier ihre Erzählung; in der nächsten Nacht begann sie folgendermaßen:





Vierhundert

und

vierundneunzigste Nacht.

Djaudar nahm hierauf den leeren Sack, streckte die Hand hinein und holte alle Speisen hervor, die er genannt hatte. Seine Mutter wunderte sich und sagte: „Der Sack war doch ganz leer?" Djaudar sagte ihr, er habe diesen Sack von Abd Assamd und ein Geist sey ihm dienstbar, der alle Speisen herbeischaffen müsse. Sie stellte dann selbst einen Versuch an und forderte eine farcirte Rippe, die sie sogleich im Sacke fand. Als sie gegessen hatte, sagte ihr Djaudar: „Thu' das Uebrige in andere Schüsseln, lege die leeren Schüsseln wieder in den Sack und entdecke Niemanden das Geheimniß." Während sie so beisammen saßen, trat Salem und Selim herein, welche die Ankunft ihres Bruders mit einem Sklaven auf einem Maulesel, in einem Aufzuge, der seines Gleichen nicht findet, vernommen hatten. Sie bereuten es jetzt, ihre Mutter so mißhandelt zu haben, und fürchteten, sie möchte es Djaudar erzählen; doch wagten sie es zu ihm zu gehen, weil sie wußten, daß, wenn sie sich entschuldigten, er so großmüthig seyn werde, ihnen zu verzeihen. Djaudar hieß sie sitzen, bewillkommte sie und ließ sie essen, bis sie satt waren.

Als sie genug gegessen hatten, wollten sie das Uebrige für das Nachtessen aufbewahren, aber Djaudar sagte ihnen: „Theilet es den Armen aus, ich will für diesen Abend noch mehr als dieses herbeischaffen." Sie nahmen nun die übriggebliebenen Speisen

mit und gaben davon jedem Armen, der ihnen begegnete, bis sie nichts mehr hatten; dann brachten sie die leeren Schüsseln ihrer Mutter, die sie auf Djaudars Befehl wieder in den Sack steckte. Des Abends holte Djaudar wieder vierzig Speisen heraus und hieß seine Mutter den Tisch decken; ebenso am folgenden Morgen zum Frühstücke und so zehn Tage lang. Am elften Tage sagte Salem zu Selim: „Wie ist unser Bruder auf einmal so reich geworden, daß er dreimal täglich wie ein Sultan speist und das Uebrige austheilt?" Selim sagte: „Frage eher noch, woher diese Speisen kommen, da er doch nie Etwas einkauft, auch nie ein Feuer bei ihm brennt." Salem versetzte: „Es ist wahrlich zum Erstaunen, wir müssen nun irgend eine List gebrauchen, um durch unsere Mutter zu erfahren, wie es damit zugeht." Sie begaben sich hierauf, in ihres Bruders Abwesenheit, zu ihrer Mutter und sagten, sie wären hungrig. Die Mutter ging in das Nebenzimmer und holte eine warme Schüssel heraus. Da sagten sie:



„O Mutter! diese Schüssel ist warm und du hast doch gar kein Feuer im Hause." Sie antwortete: „Ich habe sie aus dem Quersacke geholt." — „Aus welchem Sacke?" — „Aus dem, welchem ein Geist dienstbar ist und den ein Zauberer aus dem Abendlande euerm Bruder geschenkt hat; saget aber Niemanden etwas davon." — „Wir wollen es geheim halten, aber zeige uns doch einmal, wie das zugeht." Als sie ihnen den Sack gezeigt hatte, sagte Salem zu Selim: „Wie lange sollen wir noch bei Djaudar uns wie Diener behandeln lassen und von Almosen leben? Wir wollen List gegen ihn gebrauchen und den Sack in unsere Gewalt bringen." Selim fragte: „Wie willst du dies anfangen?" — „Du sollst es diesen Abend schon sehen," antwortete Salem: „ich werde ihn bei dem Präfecten des rothen Meeres anklagen und ihn ihm als Sklaven verkaufen." Des Abends gingen sie zum Seepräfecten und Salem sagte ihm: „Herr! wir Beide sind Brüder und haben noch einen dritten Bruder, der ein sehr verworfener Mensch ist, an dem gar nichts Gutes. Als unser Vater starb und uns Vermögen hinterließ, theilten wir es unter einander, aber unser Bruder hatte bald seinen Antheil verschwendet; er klagte uns dann an, wir hätten ihm zu wenig gegeben und führte so lang Prozesse gegen uns, bis wir auch arm wurden; es wäre uns daher sehr lieb, wenn du ihn uns abkaufen wolltest." Da sagte der Präfect: „Wenn ihr durch irgend eine List mir ihn hierherschaffen könnt, so schicke ich ihn gleich auf die See." — „Wir können ihn nicht hierherbringen," erwiderte Salem: „doch sey du unser Gast und bringe noch einige Männer mit dir; wenn unser Bruder dann schläft, so fallen wir Alle über ihn her und binden ihn und führen ihn unter dem Schutze der Nacht aus der Stadt." Der Präfect sagte: „Gut, wollt ihr ihn für vierzig Dinare verkaufen?" — „Recht gern," antwortete Salem, und er bezeichnete ihm einen Platz, wo er nach dem Nachtgebete sich einfinden sollte. Die beiden Brüder gingen hierauf wieder zu Djaudar und Salem küßte ihm die Hand. Djaudar fragte: „Was hast du, mein Bruder?" Salem antwortete: „Wisse, wir haben einen Freund, der uns oft schon eingeladen und uns tausend andere Gefälligkeiten erwiesen hat; als ich heute ihn sah und grüßte, lud er mich wieder ein; ich sagte ihm aber, ich könne meinen Bruder nicht allein lassen. Da sagte er: Bringe ihn mit dir. Ich erwiderte: Das wird er nicht wollen, sey du lieber mit deinen Freunden — es saßen deren einige bei ihm — unser Gast. Ich sagte dies, weil ich nicht glaubte, daß er meine Einladung annehmen würde, nun nahm er sie aber an und bat mich, ihn am Ecke unserer Straße zu erwarten; ich komme daher ganz beschämt zu dir und frage, ob du unser Herz stärken und sie als deine Gäste aufnehmen

wirst, oder wenn du sie nicht in dein Haus nehmen willst, sie doch bei einem unserer Nachbarn bewirthen läßt?"

Djaudar sagte: „Warum soll ich sie zu den Nachbarn schicken? ist etwa unser Haus zu eng, oder haben wir nicht für sie zu essen? Schäme dich, mir so etwas zu rathen. Haben wir nicht die besten Speisen und so viel, daß immer noch übrig bleibt? Du kannst Leute bringen so viel du willst, und wenn ich nicht zu Hause bin, so wird meine Mutter dir Speisen in Masse bringen; geh also und hole deine Gäste." Salem küßte ihm die Hand und ging an das Eck seiner Straße, wo nach dem Nachtgebete der Präfect mit seinen Leuten sich einfand, und führte sie in Djaudars Haus. Djaudar stand auf, bewillkommte sie, hieß sie sitzen und ahnte nicht, was sie im Herzen verborgen. Er bat dann seine Mutter, das Nachtessen zu bringen, und sie holte vierzig Speisen, die ihr Djaudar nach einander angab. Der Präfect und seine Leute aßen nun, bis sie satt waren, und glaubten, das Alles käme von Salem. Als der dritte Theil der Nacht vorüber war und sie auch süße Speisen gegessen hatten, legten sie sich schlafen. Sobald aber Djaudar einschlief, fielen sie über ihn her, und ehe er erwachte, stopften



sie ihm den Mund zu und führten ihn zur Stadt hinaus nach Suez, wo er ein ganzes Jahr lang die gemeinsten Arbeiten verrichten mußte. — Das ist, was Djaudar betrifft; seine Brüder aber gingen am folgenden Morgen zu ihrer Mutter, und Salem fragte



